TYROLIS LATINA

GESCHICHTE DER LATEINISCHEN LITERATUR IN TIROL

Band 1: Von den Anfängen bis zur Gründung der Universität Innsbruck

MARTIN KORENJAK · FLORIAN SCHAFFENRATH
LAV ŠUBARIĆ · KARLHEINZ TÖCHTERLE (HG.)

böhlau

Martin Korenjak · Florian Schaffenrath · Lav Šubarić
Karlheinz Töchterle (Hg.)

TYROLIS LATINA

Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol

Band I
Von den Anfängen bis zur Gründung
der Universität Innsbruck

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar

FWF Der Wissenschaftsfonds.

Gedruckt mir der Unterstützung durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-205-78868-3

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2012 by Böhlau Verlag Ges. m. b. H. und Co. KG, Wien · Köln · Weimar
http://www.boehlau-verlag.com

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier

Umschlaggestaltung: Michael Haderer

Umschlagabbildung: ULBT, Cod. 89, Bl. 3^{r} (Foto: F. Schaffenrath)

Druck: Balto Print, Litauen

Inhaltsverzeichnis

BAND I: VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUR GRÜNDUNG DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK

Vorwort 9

Von den Anfängen bis zu Meinhard II. und der Begründung der Tiroler Landeseinheit (um 1285)

Epochenbild (Josef Riedmann) 21
Überblick (Gabriela Kompatscher) 31

Von der Tiroler Landeseinheit bis zum Tod Kaiser Maximilians I. (1519)

Epochenbild (Lav Šubarić) 55
Dichtung (Martin Korenjak) 66
Rhetorik und Beredsamkeit (Martin Korenjak) 95
Geschichtsschreibung (Josef Riedmann/Florian Schaffenrath) 105
Biographie (Wolfgang Kofler) 123
Brief (Christina Antenhofer/Lukas Oberrauch) 130
Musik (Lukas Oberrauch) 143
Kirchliches Schrifttum (Erika Kustatscher/Martin Korenjak) 147
Philosophie (Stefan Tilg) 167
Medizin und Naturwissenschaft (Lav Šubarić) 189
Rechtswissenschaft (Christine Lehne) 198

Das 16. Jh. bis zum Tod Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (1595)

Epochenbild (Karlheinz Töchterle) 215
Dichtung (Wolfgang Kofler/Martin Korenjak) 225

Theater (Stefan Tilg) 266
Beredsamkeit (Martin Korenjak) 282
Geschichtsschreibung (Florian Schaffenrath) 307
Brief (Martin Korenjak) 335
Theologie (Erika Kustatscher/Martin Korenjak) 342
Philosophie (Stefan Tilg) 349
Naturwissenschaft (Lav Šubarić) 355
Medizin (Lukas Oberrauch) 362
Rechtswissenschaft (Christine Lehne) 378

Das 17. Jh. bis zum Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger (1665) und zur Gründung der Universität (1669)

Epochenbild (Stefan Tilg) 385
Dichtung (Martin Korenjak) 397
Theater (Stefan Tilg) 436
Beredsamkeit (Martin Korenjak) 465
Geschichtsschreibung (Lav Šubarić) 480
Biographie (Florian Schaffenrath) 505
Brief (Martin Korenjak) 517
Theologie und kirchliches Schrifttum (Erika Kustatscher/Martin Korenjak) . . . 525
Philosophie (Stefan Tilg) 545
Naturwissenschaft (Martin Korenjak) 555
Medizin (Lav Šubarić) 564
Rechtswissenschaft (Christine Lehne) 584

Farbtafeln 593

BAND II: VON DER GRÜNDUNG DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK BIS HEUTE

Von der Gründung der Universität bis zur Aufhebung des Jesuitenordens (1773)

Epochenbild (Lav Šubarić) 609
Dichtung (Martin Korenjak) 620
Theater (Stefan Tilg) 660

Beredsamkeit, Dialog, Rhetorik (Florian Schaffenrath) 701
Geschichtsschreibung (Lav Šubarić/Florian Schaffenrath/Patrik Kennel) 726
Biographisches Schrifttum (Gabriela Kompatscher/Martin Korenjak) 778
Brief (Wolfgang Kofler) 788
Sprachdidaktik, Poetik, Philologie (Gabriela Kompatscher/Martin Korenjak) . . 797
Theologie und kirchliches Schrifttum (Erika Kustatscher/Martin Korenjak) . . . 807
Philosophie und Naturwissenschaft (Stefan Tilg/Martin Korenjak) 833
Medizin (Lukas Oberrauch) 862
Rechtswissenschaft (Christine Lehne/Erika Kustatscher) 875

Von der Vertreibung der Jesuiten bis zur Revolution 1848

Epochenbild (Florian Schaffenrath) 909
Dichtung (Florian Schaffenrath) 918
Beredsamkeit (Martin Korenjak) 941
Geschichtsschreibung (Florian Schaffenrath/Erika Kustatscher) 953
Biographisches Schrifttum (Patrik Kennel/Martin Korenjak) 980
Brief (Wolfgang Kofler) 989
Theologie (Erika Kustatscher/Martin Korenjak) 998
Philosophie und Naturwissenschaft (Stefan Tilg/Martin Korenjak) 1022
Medizin (Lav Šubarić) 1046
Rechtswissenschaft (Christine Lehne) 1056

Von der Revolution 1848 bis heute

Epochenbild (Karlheinz Töchterle) 1073
Dichtung (Stefan Tilg) 1079
Prosa (Erika Kustatscher/Martin Korenjak) 1109

Abkürzungsverzeichnis (Johanna Luggin) 1159
Bibliothekssiglen (Johanna Luggin) 1161
Bibliographie (Johanna Luggin) 1162
Abbildungsverzeichnis (Johanna Luggin) 1265
Index nominum (Johanna Luggin) 1271
Index geographicus (Johanna Luggin/Simon Wirthensohn) 1299
Index rerum (Johanna Luggin) 1310
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 1322

Vorwort

Für knapp zwei Jahrtausende, von der Entstehung des Römischen Reiches bis ins 17./18. Jh., war Lat. (sieht man von Russland und denjenigen Ländern ab, die früh unter osmanische Herrschaft kamen) die wichtigste *lingua franca* Europas. Von der Literatur jedoch, die in dieser Sprache verfasst wurde, der mengenmäßig bedeutendsten, internationalsten und einflussreichsten der europäischen Vormoderne, ist bisher nur der kleine, wenn auch prägende Teil gut bekannt, der bis zum Ende der Antike entstand. Für das Mittellateinische, also die Latinität des Mittelalters, sieht es schon wesentlich schlechter aus, und die umfangreiche nlat. Literatur, die seit den Anfängen der Frühen Neuzeit zu Papier gebracht wurde, ist überhaupt noch weithin *terra incognita*. Einige herausragende Autoren wie Francesco Petrarca, Erasmus von Rotterdam oder Jakob Balde mögen sich einer gewissen Bekanntheit erfreuen, der größte Teil der erhaltenen Texte schlummert aber ungelesen in Bibliotheken und Archiven. Zwar hat sich die Situation im digitalen Zeitalter insofern verbessert, als weltweit mit der Online-Präsentation von Hs. und frühen Drucken in großem Stil begonnen worden ist: Vieles, was noch vor kurzem aufwendige Recherchen und Reisen erfordert hätte, ist nun mit ein paar Mausklicks zugänglich. Doch erstens betrifft diese Erleichterung nach wie vor nur einen kleinen Teil des Erhaltenen und zweitens bedeutet Zugänglichkeit nicht automatisch Bekanntheit: Solange das Material, das nun zur Verfügung steht, nicht gelesen und erforscht wird, ist es nur aus einem Papiergrab in ein elektronisches umgebettet.

Eine zügige Erforschung stößt indes bei allen Fortschritten, die in den letzten Jahrzehnten erzielt wurden, auf ebenso triviale wie scheinbar unüberwindliche Hindernisse: Da Mittellatein als Fach mangelhaft, Nlat. so gut wie gar nicht institutionalisiert ist, sieht sich eine kleine Zahl meist ‚nebenberuflicher' Forscher einer unübersehbaren Textmasse gegenüber. In der Folge fehlen selbst elementare Hilfsmittel, die in anderen Philologien selbstverständlich sind. Neben Lexika, prosopographischen Nachschlagewerken und Sachwörterbüchern zählen hierzu nicht zuletzt auch Literaturgeschichten, die einen Überblick über das Schrifttum und seine historische Entwicklung ermöglichen würden. Während für die mittellateinische Literatur entsprechende Arbeiten abgeschlossen bzw. im Erscheinen sind (an erster Stelle ist hier Franz Brunhölzls monumentales Projekt einer *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters* zu nennen), ist man für die nlat. hiervon noch weit entfernt. Nicht

umsonst haben Jozef IJsewijn und Dirk Sacré ihrer Überblicksdarstellung, der bislang einzigen zur nlat. Literatur insgesamt, nicht den Titel einer Literaturgeschichte, sondern ‚nur' den eines Companion gegeben (*Companion to Neo-Latin Literature*, 2 Bde., Löwen 1990–1997).

Eine vielversprechende Möglichkeit, sich allmählich einer Geschichte der nachantiken, insbesondere der nlat. Literatur anzunähern, besteht darin, die Arbeit nach geographischen Gesichtspunkten aufzuteilen und stückweise zu bewältigen: Wenn die einzelnen Forscher jeweils ein Gebiet bearbeiten, dessen politische Geschichte, Kultur- und Geistesgeschichte ihnen vertraut sind, dessen Bibliotheksbestände sie kennen und einsehen können, dürfte sich die Fülle der Texte und zu berücksichtigenden Aspekte am ehesten bewältigen lassen. Was die geographischen Einheiten betrifft, die einem solchen Unterfangen zu Grunde zu legen wären, so bieten sich (neben diversen anderen Möglichkeiten wie z.B. den großen städtischen Zentren) insbesondere die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Territorien an, die, zumindest in Mitteleuropa, während eines Großteils des Untersuchungszeitraums die wichtigsten politisch-geographischen Einheiten waren.

Ein solcher regionaler Zugang wurde allerdings unseres Wissens noch nicht erprobt. Wenn historische Darstellungen der nlat. Literatur sich auf geographische Teilbereiche konzentrieren, so handelt es sich dabei stets um größere Gebiete, die häufig mit modernen Nationalstaaten identisch sind. Dies gilt etwa für die verdienstvollen Arbeiten von Georg Ellinger (*Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands*, 3 Bde., Berlin/Leipzig 1929–1933), James Binns (*Intellectual Culture in Elizabethan and Jacobean England. The Latin Writings of the Age*, Leeds 1990), Minna Skafte-Jensen (*A History of Nordic Neo-Latin Literature*, Odense 1995) und Hans Helander (*Neo-Latin Literature in Sweden in the Period 1620–1720*, Uppsala 2001). Die große geographische Spannweite erzwingt in diesen Fällen jeweils anderweitige Einschränkungen, z.B. auf eine bestimmte Epoche, einzelne Gattungen oder gedruckte Texte.

Die *Latinitas* des historischen Tirol, also des heutigen Nord-, Ost- und Südtirol sowie des Trentino, stellt für eine regionale Literaturgeschichte einen vielversprechenden Gegenstand dar: Das Land durchlief seit seiner Genese als politische Einheit im späten 13. Jh. eine verhältnismäßig kontinuierliche territoriale und politische Entwicklung. Dementsprechend besitzt auch sein kulturelles und literarisches Leben eine gewisse Kohärenz, so dass man seine lat. Literatur sinnvoll als geographisch-historische Einheit behandeln kann. Gleichzeitig ist Tirol als Durchgangsland zwischen den beiden kulturellen und literarischen Räumen Italiens und Deutschlands, durch das jahrhundertelang neue Entwicklungen und Ideen den Weg über die Alpen fanden, auf vielfältige Weise in das geistige Leben der Vormoderne insgesamt eingebunden. Vieles von dem, was auf die Tiroler Latinität zutrifft, dürfte sich deshalb,

zumindest im Sinne provisorischer Vorannahmen, auch auf andere Regionen Europas übertragen lassen.

Aus derartigen Überlegungen heraus entstand vor gut zehn Jahren in Innsbruck der Plan einer Geschichte der lat. Literatur in Tirol, die diese in ihrer ganzen zeitlichen Ausdehnung und generischen Breite darstellen und auf einer möglichst vollständigen Erfassung aller gedruckten und hs. Quellen basieren sollte. Ein entsprechender Projektantrag wurde vom Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung im Herbst 2001 gutgeheißen, die Arbeit konnte im März 2002 beginnen. 2005 hatte ein Folgeantrag Erfolg: Das Projekt wurde um weitere drei Jahre verlängert. Nach dem Auslaufen dieser zweiten Phase dauerte es dann nochmals vier Jahre, bis nunmehr das Resultat dieser Bemühungen im Druck vorliegt.

Während der eigentlichen Projektlaufzeit, insbesondere in den ersten Jahren, wurden zunächst die wichtigeren Bibliotheken und Archive im Raum Alttirol systematisch besucht, die dort lagernden Bestände erhoben und in Auswahl fotografiert. Obwohl dies aus verschiedenen praktischen Gründen nicht in jedem einzelnen Fall so gründlich gelang, wie es wünschenswert gewesen wäre (beispielsweise konnten die Schätze der Accademia degli Agiati in Rovereto nur punktuell erschlossen werden), entstand auf diese Weise schließlich ein umfangreiches fotografisches Textarchiv; zugleich flossen die Ergebnisse der Recherchen in eine für die Zwecke des Projektes konzipierte Datenbank ein. (Interessierten lassen wir auf Anfrage gerne Material aus diesen Sammlungen zukommen.) Auf dieser Basis wurde dann nach einigen Jahren die Literaturgeschichte selbst in Angriff genommen. Nebenher entstand und entsteht eine beträchtliche Zahl an Einzelpublikationen, nicht zuletzt Diplomarbeiten und Dissertationen.

Die wissenschaftliche Projektleitung lag in den Händen von Karlheinz Töchterle, für alle organisatorischen Belange war Lav Šubarić verantwortlich. Angestellte Projektmitarbeiter waren in den ersten Jahren Florian Schaffenrath und Stefan Tilg, später auch Eleonore De Felip, Patrik Kennel und Ingrid Schöpf. Schaffenrath, Tilg und Kennel waren auch am Verfassen der Literaturgeschichte selbst beteiligt. Darüber hinaus konnten wir als Autoren Christina Antenhofer, Wolfgang Kofler, Gabriela Kompatscher, Erika Kustatscher, Christine Lehne, Lukas Oberrauch und Josef Riedmann gewinnen.

Wenn das Buch, das schließlich herausgekommen ist, „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol“ heißt, so müssen alle drei Bestandteile dieses Titels kurz erläutert werden:

Von einer herkömmlichen „Geschichte“ einer bestimmten Literatur unterscheidet sich unsere Darstellung in einem wesentlichen und nicht unproblematischen Punkt. Üblicherweise kann man bei einem solchen Unterfangen davon ausgehen, dass die Texte, über die man schreibt, dem Zielpublikum bekannt sind oder zumindest leicht

eingesehen werden können. Das ist hier nur in ganz geringem Maße der Fall; der größte Teil des Materials, über das wir schreiben – nicht nur die Hs., sondern auch die meisten Drucke –, ist nur schwer zugänglich. Unser Buch ist deshalb ebenso als Repertorium wie als Geschichte angelegt: Es verfolgt neben dem anspruchsvolleren Bemühen, die wesentlichen Entwicklungslinien nachzuzeichnen und verständlich zu machen, auch das elementare Ziel, das vorhandene Material bzw. einen repräsentativen Ausschnitt davon vorzustellen; Letzterem dienen insbesondere die häufigen Zusammenfassungen einzelner Werke und die Zitate, mit denen wir sie dem Leser in ihrer Eigenart vor Augen führen, sowie das Verzeichnis der Primärtexte am Schluss.

Der Literaturbegriff, von dem wir ausgegangen sind, entspricht nicht der modernen Vorstellung von Literatur als Belletristik. Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit stand an ihrer Stelle der umfassendere Begriff *litterae*, unter dem man alle schriftlichen Texte subsumieren konnte, die einen gewissen Gestaltungswillen erkennen ließen. Auf lat. Werke, die sich einer mühevoll erlernten Zweitsprache bedienten, traf dies von vornherein zu, und zwar auf Fachliteratur, Wissenschaftsprosa und Gebrauchstexte aller Art ebenso wie auf anspruchsvollere Genera wie Poesie oder Historiographie. Wir haben uns grundsätzlich an diesem Konzept der *litterae* orientiert. In der Praxis mussten wir allerdings bei den Gebrauchstexten gewisse Abstriche machen, indem wir insbesondere die (anderweitig schon gut erschlossenen) Urkunden und die Inschriften ausklammerten. Vor allem Letzteres ist bedauerlich, da sich unter der frühneuzeitlichen Epigraphik zahlreiche literarisch anspruchsvolle Beispiele, etwa viele Gedichte, finden. Die heuristische Aufgabe, einen einigermaßen repräsentativen Überblick über die lat. Inschriften des Landes zu gewinnen, hätte uns aber bei weitem überfordert.

„In Tirol" haben wir ernst und wörtlich genommen: Es ging darum, das literarische Leben in lat. Sprache nachzuzeichnen, das sich in der Region entwickelte bzw. in engem sachlichem Zusammenhang mit ihr stand, nicht darum, alles zu sammeln, was sich irgendwie mit dem Land in Verbindung bringen ließ. Behandelt wurden deshalb nur solche Werke, die in Tirol selbst entstanden sind oder auf andere Art – Tirol als Thema, Widmung an einen Landesfürsten oder (selten) Erstdruck in einer Tiroler Presse – einen deutlichen Bezug zu diesem erkennen lassen. Werke von Autoren, die zwar in Tirol geboren sind, aber anderswo gelebt und gewirkt haben, wurden dagegen nicht berücksichtigt, ebenso wenig das gesamte Œuvre von Schriftstellern, die nur einen Teil davon in Tirol verfasst haben. An diesem Prinzip haben wir auch dort festgehalten, wo das, wie etwa bei Nicolaus Cusanus, Nikolaus Avancini oder Jakob Balde, den vollständigen oder partiellen Verzicht auf große Namen bedeutete. Bei den recht zahlreichen Vertretern der Gattung der Reiseberichte, die vom Weg durch Tirol nur als Teilstück einer längeren Route berichten, schien uns eine exemplarische Vorstellung ausreichend.

Da nun schon mehrmals der Begriff „Werk“ gefallen ist, sollten wir an dieser Stelle auch klarlegen, was genau wir als Werk gezählt und behandelt haben. Grundsätzlich haben wir uns nach Möglichkeit an der physischen Einheit des Überlieferungsträgers orientiert: In der Regel entspricht ein Werk einer Hs. oder einem Druck. Ausnahmen hiervon bilden einerseits mehrbändige Werke, andererseits einzelne Bestandteile einer Sammelhandschrift oder eines Sammeldrucks, sofern sie einen gewissen Umfang aufweisen und als durchkonzipierte Einheiten zu erkennen sind. Auf die Einzelgedichte einer Gedichtsammlung trifft z.B. Letzteres, nicht aber Ersteres zu, weshalb sie nicht als eigene Werke aufscheinen. Wenn allerdings ein kurzer Text, etwa ein Gedicht oder ein Brief, in einem andersartigen Kontext als Zitat überliefert war, wurde er in der Regel als Werk verzeichnet. Schließlich haben wir im Anschluss an unseren weitgefassten Literaturbegriff nicht nur anspruchslosen Gebrauchstexten, sondern auch Rohfassungen, Vorarbeiten, wissenschaftlichen Notizen, Schulheften, Vorlesungsmitschriften und dergleichen Werkstatus verliehen.

Gegliedert ist die Literaturgeschichte nach Epochen und Gattungen. Keines dieser Kriterien ist unproblematisch, beide sind unumgänglich. Hinsichtlich des ersten befinden wir uns trotz der bekannten Aporien, in die der Epochenbegriff führen kann, in der glücklichen Lage, dass sich die Geschichte der Tiroler Latinität anhand einer Reihe einschneidender politischer, religions- und bildungsgeschichtlicher Ereignisse recht schlüssig in insgesamt sieben Abschnitte einteilen lässt: Die Genese Tirols als politische Einheit unter Meinhard II. von Tirol und Görz, die um 1285 zu einem vorläufigen Abschluss kam, trennt die Jahrhunderte davor von der Folgezeit und weist ihnen den Status einer Vorgeschichte zu. In den nächsten gut zwei Jahrhunderten bis zum Tod Maximilians I. im Jahr 1519 ist, meist unter den günstigen Auspizien landesherrlicher Präsenz, eine insgesamt kontinuierliche kulturelle Entwicklung zu verzeichnen, die gegen Ende des Zeitraums immer stärker vom Humanismus geprägt wird. Die dritte Epoche steht im Zeichen von Reformation und Gegenreformation und reicht bis zum Tod Ferdinands II., der drei Jahrzehnte lang prunkvoll in Innsbruck residierte, im Jahr 1595. Die Jahre 1665 und 1669, mit denen der vierte Abschnitt zu Ende geht, bringen dann sogar eine doppelte Zäsur: Im ersten stirbt die Tiroler Linie der Habsburger aus, sodass es seitdem in Innsbruck keinen landesfürstlichen Hof mehr gibt, im zweiten wird, sozusagen als Ausgleich, die Universität Innsbruck gegründet – beides Ereignisse von großer kultur- und literaturgeschichtlicher Tragweite. Die fünfte Epoche, die das letzte Drittel des 17. und die ersten beiden des 18. Jhs. umfasst, endet 1773 abrupt mit der Aufhebung des Jesuitenordens, der im Tiroler Bildungswesen seit mehr als zwei Jahrhunderten eine tragende Rolle gespielt hat. Die sechste wird vom Revolutionsjahr 1848 mit seinen wichtigen bildungspolitischen Weichenstellungen beschlossen. In der siebten und letzten, die bis in die Gegenwart reicht, wird Lat. als Kommunikationsmittel und

Literatursprache immer weiter zurückgedrängt, bis sich schließlich die Verhältnisse einstellen, die uns heute geläufig sind.

Innerhalb jeder dieser sieben Epochen beginnt die Darstellung mit einem Epochenporträt, das die im vorliegenden Zusammenhang wichtigsten Charakteristika des Zeitraums zusammenfasst, und gliedert sich dann wie erwähnt nach literarischen Gattungen; Ausnahmen sind das erste und das letzte Kapitel, in denen wir das mengenmäßig beschränkte bzw. vergleichsweise homogene Schrifttum zusammenfassend behandelt haben. Auch der Gattungsbegriff birgt bekanntlich seine Schwierigkeiten (von denen wir einige etwas später noch kurz ansprechen werden). Er erwies sich aber als durchaus geeignet, unser Feld abzudecken und die wesentlichen Zusammenhänge und Entwicklungen sichtbar zu machen, allerdings nur bei pragmatischer und flexibler Handhabung. Aus diesem Grund stehen Großgattungen wie „Poesie" neben kleineren wie „Biographie", formal definierte wie „Drama" neben inhaltlich bestimmten wie „Medizin" oder „Theologie" und funktional umrissenen wie „Brief". Auch ändert sich der Kanon der Gattungen von Epoche zu Epoche, wenn auch ein gewisser Grundbestand einen Großteil des behandelten Zeitraums hindurch erhalten bleibt.

Bei alldem haben wir uns zwar, wie erwähnt, bemüht, das relevante Material vollständig zu sammeln, Vollständigkeit der Darstellung konnte aber in den meisten Kapiteln kein ernsthaftes Ziel sein: Wir haben in der Regel nur einen – wie wir hoffen, repräsentativen – Bruchteil der erhobenen Texte besprochen und zitiert. In besonderem Maße trifft das auf die diversen Arten von Fach- und Gebrauchsschrifttum zu, wo die Menge des Erhaltenen noch größer ist als auf anderen Gebieten. Glücklicherweise hat man es hier in der Regel zugleich mit hochgradig standardisierten Textsorten zu tun, die sich gut zusammenfassend bzw. exemplarisch behandeln lassen.

Für wen ist die vorliegende Literaturgeschichte gedacht? Wir haben beim Schreiben einen weiten und heterogenen Kreis potenzieller Leser vor Augen gehabt und versucht, seinen vermutlichen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung zu tragen, insbesondere, indem wir alle lat. Passagen und Zitate auch in deutscher Übersetzung bieten und unsere Ausführungen durch Abbildungen illustrieren. So wird das Resultat unserer Bemühungen hoffentlich für Vertreter verschiedener Fachrichtungen und Disziplinen zugänglich und von Interesse sein: Klassische Philologen können aus der Darstellung einen Eindruck vom Reichtum der mittel- und nlat. Literatur gewinnen. Für Germanisten und Romanisten werden Phänomene deutsch-italienisch-lat. Mehrsprachigkeit im Tiroler Raum, beispielsweise lat.-volkssprachliche Drucke und Übersetzungsliteratur, von Interesse sein. Historiker dürften eine Vielzahl neuer Quellen zu verschiedenen Aspekten der Landesgeschichte entdecken. Kunsthistoriker werden sich von Buchillustrationen und zeitgenössischen Beschreibungen von Kunstwerken angesprochen fühlen, Musikwissenschaftler von denjenigen Kapiteln,

die sich mit zur Vertonung bestimmten Texten befassen. Vertreter einer Reihe weiterer Fächer (Philosophie, Theologie, Geographie, Botanik, Medizin, Physik usw.) erfahren Wissenswertes über die Geschichte ihrer Disziplinen. Jeder landeskundlich Interessierte wird Tirol und das Trentino von einer Seite kennenlernen, die ihm bisher weitgehend unzugänglich gewesen sein dürfte. Besonders wichtig sind uns als Leser aber natürlich diejenigen, die sich wie wir der Erforschung der nachantiken Latinität verschrieben haben. Sollten Grundidee und Durchführung dieser Literaturgeschichte ihre Zustimmung finden und zu ähnlichen Unternehmen anregen, so wären wir für unsere Arbeit reich belohnt.

Schließlich verlangt an dieser Stelle noch ein technischer Aspekt ein Wort der Erklärung, nämlich unser Umgang mit Sekundärliteratur. Unsere Darstellung berührt zahlreiche, z.T. entlegene Wissensgebiete, von der Diätetik bis zur Christologie, von der Lokalgeschichte bis zur Astronomie, und jedem Experten auf einem davon wird es ein Leichtes sein, auf eine Fülle von Sekundärliteratur hinzuweisen, die wir zu zitieren unterlassen haben. Wenn wir diesbezüglich ausgesprochen zurückhaltend waren, so hat das (neben unserer Ignoranz) drei Gründe: Erstens mussten wir den Umfang – und damit auch den Preis – des Buches in erträglichen Grenzen halten. Zweitens wollten wir eine gut zugängliche, nicht übermäßig durch Fußnoten und gelehrte Exkurse beschwerte Darstellung bieten. Drittens machen es die elektronischen Ressourcen unserer Zeit verhältnismäßig leicht, zu einem beliebigen Thema Basisinformationen und weiterführende Literatur zu finden. In diesem Sinne vertrauen wir auf den mündigen Leser und hoffen, dass er unsere Entscheidung für ein erschwingliches und lesbares Buch gutheißen wird.

Ein Vorwort ist nicht der Ort, die Ergebnisse eines Projektes wie des vorliegenden im Detail zusammenzufassen. Es ist aber vielleicht sinnvoll, kurz einige Punkte zu benennen, die insofern von allgemeinerem Interesse sind, als sie Implikationen für unser Bild der nachantiken, v.a. der nlat. Literatur als Ganzes haben.

a) Dass nlat. Literatur in gewaltigen Mengen produziert wurde und sich erhalten hat, ist bekannt. Dennoch waren wir von der schieren Masse dessen überrascht, was wir gefunden haben. Tirol umfasst flächenmäßig gerade einmal 0,25% Europas (von den Kolonialgebieten in Übersee, in denen vielfach ebenfalls eine intensive Lateinkultur gepflegt wurde, ganz zu schweigen). Für dieses kleine Gebiet haben unsere Recherchen rund 7000 Texte (etwa 5600 von 2000 namentlich bekannten Autoren sowie 1400 anonyme Werke) vom Einzeldistichon bis zum vielbändigen Wälzer zutage gefördert – wie gesagt ohne Epigraphik und Urkundenmaterial. Zwar kann man auf einige Faktoren verweisen, welche die lat. Produktion in Tirol besonders begünstigt haben dürften – drei Höfe (Innsbruck, Brixen, Trient) auf kleinem Raum, zahlreiche Klöster, lange und wirkmächtige jesuitische Präsenz, teilweise

Zugehörigkeit zum deutschen Sprachraum, wo Lat. länger als anderswo eine vorherrschenden Stellung behielt –, aber ihnen stehen das Fehlen großer Städte und wirklich bedeutender Klöster sowie die Tatsache gegenüber, dass es sich alles in allem um ein dünn besiedeltes Gebirgsland handelt. Nimmt man versuchsweise an, dass seine ‚Lateindichte' europaweit im guten Durchschnitt liegt, so kann man es bei aller gebotenen Vorsicht wagen, die Zahl der seit dem Ende der Antike auf Lat. verfassten Texte, die auf uns gekommen sind (die Masse des Verlorenen war wohl nochmals um ein Vielfaches umfangreicher), zumindest der Größenordnung nach abzuschätzen: Sie dürfte etwa im siebenstelligen Bereich liegen.

b) Ein großer Teil der Texte ist späten Datums. Die Neolatinistik konzentriert ihre Aufmerksamkeit traditionell auf die Zeit vom 14. bis zum 16. Jh. Spätere Epochen werden, sei es aufgrund des einsetzenden Aufstiegs der Volkssprachen, sei es aufgrund eines auch in anderen Wissenschaften feststellbaren Interesses für ‚Ursprünge' samt Abwertung der Folgezeit als repetitiv und dekadent, weniger intensiv erforscht. Demgegenüber ist zumindest für Tirol festzuhalten, dass der überwiegende Teil unserer Texte aus dem 17. und 18. Jh. stammt. Aus dem 19. Jh. haben wir immer noch mehr als aus dem 16., und in manchen Disziplinen spielt Lat. bis ins 20. Jh. (Theologie, Neuscholastik, Philologie) oder gar bis heute (Botanik) eine wichtige Rolle. Mögen hierbei auch einige landesspezifische Faktoren wie die Tatsache, dass die Universitätsgründung 1669 der Lateinproduktion einen Schub verlieh, und der stark ausgeprägte Katholizismus eine gewisse Rolle spielen – ganz untypisch dürfte das Bild zumindest für Mitteleuropa nicht sein. Aber nicht nur *in puncto* Quantität, sondern auch, was die Qualität betrifft, verdient die Spätzeit mehr Interesse, als ihr bislang zuteilwurde: So schreiben etwa die Jesuiten bis Ende des 18. Jhs. ein überaus gekonntes, nuancenreiches Lat., und die lat. Fachsprachen der zuvor genannten Disziplinen werden weiterentwickelt und ausdifferenziert, solange sie in Gebrauch sind.

c) Das Kriterium der literarischen Gattung hat sich als Gliederungsprinzip insgesamt bewährt, doch eine Fülle problematischer Einzelfälle hat uns bewusst gemacht, dass die nachantike lat. Literatur diesbezüglich von verwirrender Vielfalt ist. Häufig blieb der Versuch, einen bestimmten Text einer geläufigen Gattung zuzuweisen, zum Scheitern verurteilt und die Einordnung in das betreffende Kapitel eine pragmatische Verlegenheitslösung: Wie verfährt man diesbezüglich etwa mit einem ciceronianischen Dialog über Steuerrecht (Franz Adam von Brandis, *Quomodo sine aerarii foenere mellificandum*, Bozen 1686), mit einer panegyrischen Satura Menippea (*Regulus ab aquila exaltatus*, Innsbruck 1703), mit einem nach der *Vulgata* und der antiken Historiographie stilisierten Bericht über einen berühmten Scharlatan (Clementino Vannetti, *Liber memorialis de Caleostro*, Mori 1789)? Zwar gibt es durchaus ein Gebiet, innerhalb dessen die Legislation der

Poetik und der Rhetorik sowie die Autorität antiker Vorbilder die gattungsmäßige Ordnung aufrechterhalten, doch jenseits seiner Grenzen erstreckt sich generisches Niemandsland: Die Autoren, so scheint es, stehen dem Konzept „Gattung" weithin indifferent gegenüber und orientieren sich in erster Linie an den Erfordernissen der konkreten Situation, in der sie ihren Text verfassen. Das ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil es eine andere Beziehung zur antiken Literatur impliziert als die von bewusster *imitatio* („Nachahmung") und *aemulatio* („Wetteifer") geprägte, die v.a. klassische Philologen gerne ins Zentrum ihrer Überlegungen stellen. Vielfach kommt den antiken Texten eher die Rolle einer literarischen Verfügungsmasse zu, deren man sich nach Belieben bedient.

d) Dass im Bereich der nachantiken Latinität noch viel editionsphilologische Arbeit zu leisten ist, ist allgemein bekannt. Auch wir sind erwartungsgemäß auf eine Menge Texte gestoßen, die eine Ausgabe mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar lohnen würden. Überraschend war jedoch, dass sich uns darüber hinaus zahlreiche übergreifende Themen und Fragen literatur-, bildungs- und geistesgeschichtlicher Natur aufgedrängt haben, die unseres Wissens bisher erst zum kleineren Teil als solche wahrgenommen und bearbeitet worden sind. Um nur eine Handvoll Beispiele herauszugreifen: Anhand erhaltener Schülerhefte ließe sich in aller Deutlichkeit nachvollziehen, wie junge Lateiner an das Verfassen poetischer Texte herangeführt wurden. Die lat. geistliche Dichtung des Barock, von der Hymnen- über die Erbauungs- bis zur Meditationsdichtung, von streng klassizistisch bis mittelalterlich-akzentuierend, ist samt ihren religionsgeschichtlichen Implikationen noch fast zur Gänze unerforscht. Dasselbe gilt für die vielgestaltige nlat. Figurendichtung, die mitunter die seltsamsten Blüten treibt. Auch die ingeniösen Prosimetra der *Societas Jesu* zum Preise geistlicher und weltlicher Herrscher, die Versatzstücke aller Art in spielerischer Freiheit kombinieren und beispielsweise nicht davor zurückschrecken, gänzlich neuartige Metren zu erfinden, harren noch der Aufarbeitung. Ein weiteres, bildungsgeschichtlich wichtiges, panegyrisches Genre, das zu seiner Zeit überaus beliebt war, stellen Gratulationsschriften zu akademischen Promotionen dar. Aus der panegyrischen Leichenrede scheint im 18./19. Jh. in intellektuellen Kreisen, beispielsweise in den Akademien, der moderne Nachruf hervorgegangen zu sein; das Wie und Warum dieses literatur- wie mentalitätsgeschichtlich interessanten Vorgangs bleibt zu untersuchen. Die lat. Fachsprachen vieler Wissenschaften entwickelten sich, wie schon angedeutet, bis in jüngste Zeit eigenständig weiter – Sonderwege der lat. Sprachgeschichte, über die wir noch kaum etwas wissen. Die nlat. Literatur hält für denjenigen, der sich ihr widmen möchte, neben geduldiger, solider Grundlagenforschung eine Fülle spannender Fragen von großer Tragweite bereit – ein zusätzlicher Anreiz, sich ihr noch entschiedener zuzuwenden als bisher.

Zu guter Letzt bleibt uns die schöne Pflicht des Dankens. Während der langjährigen Arbeit haben wir Hilfe, Rat und Zuspruch von so vielen Seiten erfahren, dass eine vollständige Aufzählung ein neues Buch ergeben würde. Wir möchten aber zumindest eine Reihe von Institutionen und Personen hervorheben, die in verschiedenen Stadien des Projektes entscheidend zu seinem Gelingen beigetragen haben: Wertvolle Informationen und Tipps zur Antragsstellung kamen von Frau Sieglinde Sepp und Herrn Univ.-Prof. Werner M. Bauer sowie vom Projektservicebüro der Universität Innsbruck. Ohne die großzügige finanzielle Unterstützung des Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung hätte weder das Projekt in Angriff genommen noch das resultierende Buch gedruckt werden können. Ebenfalls unabdingbar war die bereitwillige Hilfe zahlreicher Bibliotheken und Archive (und ihrer Vertreter): der Biblioteca Civica Rovereto, der Biblioteca Comunale di Trento (dott. Silvano Groff), des Archivio di Stato di Trento, des Trientner Franziskanerklosters San Bernardino (P. Remo Stenico), des Benediktinerklosters Muri-Gries bei Bozen (P. Plazidus-Karl Hungerbühler, Prakash Ramachandran), der Propsteibibliothek Bozen (Traudl Streiter), des Franziskanerklosters Bozen, der Seminarbibliothek des bischöflichen Priesterseminars in Brixen, des Diözesanarchivs Brixen (Dir. Eduard Scheiber), der Bibliothek des Bischöflichen Seminars Vinzentinum in Brixen (Prof. Christoph Röck), des Augustiner-Chorherrenstifts Neustift (Prof. Martin Peintner), des Kapuzinerklosters Brixen (Guardian Kassian Ladstätter), des Stadtmuseums Meran, des Kollegiatsstifts Innichen (Dr. Egon Kühebacher), des Zisterzienserstifts Stams (HR DDr. Wilhelm Kundratitz, OStR Prof. Mag. Karl Palfrader), des Prämonstratenser Chorherrenstifts Wilten (HR Univ.-Prof. Dr. Fritz Steinegger †), der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (Sieglinde Sepp, Mag. Peter Zerlauth, Michael Springer), der Bibliothek der Tiroler Landesmuseen (Dr. Martin Bitschnau, Roland Sila), des Kapuzinerklosters Innsbruck (P. Gaudentius), des Servitenklosters Innsbruck (Fr. Fero Bachorik), des Innsbrucker Jesuitenkollegs (Univ.-Prof. Dr. Emerich Coreth †, Univ.-Prof. Dr. Bernhard Kriegbaum), des Tiroler Landesarchivs (HR Univ.-Prof. Dr. Richard Schober, Dr. Christoph Haidacher), des Franziskanerklosters Schwaz (P. Oliver Ruggenthaler), des Benediktinerstifts St. Georgenberg-Fiecht (P. Thomas Naupp), der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien (Univ.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg) und des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien (Dr. Leopold Auer). Die Autorinnen und Autoren haben sich gemeinsam mit uns auf ein wissenschaftliches Abenteuer eingelassen, dessen Verlauf und Ausgang anfangs wohl für keinen von uns absehbar waren, und uns bis zum Schluss durch dick und dünn begleitet. Die Mühen der Endredaktion haben Johanna Luggin und Simon Wirthensohn mit uns geteilt. Schließlich gebührt dem Böhlau Verlag Dank für seine Bereitschaft, das Buch zu publizieren, und für die kompetente Bewältigung des schwierigen Manuskripts.

Von den Anfängen bis zu Meinhard II. und der Begründung der Tiroler Landeseinheit (um 1285)

Josef Riedmann

Epochenbild

früheste Schriftzeugnisse

Die ältesten Zeugnisse für die Verwendung der Schriftzeichen im Bereich des historischen Kronlandes Tirol zwischen Kufstein und Ala, Arlberg und Lienzer Tor reichen in die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. zurück. Weihesprüche, Besitzangaben und Namen wurden auf Stein, Metall, Keramik, Holz und Blei festgehalten. Die benutzten Buchstaben stehen mit Alphabeten im Zusammenhang, die im benachbarten italischen Raum Verwendung gefunden haben. Mit der schrittweisen Einverleibung des späteren Tiroler Raumes in das Imperium Romanum im Laufe des 1. Jhs. v. Chr. nahm auch die Produktion von Schriftzeugnissen sprunghaft zu. Im Zuge der Gesamtentwicklung im Römischen Reich entstanden in großer Zahl lat. Inschriften auf Grabdenkmälern, Altären, Meilensteinen, Ziegeln und Gebrauchsgegenständen. Als eigene literarische Schöpfung wird man derartige Texte allerdings nur in einem sehr beschränkten Umfang ansprechen können. Allein eine kurze Beschwörung, die um 100 n. Chr. eine Secundina in Wilten auf Blei einritzen ließ, um ein gestohlenes Gut wieder zu erlangen, verrät eine einigermaßen selbstständige Diktion. Bemerkenswert ist trotz dieses vereinzelten Dokuments das weitgehende Fehlen schriftlicher Zeugnisse im Bereich des heutigen Nordtirol. In Süd- und Osttirol und v.a. im Trentino sind entsprechende Aufzeichnungen wesentlich häufiger erhalten. Das Fehlen eines städtischen Zentrums im Inntal im Gegensatz zu Aguntum in Osttirol und Tridentum bietet eine Erklärung für diese Diskrepanz.[1]

frühchristliche Schriftquellen

Auch das Vordringen des christlichen Bekenntnisses in die Alpentäler im Laufe der Spätantike änderte wenig an der Seltenheit der Überlieferung von schriftlichen Zeugnissen aus diesen Jahrhunderten, obwohl man für den Kult entsprechende Bücher benötigte und die Geistlichkeit in antiker Tradition über Fertigkeiten im Lesen und Schreiben verfügt haben muss. In den in das 4./5. Jh. zurückreichenden Bischofssitzen von Trient und Säben existierten zweifellos auch noch in der Folgezeit, wenn vielleicht auch in sehr reduzierter Form, Ausbildungsstätten von Klerikern. Aus der Zeit um 400 stammen die frühesten einheimischen Texte aus Trient in Gestalt von Briefen des Bischofs Vigilius. Frühe schriftliche Quellen liegen auch über das Martyrium der Missionsboten auf dem Nonsberg vor, und wenn Paulus Diaconus zur Zeit Karls des Großen in der Lage war, für seine *Historia Langobardorum* ein einschlägiges Werk des Abtes Secundus von Trient auszuschreiben,

1 Zur Geschichte der Epoche vgl. v.a. Riedmann 1990.

dann bezeugt dies auch die Existenz von literarischen Ambitionen im Umkreis des Bischofs oder eventuell auch des in Trient residierenden langobardischen Herzogs. Das Werk des Secundus, das um 600 verfasst wurde, ist insgesamt leider verloren gegangen. Beachtung verdient in diesem Zusammenhang aber auch die Tatsache, dass Secundus als Abt bezeichnet wird. Dies ist ein sehr isolierter Hinweis auf die Existenz eines spätantiken/frühmittelalterlichen Klosters im Raum von Trient, von dem ansonsten keinerlei Spuren existieren. Als älteste Zeugnisse einer äußerst bescheidenen Form der Historiographie sind ferner die im Rahmen der Liturgie entstandenen Bischofslisten von Trient und Säben anzusprechen, deren früheste Originalüberlieferung heute allerdings erst aus dem 11. Jh. (Trient) und aus dem späten MA (Brixen) stammt. Die älteste heute noch erhaltene lat. Originalhandschrift im alttirolischen Raum reicht in das 6. Jh. zurück. Es handelt sich dabei um ein lat. Evangeliar auf Purpurpergament, dessen Entstehung in Trient allerdings nicht gesichert ist. Es wird mit dem berühmten *Codex argenteus*, der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas, heute das Prunkstück der Universitätsbibliothek von Uppsala, in Zusammenhang gebracht, die wahrscheinlich am Hofe des Gotenkönigs Theoderich in Ravenna um 500 entstanden ist. Aus dem Bereich von Säben-Brixen ist offenbar keine Hs. aus der Zeit vor etwa 800 überliefert.

Einfluss der bayerischen Herzöge

Die schrittweise Einbeziehung des späteren Tiroler Raumes in das bayerische Herzogtum der Agilofinger, die im 7. Jh. begann, brachte auch für den Bereich der Bildung in den Alpentälern neue Impulse. Allerdings lassen sich diese erst im 8. Jh. deutlich fassen, etwa in der Person und im Wirken des aus der Gegend von Meran stammenden Bischofs Arbeo von Freising, der durch die von ihm verfassten Viten der sogenannten Bayernapostel Emmeram und Corbinian sogar zum ersten bayerischen Schriftsteller avancierte. In diesen Zusammenhang neuer geistlicher und kultureller Impulse, die nun aus dem Norden in die Gebirgstäler auf beiden Seiten des Brenners kamen, gehört auch die Gründung von Innichen, des ersten ‚Tiroler' Klosters im MA, durch den bayerischen Herzog Tassilo III. im Jahre 769. Man kennt aber keine literarischen Produkte aus der Frühzeit der Pustertaler Mönchsgemeinschaft. Der Wortlaut der Gründungsurkunde blieb nur in einem Freisinger Kopialbuch erhalten, denn Innichen unterstand als sogenanntes Eigenkloster direkt dem Freisinger Oberhirten. Das berühmte *Innicher Evangeliar,* heute in der ULBT aufbewahrt (vgl. Farbtafel 1), entstand erst kurz vor 900 und vermutlich nicht im Pustertaler Kloster selbst. Dass die Hs. dann sehr bald nach Innichen gelangte, bezeugen einige kurze Eintragungen über Schenkungen an das Kloster des Hl. Candidus. Mehr erhalten blieb aus der Schreibschule des ebenfalls noch vor 800 gegründeten Klosters Müstair/Münster im heutigen Graubünden, das lange Jahrhunderte mit dem nachmaligen Land Tirol engstens verbunden war. Aus Müstair/Münster sind Handschriftenfragmente aus karolingischer Zeit überliefert, die sich in der

Schrift in die Tradition der Churer Romanitas einordnen. Aus dieser Richtung kamen auch die wesentlichen religiösen und kulturellen Impulse im Vinschgau, der ja bis zum Beginn des 19. Jhs. zur Diözese Chur gehörte.

Ausgestaltung der kirchlichen Strukturen

Die für das geistige Leben ganz wesentliche kirchliche Organisation im späteren Tiroler Raum erfuhr knapp vor 800 ihre für lange Zeit maßgebliche Ausgestaltung. Das bis in die Spätantike zurückreichende Bistum Säben, das Eisacktal im Süden bis Klausen und zudem das Pustertal, das Wipptal und das Tiroler Inntal bis zum Ziller einschließlich der Seitentäler umfassend, wurde der im Jahre 798 neu errichteten bayerischen Kirchenprovinz mit dem Zentrum Salzburg zugeordnet. Die damit erfolgte Einbeziehung des zentralen Bereichs des späteren Tirol in die von zahlreichen Klöstern und Bischofssitzen geprägte bayerische geistliche und geistige Landschaft zeigte nachhaltige Folgen auch im Bereich der Literatur. Die Diözese Trient umfasste im Wesentlichen das heutige Trentino sowie in Südtirol das Etschtal bis vor Meran und das Eisacktal von Bozen bis vor Klausen mit den entsprechenden Nebentälern. Weitere gezählte neun Bistümer verfügten sodann bis um 1800 über Randbereiche der historischen Grafschaft Tirol (neben Chur auch Augsburg, Freising, Salzburg, Chiemsee, Aquileia, Padua, Feltre-Belluno, Verona, Brescia).

Schriftlichkeit in karolingischer Zeit

Obwohl etwa Bischof Alim, ein Zeitgenosse Karls des Großen, mit Alkuin, dem führenden Geist am Hofe des Kaisers, und mit Erzbischof Arn von Salzburg Kontakte unterhielt, sind uns aus dieser Zeit keine Zeugnisse einer literarischen Tätigkeit aus Säben erhalten geblieben. Immerhin stammt die älteste Originalurkunde des Brixner Hochstiftsarchives, ausgestellt vom karolingischen Herrscher, aus dem 9. Jh., und mehr oder weniger zufällig ist im Jahre 828 in einer Freisinger Überlieferung auch ein Notar des Säbener Bischofs namentlich genannt. Im Jahr 845 war in Trient ebenfalls ein Notar tätig – ein völlig isoliertes Zeugnis für das Weiterleben der Schriftlichkeit in einer diesbezüglich höchst dunklen Epoche. Dabei muss es an den Bischofssitzen wohl Skriptorien gegeben haben, um die für den Kult notwendigen und auch ansonsten bezeugten liturgischen Bücher herzustellen. Inwieweit damals auch eigene Domschulen existiert haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Kaiser Lothar I. hat im Jahre 825 als zentralen Schulort für den Bezirk von Trient die Stadt Verona bestimmt. Als einziges nennenswertes Zeugnis aus dieser Zeit hat sich ein Sakramentar mit einem Martyrologium aus Trient erhalten, für das fallweise auch eine Entstehung in Säben angenommen wurde.

‚Tirol' unter den Ottonen

Dieses fast vollständige Vakuum an literarischen Überlieferungen in der Karolingerzeit im Gebiet der Bischöfe von Säben und Trient setzte sich im 10. Jh. fort. Zwar änderte sich der politische Stellenwert der zentralen Alpentäler unter den Ottonen beträchtlich. Mit der Wiederaufnahme der Italienpolitik unter Otto I., die ihren Höhepunkt in der Erneuerung der Kaiserwürde im Jahre 962 erlebte, gewann der Bereich zwischen Augsburg und Verona als idealer Kommunikationsstrang zwischen der

Mitte Europas und der Apenninhalbinsel entscheidend an Bedeutung. Dementsprechend erwiesen sich die Herrscher als großzügig gegenüber den Bischöfen von Säben, die nun, in den Jahrzehnten vor der Jahrtausendwende, ihren Sitz von der geschützten Höhe über Klausen in die Talweitung von Brixen verlegten. Allmählich begann man jetzt auch mit der schriftlichen Aufzeichnung von Rechtsgeschäften, die etwa Zuwendungen von Gütern und Menschen an die Bischofskirche betrafen. Knapp nach 1000 wurden vorher einzeln festgehaltene Notizen über Schenkungen und Tauschgeschäfte in einem eigenen Traditionscodex zusammengeschrieben, der eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Hochmittelalters im Tiroler Raum geworden ist. In Trient ist keine annähernd gleichwertige Überlieferung entstanden.

Stellenwert der Bischöfe von Trient und Brixen

Wohl aber war es der Bischof von Trient, der im Jahre 1004 die Grafschaftsrechte in der Umgebung seiner Residenzstadt von König Heinrich II. übertragen erhielt. Die Betrauung eines hohen geistlichen Würdenträgers mit öffentlich-rechtlichen Aufgaben (Einhebung von Abgaben, Wahrnehmung der Gerichtsbarkeit, Oberbefehl über das Heeresaufgebot) entsprach dem Zug der Zeit und bot sich in besonderem Maße in den Alpentälern an, da auf diese Weise die nach dem Herrscher oberste Gewalt in der strategisch entscheidenden Kommunikationslinie zwischen Italien und Deutschland nicht mehr in den Händen von weltlich Großen lag, die mit Erfolg nach der Erblichkeit dieser Positionen strebten, sondern in den Händen von Kirchenfürsten, auf deren Bestellung Kaiser und Könige damals noch entscheidend Einfluss nehmen konnten. Die salischen Herrscher verliehen in der Folge weitere Grafschaftsrechte an die Bischöfe von Trient (Etschtal, Vinschgau) und Brixen (Eisacktal, Tiroler Inntal, Pustertal). Damit setzte ein Ablöseprozess dieser Gebiete von größeren politischen Einheiten im Norden (Herzogtum Bayern) und Süden (Markgrafschaft Verona) ein. Dass aber nicht die Bischöfe die entscheidenden Nutznießer dieses Prozesses werden würden, sondern neue weltliche Geschlechter, deren Angehörige zu Vögten, also zu Vertretern der Kirche in weltlichen Angelegenheiten bestellt wurden, sollte sich dann im Laufe des 13. Jhs. herausstellen.

Sakramentar Ulrichs II.

Die erhöhte politische Bedeutung, die der Trientner Oberhirte knapp nach der Jahrtausendwende erlangte, fand in einer bemerkenswerten Hs. ihren Niederschlag, die unter Bischof Ulrich II. (1022–1055) entstanden ist. Das Sakramentar enthält neben den üblichen liturgischen Texten eine Liste der Trientner Oberhirten seit dem Bestehen dieses Bischofsitzes, hunderte Eintragungen von weiteren Totengedächtnissen von Kaisern, Königen, Bischöfen und anderen Klerikern sowie von Laien, die sich als Wohltäter der Kirche des Hl. Vigilius erwiesen haben. Ein Teil davon waren Teilnehmer an Italienzügen Kaiser Heinrichs II., derer man in Trient im Gebet gedachte. Analoge Aufzeichnungen sind aus Brixen nicht erhalten. Wohl aber ist um 1030 erstmals ein *magister scholarum* in der Stadt am Eisack bezeugt, der an der dortigen Domschule tätig war, und dort erhielten nicht nur Geistliche,

sondern auch junge Adelige eine Ausbildung. Im Übrigen besitzen wir aus dem Bereich Brixen aus dem 11. Jh. weiterhin nur pragmatisches Schrifttum, v.a. Aufzeichnungen über Rechtsgeschäfte, und Bruchstücke von liturgischen Codices. Die von Streitschriften erfüllte Auseinandersetzung zwischen Kaisertum und Papsttum in der zweiten Hälfte des 11. Jhs., im sogenannten Investiturstreit, sah zwar Brixen im Jahre 1080 im Brennpunkt des Geschehens, als hier auf Geheiß Heinrichs IV. eine lange Reihe von Bischöfen aus Italien und Deutschland Gregor VII. die Rechtmäßigkeit als Papst absprach und in der Person Clemens III. ein neues Oberhaupt der Christenheit erwählte. Der Ort Brixen erlangte damit überregionale Bekanntheit. An Ort und Stelle hinterließen die dramatischen Ereignisse aber offenbar keinen schriftlichen Niederschlag. Die im Investiturstreit durchwegs auf kaiserlicher Seite stehenden Oberhirten von Brixen und Trient griffen ebenso wenig zur Feder, um ihren Standpunkt zu verteidigen, wie ihre Domherren oder die Insassen der damals in diesem Bereich noch spärlichen Klöster (Innichen, Benediktinerinnen in Sonnenburg im Pustertal seit ca. 1030).

kirchliche Erneuerungsbewegung – Klostergründungen

Etwa seit Beginn des 12. Jhs. zeichnete sich auch im Gebiet des nachmaligen Tirol der Sieg der kirchlichen Erneuerungsbewegung immer deutlicher ab. Die Bischöfe verdankten ihre Würde nun nicht mehr ausschließlich der Gunst der Herrscher, und insbesondere die Gründung neuer geistlicher Gemeinschaften kann als Ausdruck einer neuen religiösen Gesinnung gelten. Die Initiative für die Errichtung neuer Klöster ging von einheimischen weltlichen und geistlichen Großen aus. Eine offenbar bereits seit einiger Zeit bestehende Klerikergemeinschaft im abgelegenen St. Georgenberg bei Schwaz wurde 1138 in ein Benediktinerkloster umgewandelt. Im gleichen Jahr erfolgte die päpstliche Bestätigung der neuen Niederlassung von Prämonstratensern in Wilten. Nach einer Vorstufe im unteren Engadin übersiedelten um 1150 Benediktiner nach Marienberg im obersten Vinschgau. Dem Zug der Zeit folgend, errichtete um 1140 der Brixner Reformbischof Hartmann ein Augustiner-Chorherrenstift in unmittelbarer Nähe seiner Residenzstadt, das als Neustift bis zum heutigen Tag existiert. Hingegen ist der Konvent der Chorherren von San Michele an der Etsch (Welschmichel) zwischen Salurn und Trient, den Bischof Altmann von Trient und Graf Ulrich von Eppan vor 1145 ins Leben gerufen haben, der Säkularisierung zum Opfer gefallen. Das Chorherrenstift Au bei Bozen, nach 1160 eingerichtet, wurde im 15. Jh. nach Gries bei Bozen verlegt, bis es ebenfalls zur Zeit Josephs II. aufgehoben wurde. Wesentliche Neuerungen im Zuge der Reform betrafen Innichen, wo die Benediktiner durch Kanoniker abgelöst wurden, und Müstair/Münster. Dort besteht seit etwa 1130 eine Gemeinschaft von Benediktinerinnen. Auffällig wenig klösterliche Gemeinschaften entstanden vor 1200 im heutigen Trentino. Neben San Michele sind nur die Benediktiner von San Lorenzo vor den Mauern der damaligen Stadt Trient zu nennen.

Klöster als Bildungszentren

Alle genannten geistlichen Gemeinschaften können als potenzielle Zentren der Bildung gelten. Allein schon für die Feier der Liturgie benötigte man Messbücher und weitere Texte. Ein Grundbestand an biblischer und patristischer Überlieferung, aber auch Ordensregeln und weitere erbauliche religiöse Texte müssen überall vorhanden gewesen sein. Die ursprüngliche Ausstattung stammte wohl aus den jeweiligen Gründungskonventen, und dies waren mit Ausnahme von San Lorenzo in Trient durchwegs Gemeinschaften im heutigen bayerischen, schwäbischen und österreichischen Raum. Aus diesen Zusammenhängen resultierte auch in der Folge eine weitestgehende kulturelle und personelle Einbindung der Klöster in Tirol in die süddeutsch-österreichische Klosterlandschaft. Dieser Effekt wurde noch durch die Tatsache verstärkt, dass einige bayerische Bischofskirchen sowie an die zwei Dutzend Klöster in Bayern und Schwaben über große Besitzungen im heutigen Süd- und Nordtirol verfügten. Auch daraus entstanden enge Kontakte zwischen dem süddeutschen und Tiroler Raum, die über den Bereich der Wirtschaft auch in alle Aspekte der Kultur und Bildung hineinreichten.

Alte Hs.

Nur ganz vereinzelt lassen sich heute Hs. aus der Gründungszeit im Bestand der Bibliotheken der noch existierenden Konvente nachweisen, wie etwa eine großformatige vierbändige Bibel mit einem dazu gehörenden Evangeliar in Fiecht. Immerhin verwendete man eine leere Seite in einem dieser Codices, um dort etwa um 1200 die ersten 66 Verse des vermutlich im nahe gelegenen bayerischen Tegernsee entstandenen *Ludus de Antichristo* festzuhalten.

Durch eigene literarische Bemühungen haben sich ‚Tiroler' Klöster in dieser frühen Zeit offenbar nicht besonders ausgezeichnet. Am ehesten ist in diesem Zusammenhang noch Neustift bei Brixen zu nennen, wo Propst Konrad um 1180 Interesse an kirchenrechtlichen Texten an den Tag legte, die kurz zuvor in Frankreich entstanden waren, und um 1200 die Lebensbeschreibung des Bischofs Hartmann entstanden ist.

In Wilten besaß man nach einer gleichzeitigen Nachricht in der Gründungszeit ganze acht Bücher. Davon fanden sieben im Rahmen der Liturgie Verwendung, und beim achten handelte es sich um eine Sammlung von Rechtstexten, die aber auch für den Bereich der Seelsorge dienlich war. Nimmt man den heutigen Stand der Überlieferung als Maßstab, so konzentrierte man sich in den ‚Tiroler' Klöstern des hohen MA im Bereich der schriftlichen Tätigkeit v.a. auf die Niederschrift von Rechtsakten, also auf die Anfertigung von Urkunden und ähnlichen Aufzeichnungen, welche die materielle Basis der Institution sicherstellen sollten.

Schulen in Klöstern und Domstiften

In irgendeiner Weise müssen in den Klöstern aber auch Schulen zur Ausbildung des Nachwuchses existiert haben. Vor 1200 sind jedoch Nachrichten über derartige Initiativen kaum fassbar. Besser bestellt ist es diesbezüglich hinsichtlich der Domschulen in Brixen und Trient, in denen *magistri scholarum* bezeugt sind

Abb. 1: Meinhard II., Kupferstich aus den *Tirolensium principum comitum genuinae eicones* des Dominicus Custos, Augsburg 1599.

und damit wohl auch *scholares* vorhanden waren. Für den Schulbesuch ihrer Söhne wurden von den Eltern durchaus ansehnliche Einkünfte gestiftet, und üblicherweise waren die Schüler für eine geistliche Laufbahn bestimmt. Einen gewissen Aufschwung dürfte das Schulwesen bei den Domstiften und in den Klöstern dann während des 13. Jhs. genommen haben. Über die konkreten Bildungsinhalte erfahren wir aber nichts. Der zentrale Stellenwert der damals nahezu einzig möglichen Schriftsprache, des Lat., in dieser Ausbildung steht aber außer Zweifel. Zudem gibt es immerhin deutliche Hinweise darauf, dass bereits im 12. Jh. einige Bischöfe an Eisack und Etsch über eine höhere Bildung verfügten.

Machtausbau der Grafen von Tirol

Im Laufe des 13. Jhs. erfuhr die politische Landschaft im Tiroler Raum sodann eine wesentliche und für lange Zeit definitiv neue Gestaltung. Die weltliche Macht der Bischöfe wurde durch große einheimische Geschlechter immer mehr in Frage gestellt. In einem durch Jahrzehnte andauernden Machtkampf konnten sich unter den aufsteigenden Gewalten die ursprünglich aus Bayern stammenden und dann im Gebiet von Meran verankerten Grafen von Tirol als dominierende Macht an Etsch, Eisack und Inn durchsetzen. Ihre wichtigsten Konkurrenten, die Grafen von Morit-Greifenstein im Raum von Bozen und die bayerischen Andechs-Meranier im Tiroler Inntal sowie im Bereich von Brixen erloschen in männlicher Linie. Die Grafen von Eppan und Ulten im Zentralraum des heutigen Südtirol wurden von den Tirolern in blutigen Auseinandersetzungen ausgeschaltet. Formal gestützt auf den Rechtstitel der Vogtei, nutzte v.a. der langlebige Graf Albert III. von Tirol in der ersten Hälfte des 13. Jhs. die allgemeine Entwicklung, um seine Macht nach allen Seiten hin auszudehnen. Der massive Einsatz von Gewalt nicht nur gegenüber weltlichen Gegenspielern, sondern auch gegenüber den Bischöfen trug wesentlich zu diesem Erfolg Graf Alberts bei. Beim Tod dieses letzten männlichen Angehörigen des alten Tiroler Grafenhauses im Jahre 1253 zeichnete sich die Bildung einer neuen poli-

tischen Einheit bereits ab: ein den Alpenhauptkamm überspannendes Territorium am Oberlauf der Etsch, am Eisack und im heutigen Tiroler Inntal. Der Enkel Alberts, Graf Meinhard II. von Tirol-Görz (vgl. Abb. 1), wurde sodann zum Vollender der Bemühungen seines Großvaters. Er baute eine effiziente Verwaltung seines Gebietes und seiner Besitzungen auf, betrieb eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik, pflegte gute Beziehungen zu maßgeblichen Persönlichkeiten, und unter geschickter Ausnützung der äußeren Verhältnisse zur Zeit des sogenannten Interregnums schuf er unter Anwendung brutaler Gewalt, mit massivem Einsatz von Geld, großem Geschick und viel Glück die neue Grafschaft Tirol, die bei seinem Tod im Jahre 1295 in etwa vom Außerfern und Ziller im Norden bis vor die Tore von Trient im Etschtal reichte. Der weltliche Machtbereich der Bischöfe von Brixen und Trient war damit geographisch entscheidend beschnitten; darüber hinaus war in den jeweiligen reduzierten Hochstiftsterritorien ein maßgeblicher Einfluss der Landesfürsten von Tirol gesichert.

Überlieferung zu Meinhard II.

Das literarische Leben im werdenden Land Tirol schien von den dramatischen Ereignissen dieser Zeit kaum berührt. Es entstand auch kein Geschichtswerk, das in ausführlicherer Form über Hintergründe, Ursachen und Folgen dieser Entwicklung informiert hätte. Ebenso wenig fand die so erfolgreiche Person Meinhards eine angemessene zeitgenössische Würdigung. Eine Vielzahl von einschlägigen Urkunden, einige Proklamationen und gelegentliche Hinweise in der Historiographie der Nachbarländer bilden die Basis unseres Wissens um eine maßgebliche Epoche in der Tiroler Geschichte. Weder am landesfürstlichen Hof noch in den Klöstern, aber auch nicht am Sitz der derart in Bedrängnis geratenen Bischöfe gedachte man in angemessener Weise des äußerst nachhaltigen historischen Geschehens. Sogar in dem von Meinhard II. und seiner Gemahlin selbst ins Leben gerufenen Zisterzienserstift Stams würdigte man im Rahmen der eigenen Gründungsgeschichte nur ganz am Rande und in sehr einseitiger Form das entscheidende Wirken des Fürsten, der seit dem Jahre 1286 durch die Gunst König Rudolfs von Habsburg sogar die Würde eines Herzogs von Kärnten erlangt hatte. Von der besonders im österreichischen und bayerischen Raum zu dieser Zeit blühenden Annalistik, also der streng nach Jahren gegliederten Sammlung geschichtlicher Notizen, hat sich nur in einem Codex aus St. Georgenberg ein spärliches Beispiel erhalten. Zudem steht nicht einmal fest, dass diese Notizen tatsächlich dort konzipiert worden sind.

Zuwachs an geistlichen Gemeinschaften

Dabei hatte die Zahl der potenziellen Bildungseinrichtungen, der geistlichen Gemeinschaften, in Tirol im Laufe des 13. Jhs. eine beträchtliche Vermehrung erfahren. Neben den Stützpunkten des Deutschen Ordens in Bozen, Lengmoos, Lana, Schlanders, Sterzing und Trient waren es v.a. die neuen Niederlassungen der nun modernen Bettelorden, welche auch an Etsch und Eisack die geistliche und geistige Landschaft belebten. Das Hauptinteresse der Franziskaner in den Städten

Bozen und Trient, der Klarissen in Trient, Brixen und Algund sowie der Dominikaner in Trient und Bozen und der Dominikanerinnen in Lienz galt aber zweifellos nicht der Literatur, sondern der Seelsorge bzw. dem Gebet und der Kontemplation. Immerhin verdanken wir dem Dominikaner Bartholomäus von Trient eine umfangreiche lat. Sammlung von Marienlegenden und ein Werk mit Legenden von weiteren Heiligen, in dem auch die regionalen Fürbitter im Himmel eingehend gewürdigt werden. Die literarischen Bemühungen des Fra Bartolomeo sind im Zusammenhang mit der Predigttätigkeit seiner Mitbrüder zu sehen. In den gleichen Kontext zur Belehrung eines breiten Publikums gehört wohl auch das volkssprachliche Werk *Der sele Rat*, als dessen Verfasser der Bozner Dominikanerprior Heinrich von Burgeis gilt. Von den Anfängen des Deutschen Ordens in Tirol berichten nahezu ausschließlich urkundliche Aufzeichnungen.

Carmina Burana

Als Höhepunkt des literarischen Bemühens in den älteren Tiroler Klöstern im 13. Jh. wäre wohl die Sammlung der sogenannten *Carmina Burana* anzusprechen, falls sie tatsächlich in Neustift bei Brixen entstanden sein sollte. Auch die jüngst vorgebrachte These von der Entstehung der berühmten Hs. in Trient würde noch ein Glanzlicht in der ansonsten eher düsteren literarischen Landschaft an Etsch, Eisack und Inn bedeuten. Die Diskussion über den Entstehungsort dieser Gedichte scheint aber noch nicht abgeschlossen. In geradezu auffälliger Weise konzentrierte man sich im Gebiet der jungen Grafschaft Tirol weiterhin auf die schriftliche Fixierung von Rechtstiteln und in zunehmendem Maß auch auf Aufzeichnungen im Rahmen einer geordneten Verwaltung der Rechte, Besitzungen und konkreten Einkünfte. Dabei fand bis in das ausgehenden 13. Jh. immer noch ganz überwiegend die lat. Sprache Verwendung.

Schriftlichkeit und Bildung in den Städten

Zweifellos hat aber das Interesse an Schriftlichkeit und literarischer Bildung im Laufe des 13. Jhs. auch im werdenden Tirol zugenommen und insbesondere die Schranken kirchlicher Kreise bereits deutlich überwunden. Damals trat immer deutlicher besonders in den städtischen Zentren eine neue Schicht der Bevölkerung in Erscheinung, die intensivst an der Schriftlichkeit interessiert war. Aus dem italienischen Bereich kommend, begannen Notare zunächst in den Städten Trient und Bozen ihre Tätigkeit. Noch im Laufe des 13. Jhs. begegnen Notare sodann auch in Meran und im Vinschgau. Die von ihnen durchwegs in lat. Sprache verfassten Schriftstücke über Rechtsakte lassen zwar kaum besondere stilistische oder literarische Ambitionen erkennen, sie verraten aber immerhin eine mehr oder weniger ausgeprägte juristische und sprachliche Bildung ihrer Urheber. Auch der in Bozen im Jahre 1237 isoliert bezeugte Schulmeister Konrad dürfte in seiner Person und in seinem Wirken in diesen neuen Aspekt der Laienbildung einzuordnen sein. Zu dieser neuen, dem literarischen Leben aufgeschlossenen Schicht zählten insbesondere auch die Kaufleute und allgemein das Bürgertum. Dieses Publikum kommt

auch am ehesten für die Rezeption und Pflege der deutschen Heldenepik in Frage, die nach Auffassung von germanistischen Fachgelehrten insbesondere im heutigen Südtirol blühte. Die berühmten Iweinfresken auf Schloss Rodenegg bilden einen unübersehbaren Beweis für eine derartige Hypothese.

Gabriela Kompatscher

Überblick

Überlieferung

Was an Schrifttum in diesem Zeitraum entstand, ist nur lückenhaft überliefert. Zahlreiche schriftlich fixierte Werke sind verloren gegangen, von einigen haben wir nur durch andere Autoren Kenntnis (vgl. z.B. die Langobardengeschichte des 612 gestorbenen Secundus von Trient, die bei Paulus Diaconus, hist. Lang. 3,29, 4,27 und 40 Erwähnung findet). Aus dem erhaltenen lat. Material, das im Folgenden nach kulturellen Zentren – Trient, Säben/Brixen, St. Georgenberg, Stams[1] – und innerhalb der jeweiligen Abschnitte chronologisch geordnet wird, soll ein kurzer Überblick über die ‚Tiroler' Literatur dieser Epoche erstellt werden.[2]

Vigilius

Zur frühesten Überlieferung aus dem Bistum Trient zählen zwei Briefe des Bischofs Vigilius von Trient († 400 oder 405), die sich zur Hagiographie rechnen lassen. Um Vigilius bei seinen Christianisierungsbemühungen zu unterstützen, kommen auf Veranlassung des Hl. Ambrosius – das Bistum Trient war damals noch dem Bischof von Mailand untergeordnet – die drei kappadokischen Asketen Sisinnius, Martyrius und Alexander aus Mailand nach Trient. Sie werden von Vigilius auf Mission in das noch nicht christianisierte Nonstal geschickt, wo sie am 29. Mai 397 den Märtyrertod erleiden (zu den drei Märtyrern s. Grégoire 1997). Vigilius begibt sich selbst an Ort und Stelle und kann noch ein paar Reliquien vom Scheiterhaufen retten, die er seinen Briefen an Simplicianus, den Nachfolger des Ambrosius als Bischof von Mailand, und an Johannes Chrysostomos, den Bischof von Konstantinopel, beilegt.[3]

Briefe

Die 397 geschriebene *Epistola ad Sanctum Simplicianum episcopum Mediolanensem* und die ausführlichere, 397 oder 398 geschriebene *Epistola ad Sanctum Ioannem Chrysostomum Constantinopolitanum*, in denen Vigilius seinen Amtskollegen vom Martyrium der drei Missionare berichtet, geben Zeugnis vom Widerstand, der im Trentino am Ende des 4. Jhs. gegen die Christianisierung geleistet wurde. Neben einem Porträt der drei Märtyrer bietet Vigilius auch eine Beschreibung der geographischen Verhältnisse sowie eine Charakterisierung des Nonstales und seiner

1 Daneben wurden mit Arbeo von Freising und den Darstellungen von Reisen durch Tirol auch Autoren und Werke aufgenommen, die keinem der genannten Kulturzentren zuzuordnen sind, aber dennoch einen inhaltlichen oder biographischen Tirolbezug haben.

2 Vgl. die Darstellungen bei Knapp 1994, 363–443.

3 Zu Vigilius als Hagiograph und zum Fortwirken von Vigilius' Briefen in der hagiographischen Literatur s. Grégoire 2000; zum Umgang des Vigilius mit seinen Quellen s. Pizzolato 2000.

Bevölkerung: *Anagnia* […] *blanda postremo inquilinorum criminum mater*, *quin potius noverca* (*Epistola ad Sanctum Ioannem Chrysostomum*, zitiert nach der Edition von Menestò 1985; „das Nonstal […], schließlich schmeichlerische Mutter, vielmehr Stiefmutter der Verbrechen seiner Einwohner"). Der Brief an Simplicianus ist in zwei Hs. des 9. bzw. 16. Jhs. überliefert,[4] jener an Johannes Chrysostomos in fünf Hs.[5] Die Briefe wurden u.a. von Menestò 1985 und Sironi 1989 ediert, die neueste Edition stammt von Pizzolato 2002.

Brief des Ambrosius

Von Ambrosius ist ein Brief an einen nicht näher bestimmten Vigilius erhalten (epist. 19; vgl. Zelzer 2000), vermutlich handelt es sich beim Empfänger um Vigilius von Trient. Der Brief enthält u.a. die Empfehlung, jede Heirat zwischen Getauften und Heiden zu unterbinden, und eine Paraphrase der biblischen Samsonerzählung. Ein diesem Schreiben vorausgegangener Brief von Vigilius an Ambrosius ist nicht überliefert.

Passio Sancti Vigilii

An den Briefen des Vigilius und den Daten, die sie zu seiner Person liefern, sowie an ihrem hagiographischen Schema orientiert sich auch ein anonymer Hagiograph, der zwischen dem 6. und dem 9. Jh. eine *Passio Sancti Vigilii* („Leiden des Hl. Vigilius") verfasst.[6] Das in dieser Schrift geschilderte Martyrium des Vigilius – als er auf einer Missionsreise eine von den Bewohnern des Rendenatales (Trentino) verehrte Saturnstatue zerstört, wird er von diesen gesteinigt – findet allerdings in keiner anderen Quelle Erwähnung (zum historischen Gehalt der *Passio* vgl. Rogger 1967 und Costa 1975). Die ältesten erhaltenen Hs. der *Passio* stammen aus dem 9. Jh.; auf der Basis des Pal. lat. 846 (Rom, BAV) erstellte Verrando 2000 eine neue Edition.

Sacramentarium Udalricianum

Eine wichtige Quelle für die Geschichte Trients geht auf Ulrich II., Bischof von Trient (1022–1055),[7] zurück, der eine liturgische Hs. anfertigen ließ, die nach ihm als *Sacramentarium Udalricianum* bezeichnet wird. Die Hs. (heute Trient, Castello del Buonconsiglio, M.N. 1587/A, vgl. Farbtafel 2) enthält eine vermutlich zwischen den Jahren 1038 und 1045 aufgezeichnete Liste der Bischöfe von Trient seit dem 4. Jh., wie auch Listen von weltlichen und geistlichen Würdenträgern aus der Zeit Kaiser Heinrichs II. († 1024), Personen, die sich wohl auf

4 Verona, Biblioteca Capitolare, XCV (90) bzw. CXIII (214).

5 Pistoia, Biblioteca Capitolare, C. 134 (12. Jh.); Verona, Biblioteca Capitolare, CXIII (214) (16. Jh.); Rom, BAV, Urb. lat. 504 (15. Jh.), Vat. lat. 1235 (15. Jh.) und 5834 (16. Jh.); das Verhältnis der Hs. zueinander untersucht Menestò 1985.

6 Zur Datierung vgl. Patrucco Forlin 1986, die die Schrift in die frühe Langobardenzeit datiert, und Picard 1988, 666–667, der eine Entstehung im 8. oder 9. Jh. annimmt; zur *Passio* vgl. u.a. Patrucco Forlin 1997 und Vareschi 2000.

7 Im Auftrag Ulrichs II. entstand vermutlich auch der sogenannte Vigiliusbrief, eine Sammlung von Dokumenten zum Pfarrsprengel Kaltern, in welcher der Hl. Vigilius als Begründer der Kirche von Kaltern genannt ist.

Veranlassung Heinrichs zum Zweck gegenseitiger Gebetshilfe zu Gebetsbünden zusammengeschlossen hatten.[8]

Bartholomäus

Das literarische Genre der Hagiographie erfuhr auch mit dem *Liber epilogorum in gesta Sanctorum* („Buch der Würdigungen der Taten der Heiligen"), einer Sammlung von Heiligenlegenden, und dem *Liber miraculorum B. Mariae Virginis* („Buch der Marienwunder") des Dominikaners Bartholomäus von Trient eine lokale Ausprägung (vgl. Knapp 1994, 386–392). Die Informationen über Bartholomäus' Leben lassen sich hauptsächlich aus seinen Werken gewinnen: Um 1200 in Südtirol (in oder um Brixen) geboren, trat er nach mehrjährigem Aufenthalt in Bologna in das Kloster S. Lorenzo in Trient ein; als Diplomat wirkte er in den vierziger Jahren des 13. Jhs. am Hof Kaiser Friedrichs II., am päpstlichen Hof in Anagni, 1241 in Rom, 1243 in Benevent; 1248 wurde Bartholomäus von Innozenz IV. seiner diplomatischen Funktion enthoben (vgl. Paoli 1997); sein Todesdatum ist nach 1251 (gemäß Paoli 2001, XXVI–XXVII sogar nach 1273) anzusetzen.[9]

Liber epilogorum

Der *Liber epilogorum in gesta Sanctorum*[10] entstand nach dem Vorbild der *Abbreviatio in gestis et miraculis sanctorum* („Kurzdarstellung der Taten und Wunder der Heiligen") des Dominikaners Jean de Mailly (ca. 1190–ca. 1260), einer Sammlung von Heiligenviten in Kurzfassung, und wie dieser nimmt Bartholomäus zahlreiche lokale, in diesem Fall Tiroler Heilige auf (Ingenuin, Albuin, Vigilius, Kassian, Romedius, Adelpret; vgl. Rogger 1977). Der Grund dafür ist im Zweck der Sammlung zu suchen: Als Kompendium für Prediger konzipiert, sollte sie auch hagiographische Informationen über regionale Heilige für die Prediger vor Ort liefern. Nach Paoli 2001, XXVIII–XXXII, entsteht die erste der insgesamt zwei Redaktionen des Werkes zwischen 1244 und 1246 in Trient, die zweite nach 1254.

Inhalt

Die Sammlung enthält 355 Kapitel, die nach dem Kirchenjahr geordnet sind; es handelt sich dabei größtenteils um Kurzfassungen von Heiligenlegenden unterschiedlichen Umfanges (z.T. ist der Inhalt auf wenige Zeilen komprimiert). Die Art dieser Legenden lässt sich am besten an einem Beispiel darstellen; ich greife das des Hl. Kassian heraus: Kapitel 268, das Bartholomäus auf der Grundlage der *Passio Cassiani* (BHL 1626) verfasst, schildert das Martyrium des Hl. Kassian, des Schutzpatrons der Lehrer: Während einer Christenverfolgung wird Kassian in Imola vor Gericht gestellt und bekennt sich zum Christentum; da er sich weigert, Götzenbil-

8 Zum *Sacramentarium Udalricianum* s. Oro/Rogger 1983–1988, Bd. 1, 3–31 (zu den Personenlisten), Bd. 2, 363–874 (Edition Bd. 2, 717–874; Edition der Personenlisten auch Bd. 1, 219–230), und Kirmeier u.a. 2002, 222–223; zu den Verbrüderungsbüchern s. Althoff 1992.

9 Ausführlichere biographische Angaben bei Paoli 2001, XIX–XXVII und BBKL 22, 56–61; zur Biographie vgl. auch Dondaine 1975 und Gobbi 1990b.

10 Eine Edition des *Liber epilogorum* mit einer eingehenden Untersuchung der hs. Überlieferung erstellte Paoli 2001.

dern zu opfern, wird er auf Anweisung des Richters seinen Schülern ausgeliefert, die ihn mit ihren Schreibgriffeln zerfleischen (Paoli 2001, 232).

> *Non contenti sola feritate tortores sic magistri vulneribus illudebant: „Tu armasti manus nostras; ferrum quod gerimus tu dedisti: duriores reddimus quam senserimus plagas et in te fortiorem ponimus districtionem."*
>
> Die grausame Bestialität genügte den Folterknechten nicht, sondern sie machten sich über die Verletzungen des Lehrers auch noch lustig: „Du selbst hast uns Waffen in die Hände gegeben; die Waffe, die wir tragen, hast du uns gegeben: heftigere Schläge, als wir selbst sie erlitten haben, geben wir zurück, und eine härtere Lektion erteilen wir dir."

Quellen

Von den Quellen, auf die Bartholomäus zurückgreift, nennt er Augustinus, Hieronymus, Gregor den Großen, Isidor von Sevilla, Paulus Diaconus und noch einige mehr, zahlreiche andere hingegen bleiben ungenannt: Eusebius, Ado Viennensis, Petrus Comestor u.a.; zum Gebrauch der Bibel als Quelle für sein Werk s. Pistone 1990.

Rezeption

Der *Liber epilogorum* diente Iacobus de Voragine als eine Vorlage für seine *Legenda aurea* (dazu Maggioni 1990); der Erfolg, der Iacobus zuteilwird, ist jedoch unvergleichbar größer. Im 18. Jh. erstellt Anton Roschmann einen Auszug aus dem *Liber epilogorum* unter dem Titel *Bartholomaei Tridentini Praefatio et Legendae de Sanctis Tirolensibus* („Des Bartholomäus Tridentinus Einleitung und Legenden über Tiroler Heilige"), der, wie aus dem Titel ersichtlich, einen Schwerpunkt auf den Tiroler Heiligen hat (TLMF, Dip. 1110/2).

Liber miraculorum

Das zweite Hauptwerk von Bartholomäus ist eine Sammlung von Marienmirakeln mit dem Titel *Liber miraculorum B. Mariae Virginis*, die von Paltrinieri/Sangalli 1950 einer ersten Untersuchung unterzogen wurde.[11] Als Quellen benützt er hier v.a. Werke von Autoren, die in derselben literarischen Tradition stehen – Johannes Monachus, Petrus Damianus, Konrad von Eberbach, Caesarius von Heisterbach u.a. –, sowie einen *Liber de miraculis sanctae Mariae* („Buch der Marienwunder") aus dem 12. Jh. den Bernhard Pez 1731 in Wien herausgeben sollte; auch aus seinem *Liber epilogorum* übernimmt er zahlreiche Kapitel. Etwa 50 der ca. 200 Marienwunder sind autobiographisch: Wunder, die Bartholomäus selbst erlebt hat, und solche, die er sich von Personen, die ihm persönlich bekannt sind, erzählen lässt, um sie dann in eine schriftliche Fassung zu bringen. Um den Wahrheitsgehalt dieser Erzählungen zu bekräftigen, betont Bartholomäus gern, dass er diese aus erster Hand habe (*Hec omnia ab ipso sacerdote audivi* [*Liber miraculorum*[12] 80; „All

11 Eine kritische Edition wird von E. Paoli vorbereitet (vgl. Paoli 2001, XXVII).

12 Hier zitiert nach der bekanntesten Hs., Bologna, Biblioteca Universitaria, Cod. 1794; Ceccon

das habe ich von eben jenem Priester erfahren."]), und macht die Ereignisse an Personen und Orten fest, wie es der Tradition dieser Gattung entspricht: *In eadem civitate erat sacerdos nomine Jeronimus* […] (*Liber miraculorum* 77; „In derselben Stadt lebte ein Priester namens Hieronymus […]"). Diese für Predigtzwecke zusammengestellte, 1246–1247 zum Abschluss gebrachte Sammlung diente als Quelle u.a. für Vincentius Bellovacencis, Stephanus de Borbone und Iacobus de Voragine.

Brief

Cod. 187 der ULBT enthält auf den Bl. 6^{v}–7^{r} einen Brief von Bartholomäus an Bischof Egno von Brixen (hg. von Sette 1905, 36–37), welchen er anlässlich des Überfalles Friedrichs II. auf die genuesische Flotte am 3.5.1241 schrieb, mit welchem dieser das von Gregor IX. einberufene Konzil hatte verhindern können. Die Tataren, so schreibt er, bedrohten bereits Böhmen und Sachsen, doch er könne nicht beim Adressaten weilen, da er verpflichtet sei, in diplomatischer Funktion mit Friedrich nach Rom zu ziehen.

Chronica

Unter Bartholomäus' Namen ist ein weiteres Werk, allerdings nur unvollständig, überliefert: *Chronica epilogata per fratrem Bartholomeum Tridentinum* („Chronik, gekürzt von Bruder Bartholomäus von Trient"; Rom, BAV, Barb. lat. 768, 198^{r}–199^{v}). Daneben werden ihm eine verlorengegangene *Summa theologica adversus sui temporis haereses* („Theologische Summe gegen die Ketzereien seiner Zeit"), ferner eine Chronik von Trient, über die es keinen sicheren Nachweis gibt, sowie Papstviten zugeschrieben; bei letzteren handelt es sich vermutlich nicht um ein eigenständiges Werk, sondern um die Papstviten in seinem *Liber epilogorum* (zu Bartholomäus' *opera minora* s. Ceccon 1996).

Predigten

Auch Predigten wurden in Tirol verfasst; bei zahlreichen Beispielen aus der Frühzeit gilt die Tiroler Herkunft jedoch nicht als gesichert. So soll z.B. im Bistum Säben/Brixen ein *Sermo de Sancto Georgio Martyre* („Predigt über den heiligen Märtyrer Georg") entstanden sein, der Zacharias (* um 860, 890–907 Bischof von Säben, † 4. Juli 907 in der Schlacht gegen die Magyaren bei Pressburg; s. Sparber 1942, 104–107; Gelmi 1984, 36–38) zugeschrieben wird und den Tovazzi, Nr. 544 als „grave, dotto, elegante" beurteilt. Pez (*Thesaurus anecdotorum novissimus*, Bd. 4,2, 16–24) ediert den Text auf der Basis einer Hs. aus dem 12. Jh., die ehemals im Kloster St. Emmeram in Regensburg aufbewahrt wurde (jetzt München, BSB, Clm 14.473).

Vita beati Hartmanni

Als Verfasser der *Vita beati Hartmanni episcopi* („Leben des seligen Bischofs Hartmann", hg. von Sparber 1940; vgl. auch Knapp 1994, 383–386), die Gelmi 2001, 59 als „einzige bedeutende biographische Leistung dieser Art in Tirol bis zum 15. Jahrhundert" bezeichnet, gilt der Neustifter Chorherr Hermann, der regulierter

1996, 84 nennt noch zwei weitere Hs.: Napoli, Biblioteca Nazionale, Cod. VIII.D.10, Bl. 32^{r}–53^{v}, und VII.B.43; letztere enthält auf den Bl. 107^{r}–116^{v} eine Sammlung von Marienmirakeln, von denen nur eines mit Sicherheit Bartholomäus zugewiesen werden kann (Nr. 161 der Bologneser Hs.).

Chorherr in Salzburg, 1179–1199 Verwalter des Heilig-Kreuz-Spitals in Brixen und 1200–1210 Propst von Neustift war; 1210 starb er. Hermann hat Hartmann zwar nicht mehr persönlich gekannt, doch dienten ihm Äußerungen von Zeitgenossen und Vertrauten des Brixner Bischofs, wie etwa seines Kaplans Konrad (Kap. 14) und des Kellermeisters Heinrich (Kap. 17), als mündliche Quellen, die er zu einem literarischen Werk verarbeiten konnte (Proömium, zitiert nach Sparber 1940):

> *Nam que per viventem facta sunt, didici relatione probatissimorum virorum, quorum alii* […] *per cottidiana obsequia, quia de eius curia fuerunt, ita familiares ei erant, ut eorum assertioni merito credi debeat.*
>
> Denn was er zu seinen Lebzeiten vollbracht hat, habe ich durch die Erzählung sehr zuverlässiger Männer erfahren, von denen die einen […] durch den täglichen Dienst – sie gehörten nämlich zur bischöflichen Kurie – so vertraut mit ihm waren, dass man ihren Behauptungen zu Recht Glauben schenken muss.

Inhalt

Hartmann (* um 1090 bei Passau, 1140 Bischof von Brixen, 1142 Gründer des Augustinerchorherrenstiftes Neustift, † 1164) war eine bedeutende Persönlichkeit, die als Ratgeber und Vertrauter auch auf Friedrich I. einwirkte.[13] Doch die *Vita Hartmanni* stellt weniger die kirchenpolitischen Tätigkeiten des Bischofs dar als vielmehr seine fromme und asketische Lebensweise und die von ihm gewirkten Mirakel, ist mehr Erbauungsschrift als Biographie (s. dazu Sparber 1947, der die *Vita* auf ihre Bedeutung als historische Quelle untersucht; vgl. auch Sparber 1957). Geschildert werden in der einen Prolog und 28 Kapitel umfassenden Lebensbeschreibung Hartmanns jedoch nur Wirken und Wunder zu Lebzeiten, eine Darstellung der Wunder nach seinem Tod fehlt. Wenn auch dieses Beispiel hagiographischer Prosa nur unter Vorbehalt als Geschichtsquelle zu sehen ist und zudem zahlreiche Rückgriffe auf gattungstypische Topoi festzustellen sind, so sind aus dem Werk doch wertvolle kultur- und mentalitätsgeschichtliche Informationen zu gewinnen.

Einordnung

Die Vita lässt stilistische Anklänge an die *Vitae et miracula sanctorum Iuvavensium Virgilii*, *Hartwici*, *Eberhardi* („Leben und Wunder der Salzburger Heiligen Virgil, Hartwig, Eberhard"; s. dazu Knapp 1994, 381–383) wie auch sachliche und stilistische Anlehnungen an die Chroniken und die *Gesta Friderici I. imperatoris* („Die Taten Kaiser Friedrichs I.") Ottos von Freising erkennen.[14] Die älteste erhal-

13 Zur Person Hartmanns s. v.a. Sparber 1957, der eine Biographie Hartmanns verfasste, die u.a. die *Vita Hartmanni* als Quelle heranzieht; Sparber 1968, 56–66; Gelmi 2001, 59–63.

14 Otto und der Fortsetzer seines Werkes, Rahewin, schildern u.a. auch den Romzug Friedrichs I. 1154 durch das Eisacktal; bei dieser Gelegenheit traf sich der Kaiser auch mit Hartmann (*Gesta Friderici I.*, 2,11).

tene Hs. stammt aus dem frühen 13. Jh. (ULBT, Cod. 293, seit 1921 mit gleicher Signatur wieder in Neustift), weitere Hs. aus dem 15. und 17. Jh.; im 18. Jh. ließ Anton Roschmann mehrere Abschriften von Cod. 293 erstellen, von welchen sich eine auch an der ULBT findet (Cod. 812; vgl. Sparber 1940, 9–22).

Rezeption

Zwischen dem 15. und dem 18. Jh. entstehen mehrere Hartmann-Viten, von denen einige auf die ursprüngliche Vita (von Sparber als „Rezension I" bezeichnet) zurückgreifen (vgl. Sparber 1940, 3–9). Im 15. Jh. wurde eine Abbreviatio der *Vita Hartmanni* erstellt („Rezension II"), Sparber 1940, 4–5 schreibt sie, wenn auch unter Vorbehalten, dem Neustifter Chorherrn Johannes Librarius zu. Maximilian Heuffler setzte den Text im Jahre 1609 in Hexametern um (vgl. hier S. 415–417). 1749 stellte Benedikt Söll, Vizedekan in Neustift, auf der Basis verschiedener Quellen, u.a. der Hermann zugeschriebenen Rezension I, eine Hartmann-Vita zusammen, und zwar für Anton Roschmann, der eine Ausgabe der verschiedenen Rezensionen plante. Wissenschaftliches Interesse an Hartmann und der Rezension I seiner Vita zeigte auch der Neustifter Chorherr Philipp Nerius Puell (vgl. hier S. 968) der im Jahr 1768 ebenfalls eine Biographie verfasste; erhalten ist nur eine deutsche Fassung, welche einen Auszug aus seiner verloren gegangenen lat. Biographie darstellen soll.

Catalogus episcoporum

Eine weitere Quelle für die Brixner Bischofsgeschichte bildet der *Catalogus episcoporum Brixinensium* („Katalog der Brixner Bischöfe"). Das Original des mittelalterlichen Brixner Bischofskatalogs, ein Codex des Brixner Domkapitels, ist verloren; eine der Abschriften der Bischofsliste mit einer Fortsetzung bis 1450 ist im *Memoriale benefactorum Neocellensium* („Gedenkbuch der Wohltäter des Stiftes Neustift") des Johannes Librarius, Bibliothekar von Neustift (vgl. hier S. 115–117), aus dem Jahre 1463 enthalten. Nach Bd. 1, 91 der *Annales* (vgl. hier S. 759–760) des Joseph Resch, der die Originalhandschrift gekannt hat, bestand der Katalog aus drei Teilen: einem Überblick über das Leben und die Taten der Bischöfe Kassian, Ingenuin und Albuin aus dem 12./13. Jh. (in Reschs *Annales,* Bd. 1, 91–95, 431–439 veröffentlicht, vgl. Abb. 2 und 3), einem Nachtrag aus der zweiten Hälfte des 13. Jhs. zu Ingenuin und Albuin mit einem Anhang, der als Quelle Bartholomäus von Trient (vgl. hier S. 33) verwendet, und schließlich dem 1418 abgeschlossenen Bischofskatalog mit einer Romedius-[15] und einer Hartmannvita von mehreren Händen. Eine Edition des Brixner Bischofskatalogs auf der Basis des *Memoriale benefactorum Neocellensium* findet sich in MIÖG 58, 373–385.

Calendarium Wintheri

Von den zahlreich erhaltenen Kalendaren, Urbaren und Nekrologen (eine vorläufige Auflistung erstellt Santifaller 1923, 375–446) sei hier der sogenannte *Win-*

15 BHL 7143; ediert in Reschs *Annales,* Bd. 1, 241–243; laut Rosati 1905, 347 entstand die Vita an der Wende vom 13. zum 14. Jh. als Erbauungsschrift für Kleriker; er charakterisiert sie als „rifacimento, un' ampia parafrasi della vita di fra Bartolomeo".

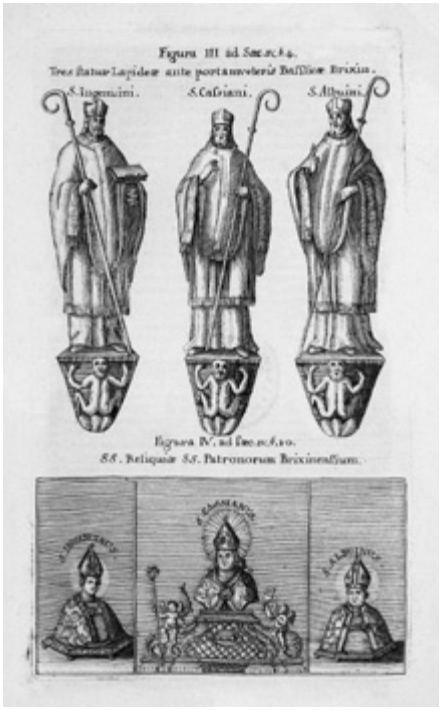


Abb. 2: Die Tiroler Heiligen Ingenuin, Kassian und Albuin aus dem ersten Band der *Annales Ecclesiae Sabionensis* des Joseph Resch, Augsburg 1755.

Abb. 3: Reliquien des Heiligen Ingenuin, Bischof von Säben, aus dem ersten Band von Joseph Reschs *Annales Ecclesiae Sabionensis*.

ther'sche Kalender genannt. Im 13. Jh. verfasste der Brixner Dompropst Winther von Neuenburg († 1234 oder 1235; vgl. Santifaller 1924, 384–385) den *Liber oblationum ecclesie Brixinensis* („Buch der Schenkungen an die Brixner Kirche"), später auch als *Calendarium Wintheri* („Winther'scher Kalender") betitelt, der neben dem eigentlichen Kalender auch einen Nekrolog und ein Urbar des Brixner Domkapitels enthält. Santifaller 1923, der als erster eine vollständige Edition dieser Schrift vorlegte,[16] die eine wichtige historische Quelle des Hochstiftes Brixen darstellt und wertvolle Einblicke in die mittelalterliche Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte

16 Bereits im 18. Jh. hatte sich der Historiker Joseph Resch an eine Ausgabe des Kalenders gemacht, nur ein Teil davon erschien im Druck (Resch, *Calendarium*). Es folgten weitere Editionsbemühungen, darunter Baumann 1905, der sich bei seiner Edition jedoch ausschließlich auf den Nekrolog konzentriert; vgl. Santifaller 1926.

Abb. 4: Abbildung der Landespatrone Ingeniun, Kassian und Albuin in der *Historia ecclesiastica Brixinensis* des Jeremias Käsbacher.

gibt, nimmt eine Entstehungszeit von 1218 bis 1234 (oder 1235) an. Der Kalender basiert auf dem römischen Kalender; vom mittelalterlichen Kalender enthält er die Tagesbuchstaben und den Heiligenkalender mit den Brixner Heiligen Kassian, Ingenuin und Albuin (vgl. Abb. 4). Der Nekrolog verzeichnet die Todestage von Brixner Bischöfen, Domherren und Klerikern, die Schenkungen an die Brixner Domkirche getätigt hatten, und zwar in der in mittelalterlichen Totenbüchern üblichen Form: *N.N. obiit, qui dedit* […] („Es starb N.N., der […] gestiftet hat"). Im Urbar, dessen Eintragungen teils einzelnen Tagen des Kalenders zugeordnet, teils gesammelt am Ende der Monate bzw. Jahreszeiten gemacht wurden, sind die Besitzungen (Kirchen, Höfe, Güter, Felder, Weinberge u.a.) und Einkünfte (Geld, Wein, Getreide, Tiere, Holz u.a.) des Domkapitels vermerkt.

Überlieferung

Das Werk ist in einer Hs. des 14. Jhs. erhalten (Bozen, Staatsarchiv, Hochstift Brixen, Bischöfliches Archiv, Hs. Nr. 147; bei Santifaller Hs. B), welche neben dem kalendarisch angeordneten Urbar des Originals auch ein geographisch gegliedertes Urbar enthält, dessen Vorlage in einer Hs. des 13. Jhs. überliefert ist (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Hochstift Brixen Literale 2; bei Santifaller Hs. M). Als

Vorlage für den Hauptteil der Hs. B vermutet Santifaller 1923, 44 hingegen das Winther'sche Original. Eine weitere Hs. des 13. Jhs. (ULBT, Cod. 942) enthält Fragmente des kalendarischen Urbars.

Carmina Burana

Das wohl bekannteste Beispiel lat. Lyrik des Mittelalters findet sich in BSB, Clm 4660/4660a,[17] dem sogenannten *Codex Buranus*, benannt nach seiner Provenienz, dem Kloster Benediktbeuren, wo die Hs. im Jahr 1803 im Zuge der Säkularisierung der bayerischen Klöster entdeckt wurde. Wie die in diesem Codex enthaltene Liedersammlung mit dem Titel *Carmina Burana* („Benediktbeurer Lieder") dorthin gelangte, ist ungewiss.

Entstehungsort

Galt eine Entstehung der *Carmina Burana* im Kloster Seckau in der Steiermark lange als gesichert,[18] tendiert die moderne Forschung zur Annahme einer Entstehung in Tirol, im Augustiner-Chorherrenstift Neustift bei Brixen. Steer 1983 unternahm an Hand der im *Buranus* enthaltenen deutschen Texte sprachgeographische Ortungsversuche, deren Ergebnisse nach Südtirol weisen. Für Neustift als Entstehungsort spricht laut Knapp 1994, 407 u.a. die Tatsache, dass die Augustiner-Chorherren auch weltlichen Inhalten gegenüber offen waren (dagegen Sayce 1992, 202). Drumbl 2003 wagt einen neuen Lokalisierungsversuch, indem er sich die Frage nach dem Auftraggeber und dem Zweck der Sammlung stellt: Dass der *Buranus* von einem geistlichen Kunstliebhaber zu privatem Gebrauch in Auftrag gegeben worden sei oder dass er dem Eigengebrauch eines Augustiner-Chorherrenstiftes dienen sollte,[19] schließt er aus (336, 353); eher nimmt er eine Entstehung im Umkreis Kaiser Friedrichs II. während dessen Aufenthaltes im Jahr 1236 in Trient an – als Förderer der Künste zog Friedrich II. sicher auch zahlreiche fahrende Kleriker an, deren Aufzeichnungen als Quelle für den *Buranus* dienen konnten –, und zwar zum Gebrauch für eine kirchliche Öffentlichkeit.

Datierung

Zumindest über die Entstehungszeit des Liederbuches herrscht Konsens: Man nimmt an, dass die Aufzeichnung der Sammlung etwa um 1230 erfolgte, und zwar durch zwei verschiedene Schreiber (Hilka/Schumann/Bischoff 1961, 13*–27* unterscheiden drei Hände); aus paläographischen und kunsthistorischen Analysen lässt sich eine Entstehung vor 1250 ableiten, als *terminus post quem* gilt die Entstehungszeit des Neidhartliedes (CB 168a) 1217/19. Die Sammlung erfuhr in den Jahrzehnten nach ihrer Entstehung noch Erweiterungen, die letzten Nachträge (CB 1* und 7*) stammen aus dem frühen 14. Jh.

---

17 Die Hs. liegt heute in zwei Teilen vor: Clm 4660 (Bl. 1–112) und 4660a (Bl. I–VII, *Fragmenta Burana*).

18 Die Seckau-These geht auf Bernhard Bischoff zurück, doch sie orientiert sich nicht an der Hauptsammlung, sondern an den Nachträgen (s. Hilka/Schumann/Bischoff 1941–1970, Bd. 1,3, 12).

19 Knapp 1994, 421 hatte angenommen, dass der Redaktor „eine Art Hand- und Hausbuch für die Musik- und Poesieliebhaber einer geistlichen Gemeinschaft" schaffen wollte.

Beschreibung der Hs.

Der Anfang der 112 Blätter umfassenden Hs. und Teile von Binnenlagen sind verloren;[20] bei der Bindung, die noch im Mittelalter erfolgte, wurden zudem einige der Lagen falsch eingebunden, was u.a. zur Folge hatte, dass die Sammlung mit der Fortuna-Miniatur (vgl. Farbtafel 3) eröffnet wird. Die in einer frühgotischen Minuskel geschriebene Hs. ist mit Zierinitialen und acht Miniaturen ausgestattet, die z.T. die Gliederung unterstreichen (zu einer ausführlichen Analyse der Hs. vgl. Hilka/Schumann/Bischoff 1941–1970, Bd. 2,1, 3*–68*).

Inhalt

Im lat. Mittelalter dominiert die religiöse Dichtung gegenüber der weltlichen, sodass dem *Codex Buranus* eine besondere Bedeutung zukommt, da es sich bei ihm um die größte erhaltene Sammlung weltlicher mittellateinischer Lyrik handelt. Die Stücke gliedern sich wie folgt in vier Hauptabschnitte:

I. CB 1–56: moralisch-satirische Dichtungen zu verschiedenen Lastern (Habgier, Neid) und Tugenden, dazwischen Fortuna-Klagen (CB 14–18a).

II. CB 57–186: Liebeslieder: Liebesfreuden, „verkehrte Liebe" (homosexuelle Liebe CB 95, Inzest CB 97), Liebesklagen, Klagen verschiedenen Inhalts (z.B. über den Verfall der Liebeskunst CB 105, über unerwünschte Schwangerschaft CB 126). Die mittellateinische Liebesdichtung erfährt im 12. Jh. ein Hochblüte, die Dichter schulen sich an Ovid, mit dem man sich nun eingehend beschäftigt, wie auch aus CB 191, Str. 18 (Archipoeta, *Carmen* X), ersichtlich ist: *nichil valent penitus, que ieiunus scribo, / Nasonem post calicem carmine preibo* („was ich nüchtern schreibe, ist hinten und vorne nichts wert, / wenn ich aber getrunken habe, übertreffe ich mit meiner Dichtung Ovid", Text und Übersetzung: Vollmann 1987). Die Vorstellung von der „hohen Minne", wie sie uns in der volkssprachlichen Dichtung entgegentritt, ist der weltlichen Lyrik des lat. Mittelalters fremd, Sexualität hat ihren festen Platz in diesen Dichtungen (vgl. Wachinger 1985, 306).

III. CB 187–226: Spieler-, Trink-, Schlemmer- und Vagantenlieder in Form von Satiren, Epigrammen, Sprüchen und Parodien, wie etwa die Spielermesse (CB 215), eine Persiflage auf die Hl. Messe durch Verfremdung der Originaltexte, jedoch in Nachahmung des Originals bezüglich Aufbau (Introitus, Gebet, Lesung, Graduale, Sequenz, Evangelium, Offertorium und Kommunionlied) und der durch Neumen angezeigten Melodien; im Folgenden ein Auszug:

V. *Evangelium: Sequentia falsi ewangelii secundum marcam argenti.*
Fraus tibi Decie! Cum sero esset una gens lusorum, venit Decius in medio eorum et dixit: „Fraus vobis! Nolite cessare ludere. Pro dolore enim vestro missus sum ad vos." Primas autem, qui dicitur vilissimus, non erat cum eis, quando venit Decius. Dixerunt autem alii discipuli: „Vidimus Decium." Qui dixit eis: „Nisi mittam os meum in locum peccarii, ut bibam, non credam." Primas autem, qui dicitur vilissimus, iactabat decem, alius duodecim, tertius vero quinque. Et qui quinque proiecerat, exhausit bursam et nudus ab aliis se abscondit.

20 Dass das Ende des Hauptteiles keinen Verlust erlitten hat, kann Drumbl 2003, 329–336 nachweisen.

> 5. Evangelium: Worte des falschen Evangeliums nach Mark und Pfennig.
> Trug sei mit dir, Decius! Als des Abends das Volk der Spieler versammelt war, trat Decius mitten unter sie und sprach: „Trug sei mit euch! Laßt nicht ab vom Spiel! Zu eurem Schmerze nämlich bin ich zu euch gesandt." Primas aber, der Durchtriebenster genannt wird, war nicht mit ihnen, als Decius kam. Die anderen Jünger aber sprachen: „Wir haben Decius gesehen." Er sagte zu ihnen: „Wenn ich nicht meinen Mund an den Becher lege, um zu trinken, glaube ich nicht." Primas aber, der Durchtriebenster genannt wird, würfelte eine Zehn, ein anderer eine Zwölf, ein Dritter aber eine Fünf. Und der die Fünf gewürfelt hatte, leerte seine Börse aus, und weil er nackt war, verbarg er sich vor den anderen. (Vollmann 1987).
>
> Decius, der Schutzheilige des Würfelspiels, tritt hier an die Stelle Christi, dessen *Pax vobis* („Der Friede sei mit euch") zu *Fraus vobis* pervertiert wird, statt Thomas wird Primas (Hugo Primas von Orléans, Verfasser des CB 194) als Ungläubiger angeführt, der seinen Mund an den Becher und nicht wie Thomas seinen Finger auf die Wundmale Christi legen muss, um zu glauben.
>
> IV. CB 227–228: Neben Liedern und Gedichten weltlichen Inhalts wurden auch geistliche Spiele aufgenommen, so etwa das Benediktbeurer Weihnachtsspiel (dazu Knapp 1996, 435–442). Ob CB 228 (*Ludus de Rege Aegypti* [„Spiel vom Ägypterkönig"]), das u.a. den Tegernseer *Ludus de Antichristo* („Antichristspiel") als Vorlage hat, ein eigenes Stück ist oder ob es zum Benediktbeurer Weihnachtsspiel gehört, ist ungewiss.
>
> Nachträge (CB 1*–26*): Auch unter den Nachträgen finden sich geistliche Spiele (CB 13*, 15*, 16*, 26*) neben Marienklagen, Katharinenhymnen, Gedichten des Marner u.a.

Die Sammlung enthält sowohl Lieder im eigentlichen Sinn – sangbare lyrische Texte – wie auch Verse nach antiken Metren. Bei den liedhaften Stücken handelt es sich um rhythmische Gedichte: um Sequenzen (CB 36, die Liebesklage CB 103, die Totenklage CB 122 u.a.), Leiche und Strophenlieder (CB 191, die ‚Vagantenbeichte' des Archipoeta). Zwar sind nur insgesamt 39 Lieder des *Buranus* neumiert (vgl. Lammers 2000), doch handelt es sich auch bei den anderen Stücken um vertonte Texte; der Rekonstruktion der Melodien dienen mit Noten versehene Lieder aus Parallelhandschriften. Die in Hexametern und Distichen (mit CB 135 ist auch der katalektische daktylische Tetrameter vertreten) abgefassten *versus* sind unterschiedlich lang: Neben den umfangreicheren Stücken wie etwa den Trojadichtungen (CB 101 und 102) und dem Schachgedicht (CB 210) wurden auch Einzelverse oder Versgruppen moralisch-didaktischen Inhalts aufgenommen. Die *versus* erfüllen mitunter eine Trennfunktion: Sie betonen die Einteilung der Hauptabschnitte in Untergruppen;[21]

21 Bischoff 1967, 9 sieht die Einfügung von *versus* jedoch unabhängig von der Gliederung und spricht von einer „Liedersammlung mit moralischen und didaktischen Anmerkungen".

zudem kommentieren sie in einigen Fällen die voran stehenden Texte. Daneben gibt es Mischformen, die aus rhythmischen und metrischen Teilen bestehen (CB 65, 71 u.a.)

Quellen

Benützt der Redaktor des *Codex Buranus* vermutlich mittelalterliche Florilegien als Quellen für die *versus*, so gilt Ähnliches für die Quellen der liedhaften Dichtung: Der Redaktor erstellt seine Kompilation auf der Basis von bereits vorliegenden Zusammenstellungen. Diese Annahme wird durch das Vorkommen von Dubletten (CB 85 und 159) und durch eine ähnliche Reihung der Lieder in Parallelhandschriften bestätigt; hierbei handelt es sich um Musikhandschriften (z.B. weist der *Buranus* eine Nähe zum sogenannten Nôtre-Dame-Repertoire sowie zum Saint-Martial-Repertoire auf) und um Sammlungen einzelner (Petrus von Blois, Walther von Châtillon) oder verschiedener Dichter.

Die einzelnen, vorwiegend im 12. und frühen 13. Jh. entstandenen Elemente des *Codex Buranus* sind unterschiedlicher Provenienz, sodass Knapp die Sammlung im Titel seines Aufsatzes von 1996 treffend als „Europäische Lyrik in Südtirol" charakterisieren kann. Zwar wurde zu lediglich zwei Liedern, CB 6* und 9*, von einem Korrektor, der sich um 1300 mit der Hs. beschäftigte, der Verfassername gesetzt – es handelt sich dabei um Gedichte des Marner –, dennoch lassen sich für zahlreiche *versus* und Lieder die Autoren eruieren:

Etliche *versus* gehen auf antike Autoren – Horaz, *Satiren* und *Episteln* (CB 13,2, CB 25,6–7), Ovid, *Tristien* (CB 18,2), *Heroides* (CB 104a), die *Disticha Catonis* (CB 13,5) u.a. –, andere auf mittellateinische Autoren zurück: Otloh von St. Emmeram (CB 28, 32, 38, 125), Marbod von Rennes (CB 122a, 214), Hugo Primas (CB 194). Ein Großteil der *carmina* ist westlicher, meist französischer Herkunft;[22] so begegnen als Verfasser z.B. Walther von Châtillon (CB 8, 19, 42 u.a.), Petrus von Blois (CB 29–31, 63, 108 u.a.) und Philipp der Kanzler (CB 21, 34, 131 u.a.). Die meisten Lieder bleiben jedoch anonym. Bei den mittelhochdeutschen Liedern bzw. Liedstrophen (vgl. Wachinger 1985) verhält es sich ähnlich. Manche der deutschen Vorlagen, auf welche die lat. Lieder der Sammlung zurückgehen, lassen sich bekannten Autoren zuweisen: Walther von der Vogelweide, Reinmar, Neidhart, Heinrich von Morungen, Dietmar von Aist u.a. Bei den mittelhochdeutschen Stücken handelt es sich teils um rein deutsche Texte (CB 2*, 7*, 17*), teils um deutsch-lat. Kombinationen; Letztere treten entweder syntaktisch gemischt wie CB 177 oder als lat. Lieder mit deutscher Zusatzstrophe entgegen (CB 112–115, 161–175 u.a.).[23] Einige dieser

22 Knapp 1994, 408 hält es auf Grund der engen Kontakte Neustifts zu Klosterneuburg für möglich, dass ein Teil des Liedgutes aus dem französischen Raum über dieses und andere Chorherrenstifte wie etwa Seckau und St. Florian nach Tirol kam.

23 Müller 1981 spricht beim ersten Typus von Sprachmischung, beim zweiten von Mehrsprachigkeit.

Texte sind deutsche Nachahmungen lat. Originale (z.B. CB 146, 170 u.a.), die meisten aber sind lat. Kontrafakturen deutscher Lieder – bei der Zusatzstrophe handelt es sich hier um eine Strophe des deutschen Originals, die wohl als Muster zur Tonangabe hinzugegeben wurde. Die Lieder mit deutschen Strophen konzentrieren sich in Gruppen und heben sich auch inhaltlich von den Liebesliedern westlicher Herkunft ab; so lag es für Wachinger 1985, 285–292 nahe, von einer sekundären Erweiterung auszugehen, von einem nachträglichen Einschub einer Liedersammlung deutschen Ursprungs. Daneben enthält der *Buranus* lat.-französische Mischtexte (CB 94, 95), mit CB 51 auch ein Lied mit griechischen Einlagen (zu den mehrsprachigen Texten im *Buranus* vgl. Müller 1981). Wie bei der Überlieferung von Texten üblich, erfahren viele *carmina* vor oder bei ihrer Aufnahme in den *Buranus* unbewusste oder willkürliche Modifikationen, wie sich an Hand der aus der Parallelüberlieferung bekannten Lieder nachweisen lässt. Bei rund drei Fünftel der Texte handelt es sich jedoch um Unica, sie sind nur im *Buranus* überliefert. Die Parallelüberlieferung der restlichen Texte in Hs. und Drucken ist von unterschiedlicher Dichte (CB 101 etwa ist in 67 Textzeugen überliefert).

Rezeption

Die Nachwirkung der *Carmina Burana* im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit ist gering. Erst im 19. Jh. stieß die Sammlung auf breiteres wissenschaftliches und literarisches Interesse. Carl Orff schließlich verhalf ihr 1937 zu einem vorher nie erreichten Bekanntheitsgrad, indem er einige der Lieder (v.a. Frühlings-, Trink- und Liebeslieder) vertonte, allerdings ohne die überlieferten Melodien zu berücksichtigen. Erstmals gedruckt wurde der *Buranus* 1847 von Johann Andreas Schmeller. Wilhelm Meyer veröffentlichte die Nachträge 1901 als *Fragmenta Burana*; auf der Basis seiner Vorarbeiten erstellten Alfons Hilka und Otto Schumann eine kritische Ausgabe, die von Bernhard Bischoff zu Ende geführt wurde (Hilka/Schumann/Bischoff 1941–1970).

Arbeo von Freising

Auch wenn Arbeo von Freising[24] als der erste bayerische Schriftsteller bezeichnet werden kann, so hat er doch auch seinen berechtigten Platz in einer Tiroler Literaturgeschichte. Arbeo – Nachricht über sein Leben und seine kirchliche Laufbahn geben diverse Freisinger Urkunden (ediert von Bitterauf 1905) und seine beiden hagiographischen Werke – stammte aus der bayerischen Adelsfamilie der Huosi (er bezeichnet sich in seiner *Vita Corbiniani* [„Leben des Corbinian"; Kap. 15] selbst als Bayer); er wurde um 723 geboren (die Gegend von Meran als Geburtsort ist umstritten, vgl. Vogel 2000, 127–131) und starb am 4. Mai 783 in Freising (vgl. Löwe 1973; Glaser 1983, 28–53; Vogel 2000, 125–179). Einen Hinweis auf seine Kindheit, die er in der Gegend von Meran verbrachte, gibt ebenfalls die *Vita Corbi-*

24 Einen ausführlichen Forschungsbericht legt Glaser 1983 vor; zur *Vita Corbiniani* vgl. Vogel 2000, 43–196.

niani: Als Kind habe ihm, so berichtet Arbeo, der Heilige bei einem Unfall an der Passer das Leben gerettet (Kap. 40):

> *Quadam vero die, dum puer parvulus in ipsius viri Dei sollemnia noctis secus muris ecclesię incaute decurreret, pede lapsus in precipitium devolvebatur castri. Erat ibi tante altitudinis spatia, ut intuentibus pavor insistit, ad montisque ipsius latere crepidinis Passires amnis suis intumescit fluctibus. Quis enim estimabatur aliud quam mortuum, repertus si fuisset, saxarum aciebus, divisus scopulis ingentis, sicut huius urbis forma declarit, et ad ima montis si pervenisset, nequaquam flumen evadere potuisset? Qui dum irent, cadaver querentes, amne super pontem amisso, contemplabantur puerum saxo cuidam coherenti et ipsius fluminis secus positi. Areptis funibus per saxorum se immiserunt cavernas usque ad iacentem, quem querebantur. Qui non tantum vivus, sed etiam inlesus repertus est et ad pristinam deportatus stationi; nostrisque temporibus, dum non propriis meritis, sed divine largitatis munere huius episcopatui preesse fecisset.*
>
> Eines Tages, es war am Vorabend des Festes des Gottesmannes, lief ein kleiner Bub unvorsichtig die Mauer neben der Kirche entlang; dabei glitt er aus und rollte den Steilhang bei der Ortschaft hinunter. Der Steilhang war dort so hoch, daß die Leute, die den Vorgang mitansahen, vor Schrecken erbleichten. Unten, unmittelbar am Fuß des Berges, rauschten schäumend die Wogen der Passer. Was hätte man sich anderes vorstellen können, als daß man den Knaben tot finden würde, zerfetzt von scharfkantigen Felsen und den gewaltigen Schroffen, wie sie das Bild jenes Ortes zeigt, und daß das Kind, wäre es den Abgrund vollends hinabgestürzt, mit Sicherheit ein Opfer des Flusses geworden wäre? Sie gingen hin, um den Leichnam zu suchen, überquerten auf der Brücke den Fluß – da sahen sie den Knaben am Felsvorsprung hängen, der sich unmittelbar am Fluß befand. Sie holten Seile, arbeiteten sich in die zerklüftete Felsenwand hinein bis dorthin, wo der Bub lag, den sie suchten. Der war, als er aufgefunden wurde, nicht nur am Leben, sondern unverletzt geblieben, und wurde an seinen alten Platz, wo er vorher gewesen war, zurückgebracht. In unseren Tagen ist er – nicht aufgrund seiner Verdienste, sondern durch das Geschenk der göttlichen Gnade – zum Oberhirten dieses unseres Bistums bestellt worden. (Brunhölzl 1983)

Aus der Verwendung langobardischer Formeln in seinen später in Freising verfassten Urkunden schlossen frühere Forscher[25] auf einen Aufenthalt Arbeos im langobardischen Oberitalien (dagegen Vogel 2000, 172–179). Den Freisinger Bischof Erembert – eine zweideutige Formulierung in der *Vita Corbiniani* führte zur Annahme, er sei der Bruder Corbinians (die jüngere Fassung B stellt ihn dann ein-

25 Vgl. Baesecke 1930, 114–135, 148–156; Löwe 1973, 78–83.

deutig als dessen Bruder dar) – bezeichnet Arbeo in Kap. 30 als seinen *nutritor* („Ernährer"). Unter Bischof Joseph von Freising wirkte Arbeo als Archipresbyter und Notar, 763 wurde er zum Abt des Klosters Scharnitz berufen, 764 oder 765 zu Josephs Nachfolger als Bischof von Freising. Von diesem Amt trat er 782/83 zurück, was wohl durch seine Parteinahme für die fränkischen Oberherren gegen den bayerischen Herzog Tassilo III. bedingt war (zu den politischen Konflikten und deren Niederschlag in Arbeos Viten s. Glaser 1983, 67–76). Unter Arbeos Episkopat wurden zahlreiche Klöster gegründet, wie etwa Innichen im Pustertal, Schäftlarn und Schliersee in Oberbayern, und der Besitz des Bistums erweitert, was die ca. 100 Schenkungsurkunden, die aus jener Zeit erhalten sind, belegen. Arbeo war es auch, der zu Beginn seines Episkopats die sterblichen Überreste des Hl. Corbinian von Mais bei Meran nach Freising überführen ließ. Arbeo, der seinen Namen mitunter in Heres („Erbe", vgl. *Vita Corbiniani*, Prolog) latinisierte bzw. in Cyrinus hebraisierte (vgl. *Vita Haimhrammi* 47), war auch ein Förderer von Wissenschaft und Kultur; er ließ Hs. – Bibeltexte, exegetische Schriften, Werke des Hieronymus, Gregors des Großen u.a. – kopieren und legte so den Grundstein für die Freisinger Dombibliothek. Nach Baesecke 1930 soll er auch die Verdeutschung des *Abrogans*, eines lat. Synonymenwörterbuches, veranlasst haben, was mittlerweile jedoch angezweifelt wird (vgl. Splett 1978). Der Ire Virgil, Abt des Benediktinerstiftes St. Peter und Bischof von Salzburg, dem die Kosmographie des Aethicus Ister zugeschrieben wurde und mit dem Arbeo eine persönliche Bekanntschaft pflegte, regte seinen Amtskollegen zu eigener schriftstellerischer Tätigkeit an: Arbeo verfasste die Lebensbeschreibungen zweier Lokalheiliger, des Hl. Emmeram, Abt und Bischof von Regensburg, und des Hl. Corbinian, der als erster Bischof von Freising gilt (auch wenn der Bischofssitz erst 739 durch Bonifatius eingerichtet wurde).

Vita Haimhrammi

Hauptthema der *Vita vel passio Sancti Haimhrammi martyris*[26] („Leben oder Leiden des Hl. Emmeram, des Märtyrers"), die Arbeo wohl in der Absicht verfasste, den in Regensburg bereits bestehenden Emmeramkult zu fördern und zu festigen, ist das Martyrium Emmerams, seine Vorgeschichte wie auch seine Nachwirkungen, während sich die Darstellung der eigentlichen *vita* auf die ersten sieben von insgesamt 47 Kapiteln beschränkt. Bei den Quellen, auf die Arbeo beim Verfassen seiner Biographie zurückgreifen konnte, handelt es sich wohl lediglich um mündlich tradierte Informationen.

Inhalt

Emmeram (vgl. Babl 1973), der Bischof von Poitiers gewesen war, gelangt auf seinem Missionszug auch nach Regensburg und wird vom dort residierenden Herzog Theodo dazu bewegt, als Bischof in Bayern zu bleiben. Als die Tochter des Her-

26 Hg. von Krusch 1920, 1–99; eine auf Krusch basierende, leicht modifizierte Ausgabe mit Übersetzung legte Bischoff 1953 vor.

zogs von ihrem Liebhaber Sigibald ungewollt schwanger wird, nimmt Emmeram aus Mitleid die Vaterschaft für das uneheliche Kind auf sich. Auf seiner Reise nach Rom wird Emmeram von Theodos Sohn Lantpert eingeholt, der ihn, um die Schande seiner Schwester zu rächen, grausam verstümmelt, was zum Märtyrertod Emmerams führt (Kap. 18):

> *Inter tot cruciatos sanctus Dei martyr quasi prospicuus fons manandi studium suum non cessari intermittit, ita ymnificans Deum psalmodiae non cessebatur. Factus namque est in agone ex superna virtute robustus, ut adstantibus nec gemitus aures commovisset, sed hilari vultu, sincera mente Deo, ut diximus, indesinenter fundens preces. Tunc nec poenis torquentium videbatur sufficere, pedes utrosque cum palmis, prius evacuatis articulis, abscidentes, tanti alti Deo throni martyris genitalia inpudenter abstrahere veriti no* [sic] *sunt, cuius quamvis modica vox in Dei perseverans laudibus, nihilominus anelabat Daviticum carmen. Cum tot poenis adflictus, membrorum compagine solutum prospexissent, solius linguae invidentes ministerium, cuius ori ferrum inponentes, ex palato beati Dei martyris trucidabant; relicto capside, evacuatis membris, abierunt. Remansit autem in certaminis campo cruore involutus victor triumphi exultans.*[27]
>
> Unter all diesen Martern ließ der heilige Märtyrer Gottes nicht ab, singend Gott zu preisen, so wie ein klarer Quell nicht aufhört rastlos zu sprudeln. Denn er wurde bei seinem Kampf durch Kraft von oben gestärkt, so daß die Ohren der Umstehenden auch nicht ein Seufzen traf, sondern er betete mit heiterem Antlitz und aufrichtigem Herzen unablässig zu Gott, wie wir gesagt haben. Da schien es den Folterknechten nicht genug der Qualen zu sein, sondern nachdem sie beide Füße und Hände, die schon vorher der Fingerspitzen beraubt waren, abgeschnitten hatten, scheuten sie sich nicht, schamlos die Geschlechtsteile dieses großen Märtyrers des hochthronenden Gottes wegzureißen. Dennoch hielt seine Stimme, wiewohl leise, im Lobe Gottes aus und hauchte trotz allem das Lied Davids. Als sie ihn mit so vielen Qualen geschlagen und das Gefüge der Glieder aufgelöst sahen, da mißgönnten sie auch noch der Zunge ihren Dienst; sie setzten das Eisen an seinen Mund und entrissen sie dem Gaumen des seligen Märtyrers Gottes. So ließen sie das Behältnis über, das der Glieder beraubt war, und gingen hinweg. Auf dem Kampfplatz aber blieb, vom Blut überströmt, der Sieger zurück, der über seinen Triumph jauchzte. (Bischoff 1953)

Die zweite Hälfte der Schrift (Kap. 25–47) ist der Darstellung der Wunder, die Emmeram *post mortem* bewirkt, gewidmet.

27 Die Vorlage für die Darstellung von Emmerams Martyrium liefert die *Passio S. Leodegarii* („Leidensgeschichte des Hl. Leodegar").

Überlieferung; Rezeption

Von der älteren Fassung A der *Vita Haimhrammi* existieren neun Hs., von denen jene aus St. Amand (heute Paris, Bibl. Nat., ms. lat. 2990A) Arbeos sprachliche und stilistische Eigenheiten wohl am ehesten beibehalten hat (dazu Bischoff 1953, 95). Um die Mitte des 9. Jhs. entstand in Regensburg die jüngere Fassung B, von der zwölf Hs. erhalten sind. Die Schrift erfuhr in den Jahrhunderten nach ihrer Entstehung eine weite Verbreitung; im 11. Jh. kam es zweimal zu einer Neubearbeitung der Vita, einmal durch Meginfried, Lehrer an der Magdeburger Domschule, und dann auch durch Hartwich, Mönch im Kloster St. Emmeram, der eine rhythmische Fassung erstellte. Auch zahlreiche ikonographische Darstellungen Emmerams und seines Martyriums wurden durch Arbeos hagiographische Schrift inspiriert, wie etwa die Illustration der Passion Emmerams im sogenannten *Stuttgarter Passionale*, einer Hs. des 12. Jhs. (Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. bibl. fol. 56, Bl. 107^{r}).

Vita Corbiniani

Die Virgil von Salzburg gewidmete Biographie des Freisinger Bischofs Corbinian, die *Vita Corbiniani*,[28] führt von seiner Herkunft aus der Gegend von Melun (in der Nähe von Paris), wo er als Mönch lebte, über seine Reisen und sein Wirken in Freising, wo er 725 starb, bis zu seiner Überführung nach Mais und der Rückholung des Leichnams durch Arbeo. Wie in der *Vita Haimhrammi* werden auch hier im letzten Teil des Werkes die Wunder nach Corbinians Tod dargestellt, doch im Gegensatz zur Biographie des Hl. Emmeram überwiegen in dieser Vita historisch fassbare Ereignisse und Gestalten die Legendenbildung, was wohl auf die zeitlich größere Nähe zur Lebenszeit des Verfassers zurückzuführen ist; vielleicht konnte Arbeo sogar Zeitgenossen Corbinians befragen. Neben der Einarbeitung von mündlich Tradiertem lässt sich auch ein Rückgriff auf literarische Vorlagen erkennen wie etwa die *Vita Hilarionis* des Hieronymus, die Dialoge Gregors des Großen und die *Vita Sancti Columbani* des Ionas von Bobbio, hagiographische Gestaltungsmuster, die Arbeo auch bisweilen durchbricht: Arbeos Corbinian entspricht nicht dem landläufigen Bild des Heiligen, der seine Emotionen unter Kontrolle und der irdischen Welt den Rücken gekehrt hat: Arbeos Heiliger gerät rasch in Zorn, lässt sich zu Gewalttätigkeiten hinreißen, kann sich mitunter das Lachen nicht verbeißen, hat eine Vorliebe für schöne Pferde und verfügt über weltlichen Besitz, womit er dem Typus eines ‚Adelsheiligen' entspricht (dazu Berschin 1991, 88).

Intention

Zielte Arbeo mit der Emmeramsvita auf eine Kultförderung und -konsolidierung ab, so ging es bei der Erstellung dieser Biographie um eine Kultbegründung: Mit

28 Hg. von Krusch 1920, 100–234; neu erstellte Ausgabe mit Übersetzung von Brunhölzl 1983. Zur *Vita Corbiniani* s. die umfassende Untersuchung von Vogel 2000 (die Thesen, die Vogel in diesem Buch vorlegt, stießen auf breites Interesse und wurden vielfach diskutiert, u.a. von Diepolder 2001 und Haarländer 2001).

seinen kultischen und literarischen Bestrebungen, der Translation und der Abfassung einer Vita, beabsichtigte Arbeo, den Heiligen und seinen Kult in Freising zu etablieren, was ihm auch ansatzweise gelang (vgl. Vogel 2000, 6–27).

Überlieferung

Die Fassung A der *Vita Corbiniani* ist lediglich in zwei Manuskripten des 9. Jhs. erhalten, einer Hs. aus Regensburg (heute London, British Museum, add. 11880) und einer Hs. aus Reichenau (heute Karlsruhe, Landesbibliothek, cod. Aug. XXXII). Fassung B, die am Übergang vom 9. zum 10. Jh. entstand, erfuhr hingegen eine ausgedehntere Verbreitung, was die 31 erhaltenen Hs. bezeugen.[29]

Datierung

Welche der beiden Viten, die zu den ältesten Quellen der Geschichte Bayerns zählen, zuerst geschrieben wurde, ist ungewiss. Gegen den Herausgeber Krusch 1920 und die heute wieder vorherrschende Annahme (dazu Vogel 2000, 180–182, 244–257) spricht sich u.a. Löwe 1951, 916, für eine Entstehung der *Vita Haimhrammi* vor jener des Corbinian aus. Berschin 1991, 77–78, der die beiden Viten als literarische Einheit charakterisiert, stellt diesen Überlegungen eine andere Frage voran, nämlich in welcher Reihenfolge Arbeo seine Biographien geordnet und gelesen haben wollte, und führt dazu u.a. das Argument der hagiographischen Hierarchie ins Feld, nach welchem die *Vita Haimhrammi* literaturgeschichtliche Priorität hätte. Die beiden Viten müssen jedenfalls zwischen 764 und 783 – die *Vita Corbiniani* wohl bald nach der Übertragung der Gebeine Corbinians nach Freising – verfasst worden sein,[30] da Arbeo in beiden Werken als Bischof aufscheint.

Sprache und Stil

Arbeos „postmerowingisches" (Berschin 1991, 90) Lat.[31] bietet keine Überraschungen, es entspricht dem Standard seiner Epoche: Es handelt sich um die Jahrzehnte vor der karolingischen Renaissance, die eine Läuterung und Normierung der lat. Sprache anstreben wird; Arbeos Lat. zeigt vulgärlateinische bzw. romanische Züge, womit es wohl dem im Alpenraum gesprochenen romanisierten Vulgärlatein nahe steht. Darüber hinaus lassen sich verschiedene andere Einflüsse herausfiltern: Merkmale des oberitalienischen, langobardisch geprägten Lat., der spätantiken Rhetorik, Einflüsse durch die Bibel und das Lat. Gregors des Großen, vielleicht auch durch den Iren Virgil. Der Regellosigkeit seiner Sprache, die durchaus auch auf mangelhafte Lateinkenntnisse zurückzuführen ist (vgl. Löfstedt 2000, 241), steht ein Bemühen um einen gehobenen Stil, um eine sprachliche und rhetorische Aufwertung gegenüber, wie sich an der Verwendung zahlreicher Stilmittel erkennen lässt.

Metellus von Tegernsee

Enge Beziehungen zwischen den Klöstern St. Georgenberg und Tegernsee bezeugt Metellus (wohl ein Pseudonym) von Tegernsee. In seinem Werk *Quirinalia*

29 Eine von Roschmann besorgte Abschrift befindet sich im TLMF (Dip. 1110/1).

30 Laut Vogel 2000, 257 die Corbiniansvita nach 756/68, aber vor 772, die Emmeramsvita vor 772.

31 Zu Arbeos Latinität s. v.a. Löfstedt 2000; eine schematische sprachliche Untersuchung vor der Folie des klassischen Lat. liefert Skiles 1938.

(„Quirinalien"), einem hagiographischen Gedichtzyklus in sechs Büchern, schreibt er über Leben und Leiden des Tegernseer Patrons Quirinus, über die Translation seiner Reliquien von Rom nach Tegernsee und über die von ihm gewirkten Wunder (s. Jacobsen 1965); der letzte Teil des um 1160 in Tegernsee entstandenen Werkes ist der Geschichte des Tegernseer Klosters im 11./12. Jh. und seinen Vögten gewidmet.

Vorbilder

Bei der Adaption seiner Quellen – Hauptquelle ist die *Passio Sancti Quirini* („Leiden des Hl. Quirinus") aus dem 9. Jh. – stellt Metellus sich bewusst in die Tradition des Horaz, dessen Inhalte er aufgreift und dessen Versmaße er übernimmt, für die Eklogen (Buch 5) auch in jene Vergils;[32] die formale Vielfalt wird darüber hinaus durch metrische Entlehnungen aus Boethius und Prudentius vermehrt. Die älteste erhaltene Hs. des in zwei Autorenfassungen überlieferten Werkes ist Cod. 267 der Stiftsbibliothek Admont, der eine überarbeitete und erweiterte Version bietet.

Tirolbezug

Einige Partien der *Quirinalia* haben einen engen Tirolbezug (vgl. Riedmann 1973, 27–29). So stellt Metellus in seiner fünften Ekloge einen Dialog zwischen dem Abt von Tegernsee („Menalca") und jenem von St. Georgenberg („Mopsus") dar, in dessen Verlauf letzterer das Mirakel von dem Mann erzählt, der dem Hl. Quirinus eine Kuh geweiht hatte, diese dann aber – um den weiten Weg nach Tegernsee zu vermeiden – nach St. Georgenberg bringen wollte (*Egloga quinta Quirinalium. De vacca, que voto promissa beato Quirino ob vię longitudinem ad sanctum Georgium ducebatur. Hic Menalca abbas Tegriensis*, *Mopsus est abbas sancti Georgii*, *qui ipsum enarravit presentia sua gestum*, zitiert nach Jacobsen 1965); das Tier jedoch kennt seine wahre Bestimmung und lässt sich auch nicht mit Gewalt dazu bewegen, die Brücke vor dem Kloster zu passieren, sondern läuft, als man es losbindet, nach Tegernsee. Die genaue Schilderung der geographischen Verhältnisse von St. Georgenberg lässt wohl darauf schließen, dass Metellus die Gegend kannte. Ebenso wenig der Erfüllung eines Gelübdes kommt ein Inntaler (*quidam Intalensis*) nach, der in der neunten Ekloge auftritt. Im sechsten Teil des Werkes erzählt Metellus vom Besuch Heinrichs IV. im Kloster St. Georgenberg und über die Wallfahrten zum Heiligtum des Hl. Georg (Nr. 5).

Annales Montis Sancti Georgii

Als Beispiel historiographischer Prosa ließen sich in diesem Zusammenhang die *Annales Montis Sancti Georgii*[33] („Annalen von St. Georgenberg") nennen, wenn feststünde, dass sie überhaupt in St. Georgenberg entstanden sind; die Hs. (heute: London, British Museum, Add. 18344) jedenfalls befand sich im 19. Jh. noch im Besitz des Klosters. Die knappen Aufzeichnungen betreffen v.a. die Geschicke diverser Herrscherhäuser zwischen den Jahren 880 und 1260 (ein Nachtrag unter-

32 Zur Wirkung von Form und Inhalt der Werke Horazens und Vergils auf Metellus vgl. Jacobsen 1965, 53–111.

33 So der Titel bei Holder-Egger 1896, der nicht auf einen inhaltlichen Bezug zu St. Georgenberg, sondern lediglich auf den eventuellen Entstehungsort hinweisen soll.

richtet über eine Sonnenfinsternis im Jahr 1415): So wurde beispielsweise zum Jahr 1208 ein Eintrag zur Ermordung König Philipps von Schwaben in Bamberg durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gemacht (*Anno Domini M°CC°VIII Philipus rex apud Babenberch occiditur a comite palatino de Witlespach*, hier und im Folgenden zitiert nach Holder-Egger 1896, 721–723), zum Jahr 1231 ein Eintrag zum Attentat auf Herzog Ludwig I. von Bayern in Kelheim, als dessen Drahtzieher Friedrich II. genannt wird (*Anno Domini M°CC°XXXI° Ludewicus dux Bavarie occiditur a quodam Sarraceno apud Chelheim Fr*[*iderico*] *cesare procurante*).

Rudolf von Stams

In einer Hs. aus dem Zisterzienserkloster Stams im Tiroler Oberinntal (Cod. 67) ist eine Sammlung von Heilungsmirakeln überliefert, die Rudolf von Stams zugeschrieben wird und die zu den ersten in Stams geschriebenen Texten gehört.[34] 1273 kam Rudolf (von Knapp 2000 mit Rudolf von Hürnheim identifiziert, der Kustode im Kloster Frauenzimmern war, wo er auch seine Verwandte Hildegard von Hürnheim unterrichtete) nach Stams, um dort ein Kloster zu gründen, wie er in seinem Prolog schreibt; 1289 wurde er zum dritten Abt von Stams gewählt, am 20. März 1294 starb er. Bei dieser Hs. handelt es sich um eine Sammlung, die als ersten Teil u.a. den *Liber miraculorum* („Buch der Wunder") Herberts von Clairvaux in einer Kurzfassung enthält, als zweiten Teil Rudolfs Mirakelsammlung, die vor dessen Wahl zum Abt[35] in Stams entstanden ist.

Inhalt

Rudolfs Sammlung enthält 98 lokale Mirakelepisoden, bei denen es sich vornehmlich um Berichte über Wunderheilungen (s. Wittmer-Butsch/Rendtel 2003) handelt: wie Menschen von chronischen Leiden wie Husten, Kopfschmerzen usw. oder von an und für sich unheilbaren bzw. als unheilbar geltenden Leiden wie Blindheit, Stummheit, Epilepsie geheilt wurden, nachdem sie eine Wallfahrt zum Johannesaltar in Stams gelobt hatten bzw. nach Stams gepilgert waren (zur Wallfahrtsstätte Stams s. Ernst 1973). Da Knapp 2000, 101 die Datierung 1288 fälschlich als 1328 (wenn auch mit Fragezeichen versehen) liest, nimmt er an, dass die Wunder ab Kap. 93 nicht mehr von Rudolf stammen, eine Annahme, die mit der korrekten Lesung der Datierung keine Begründung mehr hat. Der ausladende Prolog, der den Mirakeln vorangeht, bildet eine ungewöhnliche Einleitung: Rudolf prangert darin Heiden, Juden und Ketzer an und bezichtigt sie der *superbia* („Hochmut"), *avaritia* („Habsucht") bzw. *luxuria* („Ausschweifung"); was er etwa über die Juden ausführt, steht „gleichsam in der Mitte zwischen scholastischer Kontroverstheolo-

34 Erstmals eingehender untersucht von Knapp 2000 und von diesem in Anlehnung an den hs. Titel des Prologes mit dem Titel *Miracula, que in Stams a domino per Beatum Johannem perpetrantur* („Wunder, welche in Stams vom Herrn durch den Seligen Johannes vollbracht werden") versehen.

35 Laut Album Stamsense 6, das zu Rudolf in Anm. 1 vermerkt: „*Scripsit*: *Liber miraculorum S. Joannis Bapt.* (1288)".

gie und billiger Polemik gegen das zeitgenössische Judentum" (Knapp 2000, 109). Knapp wagt 109–110 eine vorsichtige Deutung: Die Polemik gegen Heiden, Juden und Ketzer sei eine versteckte Kritik an Meinhard II., der sich in Kirchenkreisen als Kirchenräuber, Ketzer und Wucherer einen Namen gemacht hatte.

Stil

Die Berichte über die Wunder fallen sehr kurz aus, die Darstellung ist schematisch, der Stil farblos nüchtern; es handelt sich um Schrifttum, das zwischen literarischer und funktionaler Textsorte anzusiedeln ist und das in der hier vorliegenden Form der v.a. im Spätmittelalter weit verbreiteten und intensiv gepflegten Tradition der schriftlichen Aufzeichnung von Wunderheilungen – oft als Werbung für Wallfahrtsorte – entspricht:

> VI (*Loquela restituta* [Titel von späterer Hand]). *A Campidona supervenit adolescens quidam ad beatum Iohannem, qui per durissimam infirmitatem inter alia cruciamenta quinquies usum lingue perdiderat; sed per invocationem predicti sancti nominis fugata obmutatione cum aliis incomodis liberatur.*
>
> 6. Wiedererlangung der Stimme. Aus Kempten kam zum Hl. Johannes ein junger Mann, der durch eine sehr schwere Krankheit zusätzlich zu anderen Leiden fünfmal die Stimme verloren hatte; durch die Anrufung des eben genannten heiligen Namens aber wurde er von der Stummheit und anderen Beschwerden befreit.

Die meisten Kapitel nennen den jeweiligen Herkunftsort der Wallfahrer und Wallfahrerinnen, woraus sich interessante Erkenntnisse über den Wirkungsbereich der Wallfahrtsstätte gewinnen lassen: Kaisheim (Kap. 3), Kempten (Kap. 6), Thaur (Kap. 11), Ammergau (Kap. 37), Würzburg (Kap. 39), Regensburg (Kap. 65), Kitzbühel (Kap. 71), Ötztal (Kap. 72), Zürich (Kap. 92) usw. Im 17. Jh. übersetzte der Stamser Hofrichter Johann Georg Frickhinger einen Teil des Buches ins Deutsche; eine deutsche Übersetzung fertigte auch Abt Paul Gay (1631–1638) an, der die Mirakel in seine Stamser Chronik aufnahm (vgl. Ernst 1973, 148–149).

Reiseberichte

Auch Reisen durch Tirol schlugen sich literarisch nieder, etwa jene des Venantius Fortunatus im Jahre 565 (*Vita Sancti Martini* 4,644–650) oder der Romzug Friedrichs I. 1154 durch das Eisacktal (beschrieben von Otto von Freising und seinem Fortsetzer Rahewin). Nur aus Rechnungen fassen lässt sich die Reise Wolfgers von Erla (1191–1204 Bischof von Passau, 1204–1218 Patriarch von Aquileia; urkundlich belegt auch als Förderer Walthers von der Vogelweide), die ihn im Jahre 1204 auf der Rückfahrt von Rom durch Tirol führte; die erhaltenen Reiserechnungen (Museo Archeologico Nazionale/Cividale del Friuli) geben Auskunft über die Stationen seiner Reise, u.a. Trient, Bozen, Lengstein, Brixen, Gossensaß, Innsbruck und Zirl (vgl. Höfer 1893, Heger 1970 [mit Ausgabe], v.a. 173–187).

Von der Tiroler Landeseinheit bis zum Tod Kaiser Maximilians I. (1519)

Lav Šubarić

Epochenbild

Überblick

In dieser Epoche, die sich über Spätmittelalter und beginnende Frühe Neuzeit erstreckt, erhielt das von Meinhard II. geschaffene Land Tirol durch kontinuierliche territoriale Erweiterungen allmählich seine bis ins 20. Jh. gültigen Grenzen. Während am Anfang dieser Entwicklung ein zwar selbständiges, aber noch recht labiles und von äußeren Feinden gefährdetes Gebilde steht, sieht man an ihrem Ende ein starkes und stabiles Land, das eine bedeutende Rolle im weltumspannenden Habsburgerreich spielt, im Inneren zusammengehalten von den Landständen, die nicht zögern, bei der Ablöse eines Fürsten durch einen neuen im Interesse des Landes entscheidende Initiativen zu ergreifen.[1]

Meinhardiner

Nach Meinhards Tod im Jahr 1295 regierten zunächst seine drei Söhne gemeinsam, ab 1310 der einzige überlebende, Herzog Heinrich († 1335), alleine. Da Heinrich keine männlichen Nachkommen hatte, wurde seine erbberechtigte Tochter Margarethe (reg. 1335–1363, vgl. Abb. 5) zu einer begehrten Partie bei den großen Dynastien der Zeit, den Luxemburgern, Wittelsbachern und Habsburgern, die hofften, Tirol in ihren Machtbereich eingliedern zu können. Von ihrem Vater mit dem Luxemburger Johann-Heinrich verheiratet, musste sie nach dem Tod ihres Vaters 1335 zunächst die Ansprüche der Habsburger und Wittelsbacher abwehren, welche ihr Land untereinander aufteilen wollten. 1341 vertrieb sie ihren inzwischen beim Volk unbeliebten luxemburgischen Gemahl und ging eine Ehe mit dem Wittelsbacher Markgraf Ludwig von Brandenburg ein. Daraufhin musste sie sich der Angriffe der Luxemburger erwehren, die zunächst nicht auf Tirol verzichten wollten. Aus Margarethes zweiter Ehe ging ein Sohn hervor, Meinhard III., der Tirol und einen Teil Bayerns hätte erben sollen, aber schon 1363 starb.

Habsburger

Als sich nach dem Tod Meinhards III. abermals die Frage der Erbfolge in Tirol stellte, übertrug Margarethe mit Einverständnis der Landstände noch 1363 die Herrschaft über Tirol den Habsburgern. Dies löste wiederum einen kriegerischen Konflikt mit den Wittelsbachern aus, der bis 1369 andauerte. Tirol blieb nach der

1 Ausführliche Darstellung der Tiroler Geschichte dieser Epoche: Riedmann 1990, 426–631; Palme 1998, 3–38. Ein Überblick über die lat. und volkssprachliche literarische Produktion findet sich bei Riedmann 1990, 587–596, 598–603, eine ausführliche literaturgeschichtliche Darstellung bei Knapp 1999, 419–452 und Knapp 2004, 481–572, buch- und bibliotheksgeschichtliche Aspekte bei Neuhauser 2010.

Abdankung Margarethes fest in der Hand der Habsburger, zunächst als Teil eines ausgedehnten Herrschaftskomplexes unter Rudolf IV. (1363–1365), Albrecht III. (1363–1375) und Leopold III. (1365–1386), nach einer ersten Teilung der habsburgischen Territorien ab 1379 als Zentrum eines eigenständigen habsburgischen Machtbereiches mit einem eigenen Landesfürsten.

Abb. 5: Abbildung der Margarethe Maultasch in den *Encomia nunquam sat laudatae* […] *Domus Austriacae* des Simon Milldorffer, Innsbruck 1715.

Klösterlandschaft

Abgesehen von den Bischofssitzen Brixen und Trient waren die wichtigsten intellektuellen Zentren auf dem Gebiet der späteren gefürsteten Grafschaft Tirol die Klöster. Durch die Gründungswelle um die Mitte des 12. Jhs., als innerhalb von ca. 35 Jahren neun bedeutende Stifte und Klöster entstanden, und durch die Ausbreitung von Bettelorden und Deutschordensrittern im 13. Jh., als rund zwanzig weitere Ordensniederlassungen gegründet wurden, war ein dichtes Netz klösterlicher Gemeinschaften für Männer und Frauen entstanden. Im 14. Jh. kamen als Neugründungen die Kartause Allerengelberg in Schnals, die Karmeliterklöster in Lienz und Rovereto sowie die Niederlassung der Augustiner-Eremiten im damals noch bayerischen Rattenberg hinzu, im 15. Jh. die Klöster der Franziskaner-Observanten in Trient und Arco und der Waldschwestern, der späteren Augustinerinnen, im Halltal. Die bedeutendsten monastischen Zentren des Landes waren im Spätmittelalter das Prämonstratenserstift Wilten, die Benediktinerabteien St. Georgenberg bei Schwaz sowie Marienberg im obersten Vinschgau, das Augustinerchorherrenstift Neustift und die Zisterze Stams, eine Gründung Meinhards II. Aufschlussreiche Belege für das Bildungsniveau sowie religiöse und kulturelle Interessen im spätmittelalterlichen Tirol liefern die vielen erhaltenen Hs., die für die Klosterbibliotheken von auswärts beschafft oder an Ort und Stelle, in den Schreibstuben der Tiroler Klöster, geschrieben wurden.

Schulen

Grundvoraussetzung für die Produktion lat. Schriften war die Existenz von Bildungsinstitutionen, in denen man die Sprache erlernen konnte. In den Domkapiteln Trient und Brixen sowie in fast allen bedeutenderen Klöstern war eine Schule

vorhanden, die nicht nur für den kirchlichen Nachwuchs, sondern auch für Laien zugänglich war. Dazu kamen ab dem 14. Jh. Schulen in den Städten (s.u.).

Städte

Im Spätmittelalter kam es zu einer starken Zunahme städtischer Zentren, die sich neben ihrer ökonomischen Bedeutung zu einem wichtigen Faktor für die Bildung und das kulturelle Leben des Landes entwickelten. Zu den bereits bestehenden Tiroler Städten Innsbruck und Bozen verliehen Meinhard II. und seine Söhne auch Meran, Sterzing, Glurns und Hall das Stadtrecht. Im Hochstift Brixen wurde neben Bruneck und der bischöflichen Stadt Brixen selbst auch Klausen im Jahre 1308 zu einer Stadt erhoben. Im Machtbereich des Fürstbischofs von Trient entwickelte sich neben Trient und Riva auch Rovereto zur Stadt, die allerdings erst im 15. Jh. unter venezianischer Herrschaft zu wirklicher Bedeutung gelangte. In den erst Ende des Spätmittelalters an Tirol angegliederten Territorien war im Görzer Gebiet Lienz die einzige Stadt, während in den zunächst noch bayerischen Gerichten im Unterinntal neben dem schon 1271 gegründeten Kitzbühel im Laufe des 14. Jhs. Kufstein und Rattenberg in den Rang einer Stadt erhoben wurden.

Lateinschulen

Die Städte ergänzten das kirchliche Bildungsangebot im Land durch die Gründung von Lateinschulen (deutsche Schulen kamen erst ab der zweiten Hälfte des 15. Jhs. auf), die von einem von der jeweiligen Stadt approbierten, akademisch gebildeten Schulmeister geleitet wurden. Die ersten solchen Lehrer sind im Jahr 1237 in Bozen und Lienz bezeugt. Von 1295 bis zum Ende des 15. Jhs. finden sich zahlreiche Belege für Lehrer bzw. Schulen in allen Städten des Landes (mit Ausnahme von Brixen und Trient, wo ja eine Domschule vorhanden war).

Universitäten

Eine höhere Bildung, als sie die Domschulen boten, konnte man in Tirol nicht erwerben – Bildungswillige mussten sich zum Universitätsstudium ins Ausland begeben. Tiroler Studenten findet man im Spätmittelalter nicht nur an den näher gelegenen Universitäten wie Padua, Bologna oder Pavia inskribiert, sie reisten auch nach Paris, Prag oder Heidelberg und brachten bei ihrer Rückkehr wichtige kulturelle Impulse nach Tirol. Nach der Übertragung des Landes an die Habsburger wählten besonders viele Tiroler die von diesen gegründete Universität in Wien als Studienort.

Literaturproduktion

Trotz der insgesamt nicht ungünstigen Bildungsvoraussetzungen fällt die Bilanz der lat. Literaturproduktion unter den Meinhardinern und den frühen Habsburgern (vor Friedrich IV.) äußerst bescheiden aus. Dabei ist zu bedenken, dass etliche Werke verloren gingen, wie z.B. die ältesten Statute von Trient oder die Predigten des Stamser Mönchs Marcus von Lindau (der sich nach seinem Studium in Paris um die Mitte des 14. Jhs. einen Ruf als hervorragender Prediger erworben hatte); andererseits stammt ein guter Teil der vielen in Tirol als Unikate überlieferten anonymen Texte wahrscheinlich aus Tirol, auch wenn sich ein endgültiger Beweis dafür nicht erbringen lässt. Sieht man von einzelnen Texten ab, die eher zufällig in

Tirol entstanden und eigentlich nicht in einem Tiroler Kontext zu sehen sind, wie das zweite Sendschreiben des Sektenführers Fra' Dolcino an seine Anhänger, das er Ende 1303 im südlichen Grenzgebiet des Hochstifts Trient verfasste (und das nur in den Schriften seiner Gegner indirekt überliefert ist), lassen sich nur wenige Autoren und Werke aus dieser Zeit finden, die mit Bestimmtheit in Tirol verortet werden können. Zu nennen sind die Dichtung Alberts von Neustift, eine anonyme Vita des Hl. Romedius und die sogenannte Chronik Goswins von Marienberg. Aus Trient kommen eine astrologische Schrift des Augustinereremiten Augustinus, die Schrift über die Pest des Arztes Odoricus sowie die historischen Aufzeichnungen des Domherrn Giovanni da Parma hinzu. Um 1400 finden sich in Tirol auch schon vereinzelt erste Spuren des Humanismus, des neuen Bildungsideals. So schrieb etwa der junge Trientner Tomeo seinem Lehrer, dem Humanisten Antonio da Romagno (1360–1409), einen Brief, in dem er ihn aufforderte, die philosophischen Studien beiseite zu legen und sich wieder der Dichtkunst zu widmen (BAV, Vat. lat. 5223, Bl. 22^{v}–24^{r}).

Friedrich IV.

Im Jahr 1406 kam es zur zweiten Teilung der habsburgischen Länder. Die Herrschaft über Tirol und bald auch über die sogenannten Vorlande, die habsburgischen Territorien westlich des Arlbergs, übernahm der junge Herzog Friedrich IV. († 1439). In der Folge sollte Tirol unter Friedrich und seinem Sohn Erzherzog Sigmund (reg. 1446–1496) fast das ganze 15. Jh. hindurch wieder ein selbständiges Land mit einem eigenen, seit etwa 1420 bevorzugt in Innsbruck residierenden Landesfürsten sein. Die erste Phase der Regierung Friedrichs war von großen Schwierigkeiten sowohl in der Außenpolitik als auch im Lande selbst gekennzeichnet. Nach Konflikten mit den Appenzellern und Bayern geriet Friedrich auch in Streit mit dem römisch-deutschen König und späteren Kaiser Sigismund von Luxemburg (reg. 1410–1437). Als Friedrich vom König geächtet wurde, konnte er sich nur noch in Tirol behaupten. Verschiedene Nachbarn versuchten Teile seines Herrschaftsgebiets an sich zu reißen, sodass Friedrich zeitweise fast alle vorderösterreichischen Länder verlor, während Venedig die Situation nützte, um die Gegend um Rovereto dem Trientner Bischof abzunehmen. Nachdem sich der Herzog schließlich dem Kaiser hatte unterwerfen müssen und durch Vermittlung seiner habsburgischen Verwandten eine Aussöhnung mit dem Reichsoberhaupt zustande gekommen war, widmete er sich der Aufgabe, die verlorenen Gebiete wieder unter seine Kontrolle zu bringen, was ihm mit Ausnahme der habsburgischen Stammlande auch gelang. Neben der Hilfe anderer Habsburger war für das Gelingen dieses Vorhabens der neugefundene Reichtum aus den Silberbergwerken Tirols entscheidend. Gossensaß und v.a. Schwaz entwickelten sich rasch zu montanistischen Zentren, und mithilfe dieser Einkünfte vermochte Friedrich einen großen Teil der verlorenen Ländereien zurückzugewinnen. Im Inneren sah er sich einer starken Opposition durch Teile des

Abb. 6, 7: Oswald von Wolkenstein, Porträt und erste Seite der Innsbrucker Liederhandschrift von 1432.

Adels gegenüber, gegen die er sich aber, gestützt auf Bürger und Bauern, schließlich durchsetzen konnte. Der berühmteste adelige Kontrahent Friedrichs war der Dichter Oswald von Wolkenstein (ca. 1377–1445, vgl. Abb. 6, 7), der sich 1427 als einer der letzten dem Herzog unterwarf. Im Hochstift Trient, welches *de iure* reichsunmittelbar, aber durch eine Reihe von Verträgen und die Stellung des Tiroler Grafen als Vogt eng an Tirol gebunden war, nützte Friedrich die immer wieder aufflammenden inneren Konflikte zwischen Fürstbischöfen und Untertanen, um seine Position gegenüber den geistlichen Landesherrn weiter auszubauen. In den letzten Jahren seines Lebens herrschte er als mächtiger Landesfürst über ein konsolidiertes, reiches und befriedetes Land.

Vorderösterreich

Die vorderösterreichischen Länder, die aus Elsass, Breisgau, vielen verstreuten Herrschaften im schwäbischen Raum und der heutigen Schweiz sowie aus Teilen des späteren Vorarlberg bestanden, sollten ab der Zeit Friedrichs für mehrere Jahrhunderte (bis auf eine kurze Unterbrechung nach Friedrichs Tod) eng mit der Grafschaft Tirol verbunden bleiben und später zusammen mit dieser innerhalb des habsburgischen Herrschaftskomplexes die sogenannte oberösterreichische Ländergruppe bilden, mit einer eigenen Regierung, Kanzlei und Kammer in Innsbruck. Durch die gemeinsame Verwaltung kam es zu einem verstärkten Zuzug von Be-

amten, aber auch Intellektuellen und Künstlern aus den Vorlanden und somit zu wachsendem kulturellem Einfluss auf Tirol, der sich v.a. nach der Gründung der Universität in Freiburg i.B. durch Herzog Friedrichs Bruder Albrecht VI. im Jahr 1457 noch verstärken sollte.

Literaturproduktion

Auch aus Friedrichs Epoche ist recht wenig an lat. Literatur erhalten. Die Autoren entstammen (mit Ausnahme des Arztes Udalricus de Arco) alle dem kirchlichen Milieu. Unter den erhaltenen Werken finden sich eine Messerklärung und eine Sammlung von Gebeten des Brixner Bischofs (reg. 1427–1437) und vormaligen herzoglichen Kanzlers Ulrich Putsch, die Reden des Brixner Domherren (ab 1418) und späteren Bischofs (reg. 1444–1450) Johannes Röttel, die historischen Aufzeichnungen des Brixner Domdekans Andreas Brunner, des Rattenberger Augustinereremiten Johannes Spies und des herzoglichen Kaplans, des Wiltener Prämonstratensers Michael Aussee (ULBT, Cod. 120) sowie die Briefe des Johannes Geus von Gelnhausen, des späteren Gesandten des Konstanzer Konzils zu den Hussiten und Abtes der Zisterze Maulbronn, aus seiner Zeit als Mönch und Prior in Stams (ULBT, Serv. Cod. I.b.4).

Übersetzungen

Aus dieser Epoche haben sich auch die ältesten volkssprachlichen Tiroler Übersetzungen aus dem Lat. erhalten. Ulrich Putsch übertrug, noch bevor er Brixner Bischof wurde, das sehr verbreitete Werk *Lumen animae* als *Das liecht der sel* in die Volkssprache, während der Kaplan des Meraner Spitals, Heinricus de Scharffenstein, mehrere Werke der mittelalterlichen Medizin verdeutschte (ULBT, Cod. 422, vgl. Abb. 8). Die Übersetzung lat. Literatur sollte allerdings erst unter Friedrichs Nachfolger zu voller Blüte kommen, als der Schnalser Kartäuser Heinrich Haller seine vermutlich im Auftrag der adeligen Herren von Annenberg entstandenen Übersetzungen ins „gemeine Deutsch“ schuf.

Sigmund

Nach dem Tod Herzog Friedrichs im Jahre 1439 dauerte es bis 1446, ehe sein Sohn Sigmund von seinem Vormund, dem König und späteren Kaiser Friedrich III. (reg. 1440–1493), die eigenständige Regierung im Land übertragen erhielt. Sigmunds lange Regentschaft verlief im Wesentlichen friedlich. Den gleichsam geerbten Konflikt mit den Schweizer Eidgenossen, die ihren Machtbereich immer wieder auf Kosten der Habsburger erweiterten, beendete er 1474 durch einen Friedensvertrag, und ließ sich danach nur noch 1487 zu einem Krieg gegen Venedig hinreißen. Der Herzog – seit 1477 geschmückt mit dem Titel Erzherzog – bemühte sich v.a. um eine friedliche territoriale Konsolidierung der Vorlande und verwendete darauf einen guten Teil der reichen Einnahmen aus den Tiroler Bergwerken.

Cusanus-Streit

Europaweit bekannt bzw. berüchtigt wurde Sigmund durch seinen Konflikt mit Nicolaus Cusanus (reg. 1450–1464). Der berühmte Philosoph und Theologe wurde von Papst Nikolaus V. gegen den Willen des Domkapitels und des Landesfürsten zum Brixner Fürstbischof bestimmt. Durch seinen Reformeifer machte sich der

neue Oberhirte beim reformunwilligen Klerus und den auf ihre Sonderrechte pochenden Klöstern bald unbeliebt, und diese suchten und fanden in ihrem Widerstand Unterstützung beim Tiroler Landesfürsten. Der gelehrte Cusanus kam jedoch beim Studium alter Brixner Urkunden zur Erkenntnis, dass die Tiroler Grafen ursprünglich Vasallen des Brixner Oberhirten gewesen waren, und versuchte, die damit zusammenhängenden, längst verlorengegangenen Rechte des Bischofs wieder einzufordern. Der Streit eskalierte, wobei Sigmund den Bischof mehrmals mit Waffengewalt bedrängte und schließlich 1460 zur Flucht aus dem Land nötigte, während die Gegenseite mit kirchlichen Waffen antwortete, zunächst Cusanus mit wiederholten Interdikten, später auch Papst Pius II. mit der Exkommunikation Sigmunds. Der Herzog widersetzte sich mithilfe seiner wortgewaltigen Juristen Laurentius von Blumenau und Gregor von Heimburg diesen Sanktionen und appellierte an ein künftiges Konzil. Erst als 1464 sowohl Cusanus als auch der Papst starben, wurde der Streit vom neuen Papst Paul II. beendet.

Abb. 8: Inhaltsverzeichnis eines medizinischen Sammelwerkes des Kaplans des Meraner Spitals, Heinricus de Scharffenstein.

Bibliotheken

Schriftwesen und Buchkultur entwickelten sich unter Sigmund reichhaltiger als unter seinem Vorgänger. In der Zeit des beginnenden Buchdrucks kamen zahlreiche Inkunabeln nach Tirol, v.a. aus den nahe gelegenen Zentren des Buchhandels, Augsburg und Venedig. Neben klösterlichen und bischöflichen Bibliotheken entstanden in dieser Zeit auch die ersten bedeutenden Privatbibliotheken. Als Einheit erhalten geblieben ist beispielsweise die kleine Bibliothek des Dekans von Brixen i.Th., des vormaligen kaiserlichen Sekretärs Wilhelm Taz († 1485), während die bedeutende Büchersammlung der Herren von Annenberg im 19. Jh. zerstreut wurde und heute nur teilweise rekonstruiert werden kann.

Universitäten und Schulen

Das Bildungsniveau im Land stieg kontinuierlich. In den Matrikeln umliegender Universitäten finden sich immer öfter Tiroler Studenten und mitunter auch Professoren wie der Stamser Mönch und spätere Abt (reg. 1484–1501) Bernhard Welsch, der in Heidelberg die Heilige Schrift unterrichtete, oder der aus dem Brixental

stammende Dominikaner Leonhard Huntpichler (1405–1478), der an der Wiener Universität wirkte. Auch das Niveau der heimischen Bildungsstätten dürfte gestiegen sein, wie das Beispiel Trients zeigt, wo Calapino de Calapini um 1454 Rechtswissenschaften unterrichtete, ein Fach, das üblicherweise nicht an den Domschulen gelehrt wurde und für Universitätsstudenten erst nach der Grundausbildung an der Artistenfakultät zugänglich war. In Brixen wiederum ließ der *scholasticus* (der mit der Leitung der Schule beauftragte Domherr) Konrad Wenger ein – nicht mehr erhaltenes – Schulbuch drucken. Einen Einblick in den vorhumanistischen Schulbetrieb dieser Zeit bietet eine Anleitung für Grammatiklehrer (ÖNB, Cod. 14509, Bl. 2^{r}–11^{v}) aus der Feder Huntpichlers. Er hatte vor seinem Eintritt in den Orden als vom *scholasticus* mit dem täglichen Unterricht betrauter *rector scholarium* („Schulleiter") an der Brixner Domschule gewirkt und diese Erfahrungen in einem Lehrerhandbuch verarbeitet.

lat. Schriften

Lat. Schriften wurden in dieser Zeit zahlreicher, während sich gleichzeitig die neue Geistesrichtung, der Humanismus, von Italien aus allmählich verbreitete und auch in Tirol immer mehr Anhänger fand.

Hof

Die Rolle des Hofes Sigmunds als weiterer Kulturfaktor neben Hochstiften und Klöstern ist komplex. Der Innsbrucker Hof wurde lange als wichtiges Zentrum der spätmittelalterlichen Literatur, ja gar als bedeutendes Zentrum des Humanismus gesehen. Die wichtigste Rolle schrieb man dabei Sigmunds erster Frau, Eleonore von Schottland (ca. 1433–1480) zu, die sich sogar selbst als Literatin betätigt und einen französischen Ritterroman, *Ponthus et la belle Sidoyne*, ins Deutsche übersetzt haben soll. Sigmund selbst galt als Promotor des Humanismus, da er schon als Jugendlicher Kontakt zum Erzhumanisten Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., hatte, der ihm während seiner Zeit als Mündel am Hofe Friedrichs III. einen Erziehungstraktat widmete und, auf Friedrichs Wunsch hin, auch eine Vorlage für einen lat. Liebesbrief anfertigte. Neuere Forschungen haben das Bild vom literarischen Leben am Innsbrucker Hof allerdings relativiert und gezeigt, dass dort kein besonderes Interesse an Literatur vorhanden war und sich demzufolge auch keine bedeutenden Werke auf eine aktive Förderung durch den Erzherzog oder auf seinen direkten Einfluss zurückführen lassen; selbst die erwähnte Romanübersetzung ist höchstwahrscheinlich kein Werk Eleonores (stellvertretend für die ältere Sichtweise vgl. Assion 1982, für die neuere Hahn 1990). Trotz dieser Erkenntnisse über das Fürstenpaar selbst steht fest, dass der Hof des freigiebigen Erzherzogs große Anziehungskraft auf Literaten und Intellektuelle ausübte: Sie suchten eine Anstellung im fürstlichen Dienst zu erlangen oder erhofften sich materiellen Gewinn. Bedeutende Intellektuelle wie die Juristen Laurentius von Blumenau, Gregor von Heimburg und Ulrich Molitoris, der Wanderhumanist Peter Luder oder der humanistisch gesinnte Abt von St. Georgenberg (reg. 1469–1491) und Bücher-

Abb. 9: Kupferstich Maximilians I. aus Dominicus Custos' *Atrium heroicum*, Augsburg 1600.

sammler Caspar Augsburger standen in Sigmunds Diensten. Einen Einblick in das literarische Leben im Umkreis des Fürsten gewähren die frühen Gedichte aus der als *Codex Fuchsmagen* bekannten Sammlung.

Simon von Trient

Im Unterschied zum Tiroler Landesherrn war der Trientner Fürstbischof Johannes Hinderbach (reg. 1465–1486) eindeutig ein Anhänger des Humanismus. Traurige Berühmtheit erreichte Hinderbach, als er 1475 den Tod des kleinen Simon – später als Simonino bekannt und lange Zeit der populärste Tiroler Heilige – zwecks eigener Profilierung ausnützte, indem er einen Prozess gegen die Trientner Juden als vermeintliche Ritualmörder anstrengte. Der Bischof, der zu Propagandazwecken im Zusammenhang mit dem Prozess von einem Wanderdrucker das erste in Tirol gedruckte Buch anfertigen ließ, veranlasste auch, dass die Ereignisse in mehreren lat. Schriften aufgegriffen und dargestellt wurden. Diese Rezeption aktueller Ereignisse in literarischen Werken, ein in der lat. Literatur Tirols neues Phänomen, lässt sich auch anlässlich des Krieges Sigmunds gegen Venedig aus dem Jahr 1487 beobachten, als auf beiden Seiten Rechtfertigungsschriften und je eigene Darstellungen veröffentlicht wurden.

Sigmunds Abdankung

Im Jahr 1490 dankte Erzherzog Sigmund zu Gunsten des Römischen Königs Maximilian I. (reg. 1486–1519, Kaiser seit 1508; vgl. Abb. 9) ab. Diesem Machtwechsel waren bewegte Jahre vorausgegangen: Trotz reicher Einkünfte aus dem Bergbau war Sigmund gezwungen gewesen, seine überbordenden Ausgaben zunehmend durch Anleihen bei den bayerischen Wittelsbachern zu finanzieren, die sich Hoffnungen machen durften, vom kinderlosen Erzherzog im Gegenzug Tirol zu erben. Diese Aussicht rief bei den Tiroler Landständen große Besorgnis hervor. Als Sigmund und seine Ratgeber im Jahr 1487 Tirol auch noch in den bereits erwähnten, weitgehend sinnlosen Krieg gegen Venedig verwickelten, der letztendlich zu keinen Grenzveränderungen führte, sahen sich die Stände im Interesse des Landes gezwungen, die erzherzoglichen Räte durch eine neue ständische Regierung zu er-

setzen, Macht und Finanzmittel Sigmunds einzuschränken und den Habsburgern Kaiser Friedrich III. und seinem Sohn Maximilian als künftigen Landesherren zu huldigen. Dadurch legten sie die Erbfolge fest und schoben den wittelsbachischen Ambitionen einen Riegel vor. Sigmund bemühte sich noch kurz und ohne Erfolg, seine Macht zurückzuerlangen, bevor er sich 1490 in sein Schicksal fügte und Tirol gegen eine beträchtliche jährliche Pension Maximilian überließ.

Maximilian I.

Der König, der bis zu diesem Zeitpunkt nur in den Niederlanden als Statthalter für seinen Sohn Philipp regierte, erwarb mit Tirol sein erstes Herrschaftsgebiet. Er machte das reiche und strategisch günstig gelegene Land zu einer wichtigen Basis seiner Politik. In erster Linie mit Schwazer Silber finanzierte er seine Feldzüge; Tiroler Aufgebote kämpften für ihn, v.a. im Krieg gegen Venedig. Das in Innsbruck errichtete Zeughaus wurde zu seinem Arsenal und Innsbruck zum europaweit bedeutenden Zentrum der Plattnerei und des Geschützgusses.

Grenzerweiterungen

Durch Maximilians politische und kriegerische Unternehmungen erhielt Tirol im Wesentlichen jene Grenzen, die bis 1918 gelten sollten. Nach dem Tod des Herrn der Vorderen Grafschaft Görz, Leonhard (reg. 1462–1500), übernahm Maximilian gemäß einer Erbeinigung dessen Herrschaftsgebiete im Pustertal und im heutigen Osttirol und gliederte sie Tirol an. Vier Jahre später erwarb er im Zuge seiner Parteinahme in einem wittelsbachischen Nachfolgestreit die Gerichte Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg, die ebenfalls an Tirol angeschlossen wurden. Die Grenze im Süden wurde im Friedensvertrag mit Venedig 1516 fixiert, als die Markusrepublik nach dem langen und für beide Seiten verlustreichen Krieg Riva, Rovereto, die vier Vikariate (Ala, Avio, Brentonico und Mori) sowie Ampezzo dem Kaiser überlassen musste.

Literaturbetrieb

Da sich Maximilian, dessen politische Visionen und Tätigkeiten ganz Europa umfassten, nur fallweise in seinem ‚Lieblingsterritorium' aufhielt, konnte sich der Innsbrucker Hof, seine Tiroler Residenz, auch unter ihm zu keinem bedeutenden Literaturzentrum entwickeln. Die Literaten folgten dem Kaiser auf seinen Reisen und Feldzügen und blieben, wenn der Fürst abwesend war, nur ausnahmsweise in Tirol. Nur gelegentlich boten sich in Innsbruck Anlässe für bedeutende literarische Produktionen. Solche waren z.B. Maximilians Hochzeit – seine zweite – mit Bianca Maria Sforza († 1510), die man 1494 feierte und bei welcher von Gesandten glänzende lat. Reden gehalten wurden, und die 1501 erfolgte Krönung des Dichters Heinrich Bebel (1472–1518) zum *poeta laureatus*.

Humanismus

Maximilians literarische Vorlieben galten eher den alten, ritterlichen Idealen, wie es die von ihm veranlasste Sammlung alter Epen, das sogenannte *Ambraser Heldenbuch*, sowie die unter seiner Leitung entstandenen romanhaft ausgestalteten Biographien des Kaisers, *Theuerdank*, *Weißkunig* und *Freydal,* dokumentieren. Trotz dieser persönlichen Präferenz war Maximilian ein großer Förderer des Humanismus, der

in dieser Zeit auch im Heiligen Römischen Reich zur vollen Entfaltung gekommen war. Hier sollen nur zwei seiner Räte aus Tirol genannt werden, die sich als humanistisch gesinnte Förderer literarischer Werke hervortaten und beide ihre Laufbahn schon unter Maximilians Vorgänger Sigmund begonnen hatten, Johannes Fuchsmagen und Blasius Hölzl. Der Jurist Fuchsmagen, der bei der Übertragung Tirols an Maximilian eine wichtige Rolle gespielt hatte, diente diesem als Diplomat und Rat. Später übersiedelte er nach Wien, wo er im Humanistenkreis um Konrad Celtis und Johannes Cuspinianus zu finden ist und als königlicher Regens die Durchsetzung des Humanismus an der Wiener Universität vorantrieb. Einen Einblick in das humanistische Netzwerk, welches sich um den Gönner Fuchsmagen spannte, gewährt die von ihm zusammengetragene Gedichtsammlung (der schon erwähnte *Codex Fuchsmagen*), in der sich fast 200 Gedichte aus diesem Kreis finden, viele von ihnen an Fuchsmagen selbst gerichtet. Auch die Bedeutung des kaiserlichen Rats und Sekretärs Blasius Hölzl als Mäzen ist in einer weiteren Sammlung von Gedichten evident, welche ihm die auf Protektion und Hilfe hoffenden Literaten gewidmet hatten. In kleinerem Ausmaß als es im Umkreis Maximilians möglich war, entfaltete sich der Humanismus auch in Trient, wo die Bischöfe Georg von Neideck (reg. 1505–1514) und Bernhard von Cles (reg. 1514–1539) der neuen Geistesrichtung anhingen. Gerade das Mäzenatentum des Fürstbischofs Bernhard, der als bedeutender Staatsmann im Dienste Maximilians und später Ferdinands I. stand, sollte Trient zu einem überregional bedeutenden kulturellen Zentrum machen.

Martin Korenjak

Dichtung

Überblick, Gliederung

Im ausgehenden MA entstand in Tirol zwar wertvolle volkssprachliche, jedoch nur wenig lat. Dichtung. Einige frühe Texte stammen aus der Brixner Gegend. In größerem Ausmaß setzt die Produktion lat. Poesie dann im 15. Jh. im Süden des Landes ein, wo allmählich der norditalienische Humanismus rezipiert wird. Der vorliegende Abriss folgt (nach einem Blick auf die Zeugnisse aus Brixen) dem Weg des Humanismus von Süden nach Norden: Zunächst wird die nlat. Dichtung im Gebiet des heutigen Trentino behandelt; eine herausragende Rolle spielt dort der Prozess um den angeblichen Ritualmord an Simon von Trient. Die anschließende Skizze der nlat. Poesie in Nordtirol wird zeigen, dass diese sich auf den Innsbrucker Hof unter Sigmund und Maximilian konzentriert.

Brixner Praeludium

In dem zuletzt in MIÖG 58, 373–385 edierten Brixner Bischofskatalog (vgl. hier S. 37) finden sich zwei Gedichte auf die Bischöfe Albert von Enn (reg. 1323–1336) und Friedrich von Erding (reg. 1374–1396), deren Entstehungszeit zwischen das Todesdatum dieser Oberhirten und den Abschluss des Katalogs 1418 fallen muss. Beide, 31 bzw. 11 Verse lang, stehen in metrisch oft fehlerhaften, ausschließlich bzw. teilweise leoninischen Hexametern und erweisen sich dadurch als noch ganz der mittelalterlichen Dichtung zugehörig. Sie geben sich als Grabinschriften und beschreiben in panegyrischem Ton das Wirken Alberts und Friedrichs. Das Gedicht auf Albert bemüht sich dabei erfolgreich um ein biographisch strukturiertes Gesamtbild: Herkunft, Charakter, Taten als Bischof, Tod, Bestattung und Chronologie werden systematisch nacheinander abgehandelt. Der folgende Ausschnitt (V. 5–10) mag einen Eindruck von der Art der Darstellung vermitteln:

In donis largus, verbis, factis fuit argus
Subditis et mitis, terribilis ac inimicis,
Pro quo multorum tulit insidias emulorum.
Sed non cessavit, constanter post laboravit.
Brixine per girum perfecit undique murum,
Portas firmavit, civitatem sic decoravit […].

Er war beim Schenken großzügig, in Worten und Taten wachsam, sanft zu seinen Untergebenen, schrecklich für seine Feinde. Dafür hatte er viele Anschläge seiner Rivalen zu erdulden. Doch er ließ nicht ab, sondern arbeitete hinfort ausdauernd: In Brixen vollendete er die Mauer, die es im Kreis umschließt, befestigte die Tore und schmückte so die Stadt […].

Tomeo an da Romagno

Um das Jahr 1404 sandte ein sonst unbekannter Trientner namens Tomeo seinem Lehrer Antonio da Romagno, dem in Feltre residierenden Kanzler des Bischofs von Ceneda (vgl. DIH 1, 216), der sich von der Poesie ab- und der Philosophie zugewandt hatte, eine Versepistel in 51 Hexametern, um ihn für die Dichtung zurückzugewinnen (Segarizzi 1922). Der stellenweise ungrammatische (verderbte?), aber metrisch korrekte Text beschreibt einen Traum, in dem der Dichter an der Musenquelle eine Muse Romagnos Schritt beklagen hört. Ihr Lamento, das den Zentralteil des Gedichts bildet (V. 9–41), wird durch den Kehrvers *Heu fons infelix*, *fatum miserabile fontis* („Weh, unselige Quelle, bejammernswertes Schicksal der Quelle") in einer Weise gegliedert, die an Catull (carm. 64) und Vergil (ecl. 8) erinnert. Die offenbar zunächst anonym übersandte Epistel ist zusammen mit einer ebenfalls hexametrischen abschlägigen Antwort da Romagnos und ein paar Zeilen in Prosa überliefert, in denen dieser um Lüftung des Inkognitos bittet. Diese kurze Korrespondenz zeigt uns erstmals einen autochthonen Tiroler Dichter in Kontakt mit dem norditalienischen Frühhumanismus – ein Phänomen, das wir in ähnlicher Form erst hundert Jahre später in den Gedichten Giovanni Lagarinos wieder beobachten können.

Hinderbach und Simon von Trient

In größerer Anzahl finden sich Zeugnisse für nlat. Dichtung in Trient erstmals unter dem Episkopat des humanistisch gebildeten Johannes Hinderbach. Die frühesten in seinem Umfeld bezeugten Gedichte, einige kürzere Werke z.T. panegyrischen, z.T. religiösen Charakters eines Priester Antonio da Revó, sind verloren.[1] Die Reihe der erhaltenen Texte setzt mit einem der druckgeschichtlich bedeutsamsten Ereignisse des 15. Jhs. überhaupt ein: mit dem fiktiven Martyrium des kleinen Simon, der zu Ostern 1475 von Trientner Juden ermordet worden sein soll. Der folgende, sich bis April 1476 hinziehende Prozess führte zu zahlreichen Todesurteilen sowie zur Entstehung eines Simonkultes von überregionaler Bedeutung, der erst 1965 unterbunden wurde. Zum literarischen Ereignis wurde er durch den Kampf Hinderbachs um die päpstliche Anerkennung seines Vorgehens gegen die Juden (die erst 1478 erfolgte) und seine anschließende (erfolglose) Betreibung der Heiligsprechung Simons: Um sich publizistischen Rückhalt zu verschaffen, setzte Hinderbach gezielt literarische Propaganda ein, wobei er sich in einem bis zu diesem Zeitpunkt ungekannten Ausmaß auch des Buchdrucks bediente. Um verschiedene soziale Schichten zu erreichen, kamen neben lat. auch italienische und deutsche

1 Es handelt sich um a) ein Gedicht zur Auffindung der Leichname der Hl. Sisinnius, Martyrius und Alexander, das 1472 zum Fest des Hl. Urban in Trient vorgetragen worden sein soll; b) 22 Hexameter auf die Teilnahme Hinderbachs an einer Versammlung in Regensburg, wohl dem Reichstag von 1471; c) eine Art Kurzpredigt in 20 Hexametern mit dem Anfangsvers *O Pater omnipotens, qui caelum et cuncta creasti* („O du allmächtiger Vater, der Himmel und alles erschaffen"). Vgl. Tovazzi, Nr. 15; Benedetto Bonelli, *Monumenta ecclesiae,* Trient 1760–1765, Bd. 4, 148, 155.

Texte zum Einsatz. Unter der lat. Simonliteratur ist neben der Dichtung in geringerem Ausmaß auch die Prosa vertreten (vgl. hier S. 118–119). Im Barock war Simon ein intensives literarisches Nachleben beschieden, das sich zwar v.a. in den Volkssprachen abspielte, aber auch noch eine ganze Reihe lat. Texte hervorbrachte und in einer Epode Jakob Baldes kulminierte (vgl. hier S. 397, 444, 568). Im weiteren Sinne lassen sich auch Texte über das nach dem Vorbild Simons erfundene Märtyrerkind Anderl von Rinn und die Anfänge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Simon im 18. Jh. als literarische Simonrezeption bezeichnen.[2]

Tiberinus' Brief nach Brescia

Inhaltlich hängt die gesamte literarische Tradition in hohem Maße von der ersten einschlägigen Publikation ab, einem schon im April 1475 verfassten und erstmals am 19. 6. dieses Jahres in Rom gedruckten Brief des bischöflichen Leibarztes Johannes Matthias Tiberinus an die Einwohner Brescias, der seinerseits weitgehend auf Autopsie, in Trient kursierenden Gerüchten und Gerichtsakten fußt. Die Geschichte, die dieses Dokument erzählt, sei hier vorweg zusammengefasst:

> In Trient leben die drei jüdischen Familien des Tobias, des Angelus und des Samuel sowie der alte Moses. In der Karwoche des Jahres 1475 versammeln sich alle Juden bei Samuel, in dessen Haus sich auch die Synagoge befindet, und beschließen, ein Christenkind zu fangen und zu opfern. Bei einer zweiten Zusammenkunft am folgenden Tag versucht Samuel vergeblich, seinen Diener Lazarus zum Fang eines Knaben zu überreden. Statt seiner wird bei einem dritten Treffen am Donnerstag Tobias, der als Arzt auch unter den Christen verkehrt, zur Tat verleitet. Er macht sich auf die Suche, findet den kleinen Simon, nimmt das Kind an der Hand, führt es mit sich fort und schleppt es schließlich ins Haus des Moses, wo es ins Schlafzimmer gesperrt wird. Die Eltern suchen derweil vergeblich nach dem Knaben; die hereinbrechende Nacht verhindert weitere Nachforschungen. Die Juden bringen Simon nun unter Führung des Moses in das Vorzimmer von Samuels Haus, das einen Durchgang zur Synagoge besitzt. Sie reißen ihm die Kleider vom Leib und würgen ihn so stark, dass er nicht mehr schreien kann. Mit einer Zange wird Fleisch aus seiner Wange sowie vom Unterschenkel weggerissen, er wird in Kreuzigungsposition aufgestellt und mit Nadeln gespickt. Währenddessen stoßen die Juden Schmähungen gegen das Christentum aus. Als das Kind stirbt, brechen sie in Jubel aus und begeben sich dann zum Pessachmahl, während sie ihre Diener die Leiche im Keller zwischen Weinkrügen verstecken lassen. Am Karfreitag wird – nun auch mithilfe städtischer Bediensteter – weiter nach Simon geforscht. Am Samstag legen die Juden Simons Leichnam in der Synagoge auf den Almemor,

2 Zum Simonprozess insgesamt grundlegend ist Treue 1996. Ein Überblick über die literarische Produktion in seinem Gefolge, ihre Autoren, Entstehung, Verbreitung und Funktion findet sich dort 285–348 (vgl. besonders 285–308 [Drucke], 340–348 [Hs.]), ein Abriss des literarischen Nachlebens 8–9 und 503–511. Speziell zur *Symonis* des Ubertinus Pusculus vgl. auch Korenjak 2010.

das Pult für die Lesung der Tora. Am Sonntag beraten sie darüber, wie sie den Körper verschwinden lassen könnten, und kommen überein, ihn in einem unter Samuels Haus hindurchfließenden Kanal zu ‚finden' und dem Bischof Meldung zu erstatten. Dieser kommt samt Gefolgsleuten und sieht sich den im Wasser liegenden Simon an. Die Wunden des Kindes werden untersucht und der Leichnam wird in die Kirche San Pietro überführt, wo er eine rege Wundertätigkeit entfaltet. Gegenwärtig befinden alle Trientner Juden sich im Gefängnis und sehen ihrer Strafe entgegen.

Drucke und Hs.

Von der lat. Simondichtung sind v.a. die Druckwerke von Bedeutung. Sie werden im Folgenden in chronologischer Reihenfolge besprochen; anschließend wird ein kurzer Überblick über die hs. Tradition gegeben.

Epigramm auf Sayt

Im Anschluss an den Brief von Tiberinus figuriert ein offenbar ebenfalls von diesem stammendes Epigramm von vier Distichen über einen Conrad S(ch)ayt(h), der im April 1475 einigen Juden ein Geleit Herzog Sigmunds nach Trient verschafft hat (Treue 1996, 95): Er sei zur Strafe für dieses Vergehen ins Herdfeuer gestürzt und habe sich schwere Verbrennungen zugezogen. Das letzte Distichon, *Terra Rovereti miracula maxima lustrans* / *Hanc sedem merito dat tibi*, *Sancte Symon* („Die Gegend von Rovereto, die deine gewaltigen Wundertaten erblickt, gibt dir zurecht diesen Sitz, Heiliger Simon"), scheint sich auf die Weihung einer Simonkapelle in Rovereto zu beziehen, obwohl ein Kult des Knaben dort sonst nicht bezeugt ist.

zwei Elegien Pratos. *De immanitate*

Am 13. 9. 1475 erschien in Tarvis ein Druck mit zwei Elegien des dort ansässigen Humanisten Tommaso Prato. Die erste trägt einen mit *De immanitate Judeorum in Symonem Tridentinum infantem* („Über die Bestialität der Juden gegen das Kind Simon von Trient") beginnenden und einer Widmung an Hinderbach fortfahrenden Titel und erzählt in 396 Versen die Geschichte vom Martyrium Simons nach den Vorgaben des Tiberinus-Briefes. Sachliche Zutaten sind etwa die Behauptungen, der Diener Lazarus habe nach seiner Weigerung Trient fluchtartig verlassen (V. 79–80), während Simons Entführung habe sich eine Art Sonnenfinsternis ereignet (V. 159–160) und Simon sei auch in der Leistengegend und an den Händen verwundet worden (V. 227–229, 253–254). Generisch handelt es sich um eine narrative Langelegie, die in verschiedener Hinsicht Anleihen beim Epos macht.[3] Episch wirken schon das Proömium (*Iudeam rabiem* […] *canam*, „Die Raserei der Juden […] will ich besingen") und die sich anschließende Ekphrasis von Trient, die an die Karthago-Ekphrasis zu Beginn der *Aeneis* erinnert – ein Zug, der später in Pusculus' *Symonis* wiederkehren wird. Im Inneren des Werkes fällt eine Reihe von epischen Reden und Gleichnissen auf; so werden etwa die Juden immer wieder mit Hunden, Wölfen oder Tigern verglichen (z.B. V. 121–122).

3 Zur vielfältigen Verwendung des elegischen Metrums in der nlat. Dichtung vgl. CNLS 2, 80.

An ein anderes Genus, die Heiligenvita, mag das Bestreben anknüpfen, die im Kern schon von der Ritualmordlegende an sich vorgegebene Sicht von Simons Tod als *imitatio Christi* („Nachahmung Christi") zu unterstreichen. Prato betont, dass Simon wie Christus von Juden getötet wird, und zwar fast zum selben Zeitpunkt, nämlich in der Nacht auf Karfreitag; die Zeit bis zu seiner Entdeckung am Sonntag entspricht den drei Tagen, die Christi Leichnam im Grab liegt. Die Kreuzigungsposition während seines Martyriums, die Wunden an den Händen und die Verdunkelung der Sonne haben ebenfalls offensichtliche Parallelen in der Passion. Darüber hinaus weisen die Juden selbst darauf hin, dass sie ihren Ritualmord als Wiederholung des Mordes an Christus verstehen (z.B. V. 273–274). Diese Tendenz zur typologischen Deutung der Simonslegende wird sich bei Pratos Nachfolgern fortsetzen. Hinsichtlich der narrativen Technik springt besonders das Bemühen ins Auge, die Geschehnisse chronologisch klar darzustellen und in den zeitlichen Ablauf der Karwoche zu integrieren. Der zum Zeitpunkt der Abfassung noch nicht abgeschlossene Prozess und die Bestrafung der Juden werden wie in Tiberinus' Brief ganz summarisch berichtet.

Laus antistitis; Mythologie

Kompensiert wird diese Knappheit durch die zweite, kürzere Elegie, die *Laus antistitis* („Lob des Bischofs"), die ganz Hinderbach als Richter und Rächer gewidmet ist. Seine Bestrafung der Juden wird dabei mit den Taten des Herakles verglichen, der mythische Übeltäter wie Cacus, Diomedes und Busiris besiegt und getötet hat. Der große Aufwand an mythologischer Gelehrsamkeit, der hier zutage tritt, hebt Prato generell von den folgenden Simondichtern ab, die diesbezüglich eher sparsam sind. Auch in *De immanitate* wird etwa die Verdunkelung der Sonne mit den Vorgängen während des Thyestesmahls verglichen, fliehen zu Beginn von Simons Martyrium selbst die Erinyen und klagen die Eltern um ihren verschwundenen Sohn wie Isis um den ermordeten Osiris (V. 157–158, 217–224, 325–326).

Tiberinus, *Lamentationes*

An Tiberinus' 1476 gedruckte *Hystoria completa* („Vollständige Geschichte", s. hier S. 118–119) schließen sich neben dem schon erwähnten Sayt-Epigramm auch die bereits am 2. 7. 1475 verfassten *Lamentationes Beati Symonis* („Klagen über den Seligen Simon") an, die Tiberinus unter dem Titel *In Beatum Symonem* […] *epigramma* („Epigramm […] auf den Seligen Simon", vgl. Abb. 10) nochmals als Eröffnungsgedicht seines Sammeldrucks von 1482 (s.u.) verwendet und die unter Angabe der Entstehungsumstände auch in der Einleitung zu Pusculus' *Symonis* auftauchen. Es handelt sich um eine Elegie von 62 Versen, in der Simon sein Martyrium erzählt, den Papst bittet, Hinderbach zu schützen, und zum Pogrom gegen alle Juden aufruft. Indem Tiberinus den Knaben selbst als Sprecher einführt, erreicht er einen höheren Grad an Unmittelbarkeit und scheinbarer Authentizität, als ihn eine einfache Erzählung zu bieten vermöchte. Aemilianus Cimbriacus wird die Technik später übernehmen.

Abb. 10: Frontispiz von Johannes Matthias Tiberinus' *In Beatum Symonem* […] *epigramma*, Trient 1482.

Pusculus, *Symonis:* Entstehung und Drucklegung

Das literarisch ehrgeizigste Produkt, das im Gefolge des Simonprozesses entstand, ist das etwa 1478 abgeschlossene, doch erst 1511 in Augsburg gedruckte Epos […] *duo libri Symonidos*, *de Iudaeorum perfidia*, *quo modo Iesum Christum crucifixerunt*, *divos Ricardum Parisiensem Symonem Tridentinum afflixere martyrio supliciaque dedere* („[…] zwei Bücher der Simonis, über die Heimtücke der Juden, wie sie Jesus Christus gekreuzigt, die Heiligen Richard von Paris und Simon von Trient gemartert haben und wie sie bestraft wurden"). Sein Autor, der aus Brescia stammende Poet Ubertinus Pusculus, der in Konstantinopel Griechisch gelernt und später in Rom ein Epos über die Eroberung der Stadt durch die Türken publiziert hatte, verfasste das Werk im Auftrag Hinderbachs, der ihn 1479 entlohnte und das Resultat, wie die Hs. 69.202 des Archivio di Stato di Trento bezeugt, sogar selbst korrigierte. Diese Korrekturen legen auch nahe, dass die *Symonis* zur baldigen Veröffentlichung bestimmt war. Es dürfte mit dem verhältnismäßig großen Umfang des Gedichts (gut 1500 Verse) und den beschränkten Möglichkeiten der Druckerei in Trient zu tun haben, dass dieses Vorhaben scheiterte. Der Herausgeber, Johannes Curtius aus Ebersbach, gibt in einem dem Werk vorausgehenden Brief an den Leser an, er habe seine Hs. auf Umwegen von einem Christian Umhauser erhalten. Dieses Manuskript liegt heute in der ÖNB (Cod. ser. n. 12822).

Im Druck, der mit insgesamt vier Holzschnitten des gemarterten, aufgebahrten und verklärten Simon (vgl. Abb. 11) optisch ansprechend gestaltet ist, stehen dem Epos eine Reihe kürzerer Stücke voran: Auf die Titelseiten folgen zunächst Hendekasyllabi eines Othmar Progneus Trebos und Distichen von Giano Pirro Pincio (vgl. hier S. 311), die jeweils eine kurze Inhaltsangabe enthalten und die Publikation des schon fast vergessenen Werkes durch Curtius lobend hervorheben, dann die schon erwähnte Elegie des Tiberinus und eine weitere von Raffaele Zovenzoni (s.u.). Danach kommt der Brief des Herausgebers, der auch wegen der Angaben zur intendierten Wirkung des Werkes interessant ist: Curtius

hofft, die *Symonis* werde dem Leser *voluptati iucunditatique fore*, „Vergnügen und Ergötzung bringen". Es folgen noch drei Distichen eines Johannes Vögelin aus Heilbronn (Einordnung in die epische Tradition, Wahrheitsanspruch) und schließlich eine Vorrede des Autors an Hinderbach, welche in ein Gebet ausläuft.

Das erste Buch der *Symonis* selbst setzt nach dem Proömium (Klagen über den Fall Konstantinopels, Anrufung Gottes und Marias statt der Musen, Wahrheitsbeteuerungen, schließlich Hinwendung zur Simonthematik) mit einer Beschreibung Trients ein, an die sich Ausführungen über Geschichte und Sitten der Juden i.A. anschließen, welche v.a. ihre Christenfeindschaft betonen: u.a. pflegen sie zu Ostern jeweils ein Christenkind zu schlachten. Es folgt die Erzählung von der Fassung des Mordplanes bis zum Ende des Martyriums in der üblichen Form. Nach einer Invektive gegen die Juden kommt ein zweiter Exkurs über ihre finsteren Bräuche und ihre Geschichte, u.a. über ein – mysteriöses – Judenkonzil im 7. Jh. und den Fall des Richard von Paris im 12. Jh., der demjenigen Simons ähnelt (vgl. den Titel). Der tote Simon wird nun im Stall des Samuel versteckt. In der ganzen Stadt wird nach ihm gesucht, aber selbst zwei von Hinderbach angeordnete Hausdurchsuchungen bei Samuel bleiben ergebnislos. – Zu Beginn des zweiten Buches versammeln sich die Juden am Ostersonntag, trinken Simons Blut mit Wein gemischt und essen damit gebackene Opferkuchen. Da ein Versuch, die Leiche mithilfe eines Nachbarn zu beseitigen, scheitert, wirft einer der Juden, Bonaventura, sie auf Befehl Samuels in den unter dessen Haus hindurchführenden Kanal und meldet Hinderbach, er habe sie dort gefunden. Dieser ordnet eine Untersuchung an. Da die Wunden des Kindes beim Hinzutreten der Juden zu bluten beginnen, werden diese verhaftet. Ärztliche Gutachten werden angefordert, eine Autopsie durchgeführt. Simons Mutter hält vor der in der Kirche aufgebahrten Leiche eine Klagerede. Die Juden beschuldigen einen gewissen Johannes Schweizer des Mordes, doch Gott löst auf wunderbare Weise die Fesseln des unschuldig Verhafteten. Auch die Leiche Simons entfaltet eine rege Wundertätigkeit. Der Bischof stellt Nachforschungen über das jüdische Brauchtum an: Ein konvertierter Jude bestätigt den Brauch des österlichen Ritualmords, eine Frau berichtet, vor längerer Zeit sei ihr eigener Sohn verschwunden und noch lebend bei Samuel gefunden worden. Nun werden alle Juden verhaftet und gefoltert, was zu Geständnissen führt; insbesondere gesteht der Drahtzieher Samuel. Obwohl sich Juden aus ganz Italien bemühen, ihre Glaubensgenossen freizubekommen, werden die Todesurteile vollstreckt. Versuche, die wachsende Simonverehrung zu unterbinden, führen zur Entsendung eines päpstlichen Kommissars nach Trient. Dieser findet einen anderen Schuldigen und will ihn mit sich nach Rom führen, doch der Betreffende flieht in Verona, während der Kommissar sich vor rabiaten Simonverehrern in Sicherheit bringen muss. Rom bestätigt Hinderbachs Entscheidungen; weitere Untersuchungen und Verurteilungen folgen. Die einzige Frau unter den Mördern, Brunetta, widersteht zunächst allen Foltern, gesteht aber schließlich aufgrund einer göttlichen Eingebung, lässt sich vor der Hinrichtung taufen und wird in geweihter Erde bestattet.

Abb. 11: Titelblatt der *Symonis* des Ubertinus Pusculus, Augsburg 1511.

epische Tradition und Innovation

Das Gedicht steht in vieler Hinsicht in der Tradition der antiken Epik.[4] Dies gilt für Versatzstücke wie Reden, Träume, Ortsbeschreibungen, historische Exkurse (ohne Gegenstück in der sonstigen Simondichtung) und Gleichnisse sowie natürlich für Metrum und Sprache (die nicht immer souverän gehandhabt werden: Die Hexameter holpern mitunter, gelegentlich tauchen falsche Formen auf). Das wichtigste einzelne Vorbild ist dabei die *Aeneis*, aus der eine Reihe spezifischer Elemente übernommen und adaptiert werden. So rekurriert z.B. die auf das Proömium folgende Ekphrasis Trients (*Est urbs* […], „Es gibt eine Stadt […]") auf das bei Vergil an entsprechender Stelle stehende *Urbs antiqua fuit* […] („Es gab eine alte Stadt […]", Aen. 1,12; vgl. auch oben zu Pratos *De immanitate*). Die Feindschaft der Juden gegenüber den Christen nimmt die dort im Hintergrund stehende Feindschaft zwischen Karthago und Rom auf, wobei ihre satanische Wut zugleich als Ersatz für den Zorn der Juno und wie dieser als Motor der Handlung dient. Auch der Titel vom Typ „Personenname+*-is*" rekurriert auf Vergils Epos. Allerdings ist der eigentliche Held der *Symonis* nicht der kleine Simon, sondern vielmehr Hinderbach, der durch seine Frömmigkeit dem *pius Aeneas* („frommer Aeneas") entspricht. Das weist darauf hin, dass die *Symonis* auch zur panegyrischen Epik gehört, die gerade in der Renaissance eine große Konjunktur erlebte. Sie verherrlicht Hinderbach, wo sie nur kann, und dieser Umstand ist einer der Hauptgründe dafür, dass sie im Gegensatz zur restlichen Tradition so viel Gewicht auf die Aufklärung des Falls legt: In diesem Teil der Handlung fällt es leicht, dem Bischof die Hauptrolle zuzuweisen. Auf die christliche Epik verweisen neben Thematik und Motivik i.A. beispielsweise die emphatische Ersetzung der Muse als Inspirationsquelle durch Gott; die zusätzlich angerufene Maria dürfte als weibliche ‚Gottheit' eine Art Kompromiss zwischen heidnischem und christlichem Inspirationsmodell darstellen. Innerhalb dieses Traditionsstrangs scheint die *Symonis* als erstes zurzeit

4 Zum Epos und seinen Untergattungen in der nlat. Dichtung vgl. Hofmann 2001.

bekanntes Märtyrerepos sogar ein neues Subgenre zu begründen. Ein weiterer innovativer Zug ist die Tatsache, dass sie sich streckenweise als Kriminalroman *avant la lettre* lesen lässt. Hinderbach erscheint dabei als ‚Kommissar': Er gibt ärztliche Gutachten in Auftrag, lässt Nachforschungen über die jüdischen Sitten anstellen, führt Verhöre durch, zieht Indizienschlüsse und denkt angestrengt über den Fall nach, wobei uns seine Gedankengänge genau mitgeteilt werden. Bis zu einem gewissen Grad lässt er sich dabei mit den alttestamentarischen ‚Detektiven' Daniel (Dan 13) und Salomon (1 Kg 3,16–28) vergleichen; bei dem Fall, den Salomon mit seinem Urteil aufklärt, spielen ja sowohl ein verschwundenes totes Kind als auch der Versuch, ein noch lebendes zu entwenden, eine Rolle.

intendiertes Publikum, Wirkintention

Das Werk richtet sich an einen gebildeten Leserkreis, der für antijüdisches Gedankengut zugänglich ist und sich auch an kruden Schockeffekten zu delektieren vermag. Wenn der Herausgeber hofft, die *Symonis* möge „Vergnügen und Ergötzung bringen", so verzichtet er in bemerkenswerter Offenheit darauf, dies mit einer erbaulichen Wirkintention zu bemänteln. Konkret konnte das Vergnügen des zeitgenössischen Lesers zum einen aus einem Genuss am Horror der Mord-, Blasphemie- und Folterszenen, zum anderen aus einer sadistischen ‚gerechten' Freude über die Bestrafung der Gottesfeinde entspringen.

sachliches und literarisches Interesse

Heute verdient das Gedicht v.a. in zweierlei Hinsicht Interesse: Sachlich ist es als eine der breitesten Darstellungen des Geschehens und insbesondere durch die Ausführlichkeit, mit der es die Ereignisse nach dem Mord behandelt, eine wichtige historische Quelle, für einige Details wie z.B. das Schicksal der Brunetta sogar die einzige. In literarischer Hinsicht ist es als innovatives Epos und durch seine Zugehörigkeit zu verschiedenen anderen, scheinbar weit abliegenden Gattungen und Diskursen (Heiligenlegende, antijüdisches Schrifttum, ‚Krimi') interessant.

Sammeldruck 1480/1482

Die nächste Publikation erschien zuerst ohne Orts- und Jahresangabe um 1480, dann 1482 in Trient. Es handelt sich um ein schlampig gedrucktes zwölfseitiges Bändchen mit insgesamt fünf Gedichten, zunächst drei des in Brescia geborenen Griechischprofessors Giovanni Calfurnio, danach zwei des *poeta laureatus* Raffaele Zovenzoni *alias* Raphael Romaeus Hister aus Triest. Das erste und gewichtigste Stück ist das 255 Verse umfassende Hexametergedicht *Mors et apotheosis Simonis infantis* („Tod und Himmelfahrt des Kindes Simon"), das unter etwas anderem Titel auch im Anhang zu Calfurnios *Catulli*, *Tibulli*, *Propertii carmina* (Vicenza 1481) abgedruckt ist. Es beginnt mit einer Widmung an Hinderbach, die in eine Panegyrik auf den Bischof übergeht, welche den ganzen Anfangsteil einnimmt (V. 1–96), dann wird in der schon bekannten Form die Geschichte von Simons Martyrium erzählt (V. 97–245). Die Sphragis erwähnt neben Hinderbach auch noch den Podestà von Trient und Förderer des Dichters Franceso Tron (vgl. Treue 1996, 123): Er habe diesen im Anschluss an ein Lobgedicht auf ihn selbst zur Abfassung des

vorliegenden Werks angespornt (V. 246–255). Die Kombination zweier separater Teile, eines panegyrischen und eines erzählenden, ist bemerkenswert. Ein interessantes Detail im ersten ist die Schreibung des Namens *Inderbacchius*, die den u.a. als Humanisten, Mäzen und poetische Inspirationsquelle gepriesenen Bischof mit Bacchus assoziieren soll, der ja auch ein Dichtergott ist und aufgrund seines Indienzugs als Kulturbringer gilt (vgl. besonders V. 31–33). Den Mäzenen Calfurnios gewidmet, aber ohne Bezug zur Simonthematik sind die beiden folgenden Gedichte, ein 78 Verse umfassendes elegisches Propemptikon des in Venedig bleibenden Dichters für den nach Riva di Garda aufbrechenden Tron sowie zehn in der Tradition von Ov. trist. 1,1 stehende Distichen, die sich an das Buch selbst wenden und es von Venedig zuerst nach Riva zu Tron, dann nach Trient zu Hinderbach schicken. Wieder zum Simonthema zurück führen die beiden abschließenden, 22 bzw. 16 Verse umfassenden Kurzelegien von Zovenzoni. In der ersten wird summarisch das Martyrium des zu Beginn als *Christi morientis imago* („Abbild des sterbenden Christus") angesprochenen Simon erzählt und dieser gebeten, Hinderbach und den Autor zu beschützen. Die zweite ist eines der wenigen Gedichte, die nicht die Ermordung Simons, sondern seinen Kult behandeln (vgl. Treue 1996, 225–284 und s.u. zum *Pinacedion* des Cimbriacus): Zovenzoni berichtet in ihr vom Tod seiner kleinen Tochter Bartholomea und behauptet, dass sie überhaupt gezeugt werden konnte, sei einem Gelübde von ihm zu verdanken, er werde Simons Grab besuchen; jetzt löse er sein Versprechen ein. Die Gesamtkonzeption des Büchleins ist nicht klar. Die Distichen an das Buch, das dritte der fünf Stücke, ergeben eigentlich nur als Anfangs- oder Schlussgedicht Sinn. Möglicherweise wurde das ursprüngliche Konzept nachträglich um die beiden Gedichte von Zovenzoni erweitert, um den Band durch diese Werke eines *poeta laureatus* aufzuwerten.

Gedichtsammlung von Tiberinus

Das nächste poetische Produkt, das sich mit Simon befasst, eine am 5. 9. 1482 in Trient gedruckte Gedichtsammlung, stammt wieder von Tiberinus. Den Beginn macht nach einem Holzschnitt, der die Ermordung des Knaben zeigt, die Elegie vom Schluss der *Hystoria completa*. Es folgt ein Vergleich der Passion Simons mit derjenigen Christi: Dieser ist jeweils ein Hexameter, jener der folgende Pentameter gewidmet. Erst gegen Schluss löst sich dieses Schema auf. Tiberinus greift damit eine Idee des spätantiken Elegikers Sedulius auf, der in seiner *Collatio veteris et novi testamenti* nach demselben Prinzip AT und NT miteinander vergleicht. In diesem Gedicht findet die typologische Deutung von Simons Martyrium ihren klarsten Ausdruck. Von den zwei folgenden elegischen Gebeten ist das zweite insofern bemerkenswert, als der Dichter darin sich selbst eine wichtige Rolle bei der Aufklärung des Mordes zuschreibt: Er habe Hinderbach als erster gemeldet, eine Frau habe einen Juden im Gespräch mit dem verschwundenen Knaben gesehen (V. 1–6). Das folgende *Liricum carmen* („Lyrisches Gedicht"), das von der – in Wirklichkeit nie

erfolgten – Heiligsprechung Simons gegen den Widerstand jüdischer Kreise erzählt, steht in rhythmischen trochäischen Dimetern, wobei meist eine Staffel von einigen gereimten Versen durch einen reimlosen und katalektischen Vers abgeschlossen und das Versmaß sehr frei gehandhabt wird (z.B. V. 1–3 *Sacrosancta fides Christi* / *Sub imperio Pape Sixti* / *Tamquam sol resplenduit*; „Der hochheilige Christenglaube erstrahlte unter der Herrschaft des Papstes Sixtus hell wie die Sonne"). Angesichts der Abneigung der meisten Humanisten gegen solche mittelalterliche Versformen (CNLS 2, 99, 431) ist ihr Gebrauch durch Tiberinus bemerkenswert. *De Sabino lacu* berichtet in Form eines Hexameterbriefes an Hinderbach über den Lago d'Iseo, an den der Dichter samt Familie vor der in Brescia wütenden Pest geflohen ist. Es folgen noch ein hexametrisches Hetzgedicht mit Pogromaufrufen,[5] eine Elegie an Hinderbach mit der Bitte, weiterhin finanzielle Unterstützung zu gewähren, eine ebenfalls elegische Beschreibung von Mariä Himmelfahrt und schließlich zwei Distichen über den Drucker, den Priester Leonardo Longo, der aus Tarvis stamme und einer Marienkirche vorstehe.[6] Auffällig ist an diesem Druck die Mischung von Simongedichten mit solchen, die mit dem Fall nichts zu tun haben. Sein einigendes Band stellt der Bezug der in ihm versammelten Stücke zu Hinderbach dar.

Historia Beati Simonis, Wien [1493]

Während die bisher besprochenen Zeugnisse zeitlich wie geographisch im engeren Umfeld des Prozesses entstanden sind, kommentiert die wohl 1493 in Wien erschienene, zwölf Seiten starke *Historia Beati Simonis Tridentini* („Geschichte des Seligen Simon von Trient") das Geschehen schon aus einer gewissen Distanz. Von den beiden kurzen Stücken, die den Druck eröffnen, zeigen dies weniger die eine Inhaltsangabe bietenden und durch den Vergleich des Simonmordes mit mythologischen Untaten um Leserinteresse werbenden Hendekasyllabi des *poeta laureatus* C. Paulus Amaltheus als vielmehr das Epigramm des aus Trient stammenden Jacobus Pona an den Autor der beiden folgenden Hauptstücke, den ebenfalls lorbeergekrönten Johannes Stephanus Aemilianus aus Vicenza, ein Mitglied des Dichterkreises um Kaiser Maximilian (1449–1499; vgl. Füssel 1987, 24). Pona hebt hervor, er sei Augenzeuge des Geschehens gewesen, und erklärt Aemilianus, dessen Erzählung entspreche genau der Wahrheit. Offenbar wollte dieser, selbst mit dem Fall nur aus zweiter Hand vertraut, den Leser so der Authentizität seiner Darstellung versichern.

Aemilianus, *Historicon*

Den größten Teil des Büchleins nimmt dann Aemilianus' 270 Verse umfassende Elegie *Historicon* („Historische Darstellung") ein. Es handelt sich abgesehen von

5 Treue 1996, 292 nennt als Autor dieses Gedichts ohne Begründung Raffaele Zovenzoni. Der Titel des folgenden Stücks, *Eiusdem Iohannis Matthye carmen* („Gedicht desselben Johannes Matthias"), weist es wie alle anderen Gedichte des Drucks Tiberinus zu.

6 Treue 1996, 305 gibt dagegen an, Longo komme aus Vicenza. Um welche Marienkirche es sich handelt, ist unklar.

der Sphragis, in der Aemilianus sich als Autor zu erkennen gibt und Simon um Fürsprache bei Gott bittet, um eine Prosopopöie des Simonknaben, der, anknüpfend an den Titelholzschnitt des Drucks, sein Martyrium und, hierin über die vergleichbar langen Gedichte von Prato und Calfurnio hinausgehend, auch den Prozess sowie die Entwicklung seines Kultes erzählt. Damit greift Aemilianus eine bereits von Tiberinus in den *Lamentationes* realisierte Idee auf, wobei er die Möglichkeiten, die eine solche Erzählperspektive bietet, noch besser ausnützt als dieser: So erzählt Simon z.B. selbst einen Traum, den er bei den Juden hat, und berichtet von seiner Himmelfahrt. Auffällig sind an dieser Langelegie einige epische Gleichnisse (z.B. V. 77–80: Tobias entschließt sich zur Untat, wie eine regenschwangere Wolke birst), wie sie ja auch in Pratos *De immanitate* vorkommen. Der Titel soll wohl die Glaubwürdigkeit des Berichteten unterstreichen; besonders historiographische Züge trägt das Gedicht nicht. Ohne Parallele in der restlichen Simonliteratur ist die Simons Ähnlichkeit mit dem Christuskind unterstreichende Behauptung, dieser sei vor seinem Martyrium in eine Wiege gelegt worden (V. 115). Hinderbach wird nur mehr am Rande erwähnt.

Pinacedion

Den Schluss bildet ein 52 Verse langes elegisches *Pinacedion Beati Simonis pueri Tridentini*, in dem der Knabe direkt angesprochen wird: „Diese Votivtafel hat dir, Simon, Aemilianus geweiht, weil du ihn von einer Krankheit geheilt hast. Wer in Todesgefahr schwebt, den holst du ins Leben zurück. Du rettest Matrosen aus Seenot, heilst Taube, Lahme, Tote, Stumme, Sterbenskranke, treibst Dämonen aus, rettest Soldaten und Verwundete. Davon zeugen viele Votivtafeln. Jetzt kann ich deinem Wirken nicht gerecht werden, werde es aber ein andermal tun, wenn ich mehr Zeit habe." Diese Elegie gibt, wie das schon ihr Titel („Votivtäfelchen" oder „Votivtafelgedicht") andeutet, entweder den Text einer von Aemilianus tatsächlich gespendeten Votivtafel wieder oder fingiert eine solche bzw. ist selbst eine literarische ‚Votivtafel'. Sie konzentriert sich wie das zweite Gedicht Zovenzonis auf Simon als Wundertäter und zeigt, dass Aemilianus für seine Simonpanegyrik einen persönlichen Beweggrund hatte. Das Gedicht, und mit ihm das Büchlein als Ganzes, ist nicht mehr Teil von Hinderbachs Propaganda (der Bischof war bereits 1486 gestorben), sondern ein Reflex des Simonkultes gegen Ende von dessen erster, besonders intensiver Phase.

hs. erhaltene Gedichte

Bei den hs. erhaltenen Gedichten handelt es sich großteils um Abschriften von Drucken. Die rein hs. Überlieferung umfasst, soweit sie bekannt ist, sieben poetische Texte, welche die Verbreitung der Simonslegende in (Ober-)Italien (Brescia, Padua, Venedig, Rom) und Süddeutschland (Ottobeuren, Erlangen, Melk) dokumentieren (Treue 1996, 340–348). Inhaltlich bzw. formal bemerkenswert sind davon nur zwei. Der erste stammt von Samuel Karoch von Lichtenberg (ca. 1440–1500), einem deutschen Humanisten mit einer Vorliebe für mittelalterliche Vers-

formen (Entner 1968, v.a. 41–46). Er setzt die Simonsgeschichte von der Planung des Verbrechens über seine Durchführung und Aufklärung bis zur Wundertätigkeit des Knaben in rund 570 akzentuierende und großteils – meist nach dem Schema *abab* – gereimte (doppelt) katalektische trochäische Dimeter um. Das Versmaß erinnert an das *Liricum carmen* von Tiberinus; seine Verwendung in einem Gedicht dieser Länge ist besonders auffällig. Der zweite interessante Text, eine Elegie, wurde von einem vielleicht aus Tarvis stammenden Girolamo Bononi[7] verfasst, der Simon für die Rettung aus schwerer Krankheit dankt. Der Autor hat eine Wallfahrt zu seinem Retter unternommen und beschreibt am Schluss kurz den Trientner Wallfahrtsbetrieb. Wie Aemilianus' *Pinacedion* könnte auch dieses Gedicht in irgendeiner Form als Votivgabe gedacht gewesen sein.

Zusammenfassung: inhaltlich –

Die lat. Simondichtung bietet in inhaltlicher Hinsicht ein einheitliches Erscheinungsbild. Das erklärt sich daraus, dass alle Autoren aus einem gemeinsamen ‚Informationspool' schöpften. Die wichtigsten Quellen waren dabei neben dem eingangs erwähnten Brief des Tiberinus die Prozessakten selbst, andere briefliche Mitteilungen, Gerüchte und *last not least* die jeweils ältere Simonliteratur. Dementsprechend betreffen die Übereinstimmungen zwischen den einzelnen Texten nicht nur den Plot, sondern auch den Motivschatz: Die im Referat des Tiberinus-Briefes genannten, für den Ablauf der Handlung unwesentlichen Details kehren in den meisten Darstellungen wieder. Hierbei ist auch zu bedenken, dass die Simonliteratur als Ganzes an einem Schatz hagiographischer (z.B. *imitatio Christi*) und antijüdische Motive partizipiert. Noch zu den absurdesten Einzelheiten lassen sich Parallelen in der spätmittelalterlichen Exempelliteratur oder der publizistischen Ausschlachtung anderer angeblicher Ritualmorde finden.[8] Die meisten Autoren entschieden sich dabei dafür, das Verbrechen selbst in den Mittelpunkt zu stellen; der Prozess, die Rolle Hinderbachs und der Simonkult kommen erst in zweiter Linie zur Sprache. Offensichtlich ließ die antijüdische Botschaft sich dem gebildeten Leser besser in Form einer blutrünstigen Horrorgeschichte als durch die Darstellung von Hinderbachs Rechtspflege oder Simons wundertätigem Wirken vermitteln. Humanismus hat nicht notwendigerweise etwas mit Humanität zu tun.

– und generisch

Generisch lässt sich eine gewisse Vielfalt beobachten, wobei fast durchwegs kleine Formen bevorzugt werden. Das liegt sowohl daran, dass es sich um anlassgebundene Agitationsliteratur handelt, die schnell rezipiert werden sollte, als auch daran, dass für die kleinen Druckereien dieser frühen Zeit der Druck längerer Werke

7 Sein Name taucht in dem 1495 in Tarvis entstandenen Gedichtmanuskript Mellon MS 22 der Yale University auf; vgl. <http://webtext.library.yale.edu/beinflat/pre1600.MELL022.htm> (25.6. 2012).

8 Vgl. Peuckert 1936; dazu, wie solche Details erfunden und tradiert werden, Treue 1996, 39–40.

meist zu kostspielig und riskant war. Die durch die äußeren Umstände erzwungene Kürze steht in einer gewissen Spannung zum christlichen und durch die beiden ‚Helden' Simon und Hinderbach gleichzeitig heroischen Thema, das durchaus epische Größe besessen hätte. Während Pusculus sich hierdurch tatsächlich zu einem Epos verleiten ließ, dieses aber zunächst nicht publizieren konnte, sind Calfurnios kürzeres Hexametergedicht sowie Pratos und Aemilianus' episierende Langelegien als praktikable Kompromisslösungen zu sehen.

Lagarino

Hinderbachs humanistische Neigungen und der von ihm geschickt inszenierte Simonprozess haben zahlreiche norditalienische Dichter bzw. ihre Erzeugnisse nach Trient gebracht und so eine Frühblüte lat. Poesie in Tirol hervorgerufen, die sich zunächst nicht fortsetzte. Lat. Panegyrik für Hinderbachs Nachfolger Ulrich von Frundsberg (reg. 1486–1493) und Ulrich von Lichtenstein (reg. 1493–1505) ist nicht bezeugt, für Georg von Neideck (reg. 1505–1514) nicht erhalten.[9] Erst zwei bis drei Jahrzehnte nach dem Simonprozess finden sich im Trentiner Raum überhaupt wieder Zeugnisse für lat. Dichtung, die vorerst eher privaten Charakter tragen. Die erste einschlägige Gestalt ist wiederum dem norditalienischen Humanismus verpflichtet und innerhalb Tirols randständig. Es handelt sich um Giovanni Lagarino, dessen Familie, die Donnini, wohl aus Parma stammte und sich erst in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. in Ala niederließ. Er selbst wurde, wie sein Beiname andeutet, wahrscheinlich in der Valle di Lagaro geboren. Von 1496 bis 1499 ist er in Tarvis nachweisbar, 1507 befindet er sich in Ala. Eine Elegie von ihm auf Georg von Neideck von 1507 (Tovazzi, Nr. 241) ist verloren, doch in einer im 15. und 16. Jh. von Angehörigen der Familie Betta aus Arco redigierten Mischhandschrift der Biblioteca Laurenziana in Florenz finden sich 43 Epigramme von zwei bis 16 Versen (insgesamt knapp 300 Verse) in Distichen an Freunde, Verwandte und Dichterkollegen; da elf Gedichte dieser Adressaten, die auf Verse Lagarinos antworten oder sonst mit ihnen in Zusammenhang stehen, mitüberliefert sind, ergibt sich das Bild einer lebhaften poetischen Korrespondenz. Lagarinos Epigramme sowie einige der Gedichte in ihrem Umfeld wurden 1886 von Giuseppe Papaleoni eingeleitet und ediert. Die folgende Darstellung muss diese Edition trotz ihrer Mängel (Umordnung der Gedichte, verwirrende Zählung, Verbannung mancher Gedichte in Anmerkungen, oft verderbter Text) zugrunde legen und auf sie auch für weiterführende Informationen verweisen.

Inhalte

Inhaltlich lassen sich einige größere Gruppen unterscheiden: Carm. 9, 13,1, 18 und 19 erzählen von der Liebe des Dichters zu einer gewissen Lactea bzw. Galata

9 Zwei mögliche Ausnahmen enthält das Konzeptbuch von Paolo de Fatis, s.u. Bezeugt sind ein „Gedicht an den Bischof Georg von Neideck" eines Hieronymus Avantius (vgl. den Katalog der BCT) und die gleich zu nennende Elegie Lagarinos.

(sic, nicht Galatea; offenbar ein Pseudonym), 29 geht auf die unglückliche homosexuelle Liebe eines Freunds ein. Von den Versuchen diverser Maler, die schöne Dichterin Laura Schioppa zu porträtieren, handeln carm. 21–28. Die verschiedensten Personen bittet Lagarino um Hilfe bei der Lösung eines Rätselgedichts seines Kollegen Panfilo Sassi (105 Anm. 46), in dem ein „griechisches Pferd" eine wichtige Rolle spielt (carm. 16, 20, 30–38,1). Einige Epigramme thematisieren seine Trennung von seinen Freunden, seine Zuneigung zu und seine Sehnsucht nach ihnen (carm. 10,2, 11,2, 14), in einigen weiteren erteilt er ihnen moralische Ratschläge (carm. 1, 4) oder bittet sie um Geld (carm. 3). Ein interessantes Einzelstück ist carm. 2,1, ein Grabepigramm für einen Räuber, der Lagarinos Heimattal unsicher gemacht hat; es dürfte an ein angebliches Distichon des jungen Vergil auf den gesteinigten Räuber Ballista anknüpfen (Suet. vita Verg. 17).

Adressaten

Unter den rund zwanzig Adressaten stehen einige zu Lagarino in verwandtschaftlicher Beziehung; so sind etwa carm. 6 und 7 an seinen Onkel, einen Priester in Ala, gerichtet. In erster Linie handelt es sich aber um befreundete Dichter, unter denen Giacomo Guariento aus Verona (carm. 12–15, 23, 34) und der schon genannte Panfilo Sassi aus Modena (carm. 29–32) hervorzuheben sind. Die meisten dieser Kollegen stammen aus Oberitalien. An Tiroler Kontakten sind v.a. die sonst unbekannten Trientner Alberto Alberti (carm. 10) und Petrus Antonius Ianonius (carm. 11) sowie einige Angehörige der Familie Betta (carm. 1, 3, 40–42) zu nennen, der wir ja die Überlieferung des Corpus verdanken. Mitunter begegnen ‚Briefpaare', d.h. ein Gedicht Lagarinos an einen Dichterfreund sowie dessen Antwort oder umgekehrt (carm. 10, 11, 17, 29, 38). Einmal lässt sich dabei ein scherzhafter Dichterwettstreit feststellen: Lagarino vertritt gegenüber Guariento die These, Ursache aller Kriege seien die Frauen, wogegen dieser der Habgier die Schuld gibt (carm. 15).

Verständnisschwierigkeiten

Ein beträchtlicher Teil der Gedichte ist schlecht bis gar nicht verständlich. Dies ist z.T. auf Papaleonis korrupten Text zurückzuführen, z.T. aber auch darauf, dass die ‚Korrespondenz' zwischen Lagarino und seinen Freunden sich in vielen Fällen auf ein gemeinsames Wissen bezieht, das heute kaum mehr rekonstruierbar ist. So richtet z.B. in carm. 16 Lagarino folgende Verse an den Veroneser Dichter Girolamo Verità, um ihm die Poesie des gemeinsamen Freundes Pier Leoni de Ceneda *alias* Cinzio Acedese zu empfehlen: *Orphea saxa ferae mirentur*, *Ariona delphin*, / *Musaeum Elysii spiritus omnis agri*. / *At tu scirpidici mirare*, *Hieronyme*, *Cynthi* / *Numina*, *Thebanas testificantis aves*. („Orpheus mögen Felsen und Tiere bewundern, Arion der Delphin, Musaios jeder Geist der Elysischen Felder. Aber du, Hieronymus, bewundere das Walten des rätselhaft redenden Apollo, der die thebanischen Vögel zu Zeugen anruft.") Dass de Ceneda in Anspielung auf sein Pseudonym, das zugleich ein Beiname des Apollo ist, als Inkarnation des Dichtergottes gepriesen

wird und dass er Rätselgedichte (*scirpi*) verfasst hat, wird nach einigem Nachdenken klar, doch seine thebanischen Vögel werden uns wohl für immer dunkel bleiben.

Tirol und der norditalienische Humanismus

Insgesamt ist die Dichtung Lagarinos in erster Linie als Zeugnis für den Prozess von Interesse, in dem, vermittelt durch private und halbprivate Kontakte zwischen verschiedenen Dichtern, in den Jahren um 1500 der südliche Teil Tirols allmählich wieder am poetischen Humanismus Norditaliens zu partizipieren beginnt.

BCT, ms. 4952: Befund

Fast zeitgleich mit der literarischen Tätigkeit Lagarinos muss eine Gedichtsammlung entstanden sein, die sich auf Bl. 1^{r}–41^{v} sowie auf drei vorhergehenden unpaginierten Seiten (im Folgenden: [0a]–[0c]) des Codex BCT, ms. 4952 findet. Der Text, der mit Ausnahme des ersten Gedichts ([0a]) von einer Hand stammt, ist flüchtig geschrieben, weist Streichungen, Korrekturen, Interlinearversionen, Randbemerkungen, möglicherweise auch Radierungen auf und hat zudem durch Feuchtigkeit sehr gelitten. Ein Großteil ist nicht mehr zu entziffern, oft lassen sich nicht einmal die Grenzen zwischen den einzelnen Gedichten mit Sicherheit ausmachen. Deren Zahl dürfte bei etwa 69, ihre Länge zwischen zwei Versen und vier Seiten liegen. Die allermeisten haben Titel, die mitunter den Namen des Autors und in sicher gut 40, vielleicht noch mehr Fällen auch einen Adressaten nennen. Das Metrum ist mit wenigen Ausnahmen (Hexameter, Hendekasyllabi) das Distichon. Hinweise zur Datierung geben die Bemerkungen *1504 circa* und *1506 circa* auf [0a] und Bl. 1^{r} oben, obwohl unklar ist, von wem sie stammen und wie verlässlich sie sind.

Paulo de Fatis Trilacos Konzeptbuch

Sieht man von dem Eröffnungsgedicht ([0a]) ab, das ja auch von anderer Hand notiert ist, so ist der einzige Autor, der genannt wird, Paolo de Fatis Trilaco, dessen Name sicher im Titel von carm. 2, 3 ([0b]– Bl. 2^{v}), 30, 31, 32, 34 (Bl. 14^{r}–16^{v}) und 63 (Bl. 35^{rv}) steht. Es fällt auf, dass diese Texte sich alle an bestimmte Adressaten richten, dass die meisten von ihnen vergleichsweise lang sind und auch ihr Titel recht ausführlich ausfällt. Dies legt zusammen mit dem beschriebenen Habitus der Sammlung den Schluss nahe, dass es sich um das Konzeptbuch des genannten Autors handelt, der bei einigen anspruchsvolleren unter den zum Versand gedachten Gedichten auch den Titel in seiner vollständigen, eine Nennung seines Namens umfassenden Form mitkonzipiert, in den restlichen Fällen nur einen Arbeitstitel gesetzt hat. Zu dieser Annahme passt der Umstand, dass das erste Gedicht, das nicht von de Fatis (sondern von Paride Dardanio) stammt, dafür *an* ihn gerichtet ist und seine poetischen Fähigkeiten preist:[10] ein Text, den man als Dichter nicht ungern seinem poetischen Notizbuch voranstellt.

10 Es hat ein recht genaues Gegenstück in dem hendekasyllabischen „Gedicht des Paride Dardanio an den überaus hervorragenden Rechtsgelehrten Paolo Trilaco“, das in BCT, ms. 4953, also im ‚Nachbarcodex‘ des hier diskutierten, erhalten und ebenfalls auf *1504 circa* datiert ist.

Prosopographie

Paolo de Fatis Trilaco war, wie aus den Titeln der Gedichte 1–3 und 34 hervorgeht, Doktor beider Rechte und gehörte einem Zweig des Welschtiroler Adelsgeschlechts der de Fatis an, dessen Mitglieder auch sonst immer wieder durch literarische Leistungen hervortraten. Er könnte mit einem Paolo de Fatis identisch sein, den Kaiser Maximilian 1511 zum Podestà von Modena machte (Spreti 1982, 517–519) und der im Jahr 1524 ermordet wurde (vgl. hier S. 237). Von seinen Adressaten werden die meisten nur mit ihren Vornamen genannt oder einfach als „Freunde", „junge Männer", „Geistliche" oder „Juristen" bezeichnet. Ausnahmen bilden der Mantuaner Dichter, Redner und Historiograph Giano Pirro Pincio (vgl. hier S. 311), der in Trient Karriere machte (carm. 2 [[ob]–[oc]], 28, 29 [Bl. 12^{r}–13^{v}]) und der Trientner Arzt Andrea Gallo (carm. 22 [Bl. 8^{v}]); Giorgio de Fatis (carm. 3 [Bl. 1^{r}–2^{v}], 63 [Bl. 35^{rv}]) ist offenbar ein Verwandter.

Inhalt

Der Inhalt der Sammlung kann nur ungefähr anhand der wenigen halbwegs leserlichen Gedichte und der meist etwas besser zu entziffernden Titel umrissen werden: Als distinkte Gruppe heben sich die Epigramme carm. 48–57 (Bl. 30^{r}–32^{r}) ab, die Titel wie „Auf einen perversen jungen Mann" oder „Auf einen Hochmütigen" tragen und dabei eher ernsthafte Tugendprotreptik als Skoptik enthalten. So lautet etwa das *In garulum*, „Gegen einen Geschwätzigen", betitelte carm. 48: *Desine sermones offundere, garule, vanos, / In tanto noceat ne tibi lingua loquax. / [?] lingue multos piguisse loquacis. / Permultis damno garula lingua fuit.* („Hör auf, Geschwätziger, leeres Gerede auszugießen, damit dir unterdessen[11] deine geschwätzige Zunge keinen Schaden zufüge. Schon vielen soll es [?] wegen ihrer schwatzhaften Zunge leid getan haben, sehr vielen hat ihre geschwätzige Zunge geschadet.") Für sich steht innerhalb der Sammlung carm. 15 (Bl. 7^{r}), das sich der Frage widmet, woher der Familienname der de Fatis stammt (Antwort: sie sind so zuverlässig wie das Schicksal selbst, das *fatum*). Es hat aber wie schon das Eröffnungsgedicht ein Pendant in einer ‚Nachbarhandschrift': BCT, ms. 4955 enthält eine aitiologische Kurzelegie eines anderen Angehörigen der Familie, des Tommaso Tabarelli de Fatis Trilaco, die erklärt, weshalb die de Fatis den Beinamen Tabarelli tragen: Ein Ahnherr der Familie habe sich einmal in einer Schlacht nicht mit einem Schild, sondern mit einem Mantel, italienisch *tabarro*, verteidigt.

Dichtung als ‚Gesellschaftsspiel'

Hauptsächlich handelt es sich aber wie gesagt um Adressatendichtung. Eines der Gedichte an Giorgio de Fatis (carm. 3 [Bl. 1^{r}–2^{v}]) scheint diesen um Hilfe in einer Notlage zu bitten, und auch bei zwei an einen „Allermenschenfreundlichsten Herrn, meinen Fürsten[?]", d.h. wohl an einen der Trientner Fürstbischöfe, gerichteten Stücken (carm. 66, 67 [Bl. 38^{v}–40^{v}]), könnte es sich durchaus um Panegyrik mit

11 Das so übersetzte *in tanto* lässt sich nur als Italianismus, d.h. eben im Sinne des italienischen *intanto*, „unterdessen", verstehen.

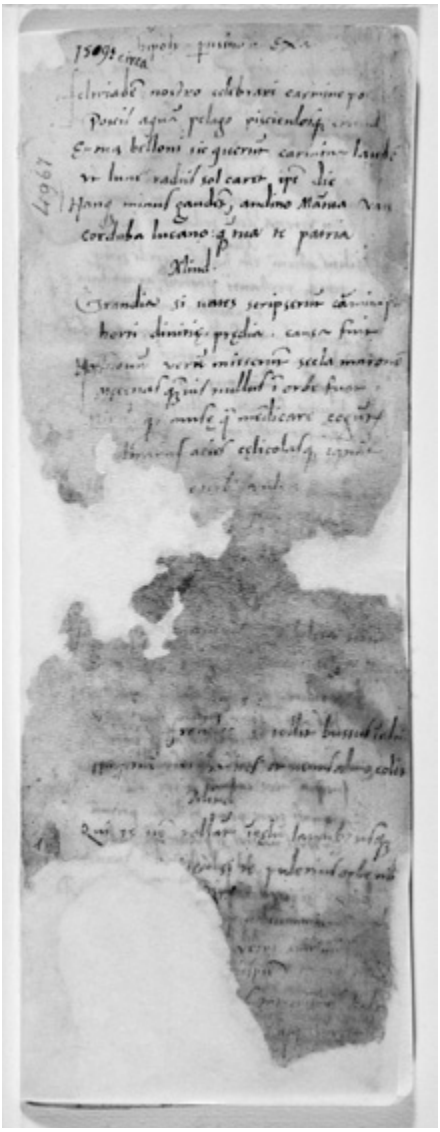


Abb. 12: Erste Seite der in der BCT erhaltenen Gedichte von Giovanni Francesco Bellono.

dem Ziel handeln, die eigene Lebenssituation zu verbessern. Doch ansonsten fehlt Panegyrik in auffälliger Weise. Stattdessen finden sich zahlreiche Gedichte an dichtende Freunde (vgl. etwa carm. 2 [[ob]–[oc]], 36 [Bl. 18^{rv}]), die dieser Beschäftigung wohl ebenso wie der Jurist de Fatis selbst in ihrer Freizeit nachgingen. Anders als bei Lagarino, dessen Korrespondenten zu einem guten Teil bekannte Poeten waren, scheint es sich hier um einen Kreis von Dichtern zu handeln, die ihre Poesie zwar bei Bedarf zu Karrierezwecken einsetzen konnten, insgesamt aber eher Dilettanten waren und durch den Austausch ihrer Produktion soziale Kontakte mit Gleichgesinnten pflegten: Dichtung als gehobenes Gesellschaftsspiel.

Gedichte Bellonos in BCT, ms. 4967

Große Ähnlichkeit mit dieser Sammlung weist der Codex BCT, ms. 4967 auf, ein 28 Blatt starkes Bändchen in auffälligem Hochformat, das Reinschriften im Umfang von rund 2300 Versen enthält. Die ersten und letzten Seiten sind durch Feuchtigkeit und Fäulnis in Mitleidenschaft gezogen (vgl. Abb. 12). Der Autor wird nicht explizit genannt, doch die Tatsache, dass eines der Gedichte, das auch separat erhalten ist (s.u.), dort als Werk eines Giovanni Francesco Bellono figuriert, legt es nahe, auch BCT, ms. 4967 diesem Mann zuzuschreiben. Zu Beginn der Hs. (Bl. 1^{r}) findet sich der Vermerk *1509: circa*, während auf Bl. 24^{v} der im September 1524 ermordete Paolo de Fatis noch als Lebender angeredet wird; die Gedichte, die wohl in chronologischer Ordnung eingetragen sind, werden also kaum viel, wenn überhaupt, über diesen Zeitpunkt hinausgehen. (Die recht zahlreichen Be-

zugnahmen auf die Italienischen Kriege sind leider so unspezifisch, dass sie für eine genauere Datierung nicht ausreichen.)

Charakterisierung

Die zwischen zwei und 134 Verse langen Gedichte stehen hauptsächlich im Distichon. Daneben finden sich einige Hexameter und Hendekasyllabi sowie eine Reihe horazischer Odenmaße (sapphische Strophe, erstes und zweites asklepiadeisches Maß). Bemerkenswert sind stichische Glykoneen (Bl. 6^{v}, 21^{v}, 25^{r}–26^{r}), wie sie nicht bei Horaz, wohl aber bei Boethius (cons. 1,6, 2,8, 3,12, 4,3, 5,4) vorkommen, sowie eine Variante des vierten asklepiadeischen Maßes, bei der Glykoneus und Asklepiadeus sich in der Strophe nicht abwechseln (GAGA), sondern nach dem Schema GGAA angeordnet sind (Bl. 13^{v}). Metrische Fehler sind keine Seltenheit; die Jugend und Unerfahrenheit des Autors, auf die dieser gelegentlich zu sprechen kommt (z.B. Bl. 13^{v}; vgl. auch *Ad praeceptorem,* „An seinen Lehrer", Bl. 2^{r}), dürften also echt sein. Die meisten Gedichte richten sich an bestimmte Adressaten. Insgesamt wird ein Kreis von rund dreißig Personen angesprochen, von denen jedoch bei weitem nicht alle zu identifizieren sind. Dem Trientner Milieu gehören etwa Paolo de Fatis (s.o.) und sein Sohn Tommaso, die beide recht häufig apostrophiert werden, der Fürstbischof, d.h. entweder Georg von Neideck oder Bernhard von Cles, und der Präfekt von Trient (Bl. 14^{r}–15^{r}) an. Daneben hat Bellono auch gute Kontakte zu norditalienischen Humanisten wie Ippolito Fantocci, dem Autor einer *Feltrias* auf Guidobaldo I. da Montefeltre, Herzog von Urbino (Bl. 1^{r}). Thematisch finden sich neben allgegenwärtigen Freundschaftsbezeugungen und Lob für die literarischen Fähigkeiten von Bekannten sowie den schon erwähnten Italienischen Kriegen etwa noch Zeitkritik (z.B. Bl. 16^{r}), Todesfälle (Bl. 10^{r}, 11^{r}) und gelehrte Diskussionen, z.B. über die Etymologie des Namens von Trient (Bl. 10^{v}). Hervorzuhebende Einzelstücke sind eine längere Elegie, in der sich der personifizierte Tod vorstellt (Bl. 7^{r}–8^{r}), eine Ekloge, in der zwei Hirten über die Verderbtheit der Zeit klagen (Bl. 11^{v}–13^{v}), und schließlich eine 18 Verse kurze Elegie an Tommaso de Fatis (Bl. 8^{v}). Die letztgenannte ist unter Bellonos Namen auch auf dem Einzelblatt BCT, ms. 4966 erhalten und gratuliert Tommaso dazu, dass ein „göttlicher Herrscher", entweder Maximilian I. oder Karl V., ihn zum *eques* („Ritter") gemacht und ihm die *ornamenta aurea militiae* („goldenen Abzeichen des Kriegsdienstes") verliehen hat (V. 9–11). Damit dürfte die Ernennung zum Ritter vom güldenen Sporn gemeint sein, eine in der ersten Hälfte des 16. Jhs. häufige Ehrung für verdienstvolle Bürger und Angehörige des niederen Adels (Schmitt 2000).

persönliches Gedichtbuch in Trient

Die Sammlungen von Paolo de Fatis und von Bellono repräsentieren im Wesentlichen ein und denselben Typ des persönlichen Gedichtbuchs, von dem man vermuten kann, dass er sich unter den Trientner Humanisten dieser Zeit allgemeiner Beliebtheit erfreute. Anzahl, Länge, thematische Ausrichtung, Metrik der Gedichte – all das ähnelt sich in hohem Maße, ja selbst Details wie die Art der Datierung zu

Beginn entsprechen sich. Zudem erscheint der Autor der ersten Sammlung in der zweiten als Adressat. Schließlich wurden die beiden Codices an ähnlicher Stelle in die BCT integriert und teilten dort, wie ihr Zustand zeigt, ein nicht allzu freundliches Schicksal. Der einzige wichtige Unterschied besteht darin, dass es sich im einen Fall um eine Sammlung von Entwürfen, im anderen um eine solche von Reinschriften handelt. Für eine Gesamtdarstellung des Trientner Humanismus zu Beginn des 16. Jhs. – ein echtes Desiderat – wären beide Hs. wichtige Quellen.

Nordtirol: Sigmund und Maximilian

In Nordtirol wurde seit den letzten Jahren der Herrschaft Sigmunds (reg. 1439–1490) kontinuierlich nlat. Poesie produziert. Dabei gelangten Dichter auf zwei Wegen nach Tirol bzw. dazu, sich mit Tirol zu beschäftigen: Unter Sigmund kamen sie direkt aus Italien an den Innsbrucker Hof. Danach war es eher der lose Kreis von Dichtern um Maximilian mit geographischem Schwerpunkt in Wien (vgl. Müller 1982; Füssel 1987), aus dem einzelne Mitglieder dem Kaiser für längere oder kürzere Zeit nach Innsbruck folgten. Eine wichtige Hs. und zwei gedruckte Gedichtsammlungen zeugen von diesen Entwicklungen.

Codex Fuchsmagen

Eine der bedeutendsten Sammlungen nlat. Gelegenheitsdichtung nördlich der Alpen ist der *Codex Fuchsmagen*,[12] den der aus Hall gebürtige kaiserliche Rat Johannes Fuchsmagen (ca. 1450–1510; NDB 5, 684) in den ersten Jahren des 16. Jhs. aus an ihn sowie andere Beamte und Dichter adressierten Gedichten zusammenstellen ließ. Obwohl die Hs. in Innsbruck liegt (ULBT, Cod. 664), handelt es sich bei der umfangreichen Sammlung als Ganzes nicht um eine Tirolensie: Die meisten der fast 200 Gedichte sind im Umfeld des Kaiserhofes in Wien und der dortigen *Sodalitas Danubiana* zu situieren, und ihre Vereinigung in einem Band fand ebenfalls in Wien statt.[13] Rund dreißig Gedichte, die wohl großteils aus Fuchsmagens früher Innsbrucker Zeit stammen, weisen jedoch wahrscheinlich oder sicher einen Bezug zu Tirol auf, sei es über Erzherzog Sigmund als Adressaten, sei es über die Person ihres Autors, sei es in anderer Hinsicht. Im Folgenden werden nur diese Texte besprochen, nicht aber die Sammlung als solche. Anschließend kommen noch einige Gedichte mit Tirolbezug aus einem von anderer Hand geschriebenen Anhang zur Sprache, den man *Appendix Fuchsmagen* nennen könnte. Auf die Gefahr hin, die Beiträge der einzelnen Autoren zu zerreißen und kleine Zyklen zu zerstören, werden die Gedichte thematisch zusammengefasst.

12 Vgl. die Teiledition bei Zingerle 1880 mit ausführlicher Einleitung. Meine Gedichtzählung folgt der Zingerles; bei von ihm nicht berücksichtigten Beispielen wird angegeben, nach welchem Zingerle-Gedicht sie stehen; die Texte der *Appendix Fuchsmagen* (s.u.) werden mit römischen Zahlen nummeriert. Vgl. Nocker 1996; Brazzano 2005, 383.

13 *Terminus post quem* für die Entstehung der Sammlung ist der Tod Papst Alexanders VI. im Jahr 1503 (vgl. carm. 49 [Bl. 125^{rv}]). Zu diesem Zeitpunkt war Fuchsmagen schon lange in Wien ansässig.

Panegyrik

Ein beträchtlicher Teil der Tiroler Gedichte ist panegyrischer Natur, wobei im Vergleich mit der restlichen Sammlung auffallend viele Stücke direkt dem Herrscher, in der Regel Sigmund, gewidmet sind. Eine andere hochgestellte Person fungiert nur einmal als Adressat: In einer auf den 31. 3. 1484 datierten Kurzelegie (carm. 73; Bl. 72^{rv}) versucht Johannes Jacobus a Cruce aus Modena (vgl. Zingerle 1880, LIII) einen Odoricus, Praepositus von Trient, zum Mäzen zu gewinnen. Sigmunds Hofstaat wird kaum je explizit gehuldigt. Der Sigmundspanegyrik zuzurechnen ist z.B. die kurze Elegie des unbekannten italienischen Humanisten Georgius Posthumus zur Hochzeit des Erzherzogs mit Katharina von Sachsen 1489; die Vermählung wird nach dem Vorbild antiker Epithalamien durch eine Götterhandlung, nämlich ein Gespräch zwischen Jupiter und Venus, vorbereitet (carm. 72 [Bl. 71^{v}–72^{r}]). In drei Epigrammen (carm. 64 und den zwei folgenden [Bl. 60^{v}–61^{v}]) variiert der Venezianer Philologe und Poet Franciscus Niger (Zingerle 1880, XLIX–L) das Thema einer – sonst unbekannten – Statue für Sigmund; da dieser als Straßenbauer durchs Gebirge gewürdigt wird, könnte das Standbild anlässlich des Ausbaus des Saumpfades durch die Eisackschlucht in den 1480er-Jahren (Stolz 1953, 118–119, 185–186) errichtet worden sein. Einen Hinweis darauf, dass Sigmund vielleicht sogar ganze Gedichtsammlungen zugeeignet wurden, liefern zwei catullisierende Gedichtlein in Hendekasyllabi des ostfränkischen Juristen und Poeten Engelhard Funck (carm. 74 und nach carm. 81 [Bl. 79^{r}, Bl. 88^{v}]; zur Person Zingerle 1880, LVIII–LIX). Im ersten sprechen die Verslein (*versiculi*) selbst, beklagen ihren miserablen Zustand, der dem ihres Autors entspreche, geben an, nur knapp dem Feuertod entkommen zu sein, und bitten Sigmund um gastliche Aufnahme, Korrektur und Rücksendung an den Autor; im zweiten dagegen erklärt dieser stolz, hier sei nun das Ende seiner scherzhaften Gedichte – die er indes höher einschätze als die Taten des Herkules. Zusammen könnten die beiden kurzen Texte durchaus den Rahmen einer Sammlung gebildet haben. Recht ungezwungen ist der Ton in einigen Stücken mit erotischer Thematik. So bittet der Triester Dichter, Hofbeamte und nachmalige Bischof seiner Heimatstadt Pietro Bonomo (1458–1546) im carm. 52 (Bl. 126^{v}) den in Innsbruck tätigen kaiserlichen Rat Blasius Hölzl (Füssel 1987, 230–232), ihm seine neue Flamme zu zeigen, damit er sie bedichten könne; es handle sich doch wohl nicht um eine Prostituierte, deren sich Hölzl schämen müsste?[14] An anderer Stelle (carm. 77 [Bl. 82^{r}–84^{r}]) schreibt ein gewisser H. einen in der Tradition der ovidischen *Heroides* stehenden elegischen Liebesbrief an seine in Rom weilende Freundin V. Im anschließenden Distichon carm. 78 (Bl. 84^{v}) wird Sigmund, offenbar einer der intendierten Leser der Elegie, gebeten, die Identität

14 Vgl. zu Bonomo Brazzano 2005, der eine Biographie und eine kommentierte Edition sämtlicher Texte bietet.

der Liebenden geheim zu halten – was die Neugier aller anderen Leser hinsichtlich der Realität oder Fiktionalität der geschilderten Situation sowie der involvierten Personen zusätzlich angestachelt haben dürfte. Man kann sich vorstellen, dass das klatschsüchtige Ambiente eines Fürstenhofes genau der richtige Ort für ein solches Spiel mit den verschwimmenden Grenzen zwischen Leben und Literatur war.

Tiberinus' Epos über den Krieg gegen Burgund

Dieser Kleindichtung steht ein panegyrisches Epos von zwei Büchern und nahezu 400 Versen gegenüber, das der uns schon als Simondichter bekannte Tiberinus über Sigmunds Teilnahme am Krieg gegen Karl den Kühnen von Burgund 1474–1477 verfasst hat (carm. 96 [Bl. 115^{v}–123^{v}]). Das erste Buch erzählt dabei nach einer Anrufung der Dichtergottheiten und Sigmunds selbst die Vorgeschichte des Krieges (Verpachtung von Sundgau und Elsass durch Sigmund an Karl, Unterdrückung der Bevölkerung, die zu Sigmund um Hilfe schickt, Verhandlungen und Rüstungen), das zweite, fast doppelt so lange, die Belagerung von Neuß durch Karl, seine Niederlagen bei Grandson und Murten und seinen Tod bei Nancy; ein Lob Deutschlands und Sigmunds, der auch als Schutzherr der Dichter gepriesen wird, bildet den Schluss. Das Epos imitiert so in gewissem Sinne die Gliederung der *Aeneis* in zwei Hälften, welche die Vorgeschichte der Kämpfe um Latium bzw. diese Kämpfe selbst behandeln. Im Übrigen ist es historisch irreführend (die Schweizer werden kaum erwähnt, man gewinnt vielmehr den Eindruck, Sigmund stehe an der Spitze einer deutschen Streitmacht) und literarisch Durchschnitt. Mit Tirol hat es nur durch die Person Sigmunds und einen erzähltechnisch unmotivierten Exkurs zu tun, in dem Tiberinus' Patron Johannes Hinderbach und das Trientner Domkapitel um Frieden beten und auch der Simonknabe erwähnt wird (2,148–163).

Hofleben

Ebenfalls noch z.T. als panegyrisch bezeichnen kann man eine Reihe von Gedichten, die Einblick in das Innsbrucker Hofleben gewähren. Gleich dreimal wird eine der wichtigsten höfischen Vergnügungen behandelt, nämlich die Jagd: In einer anonymen Kurzelegie nach carm. 71 (Bl. 71^{v}) wird Sigmunds für ihre Jagdlust bekannte (Riedmann 1990, 504) Gemahlin Eleonore von Schottland als neue Diana gepriesen. In einem *Epitaphium* („Grabschrift"; der Titel verweist auf die antike Tradition der Grabepigramme für [allerdings meist Haus-]Tiere) nach carm. 90 (Bl. 96^{v}–97^{r}) freut eine tote Hirschkuh sich über die Ehre, von Maximilian persönlich erlegt und Mailändischen Gesandten geschenkt worden zu sein. Nach carm. 56 (Bl. 132^{rv}) steht ein wohl von Pietro Bonomo stammendes autobiographisches Epigramm: Der Dichter hat Maximilian auf einer Jagdpartie begleitet und ist beim Durchreiten eines Baches zu Fall gekommen, weil Wassernymphen, die den Herrscher bewundern wollten, sein Pferd scheu gemacht haben. Anderswo (nach carm. 54 [Bl. 130^{v}–131^{r}]) beschreibt Bonomo dagegen in einer kurzen Elegie die Langeweile, die ihn am Innsbrucker Hof quält, wo Maximilians zweite Frau Bianca Maria Sforza in Abwesenheit ihres Gatten dahinvegetiert: *Non aliud regina facit quam*

ludere chartis / Aut sedet occlusa semisopita domo (V. 5–6; „Die Königin tut nichts anderes als Karten zu spielen oder sitzt in ihrem versperrten Gemach und dämmert dahin"). Eitle und lästige Höflinge, geschwätzige und weinerliche Hofdamen sowie vergebliche Versuche des Dichters, mit einer Affäre die Zeit totzuschlagen, vervollständigen ein tristes Bild, das weit von der Abfolge herrschaftlicher Lustbarkeiten entfernt ist, als die offiziösere Texte das Hofleben zu schildern pflegen.

Kerkergedicht

Ein Gegenbild ganz anderer Art bietet eine Elegie des bereits erwähnten Italieners Georgius Posthumus (carm. 70 [Bl. 67^{v}–69^{r}]). Der Dichter wurde – wir erfahren nicht, wann, von wem und weshalb – für zwei Monate auf Schloss Friedberg bei Volders eingekerkert und berichtet nun nach seiner Freilassung, für die er der Jungfrau Maria innig dankt, dem Beamten Georg Höllecher (Zingerle 1880, XXXVII) über diese Erfahrung: Schläge, Hunger, Kälte, Ungeziefer, Dreck, verrohte und fremdenfeindliche Wärter – man bekommt eine lebhafte Vorstellung davon, was Kerkerhaft zu dieser Zeit bedeuten konnte. Manche Details, z.B. Posthumus' Behauptung, er sei gezwungen gewesen, sich seinen Bart mit den eigenen Zähnen zu stutzen (V. 36), mögen übertrieben sein; andere, etwa die Notwendigkeit, das eigene Gewand zugleich als Decke, Hand- und Taschentuch zu verwenden (V. 31–32), wirken glaubwürdig und verstärken den Eindruck eines ungeschönten Realismus.

Appendix Fuchsmagen

Soweit die Gedichte der *Appendix Fuchsmagen* mit Tirol zu tun haben bzw. haben könnten, betreffen sie entweder Blasius Hölzl oder Fuchsmagen selbst. Von den Hölzl-Gedichten bezieht keines sich eindeutig auf Tirol, aber da Hölzl den Großteil seiner Karriere in Innsbruck durchlief, kann man vorläufig alle Texte, die keine gegenteiligen Hinweise enthalten, als Tirolensien betrachten: Eine Serie von auf das antike Tierepigramm rekurrierenden Di- und Tetrastichen des Pietro Bonomo spricht Hölzls Hund Turcus[15] an (carm. IV–VIII; Bl. 143^{rv}). Bonomo bietet im ersten, das sich als Extempore-Komposition zu erkennen gibt, eine Probe seiner Virtuosität als Stegreifdichter und demonstriert dann seine Kunst der *variatio*. Carm. XII (Bl. 144^{v}) ist eine unverblümte Bitte um Unterstützung. Interessanter sind die beiden Fuchsmagen-Gedichte. Das erste, das 25 Hexameter umfasst, stammt von einem sonst unbekannten Augustino Tiferno und ist ein Begleitbrief zu einem Manuskript, in dem von Fuchsmagen gesammelte lat. Inschriften aufgearbeitet sind (vgl. Ruf 1877, 108). Tiferno bittet – in Form einer Anrede und eines Auftrags an sein Gedicht selbst, vgl. Ov. trist. 1,1 – den gerade in Innsbruck weilenden Fuchsmagen, den Text im Hinblick auf eine geplante Publikation durchzusehen und zu korrigieren. Weitere Details werde ihm

15 Der Name ist für einen scharfen Hund in Zeiten der Türkenangst durchaus verständlich; vgl. Zingerle 1880, XXXV Anm. 1.

der Überbringer mitteilen. Die Edition scheint dann nicht zustande gekommen zu sein; man weiß von den diesbezüglichen Plänen nur durch das vorliegende Gedicht. Carm. III (Bl. 143^{r}; abgedruckt bei Zingerle 1880, XXXIV), ein achtzeiliges Epigramm, ist das einzige erhaltene Gedicht von Fuchsmagen selbst. Es ist ebenfalls ein Begleitschreiben, und zwar zu einer Drachenzunge, die Fuchsmagen aus Ungarn einem Freund, dem kaiserlichen Protonotar Ritter Florian Waldauf von Waldenstein, als Geschenk nach Innsbruck schickt. Dazu erfindet er ein scherzhaftes Geschichtlein, das an ein Lokalkuriosum und eine sich um dieses rankende aitiologische Sage anknüpft: In Wilten wurde die Zunge eines Drachen gezeigt, den der Riese Haymon dort erschlagen haben soll. Fuchsmagen behauptet nun, der Vater dieses Drachen sei damals vor Schreck nach Ungarn geflohen, und von ihm stamme die nun übersandte Zunge. Sie gehört also einem älteren und, wie man annehmen kann, deshalb noch größeren und schrecklicheren Drachen und übertrumpft so das Wiltener Exponat.

mehr als Panegyrik

Die Tiroler Gedichte des *Codex* und der *Appendix Fuchsmagen* lassen sich, wie auch die Hs. als Ganzes, schwer auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Wenn man zusammenfassend einen Aspekt betonen kann, so ist es neben ihrer überdurchschnittlichen Qualität gerade ihre thematische Vielfalt. Man hat in letzter Zeit oft die panegyrische Funktion und die ihr zugrunde liegende Logik „Lob gegen Geld" hervorgehoben, welche die nlat. Hofdichtung und damit auch den *Codex Fuchsmagen* prägen (Nocker 1996) – gewiss zu Recht: Herrscher- und Beamtenlob sowie Bitten um Remuneration sind tatsächlich prominent vertreten. Doch neben ihnen stehen Klagen über die eigene Armut und den Geiz der Mächtigen, schonungslose Beschreibungen der Öde des Hoflebens, Erlebnisdichtung, Obszönitäten, Scherze unter Freunden und Kuriosa: All das nahm ein kaiserlicher Rat in eine Hs. auf, die nichtsdestoweniger repräsentativen Charakter haben sollte. Dies zeigt, dass die Dichter sich nicht ausschließlich als poetische Lobredner, Fuchsmagen und seine Kollegen sich nicht ausschließlich als Gegenstände der Panegyrik sahen. Trotz der offensichtlichen sozialen und wirtschaftlichen Zwänge, die diese Dichtung mitdiktierten, war beiderseits eine gewisse kritische Distanz und ein Bedürfnis nach Freiräumen vorhanden.

Locher, *Nenia Sigismundi*

Als Sigmund von Tirol am 4. 3. 1496 verstarb, verfasste der damals gerade 24-jährige Jakob Locher aus Ehingen, der später als Dichter, Philologe, Polemiker und Professor in Freiburg i.B. und Ingolstadt zu einem der bedeutendsten Humanisten seiner Zeit im süddeutschen Raum werden sollte (Heidloff 1975; Kühlmann/Niehl 2009), einen poetischen Nachruf auf ihn. Locher unterhielt schon früh Beziehungen zu den literarischen Kreisen um Maximilian, wie bereits die Tatsache zeigt, dass dieser ihm 1497 die Würde eines *poeta laureatus* verlieh. Offenbar hat es mit diesen Beziehungen zu tun, dass er seiner Trauer über Sigmunds Tod in einem literarischen

Werk Ausdruck verlieh, werden doch Maximilian und einer seiner höchsten Beamten dort, wie wir gleich sehen werden, direkt angesprochen.

Inhalt und Aufbau

Die *Nenia de obitu et laude* […] *Sigismundi* („Klagegesang vom Hinscheiden und Lob […] Sigmunds"; bibliographische Beschreibung bei Heidloff 1975, 30–31) erschien 1496 oder 1497 in Freiburg i.B. Es handelt sich um ein Bändchen von sechs unpaginierten Blättern, in dem der im Haupttitel angekündigten *pièce de résistance* einige kleinere Stücke vorangehen und folgen. Den Anfang macht ein zehnzeiliges Epigramm an den Leser (Bl. [1]^{r}), in dem als Inhalt rührende *lachrymae pro principe fusae* („für einen Fürsten vergossene Tränen") und als Metrum zum Thema passende elegische Distichen angekündigt werden (tatsächlich stehen alle Gedichte in diesem Versmaß). In der folgenden Elegie (Bl. [1]^{v}) wendet Locher sich an den ehemaligen Kanzler Sigmunds und jetzigen Hofkanzler Maximilians Konrad Stürtzel und bittet diesen, seiner schlechten Dichtung trotz (ironisch charakterisierter) übermächtiger Konkurrenz beim Kaiser Gehör zu verschaffen; er werde zum Dank auch Stürtzel selbst bedichten. Die beiden nächsten Stücke wenden sich direkt an Maximilian: zunächst ein „Klagebrief" in Prosa (Bl. [2]^{r}–[3]^{r}), der Lobpreisungen Sigmunds und Maximilians miteinander verquickt, dann ein Epigramm, das v.a. die Kriegstugenden des Kaisers hervorhebt (Bl. [3]^{rv}). In der eigentlichen *Nenia* (Bl. [3]^{r}–[6]^{r}) werden zunächst nochmals ausführlich elegische Klagegesänge angekündigt. Dann stellt Locher dem Leser den Begräbniszug vor Augen und zählt die von Sigmunds Tod betroffenen Völker und Stände auf. Auf diesen klagenden Teil folgt, eingeleitet von einem Binnenproömium, ein z.T. biographisch strukturiertes Sigmundslob: Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter des Erzherzogs werden kurz charakterisiert, worunter sich Bemerkungen zu seiner Schönheit, seinen Tugenden und seinem Glück mischen. Auch im Jenseits wird er unter den Seligen weilen. Mit der Aufforderung, nicht zu sehr zu trauern, da ja alles sterblich sei, beginnt der Schlussteil. Locher fordert, man möge Sigmund eine Statue errichten, und preist schließlich Maximilian als würdigen Nachfolger. Die *Nenia* hält sich mit dieser Dreiteilung an den Standardaufbau der Prosa-Leichenrede und stellt somit ein poetisches Gegenstück zur panegyrischen Funeralrhetorik der folgenden Epochen dar (vgl. hier v.a. S. 284–292). Den Schluss macht ein Epigramm an den Freiburger Humanisten und Drucker Friedrich Riedrer, bei dem das Werk erschienen ist (Bl. [6]^{r}).

Vorbild Ovid

Der junge Dichter handhabt das elegische Distichon routiniert, wenn seine Verse auch nicht immer besonders inspiriert wirken. Unter den antiken Autoren, die er als Vorbilder heranzieht, sticht Ovid hervor, der mit den *Heroides* und der Exildichtung der prominenteste antike Vertreter der Elegie in ihrer Eigenschaft als Klagedichtung ist. Lochers Ovid-*imitatio* lässt sich bis ins Detail verfolgen: Wenn er etwa behauptet, er müsse beim Schreiben weinen und sein Manuskript sei deshalb voller Flecken und verschmierter Stellen (Bl. [4]^{r}: *Flens scribo tristesque cadunt in verba li-*

ture), so reproduziert er präzise einen ovidischen Topos (z.B. trist. 1,1,13–14). Ovid war für Locher aber nicht nur als Klagedichter, sondern auch deshalb interessant, weil er in der Exildichtung die Klagen geschickt mit Panegyrik auf Kaiser Augustus verbindet. Dieselbe Kombination findet sich auch in der vorliegenden Publikation, wobei allerdings der Preis Sigmunds durch den Maximilians in den Hintergrund gedrängt wird: Lochers Hauptinteresse galt nicht dem verstorbenen Erzherzog, der schon sechs Jahre zuvor abgedankt hatte, sondern, wie bereits angedeutet, dem Kaiser und dessen Entourage aus hohen Beamten und Literaten, zu der er auch sich selbst gezählt wissen wollte. Tatsächlich wissen wir zwar nicht, was der Anlass für seine Dichterkrönung war, doch angesichts der Tatsache, dass kein anderes frühes Werk des Dichters sich so direkt mit dem Haus Habsburg und Maximilian beschäftigt wie die *Nenia*, könnte diese dabei durchaus eine Rolle gespielt haben.

Bonomos Sammlung für Hölzl

Eine Art gedrucktes Gegenstück zum *Codex Fuchsmagen* sind die *Complurium eruditorum vatum carmina ad* […] *Blasium Hölcelium* („Gedichte mehrerer gelehrter Poeten an […] Blasius Hölzl"), die Pietro Bonomo aus eigenen und fremden Erzeugnissen zusammenstellte und 1518 in Augsburg drucken ließ (vgl. Füssel 1987, 229–243). Der aus Sillian im Pustertal stammende Hölzl (ca. 1460–1526) machte unter Maximilian als Rat und Sekretär Karriere. Er war wie Fuchsmagen ein Vertrauensmann des Kaisers und Mittler zwischen diesem und den ihn umschwärmenden Humanisten, blieb aber im Gegensatz zu jenem den Großteil seines Lebens in Innsbruck. Über die Entstehungsgeschichte des Werks gibt der Initiator in einem der einleitenden Briefe an Hölzl (Innsbruck, 1. 5. 1518; Aii^{r}) Auskunft: Er sei kürzlich wieder einmal in Innsbruck gewesen und bei der Durchsicht einiger Kisten mit älteren Schriften auf Gedichte gemeinsamer Freunde auf Hölzl gestoßen; da habe er beschlossen, diese und ähnliche Texte in Erinnerung an ihre gemeinsame Zeit als Schreiber Maximilians, als Beleg für Hölzls Beliebtheit bei den Dichtern und zu dessen Ruhm zu sammeln und zu publizieren. Wie genau diese Erzählung zutrifft, lässt sich nicht eruieren, doch die Intention der Sammlung dürfte sie korrekt wiedergeben: Hölzl soll dadurch geehrt werden, dass gezeigt wird, wieviele berühmte Dichter zu ihm in naher Beziehung stehen. Demgemäß werden schon auf dem kunstvoll gestalteten Titelblatt Anzahl und Rang der Mitarbeiter hervorgehoben, und der Vorspann enthält eine Art Inhaltsverzeichnis (Aiii^{v}), in dem diese sämtlich aufgeführt werden. Unter den zwanzig Beteiligten, die alle in engerer oder weiterer Beziehung zum Hof Maximilians stehen, finden sich neben Bonomo und Hölzl selbst, der ebenfalls mit einigen Versen vorgestellt wird, so illustre Gestalten wie der schwäbische Humanist und *poeta laureatus* Heinrich Bebel, Riccardo Bartolini, der Dichter der *Austrias*, und Konrad Celtis.

Inhalt, Anordnung

Der 35 Blatt starke Druck gliedert sich in den erwähnten Vorspann und den eigentlichen Gedichtteil. Jener enthält nach zwei das Buch anpreisenden horazischen

Strophen von Richardus Sbrolius und dem Brief Bonomos zwei weitere Schreiben von Conrad Peutinger an Bonomo (Peutinger will selbst eine solche Sammlung geplant haben, gratuliert aber Bonomo trotzdem zu seinem Vorhaben) bzw. vom erzherzoglichen Arzt Paulus Riccius an den Leser, danach das Inhaltsverzeichnis. Es folgen 61 Gedichte mit einer Länge von zwei Versen bis zu einigen Seiten. Neben 50 Texten im elegischen Distichon finden sich sechs in horazischen Odenmaßen, vier in Hendekasyllabi und eine horazische Epode. Manchmal stehen mehrere Gedichte desselben Autors beisammen, doch ist das nicht die Regel. Sachlichen Kriterien folgt die Anordnung der Gedichte nur zu Beginn und am Schluss (Aiiii^{r}–Bii^{v}, Ii^{v}–Iii^{r}): Das erste Gedicht, von Girolamo Muzio, trägt den Titel *Isagogicon ad libellum* („Einführung ins Büchlein"), dann folgen Distichen des Initiators Bonomo und des Caspar Ursinus Velius, die Hölzl in umfassender Weise loben, und schließlich eine Ode von Bartolini, die in Versmaß und Thematik auf Hor. carm. 1,1 zurückgreift. Zum Schluss kommt mit Jakob Spiegel ein Dichter zu Wort, der durch anderweitige Aufgaben an der Mitarbeit verhindert war, sich aber lobend über das Unternehmen äußert.

Vergleich mit dem *Codex Fuchsmagen*

Im Vergleich zum *Codex Fuchsmagen*, mit dem die Sammlung sich sowohl hinsichtlich der beteiligten Dichter als auch bezüglich einzelner Gedichte überschneidet (so kehrt z.B. Bonomos Gedicht über Hölzls Freundin, carm. 52 Zingerle, hier auf Bl. C^{rv} mit einer Antwort Hölzls wieder), fallen zwei thematische Unterschiede ins Auge: Erstens konzentriert sich der Band im Einklang mit Bonomos Aussagen zu Beginn in weit stärkerem Maße auf Hölzl als der *Codex Fuchsmagen* auf seinen Namensgeber. Zweitens steht die Patron-Klient-Beziehung zwischen Hölzl und den einzelnen Dichtern unangefochten und unverhüllt im Zentrum. Zwar gibt es einige Ausnahmen: Ein Georgius Gaddius verfasst zur Hochzeit Hölzls mit Maria Rumel 1511 ein in antiker Gattungstradition stehendes Epithalamium (E^{r}–Eiii^{r}). Bonomo schreibt eine Liebeselegie auf seine Freundin Manlia (Eiiii^{r}–F^{r}; das Mädchen taucht ebenfalls im *Codex Fuchsmagen* [Bl. 126^{v}–128^{r}] auf). Ein Hieronymus Emser bittet Hölzl um Hilfe, weil er wegen einiger Spottverse auf die Schweizer in Basel fast verbrannt worden wäre und aus der Stadt verbannt wurde (Fiii^{v}–Fiiii^{v}). Maximilian Transsilvanus warnt anlässlich des Konstanzer Reichtags 1507 die Mädchen dieser Stadt unter Berufung auf antike Beispiele vor Affären mit den noblen Gästen (Gi^{v}–Giiii^{v}). Richardus Sbrolius schildert Hölzls Leben bis zu seiner Hochzeit, wobei er vorrangig die Dienste behandelt, die dieser Maximilian und dem Haus Habsburg erwiesen hat, und seine Vita mit Zeitgeschichte und Habsburgpanegyrik verflicht. Doch abgesehen von dieser Handvoll Gedichte besteht der Band aus einer endlosen Serie von Klagen über die eigene Armut und Bitten an Hölzl, diese zu lindern, sowie von Dank, Lob und Unsterblichkeitsverheißungen, sobald er das getan hat. Trotz des obligaten Preises von Hölzls Tugenden und Fähigkeiten sowie seiner Stel-

lung bei Hofe erscheint der Beamte, der bezeichnenderweise immer wieder mit Mäzenas, *dem* Vorbild aller humanistischen Dichterpatrone, verglichen wird, weitgehend auf seine Rolle als Förderer der Poeten reduziert. Deren Tätigkeit wiederum scheint sich auf die Bedichtung ihres Schirmherren zu beschränken. Für den modernen Leser ergibt sich so das Bild eines monotonen und ziemlich sinnentleerten Kreislaufs Panegyrik – Finanzhilfe – Panegyrik usw.

humanistisches und modernes Dichtungsverständnis

Der *Codex Fuchsmagen* zeigt, dass das nicht alles ist, wozu diese Poeten imstande waren. Dass Bonomo gerade in einer gedruckten Veröffentlichung, die weitere Verbreitung fand als eine Hs. und dazu dienen sollte, den Geehrten und alle anderen Beteiligten im besten Lichte zu zeigen, all die Aspekte fortließ, die jenen so spannend machen, demonstriert, wie groß die Unterschiede zwischen humanistischen und modernen Vorstellungen davon sind, was das Interesse und den Wert von Dichtung ausmacht.

Rhythmi veteres aus Stams

Der letzte hier zu besprechende Text ist zwar praktisch zeitgleich mit dieser höfisch-humanistischen Poesie entstanden, stammt aber im Gegensatz zu ihr aus klösterlichem Umfeld, wo nach wie vor mittelalterliche Formen gepflegt wurden, und führt so zu den eingangs besprochenen Beispielen aus Neustift zurück. Eingelegt in die *Historia Stambsensis* des Paul Gay (Stams, D 17, vgl. hier S. 493) finden sich auf der zweiten unpaginierten Seite nach S. 97 *Rhythmi veteres de antiquo et moderno Ordinis Cisterciensis statu* („Alte Rhythmen über den ehemaligen und gegenwärtigen Zustand des Zisterzienserordens“) aus dem Jahr 1513. Wie schon der wohl von Gay gesetzte Titel andeutet, bedient sich der anonyme Verfasser, gewiss ein Stamser Mönch, einer akzentuierenden Strophenform, nämlich der Vagantenstrophe aus vier gereimten Langzeilen, die sich ihrerseits aus einem katalektischen trochäischen Tetrameter und einem trochäischen Trimeter zusammensetzen. In 15 solchen Strophen beklagt er die u.a. durch den Aufschwung der Bettelorden verursachte Krise der Zisterzienser. Dabei bedient er sich einer bildkräftigen Sprache und geht mit der Konkurrenz im Stil der mittelalterlichen Mönchssatire ins Gericht:

Inhalt, Textbeispiele

„Einst wurden wir reich beschenkt und waren wohlhabend, jetzt zeigt sich jedermann knauserig. Man schmäht uns unseres Besitzes wegen und will nicht sehen, wie hart wir arbeiten und wie viele Arme und Gäste wir ernähren (Str. 7):

Nos sumus in pluribus similes iumento,
Cui dantur paleae excusso frumento.
Sustentamur etenim pane et pulmento
Servato hospitibus lauto nutrimento.

Wir ähneln in sehr vieler Hinsicht dem Vieh, dem man die Spreu gibt, nachdem man das Getreide ausgedroschen hat. Wir halten uns nämlich mit Brot und Brei bei Kräften, während wir die feinen Speisen unseren Gästen vorbehalten.

Die Bettelorden haben es viel besser (Str. 12):

Ipsi nihil possident nec sunt indigentes:
Colunt enim divites frequenter, potentes.
Apud eos comedunt, nihil respuentes,
Quae sibi conveniunt, dapibus utentes.

Sie selbst besitzen nichts und leiden doch nicht Mangel: Sie sind ja häufig zu Gast bei den Reichen und Mächtigen. Bei ihnen speisen sie, sagen zu nichts nein und tun sich an den Delikatessen gütlich, die ihnen behagen.

Doch wir wollen unser Leid auf Erden willig ertragen, um dereinst in den Himmel zu gelangen!“

Martin Korenjak

Rhetorik und Beredsamkeit

Überblick; Anfänge

Im hohen und späten Mittelalter ist Tirol noch weitgehend rhetorisches Niemandsland. Weder öffentlich gehaltene Reden noch eines der theoretischen Genera, welche das einschlägige antike Wissen im Mittelalter weitertradierten (Predigtlehren, Briefsteller, Poetiken), lassen sich nachweisen. Erhalten sind lediglich einige Predigtsammlungen, doch ist es bei den betreffenden Texten unklar, ob sie im Tiroler Raum entstanden sind; sie werden im Rahmen der theologischen Literatur kurz behandelt (vgl. hier S. 154–155). Erste Spuren rhetorischen Interesses lassen sich um die Mitte des 15. Jhs. in Form einer Hs. mit einschlägigen Traktaten in Trient nachweisen. Die folgende Darstellung behandelt zuerst diese frühesten rhetorischen Texte Tirols und wendet sich dann der angewandten Rhetorik zu. Die wenigen Reden sind sämtlich der epideiktischen Beredsamkeit, dem in der Frühen Neuzeit wichtigsten rhetorischen Genus, zuzuordnen. Einziger ‚Abnehmer' solcher panegyrischer Texte ist zunächst der Innsbrucker Hof; in den folgenden Epochen werden die Fürstbischöfe von Trient, die Universität Innsbruck und andere Zentren hinzukommen.

drei rhetorische Traktate und ihr vermutlicher Autor

Wie bei der Dichtung sind auch im Fall der Rhetorik die ältesten erhaltenen Werke, die auf Tiroler Boden entstanden ist, nämlich drei auf den Seiten 11–54, 55–60 und 67–102 der Hs. BCT, ms. 1809 (G.261) stehende Traktate, nicht ‚autochthon', sondern Produkte des oberitalienischen Humanismus. Der erste dieser Texte ist überschrieben *Augustinus Senensis composuit regulas has*[?] („Augustinus aus Siena hat diese Regeln verfasst"), am Schluss folgt der Vermerk *Expliciunt precepta Angeli Senensis* („Es schließen die Vorschriften des Angelus aus Siena"). Die beiden folgenden Traktate haben weder Titel noch Autorennamen, doch da sie, wie es scheint, von derselben Hand geschrieben sind wie der erste und zumindest der zweite diesem auch in seiner Anlage sehr ähnelt, kann man annehmen, dass alle drei von einem Augustinus oder Angelus von Siena stammen. Über das Leben dieses Mannes wissen wir nur, dass er, wie er selbst mitteilt (91), ein Schüler des berühmten Philologen und Rhetoriklehrers Gasparino Barzizza aus Bergamo (ca. 1360 oder 1370–1431: Sonkowsky 1958, ii–v) war und, wie im Katalog der BCT vermerkt wird, als Notar im nordwestlich des Gardasees gelegenen Ledertal wirkte. Das Schülerverhältnis des Verfassers zu Barzizza datiert die Texte ebenso wie die Schrift in die Zeit um die Mitte des 15. Jhs. Alle drei können als Zeugnisse der Rückbesinnung auf das Sprachideal der klassischen Latinität gelten, wie sie gerade den oberitalienischen Humanismus dieser Zeit kennzeichnet.

erster Traktat: Form und Inhalt

Der erste Traktat ist einem Freund des Autors zugedacht (12) – wie wir aus dem Aufbewahrungsort der Hs. schließen dürfen, vielleicht einem Angehörigen des fürstbischöflichen Hofes in Trient. Die Einleitung (11–12) erklärt ihm Anlage und Absicht der Schrift: Da man sich einen guten rhetorischen Stil am besten durch eifriges Lesen der Klassiker erwirbt, hat der Verfasser sich bei der Cicerolektüre Phänomene notiert, deren Kenntnis diesem Ziel zuträglich ist. Allerdings darf man sich nicht sklavisch an bestimmte Regeln halten; das oberste Prinzip bei ihrer Anwendung muss Abwechslung sein. Es folgt ein bunter Mix von Bemerkungen zu lexikalischen, syntaktischen und phraseologischen Phänomenen. Ein ‚Inhaltsverzeichnis' der ersten Seiten (12–19) mag einen Eindruck davon geben, wie unsystematisch der Redner sein Material präsentiert: Arten ungewöhnlicher Wortstellung – Gerundivkonstruktionen im Genetiv – *attractio* des Relativpronomens an das Subjekt des Relativsatzes – Kasuskongruenz – Verstärkung von Ausdrücken durch Präpositionen – *multo/longe* + Komparativ – Deklination griechischer Substantive – Konstruktionen vom Typ *mihi aliquid gaudio est* – Verwendungsweisen von *officio* – Ausdruck der Tatsache, dass zwei Sachverhalte in gleichem bzw. in ungleichem Maße zutreffen … So geht es bis zum Schluss weiter, wo der Adressat zu fleißigem Studium angespornt und ihm für diesen Fall weitere Tipps versprochen werden. Auffällig ist der Verzicht auf rhetorische Fachterminologie aus der Figurenlehre, der vielleicht damit zusammenhängt, dass der Autor dieses Thema dem dritten Traktat vorbehält. Die einzelnen Phänomene werden häufig mit einem Hinweis auf ihre Nützlichkeit oder Schönheit eingeleitet und mit Beispielen illustriert, die meist ohne, manchmal auch mit Quellenangabe (über Cicero hinaus Caesar, Terenz, Vergil u.a.) eingeführt werden. Konkret sieht das z.B. so aus (25):

> *Id est etiam optimum cognitu, quod dicimus „decimus quisque" et est unus de numero denario.* […] *Hinc illud Cesaris in comentariis: „Cognoscit non decimum quemque esse reliquum militem sine vulnere." Quo exemplo uti perpulchrum est.*
>
> Auch das ist sehr gut zu wissen, dass wir „jeder zehnte" sagen und dass das „einer aus einer Zehnzahl" bedeutet. […] Daher rührt jener Satz Caesars in den *Aufzeichnungen* (sc. *vom Gallischen Krieg*: Gall. 5,52,2): „Er erfährt, dass nicht einmal jeder zehnte Soldat ohne Verwundung geblieben ist." Dieses Beispiel anzuwenden ist überaus schön.

Genese und Zweckbestimmung

Ob der Autor tatsächlich, wie er das im Vorwort sagt, seine Notizen zu Cicero transkribiert und mit weiterführenden Bemerkungen sowie Beispielen aus anderen Autoren ergänzt oder ob er sich vielleicht auf Mitschriften der Vorlesungen des oben erwähnten Barzizza gestützt hat, bleibt unklar. Auch was er als Autoritäten zitierten Schriftstellern wie Gellius, Priscian und Boethius verdankt, muss einer ge-

naueren Untersuchung vorbehalten bleiben. Gedacht war das Werk jedenfalls dazu, von einem bereits rhetorisch vorgebildeten Leser ganz durchgelesen zu werden; eine punktuelle Konsultation war ja aufgrund der mangelnden Systematik unmöglich. Es sollte dazu beitragen, diesem durch eine große Menge praktisch verwertbarer Tipps den letzten Schliff zu geben. Wenn der Autor zu Beginn (12) die Freiheiten der Wortstellung, die sich der Redner herausnehmen kann, von der *tritam vulgatamque gramaticorum consuetudinem*, der „platten und allgemein bekannten Gewohnheit der Grammatiker" abhebt, so betont er damit auch diesen Anspruch, eine gehobene Stilistik für Fortgeschrittene zu verfassen. Demselben Zweck dient der häufige Verweis auf „ausgezeichnete Redner", „herausragende Männer" u.ä., welche diese oder jene Wendung gebrauchten.

zweiter Traktat

Der zweite, nur gut fünf Seiten umfassende Text beginnt und endet ohne Einleitung bzw. Schlussbemerkungen und ist im übrigen nach denselben Prinzipien aufgebaut wie der erste; er stellt wahrscheinlich einfach einen Nachtrag zu diesem dar. Interessant, obgleich falsch, ist die Behauptung, *et* („und") komme im Sinne von *etiam* („auch") noch nicht bei Cicero, sondern erst bei späteren Autoren wie Gellius und Quintilian vor (57). Sie verrät ein waches Interesse an stilistischen Eigentümlichkeiten verschiedener Autoren und setzt eine Vorstellung davon voraus, dass das Lat. schon in der Antike eine Entwicklung durchgemacht hat.

generische Einordnung

Die beiden Traktate lassen sich mit einer Reihe von rhetorischen Genera in Verbindung bringen, die in der Renaissance zusätzlich zu den althergebrachten Figurenlehren mit dem Ziel auftraten, den Stil ihrer Leser zu verbessern: Elegantien, d.h. Zusammenstellungen gehobener Redewendungen und Konstruktionen, Lehrbücher *De compositione*, welche Wortordnung, Euphonie und Satzrhythmus behandelten und deren wohl erstes um 1420 gerade Barzizza, der Lehrer unseres Autors, verfasst hat, sowie Synonymiken, von denen ebenfalls eine aus Barzizzas Feder existierte (Sonkowsky 1958, v.a. viii, lxii–lxiii; Knape 1994, 1047–1048). Wirklich zugeordnet werden können sie indes keiner dieser Gattungen: Sie arbeiten Elemente aus allen zusammen und scheinen v.a. in ihrem radikalen Verzicht auf jede erkennbare Systematik durchaus *sui generis*.

dritter Traktat: Aufbau und Inhalt

Beim dritten Traktat handelt es sich um eine Figurenlehre. Sein Aufbau – der relativ leicht nachvollziehbar ist, weil die einzelnen Abschnitte jeweils mit einem stereotypen (und noch ganz mittelalterlichen) *nota quod* („beachte, dass") eingeleitet werden[1] – lässt sich wie folgt zusammenfassen: Zunächst wird die Ansicht zugrunde gelegt, eine rhetorische Figur sei ein *vicium, cum ratione excusatur*, d.h. eine durch eine bestimmte Absicht des Sprechers gerechtfertigte Abweichung vom normalen Sprachgebrauch. Es gebe drei Arten von Figuren: den *metaplasmus*, eine

1 Vgl. Sonkowsky 1958, lxi zu Ähnlichem bei Barzizza.

Änderung der Wortgestalt, den *tropus*, eine Änderung der Wortbedeutung, und das *schema*, eine Änderung der Bedeutungsweise *(modus significandi)* (67). Diese Einteilung wird dann jedoch vorläufig nicht beachtet; stattdessen werden erst einmal die zwei grundlegenden *vicia* des *barbarismus* und des *soloecismus*, d.h. des Verstoßes gegen die grammatische Sprachrichtigkeit auf der Ebene des Einzelwortes bzw. in der Wortverbindung, samt ihren zahlreichen Unterarten (67–74; 74–83) und danach zehn weitere *vicia* (83–94) behandelt. Diese insgesamt zwölf *vicia* werden abschließend als „unentschuldbare"[2] zusammengefasst (94). Erst die als entschuldbar klassifizierten, d.h. die eigentlichen Figuren, sollten offenbar nach der eingangs dargelegten Dreiteilung behandelt werden, doch schon bei den Erläuterungen zum *metaplasmus* bricht der Text ab; der Rest des *metaplasmus* sowie die ganze Behandlung von *schemata* und *tropi* sind verloren gegangen.

Quellen

Der Traktat fußt wohl im Wesentlichen auf zwei Quellen, die auch öfters genannt werden: Grundlegend ist das dritte Buch von Donats *Ars maior*, im Mittelalter neben der *Rhetorik an Herennius* der wichtigste antike Text über Figuren (Knape 1996, 306); der Verfasser folgt dieser Darstellung, obwohl er sie stark erweitert, strukturell bis ins Detail und übernimmt auch die meisten ihrer Beispiele. Auf Werke – allerdings nicht auf *De compositione* – oder Unterricht Barzizzas könnten die nichtdonatischen Elemente in der Einleitung und auf S. 94 zurückgehen: die Definition von *figura*,[3] die Behauptung, *metaplasmus*, *tropus* und *schema* seien die drei Grundfiguren, die schwer verständliche Erklärung von *schema*[4] sowie die Unterscheidung zwischen entschuldbaren und unentschuldbaren *vicia*; für den zweiten dieser Punkte wird Barzizza explizit als Gewährsmann genannt (67). Die Übernahme dieser Elemente erklärt sich letztlich aus dem (aus heutiger Sicht von vornherein zum Scheitern verurteilten) Bestreben, Donats drittes Buch in etwas zu verwandeln, das es nicht ist und nicht sein wollte, nämlich in eine durchsystematisierte Figurenlehre.[5]

Obödienzrede an Sixtus IV.

In Innsbruck fallen die Anfänge lat. Beredsamkeit in die Zeit Erzherzog Sigmunds (vgl. Abb. 13, 14). Allerdings hat sich nur ein einziges Beispiel für eine in

2 Gemeint ist: in der Prosa normalerweise unentschuldbar. Die zahlreichen klassischen Beispiele für diese *vicia*, die angeführt werden, stammen aus der Dichtung, in erster Linie aus Vergil.

3 Sie lässt sich in der Antike so nicht belegen, doch finden sich Vorformen: Quint. inst. 1,5,5, 9,1,11.

4 In der klassischen Tradition ist das *schema* eine kunstvolle Veränderung auf der Ebene der Wortverbindung und somit das positive Gegenstück zum *soloecismus* (wie der *metaplasmus* zum *barbarismus*). Gleichzeitig steht es als Mehrwortfigur in Opposition zum *tropus*, der ‚Einwortfigur', und gilt im Gegensatz zu diesem überhaupt erst als Figur im eigentlichen Sinne. Vgl. Lausberg 1960, §§ 471, 498, 601; Knape 1996, 311–312.

5 Eine befriedigende Taxonomie aller Figuren aufzustellen ist wahrscheinlich überhaupt unmöglich; vgl. Knape 1996, 310–320, v.a. 318.

Abb. 13, 14: Sigmund der Münzreiche, Kupferstich und Texttafel aus dem Folio-Prachtband von Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

seinem Auftrag gehaltene Rede erhalten.[6] Diese früheste Tiroler Rede, die wir besitzen, steht auf den Bl. 363^{v}–365^{v} einer Hs. des Franziskanerklosters in Schwaz und trägt den Titel *Pro Sigismundo Austrie duce illustrissimo ad Sixtum quartum pontificem maximum* („Für den hochberühmten Herzog Sigmund von Österreich an Papst Sixtus IV."). Es handelt sich um eine sogenannte Obödienzrede, wie sie Fürsten im Gefolge einer Papstwahl dem neuen Heiligen Vater vortragen ließen, um ihn ihres Gehorsams (*oboedientia*) zu versichern und gute Beziehungen zu ihm aufzubauen (CNLS 2, 170–171; vgl. hier Bl. 364^{v}, 365^{v}: *obediencia*). Das Gremium, vor dem solche Reden in Rom vorgetragen wurden, war das *consistorium publicum*, eine öffentliche Zusammenkunft des Papstes und der Kardinäle. Wie dem Titel und einer Entschuldigung auf Bl. 364^{v} zu entnehmen ist, kam Sigmunds Huldigung etwas spät: Sixtus IV. war bereits am 9. 8. 1471 gewählt worden, gehalten wurde die Rede aber erst am 6. 11. 1472. Von dem Gesandten, der den Vortrag übernahm (und den

6 Die generisch schwer zu bestimmenden Texte des Gregor von Heimburg sind sicher keine Reden; eher kann man sie als Pamphlete, offene Briefe oder Schmähschriften bezeichnen; vgl. hier S. 206–209

Text wohl auch selbst verfasst hat), wissen wir nicht mehr, als Titel und *subscriptio* verraten: Es handelt sich um einen Ludwig von Friburgk, Doktor beider Rechte.

Aufbau und Inhalt

Der viereinhalb Seiten kurze Text – bei einem öffentlichen Konsistorium wurde jeweils eine ganze Reihe von Obödienzreden vorgetragen, sodass die Zeit für den Einzelnen knapp bemessen war – ist folgendermaßen gegliedert: Auf ein Proömium, wo der Redner im Sinne einer *captatio benevolentiae* von der Schwierigkeit, Sixtus angemessen zu preisen, und seiner eigenen Unzulänglichkeit spricht, folgt zunächst ein Lob Sigmunds und des Hauses Österreich mit Vorstellung ausgewählter Vertreter (Bl. 364^{rv}). Danach wird Sigmunds Ergebenheit beteuert und von seinem Entschluss erzählt, eine Gesandtschaft an den Papst zu senden (Bl. 364^{v}), was zu einem Preis Sixtus' IV. überleitet (Bl. 365^{r}). Am Ende versichert Friburgk den Heiligen Vater noch einmal Sigmunds unbedingter Ergebenheit und seiner Freude über die Papstwahl.

Zweck und historische Bedeutung

Die Rede ist ein Zeugnis für die Tatsache, dass Sigmund sich nach den unerfreulichen Erfahrungen mit Cusanus und Pius II. ab der Mitte der 1460er-Jahre um ein gutes Verhältnis zum jeweiligen Papst bemühte. Allerdings ist er bzw. Friburgk dabei sorgfältig darauf bedacht, auch seine eigene Stellung gebührend herauszustreichen: Dem Lob des Papstes und der Betonung der eigenen *obediencia* halten die panegyrischen Passagen über das Haus Österreich und Sigmunds eigene Person die Waage.

Sprache

Mit diesem Bemühen Sigmunds, sich dem Heiligen Vater würdevoll zu präsentieren, dürfte auch der Umstand zusammenhängen, dass der Text für den frühen Abfassungszeitpunkt sprachlich sehr ‚sauber' wirkt: Abgesehen von wenigen lexikalischen Mediävalismen liest man im Wesentlichen ciceronianisches Lat. Zweifellos wollte Sigmund vor dem Renaissancepapst Sixtus IV. nicht den Eindruck eines Hinterwäldlerfürsten machen, sondern ihm zeigen, dass er sich kulturell auf der Höhe der Zeit befand, und sandte deshalb seinen besten Redner nach Rom.

zwei Hochzeitsreden für Maximilian: DalMaino –

Während *Pro Sigismundo Austrie duce* im Auftrag Sigmunds in Rom gehalten wurde, wurden die zwei erhaltenen Reden, die mit Maximilian in Verbindung stehen,[7] beide zum selben Anlass und am selben Tag von Gesandten fremder Fürsten in Innsbruck vorgetragen, nämlich zur Vermählung Maximilians mit Bianca Maria (vgl. Abb. 15), der Tochter des Mailänder Herzogs Lodovico Sforza, am 16. 3. 1494. Bei diesem politischen und diplomatischen Großereignis, das Herrscher und Höflinge aus aller Herren Länder anzog, fand nach Festgottesdienst und Hochzeitsmahl ein großer Empfang für die Gesandten statt. In seinem Rahmen hielt zunächst der berühmte Jurist Giasone DalMaino (1435–1519), der in seiner Funktion als Rat und Gesandter Lodovicos die Braut nach Innsbruck begleitet hatte, eine vielbewunderte Hochzeitsrede, deren Erfolg sich daran ermessen lässt,

7 Vgl. zu ihnen kurz Füssel 1987, 19–21.

Abb. 15: Statue der Bianca Maria Sforza, der zweiten Gemahlin Kaiser Maximilians I., in der Innsbrucker Hofkirche.

Abb. 16: Statue von Kaiser Maximilians erster Frau, Maria von Burgund, in der Innsbrucker Hofkirche.

dass sie innert kurzer Frist an mehreren Orten gedruckt[8] und ihr Autor von Maximilian zum Ritter geschlagen wurde (Reg. Imp. 14,1,2,59, Nr. 477–479).

8 In der Ausgabe [Basel 1494], nach der hier zitiert wird, erscheint die Rede zusammen mit einem poetischen Epithalamium des Sebastian Brant. (Dieses Epithalamium ist nur eines von vieren, welche auf die Verbindung Maximilians und Bianca Marias verfasst wurden, doch nimmt keiner dieser – von Kisser 1994 aufgearbeiteten – Texte auf die Innsbrucker Feierlichkeiten Bezug; vielmehr haben alle die prokuratorische Vermählung vor Augen, die am 7. 11. 1493 in Mailand erfolgte.) Der voranstehende Brief eines Cornelius Niger aus Augsburg an einen Hippolitus Celestinus (Bl. 1^{v}) ist auf den 17. 4. 1494 datiert und nimmt auf den Inhalt der Rede Bezug, sodass der 17. 4. wohl ein *terminus post quem* für das Vorliegen der Druckfassung ist. Zwischen dieser und der gehaltenen Rede liegt also höchstens ein Monat, und da eine tiefgreifende Umarbeitung in so kurzer Zeit wenig wahrscheinlich ist, deckt sich unser Text wohl weitgehend mit dem, was tatsächlich in Innsbruck vorgetragen wurde.

Inhalt und Aufbau

Auf ein Exordium (Bl. 2[rv]) folgt der Hauptteil, der sich seinerseits in ein Lob Maximilians (Bl. 2[v]–6[v]) und einen der Hochzeit gewidmeten Abschnitt gliedert (Bl. 6[v]–11[v]), worauf der Schlussteil (Bl. 11[v]–12[r]) einige wichtige Themen rekapituliert. Der Maximilian-Abschnitt verbindet einen thematisch geordneten Preis des Herrschers (Abstammung, Tugenden usw.) mit einer biographisch disponierten Passage (Bl. 4[v]–5[r]) und berührt auch kurz Maximilians erste Ehe mit Maria von Burgund (Bl. 6[r], vgl. Abb. 16). Der Hochzeits-Abschnitt wird eingeleitet durch eine theologisch-anthropologische Begründung der Institution Ehe (Bl. 6[r]–7[v]) und enthält danach u.a. ein Lob der Braut (Bl. 7[v]–8[r]) und eine Erzählung des Verlaufs der Eheschließung (Bl. 8[r]–10[r]), wobei offen auch deren politische Vorteile erwähnt werden. Bescheidenheitstopik und der Verweis auf die treue Gesinnung Sforzas verleihen der Rede ringkompositorische Geschlossenheit (Bl. 2[v], 11[v]–12[r]), als roter Faden erscheint der Gedanke eines Türkenfeldzugs unter der Leitung Maximilians, zu dem mehrmals aufgerufen wird (Bl. 4[r], 9[v], 10[rv], 11[rv]). Vermutlich vertritt DalMaino hier eine Idee des außenpolitisch auch sonst überaus risikofreudigen Lodovico Sforza. Wenn in den letzten Sätzen die noch nicht zwanzigjährige Braut dem Wohlwollen ihres Gatten empfohlen wird, so glaubt man rückblickend – tatsächlich wurde die Ehe ja alles andere als glücklich – beinahe etwas wie Mitgefühl und Besorgnis durchklingen zu hören.

eine gekonnte Rede

Indem DalMaino seine Rede im Exordium als Gegenstück zu derjenigen präsentiert, die er im Vorjahr anlässlich der Wahl Alexanders VI. zum Papst gehalten hat (Bl. 2[r]), stellt er sich gleich zu Beginn als höchstrangigen Diplomaten und Redner vor. Tatsächlich ist dieses Selbstbewusstsein nicht unbegründet: In seiner „allerglänzendsten Rede“ (so der Titel des Drucks) erscheint die Topik der Hochzeitsrede souverän gehandhabt und gekonnt mit anlassbezogenen Motiven verbunden. Die Grobgliederung bleibt trotz der thematischen Vielfalt klar, und obwohl der Detailaufbau nicht immer stringent ist (was in diesem Genus auch nicht erwartet wurde), fließen die einzelnen Themen auf natürliche Art und Weise ineinander über, wobei sich eine allmähliche Zuspitzung auf den gegenwärtigen Anlass hin beobachten lässt. Immer wieder wird der Aufbau durch vorwiegend der antiken Geschichte entnommene Exempla aufgelockert: So wird etwa die bemerkenswert modern wirkende Forderung, ein Kaiser müsse neben Lat. auch die wichtigsten modernen Sprachen Italienisch, Französisch, Kroatisch (!) und Deutsch beherrschen, durch den Verweis auf den polyglotten Mithridates unterstrichen (Bl. 5[v]). DalMaino selbst gebraucht ein flüssiges Humanistenlatein mit komplexen, aber durchsichtigen Perioden, das in Innsbruck, wo man Derartiges damals noch nicht alle Tage zu hören bekam, seinen Eindruck, wie wir gesehen haben, nicht verfehlt hat.

– und Pandolfo Collenuccio

Die zweite Rede (moderne Ausgabe mit Einleitung und Übersetzung: Haidacher 2010) stammt von dem aus Pesaro gebürtigen Juristen Pandolfo Collenuccio

(1444–1504), der an den Hochzeitsfeierlichkeiten als Gesandter des Herzogs von Ferrara teilnahm.

> Collenuccio entschuldigt zunächst die geschäfts- und altersbedingte Abwesenheit seines Herren Ercole I. d'Este und gibt danach vor, vom Glanz Maximilians geblendet und unfähig zu einer ordentlichen Disposition seiner Rede zu sein. Es ist ein Glück, dass die Herrschaft gerade auf Maximilian übergeht,[9] ist Herrschen doch eine schwierige und mühsame Angelegenheit, die viele gute Eigenschaften verlangt: edle Abstammung, das richtige Alter, Schönheit, militärische Tüchtigkeit, Erfahrung, Autorität, Glück und Tugend. Maximilian besitzt all dies: Er ist von beiden Seiten von edler Abstammung, schön, steht im idealen Alter von 35 Jahren, ist kriegstüchtig und -erfahren und bezwingt mit seiner Tugend das launische Glück. Nachdem kurz die Türkengefahr angesprochen worden ist, werden einzelne Tugenden Maximilians erläutert: Besonnenheit, Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Milde. Abschließend betont Collenuccio die Ergebenheit der Este gegenüber den Herrschern des Römischen Reiches und endet mit guten Wünschen.

Disposition, Thematik

Die Rede ist wie diejenige DalMainos in elegantem und flüssigem Lat. gehalten und trotz Collenuccios gegenteiliger Beteuerungen wohldisponiert. Einleitung und Schluss, wo das Verhältnis der Este zu Maximilian im Vordergrund steht, rahmen den Hauptteil, der diesen als Muster eines guten Herrschers preist. Historische Beispiele führen von der römischen Kaiserzeit bis in die Gegenwart (10–12) und unterstreichen so Maximilians Anspruch, legitimer Nachfolger der römischen Kaiser zu sein. Im Übrigen fällt thematisch zweierlei auf: Erstens legt Collenuccio großen Wert darauf, die Abwesenheit Ercole d'Estes zu entschuldigen und dessen Ergebenheit gegenüber Maximilian zu betonen; offensichtlich lag es dem zu diesem Zeitpunkt ohnehin von außenpolitischen Problemen gebeutelten Herzog sehr am Herzen, dass sein Fernbleiben vom Herrscher des Römischen Reiches nicht missverstanden wurde. Zweitens – und das fanden schon die zeitgenössischen Zuhörer seltsam, welche die Rede im Übrigen durchaus goutiert haben (Reg. Imp. 14,1,2,59, Nr. 479) – wird die Hochzeit selbst mit keinem Wort erwähnt. Möglicherweise war die Rivalität zwischen den Este und den Sforza, die noch zehn Jahre zuvor im sogenannten Ferrarakrieg (1482–1484) aneinander geraten waren, einfach zu groß, als dass ein Gesandter der einen Familie einen diplomatischen Triumph der anderen, wie ihn die Verheiratung einer Tochter mit Maximilian darstellte, hätte erwähnen und anerkennen können.

9 Nämlich die Herrschaft über alle habsburgischen Länder nach dem weiter unten (12) noch kurz erwähnten Tod seines Vaters Friedrich III. am 19. 8. 1493.

erste bezeugte Leichenrede

Leider (bis auf ein Zitat in Beneditto Bonellis *Dissertazione apologetica,* Trient 1747) verloren ist uns das erste im Tiroler Raum bezeugte Exemplar einer Gattung, von der wir in den folgenden Epochen noch viele Vertreter kennen lernen werden, nämlich der Leichenrede. Es handelt sich um eine anonyme Rede, die im Jahr 1500 anlässlich des siebten Todestages des aus Terlago stammenden Kanonikers Giorgio de Fatis im Trientner Dom vorgetragen wurde (Tovazzi, Nr. 540).

Tiroler Beredsamkeit im Ausland

Schließlich sei noch kurz erwähnt, dass manche Tiroler ihre Redekunst auch im Ausland einsetzten, um damit Karriere zu machen. So publizierte der aus Brixen stammende Jurist Matthias Alber 1519 in Ingolstadt eine vier Jahre zuvor gehaltene Hochzeitsrede für seinen Lehrer Jakob Locher (vgl. hier S. 89) nebst poetischem, brieflichem und juristischem Beiwerk, um sich damit dem Pfalzgrafen Philipp zu empfehlen.

Josef Riedmann/Florian Schaffenrath

Geschichtsschreibung

Überblick

Wie in früheren Jahrhunderten war auch im Zeitraum von ca. 1250 bis 1500 das Bedürfnis, Ereignisse und Entwicklungen der jeweiligen Gegenwart wie auch der Vergangenheit für die Nachwelt schriftlich festzuhalten, im Bereich der Grafschaft Tirol sowie der Hochstifte Trient und Brixen offensichtlich nur sehr spärlich entwickelt (vgl. Santifaller 1949/50; Uiblein 1982). Unser Wissen über das spätmittelalterliche Tirol, soweit es auf schriftlichen Quellen in lat. Sprache beruht, gründet in erster Linie wiederum auf dem sogenannten pragmatischen Schrifttum, also auf Urkunden, Akten der Verwaltung und ähnlichen Aufzeichnungen, die nun in zunehmend größerer Zahl sowohl im öffentlichen wie im privaten Bereich produziert wurden. Literarische Ambitionen sind bei derartigen Schriftzeugnissen nicht zu erwarten. Ergänzend zu diesen einheimischen Quellen treten fallweise geschichtliche Darstellungen, die außerhalb des Landes entstanden sind und v.a. auf spektakuläre Geschehnisse an Etsch, Eisack und Inn Bezug nehmen. Weiterhin fehlt es an eigenen Werken, die etwa die Geschichte des neu entstandenen Landes schildern oder auch die Geschichte der herrschenden Dynastien. Sogar in den von den Meinhardinern gestifteten Klöstern Stams und Allerengelberg in Schnals (vgl. Schönach 1909) beschränkte man sich in dieser Hinsicht im Wesentlichen auf einfache genealogische Notizen, die in einem engen Zusammenhang mit dem Totengedenken für die Gründer stehen.

Klösterliches

In die Entstehungszeit von Stams vor 1300 reicht das sogenannte *Chronicon Stamsense* zurück, in dem Gründung und Ausstattung des Zisterzienserstiftes im Oberinntal genauer geschildert werden. In Stams hielt man auch in der Folge in höchst bescheidenem Umfang und in annalistischer Form geschichtliche Ereignisse fest (vgl. Koller 1986). Immerhin lässt sich die heute in München aufbewahrte Originalhandschrift des *Liber certarum historiarum* („Buch bestimmter Ereignisse"), des Geschichtswerkes des Kärntner Abtes Johann von Viktring († 1345/47), im Jahre 1414 in diesem Kloster nachweisen (Lhotsky 1963, 296). Im 14. Jh. verfasste der zumeist als Chronist apostrophierte Prior Goswin von Marienberg sein *Registrum*, primär eine Übersicht über die Rechte und Besitzungen seines Klosters mit verbindenden allgemeinen Bemerkungen zum Geschehen seiner Zeit, aber keine umfassende historiographische Darstellung.

Chroniken

Goswins Zeitgenosse, der Trientner Domherr Giovanni da Parma, wurde offensichtlich durch das eigene Erleben von besonders spektakulären Katastrophen (Erdbeben, Seuchen) zur Abfassung eines bescheidenen historiographischen Wer-

kes animiert. Im letzten Jahrhundert des Mittelalters bildeten dann noch einmal eher lokale Themen den Inhalt geschichtlicher Aufzeichnungen: Andreas Brunner verfasste eine sehr bescheidene Geschichte des von ihm geleiteten Spitals von Klausen, und der Augustiner-Chorherr Johannes Librarius in Neustift bei Brixen sammelte mit großem Eifer Nachrichten über die Gründung und Dotierung seines Konventes. Einen etwas weiteren geographischen Horizont bei seiner Schilderung des Zeitgeschehens besaß hingegen der Augustiner-Eremit Johannes Spies in Rattenberg, der sich auch formal an dem im späten Mittelalter sehr beliebten Muster der *Flores temporum* („Blumen der Zeiten") orientierte.

Simon von Trient

Über die Verurteilung und Hinrichtung der Juden in Trient, die im Jahre 1475 des Ritualmordes am Christenknaben Simon beschuldigt wurden, informieren in erster Linie die erhaltenen Prozessakten (vgl. Treue 1996; Rando 2003, v.a. 457–491; hier S. 209–210). Die in der Folge einsetzende Publizistik in lat. und deutscher Sprache bediente sich auch der modernen Formen des Buchdruckes und der Bildergeschichte. So verfasste Johannes Matthias Tiberinus, einer der beiden Ärzte, die den Körper des ‚Märtyrerknaben' untersucht hatten, unmittelbar nach dem Geschehen einen detailreichen lat. Bericht an die Obrigkeit in Brescia sowie wenig später eine erweiterte, dem Bischof von Trient Johannes Hinderbach gewidmete *Hystoria completa* („Umfassende Geschichte") der Vorgänge, die auch eine lange Reihe von Wundern aufzählt, die auf Fürbitte des ‚Märtyrers' geschehen sind. Beide Werke wurden sofort durch den Druck verbreitet, und sie zeichnen sich durch eine völlig einseitige, massiv antisemitische Parteinahme aus.

Venezianerkriege

Der Brixner Domherr Konrad Wenger widmete sich schließlich ebenfalls einem weithin Aufsehen erregenden Ereignis, der kriegerischen Auseinandersetzung Erzherzog Sigmunds von Österreich-Tirol mit Venedig im Jahre 1487. Dem gleichen spektakulären Geschehen ist auch ein Werk des Burkhard von Andwil (Ayndwil) gewidmet. Burkhard lässt sich als Student in Bologna und Kanoniker in Bischofszell (Thurgau) nachweisen. Seine von humanistischer Bildung geprägte Darstellung steht jedoch ebenso wenig in der Tiroler Tradition wie weitere lat. Schilderungen dieses Konfliktes aus der Feder mehrerer italienischer Autoren.[1]

Chronicon Stamsense

Sehen wir uns die Werke im Detail an und beginnen im Nordtiroler Oberland: *Chronicon Stamsense* („Stamser Chronik") lautet der vom Editor Heinrich Ritter von Zeissberg gewählte Titel einer deutlich in zwei Teile geschiedenen Aufzeichnung über die Gründung und Ausstattung des von Graf Meinhard II. von Tirol-Görz und seiner Gemahlin Elisabeth von Wittelsbach in den 70er-Jahren des 13. Jhs. gestifteten Zisterzienserklosters Stams im oberen Tiroler Inntal.[2]

1 Eine Ausgabe mit kurzer biographischer Würdigung des Autors bietet Welber 1987.

2 Überlieferung: ULBT, Cod. 42 (13. Jh., aus Stams), Bl. 191–192 (unvollständig). Der Hinweis

Nach der Überschrift *Hic invenitur, qualiter egregium claustrum in Stams fuerit constructum, dedicatum* („Hier findet sich, wie das vortreffliche Kloster in Stams gegründet und gestiftet wurde") beginnt der Text mit einer Anrufung Gottes (Invocatio), gefolgt von einer feierlichen Einleitung (Arenga), der Hinwendung an alle Christgläubigen als Adressaten (Publicatio) und einer genauen Datierung. Das Vorbild der Urkunde bei der formalen Gestaltung der Aufzeichnung, bei der die *congregatio* in Stams gewissermaßen als Aussteller auftritt, ist unverkennbar. Diese Konzeption macht die Stamser Quelle geradezu zu einem Musterbeispiel für eine damals v.a. bei Berichten über die Anfänge von Klöstern sehr gebräuchliche Literaturgattung in der Kombination von Urkunde und Erzählung (vgl. Lhotsky 1963, 257). Der erste Teil der Niederschrift bietet sodann einen sehr genauen Bericht von der Besiedlung des Tiroler Klosters durch Mönche aus Kaisheim in Schwaben, der Großzügigkeit der Gründer Meinhard und Elisabeth hinsichtlich der Ausstattung sowie den Fortschritten im Bau des gemauerten Klosters. Im Zentrum stehen weiter die Schilderung der Feierlichkeiten bei der Weihe der Klosterkirche im November des Jahres 1284 durch eine Reihe namentlich genannter Bischöfe (Weihe der verschiedenen Altäre, Beisetzung der Gründerin und ihrer früh verstorbenen vier Kinder, Überführung der Gebeine der Vorfahren Meinhards von Schloss Tirol in das neue Familienbegräbnis der Tiroler Landesfürsten in Stams u.a.). Aus diesem Anlass waren zahlreiche prominente Gäste und viel Volk zusammengekommen, und entgegen von damals verbreiteten Gerüchten und Voraussagen gab es keine Probleme mit der Versorgung der Menschen oder andere dramatische Zwischenfälle. Hinter diesen dezidierten Feststellungen dürften sich nicht offen artikulierte Spannungen verbergen, die in der Tatsache begründet waren, dass sich Meinhard die meiste Zeit seines Lebens offiziell im Kirchenbann befand. Der zweite Teil des Berichtes präsentiert noch einmal die großzügige Ausstattung, die Graf Meinhard seiner Stiftung zukommen ließ. Dabei diente wieder der Wortlaut einer entsprechenden Urkunde als kaum modifizierte Grundlage. Mit einem langen Verzeichnis von Zahlungen und anderen Rechten, die Meinhard früheren Berechtigten als Entschädigungen für Einkünfte zuerkannt hatte, die nun an Stams zu leisten waren, und der Erzählung über die Lösung der Kirche von Stams von der Mutterkirche Silz bricht die Aufzeichnung mitten im Satz ab. Der gesamte zweite Teil stimmt mit der von Abt

auf eine Überlieferung im Stiftsarchiv Stams HS X/I in Wiesflecker/Rainer 1952, Nr. 36 (s), bezieht sich auf das Urbar von Stams von 1284. Ausgabe von Hormayr zu Hortenburg 1806–1808, 490–494 (nur Teil 1, aus unbekannter Vorlage); MIÖG 1, 84–91 (nach der Überlieferung in der ULBT, dem Druck von Hormayr und einer Stamser Überlieferung des 18. Jhs.); Köfler 1978, 1–4 (Teil 2 des *Chronicon* als Einleitung zum ältesten Urbar nach dem Original in Stams Hs. X/I).

Friedrich formulierten Einleitungspassage des ältesten Urbars von Stams (in der Edition von Köfler 1978, 1–4) überein.

Entstehung

Die historischen Notizen dürften in ihrer Gesamtheit bald nach der Kirchweihe 1284 niedergeschrieben worden sein (Meinhard trägt noch nicht die ihm nach seiner Rangerhöhung im Jahre 1286 zustehende Bezeichnung Herzog von Kärnten)[3] und sind zweifellos in der Neugründung selbst entstanden. Ob auch der erste Teil von Abt Friedrich (1279–1289) verfasst worden ist, kann nicht entschieden werden (vgl. Köfler 1995).

Stil

Der einfache Stil der Aufzeichnung ist stark durch die urkundlichen Vorlagen geprägt. Anklänge an Bibelzitate und liturgische Wendungen entsprechen der geistlich-mönchischen Bildungstradition.

Giovanni da Parma

Das nächste wichtige Werk stammt aus dem Süden Tirols von Giovanni da Parma: Der künftige Domherr von Trient wurde in Calestano südlich von Parma geboren. Wohl im Zusammenhang mit mehreren Landsleuten aus Parma, die sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jhs. in Trient niedergelassen und dort wichtige Funktionen v.a. als Geistliche, Richter, Notare und Ärzte erlangt hatten, kam auch Giovanni in die Bischofsstadt an der Etsch. Er ist seit dem Jahre 1347 als Kanoniker im Kapitel von Trient bezeugt. In dieser Institution sowie in der Verwaltung der Diözese nahm er lange Zeit hindurch verschiedene wichtige Aufgaben wahr. Das letzte sichere Lebenszeugnis des Kanonikers stammt aus dem März 1381.

Mirabilia

Wohl um das Jahr 1371 herum entschloss sich Giovanni da Parma, die *Mirabilia*, die ganz besonderen Ereignisse, die er erlebt hatte, zum Gedächtnis für die Nachwelt festzuhalten. Zwei Nachträge dürften aus der Zeit von 1373–1375 und 1377 stammen.[4] Zunächst beschreibt der Autor die Folgen des großen Erdbebens vom 25. Januar 1348 in Trient und erwähnt kurz auch die großen Verwüstungen in Friaul und in Deutschland (Kärnten). Wesentlich ausführlicher ist sodann die Berichterstattung über die Pest, die Anfang Juni des gleichen Jahres in Trient zu wüten begann. Symptome und Verlauf der tödlichen Krankheit werden ebenso eindringlich und in vielen Einzelheiten geschildert wie die lokalen wirtschaftlichen Folgen der Seuche, die sich insbesondere im Mangel an Arbeitskräften und in extremen Preisschwankungen äußerten. Genau registriert Giovanni auch fünf verschiedene, zeitlich aufeinander folgende Pestepidemien (bis herauf in die Jahre 1373–1374), wobei

3 Die bei Wiesflecker/Rainer 1952, Nr. 36 (s) vorgeschlagene Datierung des *Chronicon* (nach 1335) ist nicht stichhaltig, denn die im Text erwähnte Beerdigung von vier Nachkommen Meinhards und der Elisabeth in Stams bezieht sich offensichtlich nicht auf die den Vater überlebenden Söhne, sondern auf früh verstorbene Kinder.

4 Überlieferung: BCT, ms. 4, 234–238; davon weitere Kopien: BCT, ms. 6, 224–230; BCT, ms. 8, Bl. 107^{r}–109^{v}; Editionen: Pezzana 1837, 50–53; überholt durch Curzel/Pamato/Varanini 2001, 236–239.

nicht immer der gleiche Personenkreis in gleicher Weise betroffen war. Schließlich wird auch noch kurz des verheerenden Einfalls von Heuschrecken im Etschtal Ende August 1377 mit der damit verbundenen Hungersnot und Teuerung gedacht.

Quellen

Giovanni da Parma beruft sich in erster Linie auf sein eigenes Erleben, manchmal auch auf Nachrichten, die ihm zugetragen worden sind. Seine Berichterstattung konzentriert sich demgemäß auf Trient und die nähere Umgebung. Nur ausnahmsweise erwähnt er Fakten, die darüber hinaus führen. Für die detailreiche Schilderung der Pest, ihrer Erscheinungsformen und Folgen besitzen die Ausführungen jedoch eine überregionale Bedeutung.

Sprache

Das Werk des Geistlichen enthält einige Anklänge an Bibelzitate und an liturgische Texte. Ansonsten schreibt der Autor ein sehr einfaches Lat., dessen Wortschatz fallweise von Ausdrücken aus dem Volgare durchsetzt ist.

Rezeption

Die historischen Aufzeichnungen des Giovanni da Parma sind in Abschriften des Trientner Adeligen Innozenz von Prato aus dem ausgehenden 16. Jh. (vgl. hier S. 314) erhalten und wurden in dessen ungedruckt gebliebener Geschichte von Trient ausgewertet. Im 19. Jh. waren sie im Trentino bekannt, doch ihre überregionale Bedeutung wurde erst in jüngster Zeit allmählich zur Kenntnis genommen (vgl. Curzel 2001, 561–563).

Goswin von Marienberg

Die nächste herausragende Persönlichkeit der lat. Historiographie in Tirol ist Goswin von Marienberg. Goswin und sein Bruder Albert wurden wahrscheinlich schon im Kindesalter von ihrer Mutter Irmgard dem Kloster Marienberg bei Burgeis im Vinschgau übergeben. Geburtsjahr und nähere Herkunft Goswins sind nicht bekannt. Albert fiel im Jahre 1348 der Pest zum Opfer, die sämtliche Mitglieder des Benediktinerkonventes dahinraffte mit Ausnahme des Abtes, eines Priestermönchs, des *scholaris* Goswin und eines Laienbruders. Im folgenden Jahr erhielt Goswin die Priesterweihe und war dann durch mehrere Jahrzehnte mit großer Hingabe zum Wohle der Mönchsgemeinschaft tätig. Spätestens im Jahre 1374 stieg Goswin zum Prior in Marienberg auf. Im April des gleichen Jahres ernannte ihn der Habsburger Herzog Leopold III., damals gemeinsam mit seinem älteren Bruder Albrecht III. Landesherr von Tirol, in Bozen zu seinem Hofkaplan. Diese Auszeichnung war offensichtlich mit keiner erkennbaren Änderung der Lebensweise und des Wirkens von Goswin verbunden, der sich in der Folge nicht in der Umgebung des Herzogs, sondern weiterhin in seinem Konvent aufhielt. Im Juli 1374 erkrankte der Prior an der Pest, genas aber wieder von der Krankheit. Die letzten gesicherten Zeugnisse von Goswins Wirken datieren aus den Jahren 1391–1393. Weder das Jahr noch der Tag seines Todes sind überliefert.[5]

5 Zu Goswins Biographie vgl. Riedmann 1981; Riedmann 1993; Riedmann 1996, XV–XXXVIII (mit Verweisen auf die ältere Literatur).

verlorene Werke Goswins

Noch als *scholaris* verfertigte Goswin 1348 ein Graduale, ein Antiphonar und andere Musikhandschriften, um einen gemeinsamen Chorgesang im Konvent zu ermöglichen, als unmittelbar nach dem Wüten der Pest neue Mitglieder aus verschiedenen Gegenden in Marienberg Aufnahme gefunden hatten. Diese Codices sind nicht erhalten.

Urbar

Im Jahre 1353 stellte Goswin sodann eine Übersicht über die zu dieser Zeit aktuellen Einnahmen und Besitzungen seines Klosters zusammen, die in der Literatur meist als „Urbar" bezeichnet wird.[6] Die auf Papier geschriebene lat. Aufzeichnung besteht im Wesentlichen aus einem Kalendarium und einem geographisch gegliederten Verzeichnis der Marienberger Rechte im Vinschgau und im Burggrafenamt, im Engadin und im heutigen Tiroler Inntal sowie in den entsprechenden Seitentälern. Im Kalender finden sich aber nicht die üblichen kirchlichen Gedenktage und Sterbetage von Wohltätern festgehalten, sondern die genauen Termine für Wasserbezugsrechte, für die Ablieferung der an das Kloster zu entrichtenden verschiedenen Abgaben und weitere ähnliche Verpflichtungen zugunsten der Mönchsgemeinschaft. Goswin schuf also einen sehr brauchbaren Arbeitsbehelf für die effiziente Verwaltung der klösterlichen Güter, der offensichtlich auch längere Zeit in Verwendung stand, wie entsprechende Gebrauchsspuren und Nachträge im heute noch erhaltenen Original zeigen.

Überarbeitung

Es entsprach wohl dem ausgeprägten Ordnungssinn Goswins, dass er sich gegen Ende seines Lebens, im Jahre 1390, entschloss, noch einmal eine derartige Zusammenstellung zu verfassen. Die neue Ausfertigung orientiert sich in ihrer Gliederung an der älteren Vorlage von 1353, trägt aber den in den vergangenen vier Dezennien veränderten Verhältnissen Rechnung. Goswin schöpfte nach eigener Aussage *ex aliis antiquis registris, libris quaternis, litteris et rodulis huius claustri et monasterii*, also aus alten Registern, Büchern, Urkunden und Notariatsinstrumenten. Vor allem betont der Autor hier wie auch sonst in seinen Werken die absolute Glaubwürdigkeit seiner Aufzeichnungen. Der auf Pergament geschriebene, großformatige Codex stand ebenfalls längere Zeit in Verwendung, wie einschlägige Nachträge beweisen.

weitere Werke

Ferner stammen aus der Feder Goswins acht umfangreiche, kalligraphisch ausgefertigte Schriftstücke, die im Jänner 1374 auf Schloss Tirol vom zuständigen Diözesanbischof Friedrich II. von Chur, vom Marienberger Abt Nikolaus sowie vom Marienberger Konvent offiziell beglaubigt und besiegelt wurden. Der Inhalt dieser sogenannten „Reskripte" besteht einerseits aus der Schilderung der Vorgeschichte und Gründung des Klosters, andererseits aus einer großen Zahl von Texten von Urkunden, die von verschiedenen Ausstellern, von Päpsten und Kaisern angefan-

6 Originale der Rechtsaufzeichnungen aus den Jahren 1353 und 1390 in MB, L. I und L. II. Edition: Schwitzer 1891.

Abb. 17: Ausschnitt aus dem *Registrum* des Goswin von Marienberg.

gen bis hin zu einfachen Wohltätern, zugunsten der Mönchsgemeinschaft im Vinschgau ausgestellt worden sind. Im narrativen Teil eines dieser Reskripte wird bereits Bezug genommen auf ein *novum registrum*, das auch als Chronik bekannte Hauptwerk Goswins.

Registrum

Diesem Werk verdankt der Marienberger Mönch die Charakteristik als der „einzige mittelalterliche Chronist von größerer Bedeutung, den Tirol bis dahin hervorbrachte" (Lhotsky 1963, 358). Goswin selbst hat für seine Darstellung die Bezeichnung *Registrum* gewählt. Sie entspricht auch wesentlich besser dem Inhalt und der Form des Werkes, als der seit dem 19. Jh. öfters verwendete Titel „Chronik". Das *Registrum monasterii Montis sancte Marie ordinis sancti Benedicti, Curiensis dyocesis, Vallis Venuste, de omnibus suis libertatibus iuribus exempcionibus a Romanis pontificibus sive aliis principibus sibi collatis* („Register des Klosters Marienberg, vom Orden des Hl. Benedikt, der Diözese Chur im Vinschgau, über alle seine Freiheiten, Rechte, Exemtionen, die es von den römischen Oberhirten und anderen Fürsten übertragen erhalten hat", vgl. Abb. 17) muss spätestens um 1374 existiert haben.[7] Eine erste Fassung dürfte aber bereits um 1357 entstanden sein. Das Werk enthält jedoch Fortsetzungen und Nachträge von der Hand Goswins bis in das Jahr 1393. Auf eine allgemeine Einleitung, in welcher der Verfasser die grundsätzlichen Motive für sein Werk darlegt, folgt auf 50 Seiten ein Kalendar mit den Gedenktagen von Angehörigen des Klosters und zahlreichen Wohltätern, fallweise auch angereichert mit knappen weiterführenden Notizen. Der erste Abschnitt im Hauptteil beginnt noch einmal mit einer Darlegung der Beweggründe für die Erstellung des Werkes und bietet dann eine Schilderung der Gründung des Klosters in Schuls im Engadin um 1090 sowie seiner Verlegung nach Marienberg um die Mitte des 12. Jhs. Es folgt dann der genaue Wortlaut zahlreicher Verfügungen von Kaisern, Päpsten und Fürsten

7 Original des Registers in der direkten Verwahrung des jeweiligen Abtes in MB, ohne Signatur; Faksimileausgabe: Goswin 1996; weitere Abschriften von J. Jocher um 1600 in Marienberg und von J. Röggel, Anfang des 19. Jhs. (TLMF, Dip. 1319). Editionen: Schwitzer 1880, jetzt überholt durch Roilo/Senoner 1996.

zugunsten der klösterlichen Gemeinschaft. Vor allem für die Zeit nach etwa 1300 werden die Texte durch eingestreute Bemerkungen ergänzt. Der zweite Abschnitt soll das Wirken der 16 Äbte würdigen, die bis auf die Tage Goswins herauf Marienberg regiert haben. Wiederum begegnen zahlreiche Urkundentexte als eine Art Dokumentation der Rechte und Besitzungen des Klosters. In diesem Zusammenhang wird aber auch von den Taten und Untaten der im Vinschgau dominierenden Geschlechter (Herren von Tarasp, Vögte von Matsch, Herren von Reichenberg) eingehender berichtet. Das besondere Interesse Goswins gilt den Beziehungen seines Klosters zum zuständigen Diözesanbischof von Chur, v.a. den vom Oberhirten gestellten finanziellen Ansprüchen. Etwas ausführlicher wird auf die dramatischen Ereignisse in Tirol in den 40er-Jahren des 14. Jhs. eingegangen (Vertreibung des Luxemburgers Johann-Heinrich, Regierung der Margarethe Maultasch und Ludwig des Brandenburgers, Pest von 1348). Auch in diesem Abschnitt sind ohne systematische Ordnung weitere Notizen und Verzeichnisse von Äbten, Tiroler Landesfürsten, Wohltätern des Klosters sowie deren Verdienste und Todestage festgehalten. Noch weniger eine bewusste einheitliche Gestaltung im Sinne einer historischen Darstellung verrät der dritte Hauptteil des Registers, in dem wiederum im Wesentlichen nur Texte von Urkunden aneinandergereiht sind. Dabei hat Goswin seine Vorlagen nicht nur in ihrem Wortlaut genau wiedergegeben, sondern sie auch graphisch sehr penibel nachgezeichnet – bis hin etwa zur Gestaltung der besonderen Zeichen in den Papsturkunden (Rota, Benevalete) und den Unterschriften der Kardinäle. In bunter Folge reihen sich dann weitere, auch zeitlich nicht geordnete Urkundenkopien, Formulare und Einkünfteverzeichnisse und ähnliche Schriftstücke an. Insgesamt erweckt dieser Teil den Eindruck einer Materialsammlung ohne jede erkennbare einheitliche Durchgestaltung. Eine Ausnahme machen nur die Darlegungen über die 60er-Jahre, wo etwas ausführlicher auf den Übergang Tirols an die Habsburger (1363) und die darauf folgenden Ereignisse eingegangen wird.

Geschichtsbild

Goswin hat sich wohl kaum als Geschichtsschreiber im klassischen Sinne betrachtet (vgl. Kastner 1974). Seine Motivation formuliert er im ersten Buch seines *Registrums* selbst folgendermaßen (Roilo/Senoner 1996, 58–59):

> *Nam quid prodest scire nostrum monasterium fundatum esse a prefato domino Udalrico de Traspes bone recordacionis, nisi eciam sciatur, [qu]ibus bonis, libertatibus ac iuribus per eum et per alios Christi fideles sit preditum et confirmatum.*
>
> Was nützt es denn, von der Gründung unseres Klosters durch Herrn Ulrich von Tarasp gesegneten Andenkens zu wissen, ohne auch die Güter, Freiheiten und Rechte zu kennen, mit denen er und andere Christgläubige es ausgestattet und gefestigt haben?

Die Sicherung der Rechte seines Konventes bildete das zentrale Anliegen aller ‚literarischen' Bemühungen des Marienberger Mönchs. Dies geschah in erster Linie durch die Anfertigung von Kopien der entscheidenden Rechtsaufzeichnungen, wobei immer wieder auch die Genauigkeit der Abschrift der Vorlagen und damit ihre Zuverlässigkeit betont wurde. Was Goswin sonst an historischen Nachrichten in seine Werke einfließen ließ, betrachtete er wohl nur als verbindende Zutaten zu den entscheidenden Urkundentexten. Dementsprechend konzentriert sich das Interesse für derartige Fakten und Entwicklungen ganz zentral auf Marienberg und die unmittelbare Umgebung. Der Vinschgau ist für Goswin seine *patria*; nur sehr selten überschreitet er diesen Horizont. Politische Ereignisse in einem größeren Zusammenhang erwecken nur am Rande seine Aufmerksamkeit. Große Aussagekraft besitzen Goswins Ausführungen im Hinblick auf wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen (vgl. Albertoni 1986). Ganz nebenbei werden auf diese Weise aber auch Einblicke in den Alltag und die Mentalität des Verfassers und der handelnden Personen vermittelt. Wertvoll sind auch die Angaben über Inschriften und Hinweise auf Wappen und Ausstattungsgegenstände im kirchlichen und weltlichen Ambiente, die in den Bereich der Kulturgeschichte führen.

Quellen

Als Quellen für seine Ausführungen standen Goswin in erster Linie Urkunden und ähnliche Schriftstücke im Archiv von Marienberg zur Verfügung, die er mit besonderer Akribie ab- und ausgeschrieben hat (vgl. Uiblein 1982, 104). Von der Benutzung weiterer schriftlicher Vorlagen finden sich nur minimale Spuren (Gregor der Große, *Moralia*, *Liber de causis*). Wenn in seine Werke Zitate aus der Liturgie und aus der Heiligen Schrift eingeflossen sind, so beruht dies auf der geistlichen Bildung und Praxis des Verfassers. In der gelegentlichen Übernahme von Passagen aus der Urkundensprache spiegelt sich die ausgeprägte Hochachtung Goswins für dieses Genus der Schriftlichkeit wider. Mehrfach beruft sich der Autor auch auf Erzählungen alter glaubwürdiger Konventsmitglieder, und schließlich kann er auch nicht selten aus eigenem Erleben berichten. Einigemale sind auch in anekdotischer Form Geschichten festgehalten, deren sagenhafter Charakter eigens betont wird.

Sprache und Stil

Angesichts der äußerst bescheidenen literarischen Ansprüche, die Goswin wohl auch selbst an seine Werke gestellt hat, fällt eine Charakterisierung seiner Sprache und seines Stils sehr schwer. Schon formal besteht der größte Teil der sogenannten Chronik aus wörtlichen Übernahmen von Vorlagen. Das Lat. des Autors ist in erster Linie der geistlich-monastischen Tradition verpflichtet. Besondere stilistische Ambitionen sind nicht zu erkennen. Immerhin bemühte sich Goswin fallweise sehr bewusst um Varianten in der Wortwahl, und eine offenkundig etwas verderbte Abschrift einer Urkunde erregte den Unwillen des Mönchs wegen der darin enthaltenen Grammatikfehler, die er ausdrücklich dem wenig gebildeten Schreiber anlastete (s. Riedmann 1996, XXXV; Roilo/Senoner 1996, 186–187):

Scriptor autentici ydiota fuit et modice litterature („Der Schreiber des Originals war ein einfacher Mann und wenig gebildet"). Die Orthographie der eigenhändigen Aufzeichnungen Goswins entspricht der allgemeinen Entwicklung des Mittellateinischen (*ae* wird zu *oe* und *e*, häufige Verwendung des *y*, Inkonsequenz bei Verdoppelung von Konsonanten u.ä.). Formenlehre und Syntax weisen ebenfalls zahlreiche Eigenheiten im Sinne einer sprachlichen Weiterentwicklung auf (vgl. Roilo/Senoner 1996, 407). Die lat. Texte enthalten zudem Wörter, die bereits den Übergang zu dem auch im oberen Vinschgau bis in die ersten Jahrhunderte der Neuzeit gesprochenen Rätoromanischen andeuten. Sie stammen zum allergrößten Teil aus der Praxis des Alltags, etwa als *termini technici* von Abgaben, Maßen und Gewichten (z.B. bezeichnet *poaria* den Lohn eines Hirten, s. Riedmann 1996, XXXV; Roilo/Senoner 1996, 186–187). Fallweise übersetzte Goswin auch lat. Worte ins Deutsche.

Rezeption

Um 1600 verfertigte der Notar Johannes Jocher eine Abschrift von Goswins Hauptwerk und setzte es im gleichen Sinne fort. In Marienberg stets hochgeschätzt, wurde das Register auch bei den neueren Darstellungen der Tiroler und Churer Geschichte seit dem 19. Jh. immer wieder ausgewertet. Überregionale Beachtung fand v.a. die detaillierte Schilderung der Symptome und Auswirkungen der Pest durch den Marienberger Mönch.

Andreas Brunner

Wenden wir uns nun dem Werk des Andreas Brunner zu. Geboren als Sohn des Konrad Cobrill, genannt Brunner, Bauer auf dem Brunnerhof zu Verdings, einer Fraktion von Klausen im Eisacktal, wurde Brunner nach eigener Aussage bereits als kleines Kind zu seiner Tante nach Klausen gegeben und erhielt seine erste Bildung in seiner Heimatstadt.[8] Er durchreiste dann 25 Jahre lang Mitteleuropa, Skandinavien und Italien bis hinunter nach Sizilien. In Rom ist er im Jahr 1410 als *familiaris* des Kardinals Oddo Colonna, des späteren Papstes Martin V., bezeugt. Brunner war ferner im Jahr 1415 als Notar in Bruneck im Pustertal tätig und erlangte dank seiner guten Beziehungen zum Heiligen Stuhl zahlreiche Pfründen in den Diözesen Brixen, Trient, Salzburg, Passau, Utrecht und Meißen. Nach längeren Anwartschaften kam er auch in den Genuss von Domherrenpfründen in Brixen und Trient. Von 1426 bis 1431 bekleidete er in Brixen die Würde eines Dompropstes, von 1440 bis 1443 die eines Domdekans an dieser Kathedrale. Seine besondere Vorliebe galt offenbar der Funktion des Verwalters des Zwelfbotenhospitals in Klausen. Damit verbunden war die Pfarrpfründe von Klausen und Latzfons. Von 1420 bis 1439 stand Brunner an der Spitze der Einrichtung in seiner Heimatstadt. Er starb am 27. Januar 1443 und wurde im Dom von Brixen begraben.

8 Zu seiner Biographie vgl. Redlich 1903, 5; Santifaller 1924, 134; Riedmann 1978; Santifaller 2000, 63; Curzel 2001, 466–467.

Registrum

Im Jahre 1426 stellte Andreas Brunner in lat. Sprache eine kurze Geschichte des von ihm geleiteten Spitals zusammen.[9] Er nennt sein Werk selbst ein *registrum*, in dem zunächst eingehend die Stiftung und Ausstattung des Spitals in der Eisackau außerhalb von Klausen durch Bischof Konrad von Brixen im ausgehenden 12. Jh. beschrieben wird. Weiters folgen die Schilderung der Weihe der dazugehörigen Kirche sowie die Aufzählung der in den Altären geborgenen Reliquien. Einiges erfährt man auch über die besitz- und kirchenrechtliche Situation des Spitals, das stets durch Überschwemmungen durch den Eisack gefährdet war, wogegen die jeweiligen Verwalter immer wieder Baumaßnahmen ergriffen. An Geschehnissen aus dem 14. und beginnenden 15. Jh. werden die Namen der Verwalter und – bisweilen auch etwas anekdotenhaft – ihr jeweiliges Engagement für die von ihnen geleitete Institution überliefert. Den Schluss bilden einige Angaben über das Leben des Autors. In einer Art Nachtrag folgen sodann noch Ausführungen über das Schisma an der Spitze der Kirche 1409 bis zum Konzil von Pisa mit erstaunlich detaillierten geographischen Angaben und sehr persönlichen Charakteristiken der einzelnen, um ihre allgemeine Anerkennung konkurrierenden Päpste. Dabei deklariert sich Brunner als überzeugter Anhänger des Pisaner Papstes Alexander V., dessen Bildung besonders betont wird.

Quellen

Als Quellen dienten Brunner nach eigener Aussage alte Aufzeichnungen und Urkunden, die offenbar im Spital selbst vorhanden waren. Außerdem beruft sich der Verfasser des Öfteren auf die eigene Erinnerung. Die Aufzeichnungen beginnen mit einer aus der Praxis der Urkundenausfertigung stammenden Anrufung der Dreifaltigkeit (Invocatio) und einer Datierung (Januar 1426), und auch sonst spiegelt sich in der eher schlicht gehaltenen Diktion des Werkes sehr deutlich die Tätigkeit Brunners als Notar wider. Für ein lokales Interesse an den historischen Ausführungen sprechen Kopien, die im 18. und 19. Jh. in Brixen entstanden sind.

Johannes Librarius

Als nächstes ist das *Memoriale benefactorum* („Stiftungsbuch") des Johannes Librarius aus dem Jahr 1463 zu betrachten. Über das Mitglied der Gemeinschaft der Augustiner-Chorherren in Neustift bei Brixen sind keine weiteren sicheren persönlichen Daten bekannt. Den wohl in der Bibliothek Beschäftigten zeichnete jedenfalls ein starkes historisches Interesse aus. Von seiner Hand stammt auch der zusammen mit dem *Memoriale* überlieferte Katalog der Bischöfe von Brixen, der auf sehr alten Grundlagen im Bereich der liturgischen Aufzeichnungen beruht und

9 Eine Abschrift von Josef Resch (ca. 1750) liegt im Diözesanarchiv Brixen (Domkapitelarchiv, *Series hospitalariorum Clusensium*). Eine Edition des lat. Originals fehlt, eine unvollständige deutsche Übersetzung veröffentlichte Pernthaler 1930.

knapp nach 1200 eine erste Redaktion erfahren haben dürfte.[10] Ein etwaiger Anteil des Johannes an der weiteren Ausgestaltung dieser wichtigen Quelle, die sich für die ersten Jahrhunderte nur auf die Nennungen der Oberhirten beschränkt und auch dann nur sehr wenige Hinweise auf das Wirken einzelner Bischöfe bietet, lässt sich nicht präzisieren.

Memoriale benefactorum

Das *Memoriale* enthält eine kurze Gründungsgeschichte von Neustift. Dabei haben sich seit dem Jahre 1142 insbesondere Bischof Hartmann von Brixen sowie der Ministeriale Reinprecht von Säben mit seiner Gattin Christina als entscheidende Wohltäter hervorgetan. Der Wortlaut der Aufzeichnungen über die von ihnen getätigten Schenkungen bildet das mit nur sehr wenigen eigenen Worten angereicherte Grundgerüst der Darstellung des Johannes. Kurz werden auch weitere Taten Bischof Hartmanns (z.B. Weihe von Kirchen) außerhalb von Neustift geschildert. Es folgen in lockerer zeitlicher Abfolge aneinandergereiht weitere Schenkungen von geistlichen und weltlichen Wohltätern an die Klerikergemeinschaft, und in diesem Zusammenhang ist zumeist auch der Todestag der Tradenten festgehalten. Im nächsten Abschnitt finden sich die entsprechenden Gedenktage noch einmal zeitlich von Januar bis Dezember in Form eines Anniversars verzeichnet. Schließlich wird noch eine Auflistung der Form des Totengedenkens für ganz besondere Wohltäter von Neustift geboten, bezogen auf die einzelnen Altäre der Stiftskirche. Insgesamt enthält das Werk eine große Menge an Informationen über die Geschichte von Neustift. Angaben, die über diesen lokalen Rahmen hinausführen, sind kaum vorhanden.

Quellen

Die von Johannes für das *Memoriale* benutzten Vorlagen existieren als Urkunden und Traditionsaufzeichnungen zum allergrößten Teil heute noch als Originale im Archiv des Stiftes, was den primären Quellenwert dieses Werkes erheblich mindert (vgl. Kugler 1965; Peintner 1992, v.a. 122–123). Als Zeugnis für das geschichtliche Bewusstsein, aber auch für die durchaus auch nach Jahrhunderten noch ernst genommene Verpflichtung des liturgischen Gedenkens als Entgelt für einst empfangene Wohltaten besitzen die Aufzeichnungen aber einige Aussagekraft. Innerhalb der Neustifter Klostertradition fanden die Ausführungen von Johannes als eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des eigenen Hauses immer wieder Beachtung.

Stil

Der Stil des Johannes ist durch die Tatsache geprägt, dass er „sich allerdings nicht als schöpferischer und kritischer Geschichtsdarsteller betätigt, sondern fast durchwegs die bereits vorhandenen einschlägigen Quellen benützt und exzerpiert" (Frei 1960, XV). Die „fleischlose Beschaffenheit" (ebenda) der Ausführungen bringt es mit sich, dass persönliche Ausdrucksformen des Autors in Sprache und Stil kaum zur Geltung kommen. Die gelegentliche Verwendung von Zitaten aus der Heiligen

10 Originale: Neustift, Cod. 40 (verschollen), 1–51 (*Memoriale*), 183–231 (Bischofskatalog), Cod. 21a (Abschrift von ca. 1870). Editionen: MIÖG 58 (1950), 373–385, Frei 1960.

Schrift sowie von Formeln aus der Liturgie entspricht ganz allgemein der Position und Bildung eines spätmittelalterlichen Klerikers.

Johannes Spies

Das nächste Werk führt uns wieder in den Norden Tirols: Johannes Spies entstammte einer vermögenden Bürgerfamilie im damals zum Herzogtum Niederbayern zählenden Rattenberg (vgl. Lhotsky 1963, 360; Riedmann 1970, 6–9; Studt 1995). Im Jahr 1423 trat er in das 1386 gegründete Augustinereremitenkloster seiner Heimatstadt ein und wurde bereits 1429 Prior dieser Gemeinschaft. Diese Funktion bekleidete er bis 1453. Seinen Todestag am 12. März 1455 bezeugen das Anniversar des Klosters und sein Grabstein auf der Nordseite des Presbyteriums der Klosterkirche. Spies bemühte sich mit Nachdruck und Erfolg um die Sicherung der materiellen Basis der von ihm geleiteten Gemeinschaft und betätigte sich in diesem Sinne auch als Vertreter der gesamten bayerischen Provinz seines Ordens gegenüber Ansprüchen von Abgesandten des Basler Konzils. Insbesondere auch auf die rechtliche Absicherung des von ihm gegründeten Spitals in Rattenberg verwandte der Prior viele Mühen, indem er die einschlägigen Urkunden abschreiben und beglaubigen ließ.

Fortsetzung der *Flores temporum*

Johannes Spies verfasste eine Fortsetzung der im späteren Mittelalter v.a. im Kreis der Minoriten weit verbreiteten Weltchronik, die als *Flores temporum* („Blumen der Zeiten") bekannt ist und in erster Linie kontinuierliche Abfolgen von Päpsten und weltlichen Herrschern bietet (vgl. Mierau/Sander-Berke/Studt 1996, v.a. 57, 69). Eine derartige Überlieferung wurde vom Prior kopiert und für die Jahre 1415 bis 1441 mit eigenen Nachrichten ergänzt.[11] Beschrieben werden Ereignisse auf dem Konzil von Konstanz (Wahl Papst Martins V., Gefangennahme Johannes XXIII. und Herzog Friedrichs von Österreich-Tirol, Anteil König Sigismunds, Verbrennung des Jan Hus und des Hieronymus von Prag) sowie die folgenden langwierigen Kämpfe gegen die Hussiten. In diesem Zusammenhang findet sich auch ein Verzeichnis der ‚irrigen' Lehrsätze der böhmischen ‚Ketzer'. Weitere Nachrichten betreffen die Wahl und den Tod von Päpsten und Königen sowie Ereignisse im Zusammenhang mit dem Konzil von Basel.

Charakteristik

Seine Informationen bezog Spies in erster Linie aus mündlichen Berichten, insbesondere seiner Ordensbrüder, sowie aus eigenen Erfahrungen auf verschiedenen Reisen. Eine schriftliche Vorlage ist nur für die Lehrsätze der Hussiten mit Sicherheit anzunehmen. Der Autor bezeichnet seine historiographischen Bemühungen eher als eine Materialsammlung, die jemand anderer für die Ausarbeitung einer Chronik benützen könne (vgl. Riedmann 1970, 16, 29). Das Werk ist stark chrono-

11 Erhalten ist das Autograph (ULBT, Cod. 68, Bl. 91–95) und eine annähernd zeitgenössische Abschrift aus der Bibliothek des Anton von Annenberg (ÖNB, Cod. 12.465, Bl. 129–132). Das Werk ist ediert und besprochen bei Riedmann 1970.

logisch gegliedert und im Hauptteil in einem Zuge niedergeschrieben. Nur wenige Ergänzungen wurden später hinzugefügt. Spies betont die Ernsthaftigkeit seiner Bemühungen um die Wahrheit seiner Aufzeichnungen und enthält sich in seinen Schilderungen weitestgehend jeder Parteinahme – auch in der heiklen Frage des Streites zwischen dem Konzil von Basel und Papst Eugen IV. Seine Aufzeichnungen sind nicht für ein breites Publikum, sondern in erster Linie für ihn selbst und für den Gebrauch im Kloster bestimmt (vgl. Johanek 1987, v.a. 315–316).

Sprache und Stil

Das einfache Lat. der Aufzeichnung entspricht dem Bildungsstand eines spätmittelalterlichen Geistlichen, der diese Sprache durchaus beherrscht, aber nicht über eine besondere humanistische Ausbildung verfügt.

Rezeption

Die historischen Notizen des Johannes Spies wurden im 16. Jh. vom bayerischen Chronisten Veit Arnpeck in seinem *Chronicon Austriacum* („Österreichische Chronik") teilweise ausgeschrieben. Ob dies auf direktem Weg oder über ein verlorenes Zwischenglied geschah, ist derzeit noch ungeklärt.

Tiberinus, *Hystoria completa*

Von Johannes Matthias Tiberinus und seiner Rolle im Trientner Judenprozess war an anderer Stelle bereits die Rede (vgl. hier S. 68–70). Im Bereich der historiographischen Literatur ist er zusätzlich wegen seiner Schrift *Hystoria completa* […] *de passione et obitu beati pueri Simonis innocentis martiris Tridentini* („Umfassende historische Darstellung […] des Leidens und des Todes des seligen Knaben Simon, des unschuldigen Trientner Märtyrers"; Trient 1476) zu nennen (Treue 1996, 291; Saracino 2000).

Das Bischof Johannes Hinderbach gewidmete Werk zerfällt in drei Teile: Im ersten Teil (Bl. 1^{r}–6^{r}) erzählt Tiberinus die Ereignisse rund um das angebliche Martyrium des Simon detailliert nach (vgl. zur Darstellung des gesamten Herganges hier S. 67–69). Er beginnt mit einer Beschreibung der Trientner Juden, die in einer durch Dialoge anschaulich gestalteten Passage den schrecklichen Plan fassen, ein Christenkind gefangen zu nehmen und zu töten (Bl. 1^{r}–2^{r}). Der kleine Simon wird entführt und in das Haus des Samuel gebracht, wo er bis zu seinem Tod grausame Folterqualen erleiden muss (Bl. 2^{v}–3^{v}). Nach der Schändung der Leiche und ihrer Entsorgung wird sie schließlich von den Beamten Bischof Hinderbachs entdeckt und in die Kirche überführt (Bl. 3^{v}–5^{r}). Zum Schluss erscheint Hinderbach als Rächer, der die Juden ihrer gerechten Strafe zuführt (Bl. 5^{r}–6^{r}). Der zweite Teil des Werkes (Bl. 6^{r}–10^{v}) ist eine Sammlung von 28 Wundern, die sich nach Anrufung des Märtyrers Simon ereignet haben. Eine der Wundererzählungen (Bl. 8^{r}) ist mit starken dialogischen Elementen durchsetzt, zwei sind im elegischen Distichon erzählt (Bl. 10^{rv}) – eines davon bezieht sich auf Tiberinus' Sohn Germanicus, der an einer heißen Kastanie erstickt wäre, hätte ihm die Fürsprache Simons im Himmel nicht das Leben gerettet. Der abschließende dritte Teil trägt den Titel *lamentationes* („Klagen"; Bl. 10^{v}–11^{v}) und bejammert in 31 elegischen Distichen das grausame Schicksal des Knaben.

Einordnung in die Simon-Literatur

Am Beginn der Schrift verweist Tiberinus auf sein früheres Werk, in dem er die Simon-Geschichte dargestellt hat, einen 1475 nach Brescia geschickten Brief (vgl. hier S. 68–69). In der nur ein Jahr später erschienenen *Historia completa* ist die Darstellung umfassender und v.a. um den Teil der Wundererzählungen erweitert, die für ein mögliches Selig- und Heiligsprechungsverfahren von großer Bedeutung waren. Am auffälligsten ist jedoch die starke Durchsetzung der ersten beiden Teile des Textes mit dichterischen Elementen und der vollständige Wechsel zur gebundenen Form im dritten Teil. Das Werk markiert somit einen Wendepunkt in der literarischen Produktion des Tiberinus, denn nach 1476 wird er sich des Simon-Stoffes ausschließlich in Gedichten annehmen.

Konrad Wenger

Abschließend ist eine historische Monographie über die Venezianerkriege Herzog Sigmunds zu besprechen: Konrad Wenger aus Immenstadt im Allgäu (Bayerisch Schwaben) gebürtig, besuchte mehrere Universitäten, darunter Leipzig und Bologna, und erlangte einen Studienabschluss in bürgerlichem und kanonischem Recht. Als Kleriker war er zunächst in der Umgebung des Bischofs von Konstanz tätig, 1465 ist er als Domherr von Chur und seit dem Jahr 1472 als Kaplan bzw. Rat des Tiroler Landesfürsten Sigmund bezeugt. In dessen Diensten bewährte er sich in der Folge auch in vielen diplomatischen Gesandtschaften. Seit dem Jahr 1477 gehörte Wenger auch dem Domkapitel von Brixen an und nahm in diesem Gremium zahlreiche wichtige Funktionen und Aufgaben wahr. In Brixen, in seiner Heimat Immenstadt sowie in Sonthofen betätigte er sich als Wohltäter, indem er Spitäler und Stiftungen begründete. Konrad Wenger ist am 10. Juni 1501 gestorben und im Kreuzgang von Brixen begraben.[12]

Belligraphia

Unter dem Titel *Belligraphia cum Apologetico inter Sigismundum Archiducem Austrie et Dominium Venetum* („Beschreibung des Krieges zwischen Erzherzog Sigmund von Österreich und der Herrschaft von Venedig mit einer Verteidigungsschrift") ist eine kurze Abhandlung Konrad Wengers überliefert, die den Verlauf des sogenannten Venezianerkrieges zwischen Erzherzog Sigmund und Venedig im Jahre 1487 beschreibt.[13] Die Autorschaft Wengers für ein Lehrbuch zum Unterricht an der Domschule ist eher zweifelhaft (Worstbrock 1999, 854–855).

Inhalt

Wenger widmet die *Belligraphia* seinem Herrn, dem Tiroler Landesfürsten Erzherzog Sigmund, und allen aus der *Germania,* die auf dem Feld bei Calliano gekämpft haben. Die Ausführungen verstehen sich als entschiedene Antwort auf die nach Wen-

12 Zu seiner Biographie vgl. Santifaller 1924, 510–511 (mit weiterführenden Hinweisen); Worstbrock 1999 (mit wesentlichen neuen Erkenntnissen zur frühen Biographie Wengers und Hinweisen auf Editionen); BBKL 22, 1510–1513.

13 Original: BSB, clm 388, Bl. 282 (290)^{r} – 285 (293)^{v}. Moderne Ausgabe (mit italienischer Übersetzung): Chiusole 1987.

ger sehr einseitige Darstellung des Jacopo Caviceo aus Parma, dessen Werk *De bello Roboretano* bereits im November 1487 im Druck erschienen war. Caviceo wird in Wengers Schrift auch mehrfach direkt angesprochen und zitiert.[14] Mit zahlreichen Belegstellen aus antiken Autoren beschwört der Brixner Domherr zunächst die traditionelle Tapferkeit der Deutschen, insbesondere seiner schwäbischen Landsleute. Die eigentliche Erzählung der kriegerischen Auseinandersetzungen beginnt mit der Schilderung der Belagerung und Einnahme der damals venezianischen Stadt Rovereto Ende April 1487 durch das Tiroler Aufgebot. Der weitere Verlauf der Kämpfe wird mit vielen Einzelheiten nacherzählt. In der dramatischen Schlacht in der Ebene von Calliano nördlich von Rovereto am 10. August erreichte der Krieg seinen Höhepunkt: Die erzherzoglichen Truppen errangen den Sieg; der venezianische Condottiere Roberto di San Severino (vgl. Abb. 18, 19) fand im Kampf den Tod. Die Schilderung von gezählten weiteren sechs vergeblichen kriegerischen Vorstößen der Venezianer an der Südgrenze Tirols, v.a. im Gebiet der Valsugana, im Cadore und bei Ampezzo, mit vielen Details und Namen bildet den Abschluss der Darstellung.

Tendenz

Wengers Ausführungen sind nach eigener Angabe zwischen dem 23. August 1488 – damals bekam der Autor die Schrift des Jacopo Caviceo in seine Hände – und dem 30. September dieses Jahres, der Datierung der Schlussdedikation an Erzherzog Sigmund, entstanden. Das Werk ist in hohem Maße und auch sehr einseitig auf die Verteidigung des tapferen und edlen Verhaltens der ‚deutschen' Truppen und ihrer Anführer ausgerichtet. Dabei betont Wenger sehr generalisierend immer wieder – die Terminologie von Caviceo aufgreifend – den im verschiedenen Charakter begründeten Gegensatz zwischen dem sehr positiv gezeichneten *Germanus* und dem *Venetus* oder *Italus*. Als Quellen für seine Darstellung beruft sich der Verfasser ausdrücklich nicht auf eigenes Erleben sondern auf den wahrheitsgemäßen Bericht von Augenzeugen. Bei aller bewussten Einseitigkeit verdient das Werk nicht zuletzt auf Grund der zeitlichen Nähe zu den Ereignissen in vielen Details Glauben. Die Erörterung von größeren Zusammenhängen und Hintergründen des historischen Geschehens bildeten für Wenger kaum ein Anliegen.

Rezeption

Die Schrift ging noch im Jahr ihrer Entstehung 1488 in Augsburg in Druck (Hain 16157). Veit Arnpeck hat in seinem *Chronicon Austriacum* („Österreichische Chronik") Wengers Werk kurz nach seiner Entstehung weitestgehend ausgeschrieben. Weitere Drucke besorgten Cepo, *De Petri Mocenici* […] *gestis*, 112–140 und Freher, Rerum Germanicarum scriptores, Bd. 2, 449–458.

Stil

Wenger glänzt – wiederum im bewussten Antagonismus zum Jacopo Caviceo – mit dem Einsatz des von ihm bestens beherrschten humanistischen Lat., das er

14 Das Werk des Jacopo Caviceo findet sich ediert bei Chiusole 1987, 19–25; die ebenda gebotenen Angaben zur Datierung der Schrift von Wenger sind unzutreffend.

Abb. 18, 19: Kupferstich und Texttafel zum venezianischen Condottiere Roberto di San Severino, aus Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

in Stil (z.B. komplexere Partizipial- und Gerundivkonstruktionen, Ablativus absolutus, lange wörtliche Zitate aus fingierten Reden) und Wortwahl mit großer Selbstverständlichkeit verwendet. Dazu kommen als überzeugende Zeugnisse für die Bildung des Brixner Domherrn Zitate klassischer Autoren und Verweise auf Ereignisse der Antike, die als Parallelen zu den Niederlagen der Venezianer herangezogen werden (z.B. Cannae, Kaudinisches Joch; vgl. Lhotsky 1963, 425).

Baumgartners Reise ins Heilige Land

Während lat. Reisebeschreibungen, in denen Tirol nicht selten eine Rolle spielt (vgl. z.B. Schaffenrath 2005a), aus der vorliegenden Literaturgeschichte generell ausgeklammert werden, soll doch ein Text exemplarisch dargestellt werden. Es handelt sich um die Reise, die der Kufsteiner Adelige Martin Baumgartner 1507–1508 ins Heilige Land unternommen hat (vgl. Mayer 1931, Riedmann 2007). Sein Begleiter war der Kufsteiner Lehrer Georg, der nach seiner Rückkehr ins Kloster Gaming eintrat und eine ausführliche lat. Reisebeschreibung ausarbeitete. Georgs Original, das inzwischen verloren ging,[15] wurde 1594 vom evangelischen Pfarrer Christoph

15 Auch eine von Hermann Niedermayr entdeckte Hs. (Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Ms. Prov. o. 310) ist nur eine Abschrift (vgl. Stickel 1852).

Donauer herausgegeben, der jedoch u.a. alle den katholischen Glauben betreffenden Passagen konsequent getilgt hat. 1721 nahm Bernhard Pez den Text unter dem Titel *Ephemeris sive diarium peregrinationis transmarinae*, *videlicet Aegypti*, *Montis Sinai*, *terrae sanctae ac Syriae anno Domini MDVII et sequenti* („Ephemeris oder Tagebuch einer Reise über das Meer nach Ägypten, auf den Sinai, ins Heilige Land und nach Syrien in den Jahren 1507 und 1508") in seinen *Thesaurus anecdotorum* (Bd, 2,3, 453–640) auf. Nach dieser Ausgabe wird im Folgenden zitiert.

Inhalt

Die *Ephemeris* gliedert sich nach einem Vorwort in drei Bücher, die Zählung der Kapitel variiert in Donauers und Pez' Darstellung. Im ersten Buch wird zunächst geschildert, wie Georg nach Rom reist, um die Erlaubnis zur Jerusalemreise einzuholen. In Venedig trifft er dann mit der restlichen Reisegesellschaft zusammen (Kap. 1). Nach der Überfahrt stehen Ägypten und der Sinai (Kap. 12–17) im Zentrum des ersten Buches. Das zweite Buch behandelt Jerusalem und seine Umgebung, während im dritten Buch die Rückreise über Damaskus, Beirut, Zypern (vgl. Rebitsch 2002), Rhodos und Kreta geschildert wird.

Darstellung

Ganz-Blättler 1990, 356–403 verzeichnet in den Jahren zwischen 1320 und 1507 mehr als 200 literarisch ausgearbeitete Reisebeschreibungen ins Heilige Land, von denen Georg einige gekannt haben könnte. Seine Darstellungsart steht ganz in der Tradition dieser Pilgerberichte: Er orientiert sich am Verlauf der Reise und an den einzelnen Stationen, zu denen er dann aus der (teilweise mit Autorennamen zitierten) antiken Literatur Beschreibungen ergänzt. Er verfährt auch so, wenn er auf der Reise selbst keine verlässlichen Informationen bekommen konnte, wie z.B. bei den Pyramiden, die er beschreibt, obwohl er zugeben muss, dass er sie nicht persönlich in Augenschein nehmen konnte (Buch 1, Kap. 19). Persönliche Erlebnisse, wie ein schmerzhafter Sturz vom Kamel, werden nur äußerst spärlich aufgenommen (Buch 1, Kap. 17; Buch 2, Kap. 1 und 13; Buch 3, Kap. 1). Mit besonderer Sorgfalt werden die Ablässe, die sich an den verschiedenen heiligen Stätten erwerben ließen, verzeichnet. Leitmotivartig kehren Klagen über die unersättliche Geldgier der Araber wieder. Von einiger historischer Bedeutung sind Georgs Ausführungen über die Machtübernahme der Safawiden unter Schah Ismail I. (1484–1524; Buch 3, Kap. 12)

Wolfgang Kofler

Biographie

Von einem Biographie-Begriff, wie wir ihn heute gebrauchen, kann weder im Mittelalter noch im Humanismus gesprochen werden (s. IJsewijn 1983). Dennoch lässt sich eine gewisse Zahl an formal und inhaltlich differenzierten Textsorten ausmachen, die wir als biographische Literatur bezeichnen können: Es gab *vitae* („Lebensbeschreibungen") von weltlichen und geistlichen Persönlichkeiten (im zweiten Fall v.a. von Heiligen), die sowohl in Prosa als auch in Versform verfasst sein konnten. Weiters konnten Briefe, Reden und Gedichte dazu genutzt werden, ausgedehnt über das Leben einer bestimmten Person zu berichten. Für das Tirol des 14. und 15. Jhs. lässt sich jedoch – auch bei einer flexiblen Handhabung des Gattungsbegriffes – nur wenig biographisches Schrifttum nachweisen. Die beiden einzigen Tirolensien, die biographischen Charakter haben, stammen aus dem kirchlichen Bereich.

Romedius-Vita

Beim ersten Werk handelt es sich um eine hagiographische Schrift, die das Leben des Hl. Romedius erzählt. Romedius kann mit Recht als gesamttiroler Heiliger bezeichnet werden. Er stammte aus Thaur in Nordtirol und entfaltete sein Wirken im Gebiet von Sanzeno im Nonstal. An beiden Orten wird er noch heute intensiv verehrt. Sein Leben weckte bereits früh das Interesse der Tiroler Hagiographen. Neben den bereits angesprochenen Ausführungen im *Liber epilogorum* (vgl. hier S. 33–35) des Bartholomäus von Trient und den im Anhang zum *Catalogus episcoporum Brixinensium* (vgl. hier S. 37) überlieferten Notizen kommt dabei einer wohl im 14. Jh. entstandenen *Romedius-Vita*[1] eine Sonderstellung zu. Diese knüpft zwar ganz klar an die zeitlich vor ihr liegenden Texte an, ist aber sehr viel ausführlicher und erzählfreudiger.

Autor

Über den Autor wissen wir nichts, obwohl er im Prolog (244) über sich selbst spricht und bekennt, dass er sich der Aufgabe, ein Werk über das Leben des Hl. Romedius zu verfassen, eigentlich gar nicht gewachsen fühle und sich erst durch wiederholtes Drängen seiner Glaubensbrüder zu dem Vorhaben habe überreden lassen: Er fühle sich nun wie ein Unerfahrener, der mit dem Kommando über ein

1 Ediert im ersten Band von Joseph Reschs *Annales Ecclesiae Sabionensis*, 244–251, der von zwei ihm bekannten Hs. berichtet: Eine befand sich in der Pfarre von Ton und die andere in der Bibliothek des Domkapitels von Trient. Eine Abschrift, die von Pfaundler 1961, 134 irrtümlicherweise für ein eigenständiges Werk gehalten wird, befindet sich heute im TLA, 92 und trägt den Titel *Vita et mors ac miracula Sancti Romedii* („Leben, Tod und Wunder des Hl. Romedius"). Zur Datierung der Vita s. Reschs *Annales Ecclesiae Sabionensis*, Bd. 1, 244 Anm. 337.

großes Schiff betraut wurde und mitten auf dem Meer in einen Sturm geraten sei. Der topische Charakter dieser Aussagen (Gestus der Bescheidenheit; Schifffahrt als Bild für die Literatur) ist jedoch evident, und es lassen sich deshalb keine brauchbaren Rückschlüsse auf die Person des Verfassers ziehen. Auch die von Tovazzi, Nr. 799 ausgesprochene Vermutung, dass es sich offensichtlich um einen bereits alten Mann gehandelt habe,[2] ist mehr als unsicher.

Nach einem Überblick über die fromme Jugend des Romedius schildert die gefällige Erzählung, wie der Heilige zusammen mit seinen Gefolgsleuten David und Abraham nach Trient aufbricht. Dort treffen die Reisenden auf Bischof Vigilius. Von diesem erbittet Romedius den Segen für eine bevorstehende Pilgerfahrt nach Rom. Nach seiner Rückkehr aus der Ewigen Stadt ziehen sich Romedius und seine Glaubensbrüder in das Nonstal zurück und begründen eine Einsiedelei. Gemäß dem ‚Strickmuster' hagiographischer Texte werden nun die mit dem Heiligen in Zusammenhang gebrachten Zeichen und Wunder ins Blickfeld genommen. So verlegt Romedius kurzfristig den Bau des zu seiner Eremitage gehörenden Kirchleins, weil Raben in der Nacht diverse Baumaterialen an einen anderen Ort schaffen. Besondere Aufmerksamkeit gilt natürlich der ikonographisch relevanten Geschichte vom Bären, der das Pferd des Romedius reißt und den Heiligen als Strafe hierfür nach Trient tragen muss. Auf dieser letzten Reise seines Lebens treibt Romedius noch einen Dämon aus (vgl. Abb. 20) und nimmt eine Krankenheilung vor. Vor seiner Rückkehr ins Nonstal kündigt Romedius dem Hl. Vigilius an, dass die Glocke im Gotteshaus zu Trient als Zeichen seines Ablebens von alleine läuten würde. Dies geschieht dann auch. Romedius wird feierlich beigesetzt. Die *Vita* schließt mit einer Passage, die wörtlich aus dem Anhang des *Catalogus episcoporum Brixinensium* entnommen ist: In ihr wird der wundersame und glückliche Ausgang eines Unfalles geschildert, der sich nach dem Tod des Heiligen beim Ausbau seiner Kirche ereignet hat.

Autobiographie: Ulrich Putsch

Das Gebiet der Autobiographie betreten wir mit dem *Diarium* von Ulrich II. Putsch. Aus Donauwörth in Schwaben stammend (seine Geburt fiel wohl in die 50er-Jahre des 14. Jhs.), absolvierte er wahrscheinlich in Italien das Studium beider Rechte und startete im ersten Jahrzehnt des 15. Jhs. eine eindrucksvolle Karriere in Tirol.[3] Zunächst in Tisens tätig, übernahm er ab 1412 die wichtige Pfarrei auf Schloss Tirol (Mutterpfarrei von Meran) und besetzte verschiedene kirchliche Würdenämter.

2 Tovazzi schließt dies wahrscheinlich aus seiner Bemerkung, dass eine Zeit der Inaktivität seine früheren literarischen Fähigkeiten einrosten habe lassen – […] *quia otium quasi quaedam ingenii rubigo parvulam licet facultatem pristini sicasset eloquii* (Resch, *Annales Ecclesiae Sabionensis*, Bd. 1, 244).

3 Zur Biographie Sinner 1828; Schaller 1892, 225–284 und 568–572; Nägele 1938; Gelmi 1984, 93–97; Obermair 1999, 224–225.

Abb. 20: Der Hl. Romedius treibt einen Dämon aus (aus einer Romediusbiographie des Amandus Friedenfels, Prag 1699).

So finden wir ihn etwa als Collector der apostolischen Kammer in Trient, Chur, Brixen und Konstanz und als Domherrn von Trient und später von Brixen. Entscheidend für den Aufstieg Putschs war sein enges Verhältnis zu Herzog Friedrich von Tirol, als dessen Sekretär und Kanzler er sich in vielen heiklen Situationen zu bewähren hatte, etwa in den für seinen Landesherrn verheerenden Ereignissen um das Konzil von Konstanz, als er für den inhaftierten Friedrich – wenn auch erfolglos – bei Kaiser Sigismund intervenierte. In der Folge ernannte der Herzog Putsch zum Aufseher über die Erzbergwerke in Tirol und erteilte ihm die Befugnis, selbst nach Erz zu graben. Diese Beförderung steht wahrscheinlich in Zusammenhang mit der von Putsch auch sonst an den Tag gelegten Tüchtigkeit in ökonomischen Dingen und könnte seinen persönlichen Wohlstand begründet haben. So konnte er im Jahr 1421 z.B. die Brunnenburg in Meran erwerben. Friedrich war es auch, der Putsch 1427 das Amt des Bischofs von Brixen verschaffte, das er bis zu seinem Tod im Jahr 1437 innehatte. Ulrich Putsch hat sich mit der Übersetzung des lat. *Lumen animae* („Das liecht der sel“) auch einen Platz in der deutschen Literatur- und Sprachgeschichte gesichert (vgl. hier S. 158).

Diarium

Das *Diarium* („Tagebuch“) ist uns als Autograph erhalten[4] und stellt die wichtigste biographische Quelle für den letzten Lebensabschnitt von Ulrich Putsch dar. Der heute gebräuchliche Titel des Werkes, *Diarium reverendissimi domini episcopi Udalrici de anno 1427 usque ad annum 1437* („Tagebuch des hochehrwürdigen Herrn Bischof Ulrich von 1427 bis 1437“), wurde erst im 17. Jh. auf den Einband geschrieben[5] und ist irreführend, weil das Werk viel weniger einem Tagebuch als einem Rechenschaftsbericht ähnelt, der in chronikhaftem Stil gehalten ist: Die Zahl der Einträge zu einzelnen Tagen ist – aufs Jahr gerechnet – ziemlich niedrig; dazu kommt, dass sich Datumsangaben in der Mehrzahl der Fälle auf die Jahreszahl be-

4 Staatsarchiv Bozen, Abteilung Hochstift Brixen, Lade 3, n. 1, lit. C; Ausgabe bei Schaller 1892, 285–322, fast vollständige Übersetzung bei Sinnacher 1821–1835, Bd. 6.

5 Nägele 1938, 320.

schränken, auf welche zu Beginn eines jeden neuen Ereignisses mit der stereotypen Formel *eodem anno* verwiesen wird. Passender erscheint der etwas neutralere Titel, den eine frühere Hand (aus dem 15. Jh., jedoch nicht jene des Bischofs) gewählt und dem Werk vorangestellt hat: *Acta per reverendissimum dominum Udalricum Brixinensem ac fundatorem capelle trium regum propria manu conscripta de anno ad annum ut sequitur* („Die Aufzeichnungen des hochehrwürdigen Herrn Ulrich, Bischof von Brixen und Stifter der Drei-Königs-Kapelle, von ihm mit eigener Hand, wie folgt, von Jahr zu Jahr niedergeschrieben").

Sprache und Inhalt

Sprache und Stil des Berichts wirken etwas dürftig und zeigen sich noch unberührt von den klassizistischen Tendenzen des anbrechenden Humanismus.[6] Bemerkenswert ist, dass der Bischof nicht davor zurückscheut, hin und wieder muttersprachliche Ausdrücke einzustreuen. Inhaltlich orientiert er sich weitgehend an seinen kirchlichen Tätigkeiten. So erwähnt er in formelhafter Knappheit von ihm durchgeführte Kirch- und Priesterweihen, Firmungen und Entsühnungen von Kirchen, die Schauplatz von Freveltaten gewesen waren. Breiten Raum erhalten auch Schilderungen der zahlreichen Rechtsstreitigkeiten, in die sich der Bischof verwickeln ließ, und Berichte über die rege Bautätigkeit, die er entfaltete.

Streit mit dem Bischof von Trient

An zwei Stellen jedoch verzichtet der Autor auf das Staccato des Chronisten und wird ausführlicher. Bei der ersten dieser Erzählungen handelt es sich um die Schilderung des bald nach der Bischofswahl beginnenden und fast drei Jahre währenden Streites mit Bischof Alexander von Trient (287–288). In dem unter der Schirmherrschaft des Bischofs von Trient stehenden und für die Brixner Bischöfe deshalb notorisch problematischen Benediktinerinnenstift Sonnenburg stand nämlich die Wahl der Äbtissin an, bei welcher Ulrich Putsch und Alexander ihre Ansprüche gleichermaßen geltend machen wollten. Putschs Beschreibung der turbulenten Ereignisse gipfelt in der Darstellung der zweimaligen Befreiung von Barbara Rässnerin, der von Alexander favorisierten Kandidatin, die von ihm selbst arrestiert worden war: Während der Streit in Bozen verhandelt wird, schleichen sich die Gefolgsleute des Bischofs von Trient nach Sonnenburg und befreien die Nonne, die verkleidet bis Lengmoos am Ritten gelangt. Dort wird sie aufgegriffen und von Herzog Friedrichs Hofmeister Konrad von Kreig in Gewahrsam genommen, der sie nach einem halben Jahr wieder nach Sonnenburg zurückschickt, von wo sie dann aber abermals und endgültig entführt wird.

Streit im Domkapitel

Noch ausführlicher wird Putsch bei der Schilderung der wohl dunkelsten Ereignisse während seines Episkopats. Im Jahr 1429 kam es nämlich zu einem Streit mit den Mitgliedern des Domkapitels. Diesen gelang es, den Bischof sogar bei seinem Freund und Gönner Herzog Friedrich anzuschwärzen. Mit seiner Einwilligung

6 Sinnacher 1821–1835, Bd. 6, 97; Nägele 1938, 322.

konnten sie es wagen, ihren Bischof sogar vorübergehend gefangen zu nehmen. Putsch schildert die Umstände seiner Festnahme in schillernden Farben und mit viel Pathos (293):

> *Et sic venerant omnes in unum congregati. et magister Hainricus Seldendorn tamquam Judas antecedebat eos nisi cum uno famulo et pulsavit ad portam que illico fuit sibi aperta prout moris et antea factum fuit.* […] *quod cum dictum fuisset michi, ego dedi eis obviam et benigne suscepi eos et ipsi mihi referebant grates et singuli manus suas porrexerunt. Statim ego misi pro malfasia et duxi eos mecum supra ad stubam meam et cum ego vellem intrare cameram meam et ipsis portare triseam et cum venissem prope ianuam camere, Oswaldus de Wolkenstain dedit mihi unum magnum ictum cum pugno trudens me retro dicens: „Stett still, es ist nimmer als vor!" Ego vero respondi*: „*Wie tuest also, ich gelaub du seist nit wol bey dir selber.*" *Et ipse*: „*Siczt pald nieder oder ir muesst leiden, das ihr ungern leidt.*"
>
> Und so waren sie alle gekommen, um gegen einen einzigen vorzugehen. Meister Heinrich Seldendorn schritt wie Judas mit einem einzigen Diener vor ihnen her. Er klopfte an die Tür, die ihm unverzüglich geöffnet wurde, wie es auch vorher immer Sitte gewesen war. […] Nachdem man mir dies gemeldet hatte, ging ich ihnen entgegen und hieß sie freundlich willkommen. Sie selbst dankten mir und streckten mir ihre Hände entgegen. Sofort schickte ich nach Malvasierwein und führte sie mit mir in meine Stube. Als ich eintreten und ihnen eine *trisea* [Bedeutung unklar] bringen wollte und schon ganz nahe bei der Zimmertür war, versetzte mir Oswald von Wolkenstein mit der Faust einen kräftigen Schlag und stieß mich mit folgenden Worten zurück: „Halt, es ist nun nicht mehr wie zuvor!" Ich aber antwortete: „Was tust du denn? Ich glaube, du bist nicht mehr ganz bei Sinnen!" Darauf er: „Setzt Euch sofort, oder ihr müsst erdulden, was ihr ungern erduldet!"

An der Tatsache, dass sich der Bischof bezüglich der von seinen Anklägern erhobenen Beschuldigungen nur in vagen Andeutungen verliert und am Umstand, dass seine Gegner sogar seinen Freund Herzog Friedrich auf ihre Seite ziehen konnten, lässt sich erahnen, dass die Vergehen Ulrichs wohl schwerwiegender waren als bloße Eingriffe in die Kompetenzbereiche des Domkapitels.[7]

Tendenz

Die tendenziösen Züge, die Putschs Darstellung dieses Konflikts, der erst nach Einschreiten von Kaiser Sigismund beigelegt werden konnte, charakterisieren, zeigen sich auch in den anderen Teilen des Werkes. Besonders auffällig sind die beinahe obsessiven Verweise auf den sparsamen und auf Vermehrung bedachten Umgang mit dem Diözesanvermögen. So mokiert sich Putsch gleich zu Beginn des Werkes darüber, dass sein Vorgänger Bertold von Bückelsburg ihm einen Schul-

7 Vgl. Sparber 1968, 131–132.

denberg hinterlassen habe (285),[8] und betont bei jeder Gelegenheit wehmütig, welch große Kosten ihm Dienstreisen, Gastgeberpflichten oder die Restaurierung baufälliger Gebäude verursacht haben: Ausdrücke wie *infinitas expensas* (302; „unermessliche Ausgaben"), *cum magnis expensis* (303 „mit großen Ausgaben"), *in magnis expensis* (308; „unter großem Aufwand"), *magno precio* (309; „um einen hohen Preis") gehören zu den häufigsten des Werkes. Die Parteilichkeit, mit der der Bischof von seinem Leben berichtet, bewegt sich jedoch durchaus in jenem Bereich, den man aus autobiographischem Schrifttum anderer zeitlicher und örtlicher Zuordnung kennt. Gerade deshalb sollte man sich aber auch davor hüten, aus der Schrift voreilige Schlüsse über den Charakter und die Lebensart des Bischofs zu ziehen.[9] Eines erlaubt uns die subjektive Prägung des Werkes aber allemal – einen Rückschluss auf die ursprüngliche Intention seines Autors: Diese dürfte nämlich darin bestanden haben, sich als tüchtigen und sparsamen Diener der Kirche darzustellen und der Nachwelt so ein möglichst gutes Andenken an sich selbst zu hinterlassen. Das Zielpublikum wird deshalb wohl auch im Kreis seiner kirchlichen Nachfolger zu suchen sein. Von ihnen konnte Putsch hoffen, dass sie Zugang zu jenen Orten hatten, wo das Manuskript oder Abschriften von ihm aufbewahrt wurden.

Piccolomini über das Sarntal

Zum Abschluss dieses Kapitels sei kurz auf ein Streiflicht eingegangen, das eine der bedeutendsten Autobiographien des gesamten 15. Jhs. auf Tirol wirft. Im Jahr 1443 wurde der große Humanist Enea Silvio Piccolomini, der später als Pius II. den Heiligen Stuhl besteigen sollte (1405–1464), Pfarrer von Sarnthein, eines gebirgigen Sprengels nördlich von Bozen. Rund 15 Jahre später lieferte er in seinen *Commentarii* („Bemerkungen") aus diesem Anlass eine kurze Beschreibung des Sarntales:[10] Dieses ist drei Viertel des Jahres von Schnee bedeckt. Die Bewohner bleiben während dieser Zeit daheim, betätigen sich als Kistenmacher und Wagner und spielen meisterhaft Schach.

> *Nullus hos belli metus occupat, neque honoris cupido cruciat neque auri magna fames atterit: horum opes pecora sunt, quae per hyemem foeno nutriunt, hisque vivunt; inter quos et homines invenire est, quos numquam bibisse constat, quibus pro potu est cybus lacteus. Qui procul ab ecclesia degunt, corpora hyemis tempore defuncta sub divo reponunt atque astricta gelu in aestatem servant; tum plebanus parrochiam circuiens longum funeris ordinem ducit dicensque novissima verba in cimiterium plura simul cadavera recipit; illi siccis genis exequias prosequun-*

8 Später durch Überstreichen getilgt, vgl. den Apparat von Schaller 1892, 285.

9 Dies tun z.B. Schaller 1892, 279–282 und Nägele 1938, 319–320.

10 *Commentarii* 1,12 in der Ausgabe von Bellus/Boronkai 1993–1994. Interpretation: Seeber 1997, 10–19.

tur. Felicissimi mortalium, sua si bona cognoscentes libidini frenum ponerent! Sed die noctuque commessati stupra et adulteria passim admittunt neque virgo apud eos nubit.

Keine Angst vor Krieg hält sie in Atem, weder quält sie Ehrgeiz noch reibt gewaltiger Hunger nach Gold sie auf. Ihr Reichtum ist Vieh, das sie im Winter mit Heu nähren; davon leben sie. Man kann unter ihnen Menschen finden, die mit Sicherheit noch niemals getrunken haben, denen Speise aus Milch die Stelle des Trankes vertritt. Die fern der Kirche wohnen, legen die Körper ihrer im Winter Verstorbenen unter freien Himmel und bewahren sie steifgefroren bis zum Sommer auf; dann durchzieht der Pfarrer seine Pfarrei, führt einen langen Begräbniszug an und nimmt, während er die letzten Worte spricht, mehrere Leichen zugleich in den Friedhof auf; die Angehörigen folgen dem Begräbnis mit trockenen Wangen. Die Glücklichsten der Sterblichen wären sie, würden sie nur ihre Güter erkennen und ihre Lust zügeln! Aber sie saufen Tag und Nacht, begehen überall Unzucht und Ehebruch und keine heiratet bei ihnen als Jungfrau.

Piccolomini, der das Sarntal wahrscheinlich nie mit eigenen Augen gesehen hat, erweist sich hier als brillanter Schüler der antiken Ethnographen, insbesondere des Tacitus, der in seiner *Germania* ein ähnlich vielschichtiges Bild der alten Germanen zeichnet. Edle-Wilde-Topik, alpine Exotik, kulturelle Leistungen und gravierende moralische Defizite fügen sich zu einem Porträt von Land und Leuten zusammen, das letzten Endes ebenso einprägsam wie realistisch wirkt (und durch eine Reihe vergilischer Echos wie *auri magna fames* oder *Felicissimi mortalium, sua si bona* zusätzlichen Glanz gewinnt).

Christina Antenhofer/Lukas Oberrauch

Brief

Briefwesen im Mittelalter

Ab dem 11. Jh. expandiert mit der Zunahme der Schriftlichkeit auch das Briefwesen in Europa.[1] Waren Briefe zuvor in der Zeit der überwiegenden Mündlichkeit eher ausgewählte und spärlich überlieferte Schriftzeugnisse, so steigt nun die Zahl der überlieferten Briefe stark an. Anders als der moderne Brief ist der mittelalterliche keine private, intime Kommunikation, sondern durchwegs in einem öffentlichen Kontext angesiedelt. In großer Nähe zur Urkunde stehend, von der er sich nicht immer exakt trennen lässt, ist er gekennzeichnet von starker Schematik und Formelhaftigkeit.[2] Seit dem 12. Jh. ist es die *ars dictaminis* („Kunst der Rede"), die den Aufbau der Briefe reglementiert und anhand von Musterbriefsammlungen veranschaulicht (vgl. Schaller 1980, 1034–1039). Damit gerät der Brief auch in ein Nahverhältnis zur Literatur: Die Humanisten entdecken den Brief als literarisches Medium wieder und konzipieren viele ihrer Schreiben von Anfang an für eine spätere Publikation.

offizielle Korrespondenz

Neben diesen Briefsammlungen als Kunstform dominiert bei Weitem der Brief als Zweckform, als Mittel der Kommunikation über die Distanz, das v.a. in Kaufmannskreisen, im Bereich der Kurie sowie in dem weit verzweigten Netz der europäischen Fürstenhöfe zur größten Blüte gelangt. In diesem Zusammenhang spielt auch der Tiroler Raum eine wichtige Rolle. Im ausgehenden Mittelalter sind es gleich mehrere Höfe, die ihn als Macht- und Kommunikationszentren prägen: der habsburgische Hof des römischen Königs bzw. Kaisers, der landesfürstliche Hof, die fürstlichen Höfe der Kurien von Brixen und Trient und schließlich bis zum Aussterben des Geschlechts 1500 der Hof der Grafen von Görz. Tirol stellte eines der wichtigsten Zentren des fürstlichen „Verwandtschafts- und Freundschaftsnetzes" dar (vgl. Antenhofer 2005 und 2007), dessen Ausläufer sich über weite Teile Europas erstreckten. In den Beständen des Tiroler Landesarchivs ist eine Fülle von Schreiben verschiedenster Provenienz überliefert.[3] In der Folge soll zunächst ex-

1 Vgl. Gruber u.a. 1983, 648–682. Nach wie vor das einzige Standardwerk zum Briefwesen im deutschen Sprachraum ist Steinhausen 1889. Einen germanistisch orientierten Überblick bietet Nickisch 1991, einen Überblick über die Briefe in der politischen Kommunikation bieten Antenhofer/Müller 2008. Daneben entstehen seit den 90er-Jahren des 20. Jhs. Detailstudien zum Briefwesen, vgl. etwa Wenzel 1997, Heimann u.a. 1998, Spieß 2003, Antenhofer 2007, Holzapfl 2008.

2 Vgl. zum Brief aus archivalischer Sicht Meisner 1969.

3 Einen kleinen Einblick vermittelt z.B. die Sammlung „Autographen". Hier wurden vermeintlich ei-

emplarisch einer dieser Korrespondenzstränge herausgegriffen werden, nämlich die Briefkommunikation der Grafen von Görz mit den Markgrafen Gonzaga von Mantua aus dem letzten Viertel des 15. Jhs.

Korrespondenz Görz – Gonzaga

Der Briefwechsel zwischen dem Haus Görz und den Markgrafen von Mantua umfasst den Zeitraum von etwa 1475 bis 1500. Die Schreiben sind in den Archiven von Innsbruck und Mantua überliefert. Thema und Anlass des Briefwechsels war die Verheiratung der Markgräfin Paula de Gonzaga[4] mit dem letzten Görzer Grafen Leonhard 1478 (vgl. Farbtafel 4). Da sowohl die Geschichte der Heiratsanbahnung und Verlobung als auch die Ehe selbst von zahlreichen Problemen gekennzeichnet waren, hatte sich ein intensiver Briefwechsel zwischen den Görzern und den Gonzaga entsponnen.[5] Die konfliktreiche Beziehung begann damit, dass der Graf nach erfolgtem Hochzeitsversprechen im Juli 1476 die Reise der Braut nach Lienz und damit die Hochzeitsfeier über ein Jahr hinauszögerte. Im Hochzeitsversprechen hatte man den Hochzeitstermin auf Oktober 1477 festgelegt. Leonhards Hauptausreden bezüglich der Verzögerungen beziehen sich auf drohende Pestgefahr oder mögliche Türkeneinfälle. Nach der Hochzeitsfeier in Bozen am 15. November 1478 nahmen die Probleme jedoch kein Ende: Die stets kränkliche Paula erlitt einen Schwächeanfall, von dem sie sich nur schwer erholte, hinzu kamen heftiges Heimweh der Braut und Dissonanzen mit ihrem Ehemann, die sich durch die Unstimmigkeiten zwischen dem Grafen und dem italienischen Hofpersonal seiner Gattin vertieften. Erschwerend kam hinzu, dass Paulas Vater Ludovico kurz vor der Hochzeit verstorben war und ihr Bruder Federico in der Folge kein Interesse daran zeigte, die Mitgift seiner Schwester vollständig auszuzahlen. Da die Ehe zudem kinderlos

genhändig verfasste Schreiben illustrer Persönlichkeiten vereint, die früher z. T. auch in Schaukästen dem Publikum zugänglich waren. Aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters findet sich ein beachtliches Corpus von Briefen im Bestand der Sigmundiana, so auch jene, die in der Folge betrachtet werden.

4 Bezüglich der Namenformen werden jene verwendet, die in den Originalbriefen aufscheinen. Paula wird hier stets in der Form „Paula de Gonzaga" angeführt, nach ihrer Hochzeit dann auch als „Gräfin zu Görz" oder schlicht „Paula von Görz". Was ihren Vater und ihren Bruder Ludovico angeht, so wechseln die Namen zwischen den Formen „Ludovico" und „Lodovico". Hier wird die Form „Ludovico" gewählt, da diese auch in der einschlägigen Literatur dominiert.

5 Genaue Zahlen lassen sich schwer anführen, da viele Briefe verloren gegangen, z.T. aber auch mehrfach überliefert sind (in Form von Originalbriefen, Konzepten und Registereinträgen). Insgesamt sind an die 500 Schreiben überliefert, die direkt mit der Eheschließung bzw. in der Folge mit den Beziehungen Gonzaga – Görz in Verbindung stehen. Die betrachteten Briefe sind überliefert im Tiroler Landesarchiv (TLA) in den Beständen Sigmundiana, Pestarchiv, Urkundenreihe und Autographen sowie im Archivio di Stato di Mantova (ASM), Archivio Gonzaga (AG): Buste 218, 219, 332, 393, 426–429, 439, 510, 514, 522, 536, 544, 845, 846, 2100–2109, 2186–2188, 2415–2420, 2424, 2427, 2429, 2434, 2441, 2450, 2891–2907, 2961, 2962.

blieb, was letztlich zum Aussterben der Grafen von Görz führte, geriet Paula in ein Machtvakuuum, ohne finanzielle Sicherheiten seitens ihrer väterlichen Familie und ohne die letzte Legitimation als Gräfin von Görz durch eigenen Nachwuchs. Diese vielschichtigen Dissonanzen wurden von der Überlieferung im Bild des „ungleichen Paares“[6] zementiert, in der Differenz zwischen der feinsinnigen italienischen Gräfin und dem grobschlächtigen, rauen Grafen von Görz.[7]

Charakteristik

Die Briefe geben uns Einblicke in das Alltagsleben an den Fürstenhöfen, aber auch in die großen politischen Themen der Zeit und nicht zuletzt in das Funktionieren des Verwandtschaftsnetzes innerhalb des europäischen Hochadels. Wenngleich es um augenscheinlich ‚private‘ Belange geht, waren diese Briefe keineswegs privat nach unserem heutigen Verständnis: Die Schreiben wurden von Kanzleischreibern verfasst, vom Fürsten z. T. diktiert und korrigiert, mit den Räten und Schreibern besprochen, von Boten vorgelesen, an Familienmitglieder zur Ansicht weitergegeben – kurzum: Der Brief war in einen weitläufigen Kommunikationskreis eingebunden und kein privater Austausch von Herzensbotschaften.

Vielsprachigkeit

Das Spannungsfeld Öffentlich–Privat spiegelt sich nicht zuletzt auch im Sprachgebrauch wider. Die Briefe sind in drei Sprachen abgefasst: lat., deutsch und italienisch. Damit dokumentieren sie zugleich den ‚multikulturellen‘ Alltag spätmittelalterlicher Kanzleien. War zunächst Lat. die Schriftsprache des Abendlandes gewesen, so setzten sich seit dem 12. Jh. zusehends die Volkssprachen durch (Lühr 1986, 758–766). Ihr Terrain waren dabei die Briefe, während das Lat. nach wie vor die Sprache des offiziellen, diplomatischen Austausches blieb. Wie das Verhältnis zwischen der Verwendung des Lat. und der Volkssprachen genau aussah, ist eine Frage, die die Forschung nach wie vor beschäftigt. Das hier betrachtete Briefcorpus liefert diesbezüglich insofern einige interessante Einblicke, als sich folgende Auffälligkeiten hinsichtlich des Sprachgebrauchs beobachten lassen: Tendenziell scheint das Lat. als Briefsprache ‚offiziellen‘ Belangen vorbehalten gewesen zu sein, während die Volkssprache größere Nähe und Intimität mit dem Korrespondenzpartner signalisierte. Zunächst lässt sich feststellen, dass die Görzer niemals italienisch schrieben, sondern in der Hauptsache deutsch, während sich die lat. Schreiben auf Mitteilungen formelhafter Art beschränkten, z.B. Beglaubigungsschreiben für Boten, sowie auf die Kommunikation mit den männlichen Familienoberhäuptern (Markgraf Federico, Markgraf Francesco, Kardinal Francesco). Die deutschen Briefe richteten

6 So das Thema der Tiroler Landesausstellung 2000, die diesem Paar gewidmet war. S. dazu den Ausstellungskatalog: Circa 1500, 2000. Das Zitat „ungleiches Paar“ bezog sich ursprünglich auf Leonhards Eltern Heinrich IV. und Katharina von Gara und entstammte einer Schmähschrift von Enea Silvio Piccolomini auf das ebenfalls sehr konfliktreiche Paar.

7 Vgl. Billo 1934; Weingartner 1952; Babinger 1956; MIÖG 56, 329–384 und Wiesflecker 1998.

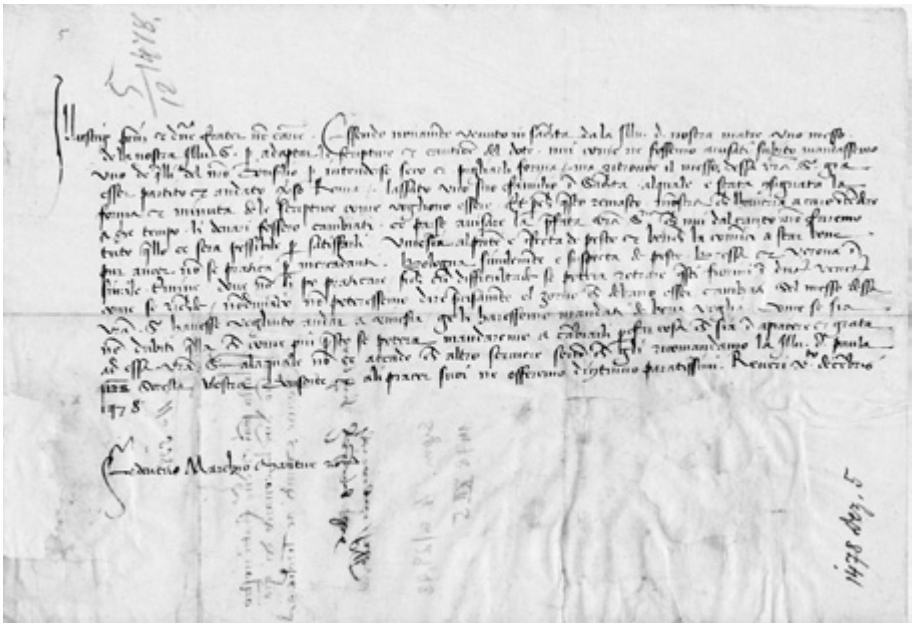


Abb. 21: Italienischer Brief des Federico Gonzaga an Leonhard von Görz.

sich hauptsächlich an Paulas Mutter Barbara von Brandenburg sowie an Paulas Bruder Gianfrancesco und seine Familie.[8] Der Gebrauch des Deutschen erklärt sich hier zum einen aus der deutschen Sozialisation dieser Briefpartner, zum zweiten aber auch aus der stärker freundschaftlichen Beziehung, die der Görzer zu diesen Verwandten unterhielt. Die Gonzaga ihrerseits schrieben untereinander und entsprechend in den späteren Jahren an Paula italienisch, in der Korrespondenz mit dem Görzer Grafen wechselten sie zwischen deutsch und lat. Dabei wechselte auch Barbara von Brandenburg zwischen deutschen und lat. Briefen. Italienische Briefe waren die Ausnahme (vgl. Abb. 21). Umgekehrt kam es durchaus vor, dass Federico deutsche Briefe erhielt, obwohl er kein Deutsch verstand. Seine deutsche Gattin Margarethe von Wittelsbach fungierte dann als Übersetzerin. Offensichtlich bemühten sich die noch ‚jungen' italienischen Adelsgeschlechter weit mehr, von den deutschen Reichsfürsten verstanden zu werden, als der alteingesessene deutsche Hochadel, der sehr selbstbewusst auf Deutsch kommunizierte. Die Gonzaga hatten eigene deutsche Kanzleimitglieder für den deutschen Schriftverkehr, die sie auch

8 Gianfrancesco hatte eine lange Sozialisation an deutschen Fürstenhöfen hinter sich und unterhielt sehr freundschaftliche Beziehungen zum Grafen von Görz, s. Herold 2002, 199–234.

als Gesandte und Boten einsetzten. Der berühmteste ist wohl Konrad von Hertenstein.[9] Die Sekretäre der Gonzaga beklagten sich ihrerseits über die nachlässige Art der Tiroler und Görzer Kanzlisten anlässlich der Ausstellung der Hochzeitsverträge und -urkunden in Bozen. Es standen also durchaus sehr verschieden ausgeprägte Kanzleisysteme und Schriftkulturen einander gegenüber.

Fallbeispiel

Dass die Funktion der Volkssprache als intimeres Korrespondenzmedium vom offizielleren Lat. deutlich unterschieden wurde, zeigt sich im Falle des einzigen überlieferten italienischen Briefes, den Barbara an Leonhard schrieb. Es war bekannt, dass Leonhard kein Italienisch verstand, entsprechend entschuldigte sich Barbara explizit in ihrem Brief (25. Mai 1478; TLA Sigm. 4a.029.086):

> *Havemo facta fare in vulgar italiano non havendo chi sapia scriver in todesco perche quella potera farsela tradure in vulgare todesco da Hertristano o altro de li suoi.*
>
> Wir haben ihn [diesen Brief] in der italienischen Volkssprache verfassen lassen, da wir niemanden haben, der ihn auf Deutsch schreiben könnte, auf dass Ihr ihn Euch von Hertenstein oder einem anderen Eurer Leute in die deutsche Volkssprache übersetzen lassen könnt.

Barbara konnte den Brief offensichtlich nicht auf Deutsch schreiben lassen, da ihr deutscher Schreiber Konrad von Hertenstein (Hertristano) gerade am Hof von Leonhard weilte. Dennoch zog sie es vor, den Brief in italienischer statt in lat. Sprache zu verfassen, obwohl Leonhard kein Italienisch verstand. Als Übersetzer stand ihm jedoch besagter Hertenstein zur Verfügung, auf den Barbara eindeutig verwies. Der einzig plausible Grund für dieses Verhalten ist, dass sie mit einem lat. Brief ein ungleich stärker offiziell ausgerichtetes Auftreten dem Grafen gegenüber signalisiert hätte, was sie in dieser Situation offensichtlich nicht wollte. Ebenso auffällig sind die Fälle deutsch-lat. Dubletten. In besonders wichtigen und brenzligen Situationen schickten die Gonzaga sowohl eine lat. als auch eine deutsche Version, wohl um beide Seiten des Verwandtschaftsverhältnisses zu betonen: die offiziell-politische ebenso wie die verwandtschaftlich-freundschaftliche.

Kommunikationsstrategien

Als Kommunikationsmittel über die Distanz unterlag der Brief starken diplomatischen Zwängen. Die räumliche Trennung der Korrespondenzpartner erschwerte die Kommunikation, da eventuelle Unstimmigkeiten und Missverständnisse nicht sofort von Angesicht zu Angesicht geklärt und bereinigt werden konnten. Nachdem Familienangelegenheiten in Fürstenkreisen jedoch von höchster politischer Brisanz waren, wurden ausgeklügelte Strategien in der Konzeption des Textes angewandt,

9 Vgl. Severidt 1998; generell zur Kanzlei und Verwaltung der Gonzaga Lazzarini 1996.

um den Korrespondenzpartner nicht – zumindest nicht offensichtlich – zu verärgern oder gar zu beleidigen. In dieser Fürstenkorrespondenz sind es vor allem emotionale Strategien (vgl. Walton 1992; Antenhofer 2005 und 2007), die verwendet wurden, wie Appelle an das Band der Freundschaft und Verwandtschaft, das zwischen den Fürstenhäusern gesponnen worden war. Als beispielsweise Federico, Paulas Bruder, ein Jahr nach der Eheschließung dem verärgerten Grafen erklären sollte, warum er die Mitgift für Paula noch immer nicht zur Gänze ausbezahlt hatte, appellierte er an das Mitleid und die Freundschaft des Grafen (15. November 1479; TLA Sigm. 4a.029.036):

> *Nam cum superiori estate in Etruria fuerimus cum armorum gentibus nostris tot nobis undique expense occuraverunt, ut non tantum pecunie stipendii nobis satisfecerint, sed et nostras et vestre illustris dominationis que apud nos erant expendere necesse fuerit. Idque confidenter fecimus existimantes, quod, si ille apud prefatam illustrem dominationem vestram fuissent eadem a nobis requisita, pro sua in nos benevolentia et mutuo amore pecunias ipsas leto animo nobis concessisset.*

> Denn als wir letzten Sommer mit unseren Söldnern in Etrurien waren, hatten wir auf allen Seiten so viele Ausgaben, dass uns das Geld für den Sold nicht genügte und wir sowohl unser Geld als auch jenes Eurer fürstlichen Herrlichkeit, das wir bei uns hatten, ausgeben mussten. Und das machten wir voller Vertrauen, da wir glaubten, wenn dieses Geld bei Euch gewesen wäre und wir darum gebeten hätten, so hättet Ihr es uns frohen Mutes übergeben aufgrund Eures Wohlwollens uns gegenüber und der gegenseitigen Liebe.

Durch diesen diplomatischen Schachzug machte es Federico Leonhard unmöglich, seine Entschuldigung zurückzuweisen, ohne dabei das diffizile Netz der Höflichkeit und Freundschaft zwischen den Höfen zu verletzen.

Wurde den Alltagsschreiben der Renaissance und des Mittelalters in der Forschung häufig kein großes Interesse zuteil aufgrund ihrer augenscheinlich großen Formelhaftigkeit und geringen „Individualität" (vgl. Nickisch 1991, 1–4), so ergeben genauere historische Untersuchungen, dass die Verfasser dieser Briefe die Strategien der Rhetorik auf das Beste beherrschten und sich diese zunutze machten, um im Korsett der festgelegten Formeln und Floskeln ihre individuellen Botschaften durchaus an die Frau und den Mann zu bringen.

Humanistenbriefe

Zeitgleich zur eben beschriebenen, politisch-zweckmäßig ausgerichteten Form der Korrespondenz entwickelte sich auch in Tirol wie im restlichen Europa die sehr viel stärker literarisch-poetisch ausgerichtete Form des Humanistenbriefes. Dieser zeichnet sich neben der Verwendung des klassischen Lat. v.a. durch seine kunstvolle und durchkomponierte Gestaltung, welche sich ganz am Vorbild der römischen Tradition der *epistula* orientiert, aus. Die durchdringende Gelehrsamkeit,

welche diese Art der Briefe prägt, ist dabei keineswegs nur Selbstzweck; sie trägt zur Verdichtung des Textes und somit zu einer Annäherung dieser für den Alltagsgebrauch bestimmten Textsorte an die poetische Welt bei. Somit stellen diese Briefe ein Sammelsurium an kompositorischen, rhetorischen und stilistischen Kunstgriffen dar, welche sich, ohne dabei den oberflächlichen Lesefluss zu beeinträchtigen, dem gelehrten Rezipienten bei genauerem Hinsehen offenbaren und somit nicht zuletzt zu dessen Ergötzung beitragen. Aufgrund dieser recht anspruchsvollen Gestaltungskriterien überlappen sich oftmals folgerichtig immer wieder ‚privater' und ‚öffentlicher' Kontext dieser Kunstschriften, was eine Interpretation nicht immer einfach macht (vgl. Wallnig 2004, 813). Als exemplarische Belege hierfür sollen im Folgenden mehrere Briefe Tiroler Humanisten an Konrad Celtis und Johannes Reuchlin dienen. Weiters hat der Brief in dieser Zeit natürlich – auch dies ganz im Sinne des aufkommenden Humanismus – den Zweck der Bewahrung bzw. anschließenden Vermittlung von Wissen, weshalb er oftmals in die Nähe eines Berichtes rückt (Gruber u. a. 1983, 660, 662). Zuletzt soll in diesem Kapitel mit einem Brief des Priors der Karthause Schnals aus dem Jahr 1464 noch die ‚politische' Korrespondenz fernab der Kanzleien großer Fürstenhöfe zum Zuge kommen. An seinem Beispiel gewinnt man einen anderen Einblick in eines der zentralen Ereignisse politisch-religiöser Natur des 15. Jhs. in Tirol, nämlich das Interdikt zwischen 1460 und 1464.

Tritonius an Celtis

Nach seinem Studienaufenthalt in Ingolstadt, wo er Konrad Celtis kennen gelernt hatte, blieb der Bozner Humanist und Komponist Peter Treibenraiff, bekannter unter seinem Humanistennamen Petrus Tritonius Athesinus (vgl. hier S. 144), mit diesem über den Briefweg beständig in Kontakt. Exemplarisch geben über die Art und Weise des Briefverkehrs zwei Schreiben Auskunft, welche Tritonius in den Jahren 1500 und 1502 an seinen Freund richtet.

erster Brief

In seinem ersten Brief (Rupprich 1934, 404–406, Nr. 242) – dessen genaue Datierung umstritten ist – beklagt sich der Bozner bitterlich über die Zustände in Brixen, wo er als *magister ludi*, also Grundschullehrer, tätig war. Die Bewohner der Stadt bezeichnet er als ungebildete Barbaren, welche sich zwar für Weihrauch und Wein, nicht jedoch für schöne Künste und Kultur begeistern könnten; sein Leben, v.a. aber seine berufliche Tätigkeit seien eine einzige qualvolle Demütigung. Nach diesem Vorspann, der mit der Gelehrtenklage einen Topos der humanistischen Literatur allgemein aufnimmt, richtet er an den einflussreichen Freund die Bitte, ihm eine Stelle in Wien zu verschaffen. Außerdem entschuldigt sich Tritonius dafür, eine Beschreibung des Etschtales, welche er für die *Germania illustrata* hätte anfertigen sollen, noch nicht abgeliefert zu haben. Abschließend bittet er Celtis noch darum, ihm ein Exemplar seiner *Amores* sowie die *Astronomica* des Manilius zu senden.

zweiter Brief

Im zweiten Brief aus dem Jahr 1502 (Rupprich 1934, 511–514, Nr. 282) erzählt Tritonius ausführlich von seinen Erlebnissen in Italien; er hatte sich nämlich nach Padua begeben müssen, um dort die Insignien für sein abgeschlossenes Studium der Philosophie entgegenzunehmen. Der Text nimmt in mehreren Punkten Bezug auf den vorhergehenden Brief. So verweist Tritonius etwa darauf, dass er in Venedig eine Ausgabe von Celtis' *Amores* gefunden habe – offensichtlich hatte dieser ihm das vor zwei Jahren geforderte Exemplar noch immer nicht geschickt. Auch erwähnt der Südtiroler Humanist, dass ihm noch immer Fieberschübe zusetzten, welche er in den Thermen von Padua zu lindern bzw. kurieren gedenke. Dieser zweite Brief ist gegenüber dem etwas persönlicher gehaltenen ersten insofern eher dem Paradigma des Humanistenbriefes entsprechend, als er an mehreren Stellen eine Höflichkeit erkennen lässt, welche recht gespreizt und gekünstelt wirkt. Eher als auf eine tatsächliche Zuneigungsbekundung nämlich zielt diese bisweilen einzig darauf ab, Aussagen, welche einander im Text – *expressis verbis* oder im Zusammenhang gesehen – unversöhnlich gegenüberzustehen scheinen, durch geschickte rhetorische Winkelzüge unverhofft als miteinander vereinbar oder sogar einander ergänzend darzustellen. Schön verdeutlicht werden kann dies an dem oben genannten kleinen Streitfall bezüglich der *Amores*-Ausgabe. Tritonius benutzt die Tatsache, dass er diese nur auf langen Umwegen (er war zufällig in einem Buchladen fündig geworden) in seinen Besitz gebracht habe, geschickt für eine schattierte Aussage (Rupprich 1934, Nr. 282, S. 512):

Inciderant etenim mihi fortuitu in manus Libri Amorum tui nuper Norimbergae impressi. Stupefactus itaque gaudio subito intra me dixi: Nunc, Tritoni, te non paeniteat Italiam vidisse, ubi iucundissimi praeceptoris poema, quod tam diu avidissime desiderasti, nactus es! Ac non infoelici omini mihi fore duxi, ut, quod in Germania magna adibita cura invenire nequirem, id in Italia receperim. Solent enim plerumque cum difficultate acquisita esse chariora; quin etsi mihi facillime essent acquisita, observatione tamen tui mihi forent non minus charissima.

Ganz unverhofft fiel mir nämlich ein Exemplar der *Amores* in die Hand, welche du erst neulich in Nürnberg hast drucken lassen. Völlig verwundert und von Freude überwältigt sagte ich zu mir: „Nun, Tritonius, muss es dich wirklich nicht reuen, nach Italien gekommen zu sein, da du ein Buch deines lieben Freundes, nach welchem dir schon lange der Sinn stand, in deinen Besitz gebracht hast." Auch schien es mir ein gutes Zeichen zu sein, dass ich das, was ich in Deutschland so lange vergeblich gesucht habe, letztlich in Italien gefunden habe. Das, wofür man so manche Mühe in Kauf genommen hat, schätzt man dann bekanntlich umso mehr. Allerdings wären sie mir, auch wenn ich sie ganz leicht bekommen hätte, um deinetwillen ebenso, d.h. überaus teuer.

Nach der relativ lang ausgeformten polemischen Spitze am Beginn der Aussage schwenkt Tritonius geschickt in eine Relativierung seiner Aussage um, welche sich letztlich nicht nur nicht als Kritik entpuppt, sondern noch dazu Aufhänger für eine Zuneigungsbekundung ist. Somit steht am Ende eine völlig unerwartete Aussage: Egal, wie der Schreiber der Zeilen das Buch bekommen hätte, es hätte ihm in jedem Fall zum Vorteil gereicht. Dass nun gerade ein Buch Dreh- und Angelpunkt dieser unbedingten Glückseligkeit ist, mag mit Blick auf die Ideale eines Humanisten schwerlich ein Zufall sein: Es spiegelt sich darin das Credo wider, dass das Streben nach Bildung in jedem Fall gewinnbringend ist.

didaktische Funktion

Als weitere Eigenart des Humanistenbriefes findet sich überdies das Bestreben, den Empfänger über allerlei Wissenswertes in Kenntnis zu setzen, das sich der Schreiber während seines Aufenthaltes angeeignet hat – somit erfüllt der Brief also auch eine didaktische Funktion. Nach der Floskel, dass der Brief zu kurz sei, um alles neu erworbene Wissen zu Papier zu bringen, berichtet Tritonius kurz über die zweifelhaften Diskussionsmethoden der Italiener – mit folgender Begründung (Rupprich 1934, Nr. 282, S. 513):

> *Haec icciro ad te perscribere volui, ut tu pro tua sapientia nationis eius mores, quae cum tibi in ceteris cognotissimae sint, tum in his quoque pensiculare posses.*
>
> Ich habe dir dies deswegen geschrieben, damit das, was du über die Gepflogenheiten dieses Landes ohnehin schon weißt (du kennst dich in diesem Bereich ja sehr gut aus) auch anhand dieser Informationen noch schärfere Konturen annimmt.

Freundschaft

Die Anmerkung, Tritonius habe anlässlich einer solchen Diskussion auch einen polemischen Text von Celtis eingeworfen, welcher die Gemüter sehr erregt habe,[10] dient als Überleitung zu einer recht langen Freundschaftsbeteuerung (Rupprich 1934, Nr. 282, 513):

> *Sicque lis nostra crebro in eum demum exiit finem, ut (quemadmodum de Jesu Nazareno Judaei) dicerent alii, quia bonus est, alii non, sed seducit turbas. Ignosce verbis ac tibi id de me certo persuadeas, me pro tua fama ac gloria omne periculum subire paratum esse.*
>
> So lief unser Streit immer wieder auf den Punkt hinaus (wie damals bei den Juden in dem Streit über Jesus von Nazareth), dass die einen sagten: „Der Mann ist gut!", die anderen dagegen der Meinung waren: „Nein, sondern ein Volksverhetzer!" Stoß dich nicht an die-

10 Nach Rupprich 1934, 513 Anm. 1 handelt es sich dabei um das Epigramm 2,27 mit dem Titel *De cavillo Italorum* („Von der Sophisterei der Italiener").

sen Worten und sei versichert, dass ich bereit bin, mich für deinen Ruf und deinen Ruhm jeder Gefahr auszusetzen.

Der Vergleich des Freundes mit Jesus von Nazareth hat hier nicht nur eine sehr tröstlich-enkomiastische Aussage (schließlich werden sowohl Celtis als auch dieser von einem ‚verblendeten' Teil der Bevölkerung völlig falsch eingeschätzt), sondern stellt, da sich der Brief dem Ende zuneigt, zuletzt wieder die gewohnte Hierarchie her, indem sich der Verfasser zumindest allusorisch in die Rolle des Jüngers und Märtyrers begibt, welcher seinem Herrn unbedingt beisteht, auch wenn dieser nicht da ist. Letztlich mag diese etwas übertriebene Form des Lobes wohl auch dazu gedacht gewesen sein, die unerfreulichen Mitteilungen am Ende des Briefes etwas abzufedern: Dort muss Tritonius nämlich eingestehen, die Beschreibung des Etschtales, welche schon vor zwei Jahren hätte fertig sein sollen, immer noch nicht angegangen zu haben.

Briefe an Johannes Reuchlin

Neben Konrad Celtis war ein weiterer Adressat vieler Briefe aus dem gesamten Raum Tirols der Pforzheimer Humanist Johannes Reuchlin, welcher sich in der Geschichte v.a. ob seiner entscheidenden Rolle im Zusammenhang mit den *Epistulae virorum obscurorum* („Dunkelmännerbriefe") einen Namen erworben hat.

Schenck an Reuchlin

In einem Brief mit einem in Gelehrtenkreisen typischen Anliegen, nämlich jenem, ein Werk durchzusehen und zu kommentieren, trat 1488 auch der Innsbrucker Andreas Schenck an Reuchlin heran. Die beiden hatten sich wohl anlässlich der Krönung Kaiser Maximilians in Aachen kennen gelernt (Dörner/Dall'Asta 1999, 66–67 Nr. 19) und hatten dann, wie aus dem Brief hervorgeht, den Kontakt zueinander verloren, worüber sich Schenck zu Beginn seines kurzen Schreibens bitterlich beklagt. Dann kommt er ohne Umschweife auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen: Reuchlin solle seinem Landesherrn, Graf Eberhard im Bart, eine Friedensrede, welche Schenck wohl 1487 in Venedig gehalten hatte, vortragen, nicht ohne jedoch diese vorher noch einmal zu überprüfen und allfällige Verbesserungen anzubringen. Wie schon bei Tritonius bekommt vor diesem Hintergrund auch hier der anklagende Ton am Beginn eine taktische Funktion: Durch die Anspielung auf die vorangegangene Verletzung der Freundschaftspflicht kann es sich Reuchlin nun nicht mehr erlauben, den Freund ein weiteres Mal zu enttäuschen.

Fuchsmagen an Reuchlin

Auch der berühmte Tiroler Humanist Johannes Fuchsmagen (vgl. hier S. 65) aus Hall in Tirol unterhielt zu Reuchlin enge Beziehungen, wie zahlreiche Briefe bezeugen. Anhand eines im Februar 1493 aus Linz abgeschickten Briefes (Dörner/Dall'Asta 1999, 183–186, Nr. 59) lässt sich beispielsweise schön zeigen, wie humanistische Korrespondenz eine vollendete Symbiose zwischen thematischer Heterogenität und inhaltlicher Kohärenz anstrebte und meistens auch erreichte. Im konkreten Fall berichtet Fuchsmagen zum einen davon, dass er eine Darstellung

der Sephirot[11] gesehen habe, zum anderen übermittelt er in demselben Brief Celtis eine Anekdote aus dem Krieg gegen die Türken in Ungarn. Als verbindendes Glied zwischen diesen doch recht verschiedenen Themenbereichen wählt er den gemeinsamen Nenner der Unchristlichkeit, welche er dementsprechend betont:

> *Gratissimum fuit mihi videre figuram Sephiroth, quo lucidius intelligo et compertum habeo Hebraeos gentem superstitiosissimam et illorum autores. Pridie rex Hungariae literas ad Caesaream maiestatem secundis rebus gestis plenas dedit. Quia vero illae totum Christianitatis nomen hilaritate exultare nosque omneis victoriae congratulabundos facere debent, eas te latere nolui.*
>
> Es war mir eine große Freude, das Gebilde Sephiroth zu sehen; nun wird mir besser verständlich und ich erkenne gleichzeitig auch klarer, dass die Juden und mit ihnen ihre Schriftsteller ein mehr als abergläubisches Volk sind. Gestern hat Ihre Kaiserliche Majestät einen Brief des Königs von Ungarn erhalten, welcher wahrlich frohe Kunde brachte. Ihr Inhalt muss alles, was auf den Namen „Christ" hört, zum Jauchzen bringen, wir aber müssen gemeinsam in den Siegesjubel mit einstimmen; deshalb will ich dir seinen Inhalt auch nicht vorenthalten.

Es folgt die Schilderung des Einmarsches türkischer Truppen in Siebenbürgen, welche ein dort bestehendes Machtvakuum ausgenützt hatten. Nach dem Raubzug allerdings zogen die Eindringlinge über das Gebirge auf einem schmalen Weg, der ihnen keine Möglichkeit bot, sich zu formieren, ab und konnten so vom kaiserlichen Heer gestellt und geschlagen werden. Die Anekdote hat die offensichtliche Absicht, das Bild des gefährlichen, gewalttätigen, aber zum Glück auch wenig überlegenden türkischen Eindringlings zu evozieren. Auch hier schwingt – zumindest in der Art der Darstellung des Ereignisses – humanistische Gelehrsamkeit mit, da der belesene Empfänger des Schreibens dadurch offensichtlich an die Schlacht zwischen Athenern und Persern erinnert werden sollte, welche im Sund von Salamis, unter ähnlichen Voraussetzungen, eine erste Vorentscheidung zugunsten der verteidigenden Athener in diesem Krieg bringen sollte.

Brief des Priors der Kartause Schnals

Ein zweifelsohne einschneidendes und weitreichendes Ereignis in der Tiroler Geschichte des 15. Jhs. stellt der Streit zwischen Sigmund dem Münzreichen und dessen geistlichem Kontrahenten, dem Brixner Bischof Nicolaus Cusanus, dar (vgl. hier S. 170). Der Streit gipfelte bekanntlich im vom Papst über Tirol ausgesprochenen Interdikt, wodurch sich für viele Geistliche und Ordensleute in ganz Tirol zwischen 1460 und 1464 eine äußerst unangenehme Situation ergab: Gemäß der

11 Zehn göttliche Emanationen im kabbalistischen Lebensbaum, welche in Summe den himmlischen Menschen ergeben.

kirchlichen Weisung waren sie dazu angehalten, Exsequien und andere offizielle Handlungen zu unterlassen; der Herzog, und mit ihm das Volk, bestanden jedoch auf der Missachtung dieser, ihrer Meinung nach, ungerechtfertigten Weisung. In welchem Zwiespalt sich die Ordensleute damals befanden, kann exemplarisch ein Brief des Priors der Kartause Schnals aus dem Jahr 1460 zeigen.[12] Dieser richtet darin an einen höher gestellten Geistlichen eine schriftliche Anfrage mit der Bitte um definitive Klärung der Frage, wie sich der Orden zu verhalten habe. Den Adressaten setzt der Schreiber unmissverständlich darüber in Kenntnis, dass das Interdikt in Tirol nicht beachtet werde: *Cuncta divina officia publice absque observatione cuiuscumque interdicti exequuntur* (Bl. 2r; „Alle Gottesdienste werden, ohne Beachtung des Interdikts, öffentlich abgehalten"). Dem fügt er an (Bl. 2r):

> [*Sacerdotes*] *unanimi quadam concordia, crassam quandam seu potius affectatam ignorantiam ut videtur pretendentes, seu plus corporum forsitan quam animarum salutem spectantes.*
>
> Die Geistlichen sind sich in dieser Frage ganz und gar einig; dabei schützen sie völlige Unkenntnis vor – oder sollte es vielleicht doch so sein, dass sie in dieser Frage mehr auf das Heil ihres Körpers als auf jenes ihrer Seelen achten?

Anschließend weist der Prior darauf hin, dass seine Gemeinschaft, wiewohl abgeschieden und fernab vom politischen Leben, früher und eindringlicher als andere auf eine genaue Unterweisung in dieser Causa gedrängt habe. Damit meint der Prior eine *alia litera* („anderen Brief"), in dem offensichtlich schon einmal um Auskunft angefragt wurde. Aufgrund einer unbefriedigenden oder fehlenden Rückmeldung mussten sich die Ordensleute aufgrund der in ganz Tirol herrschenden Zensur nach wie vor mit den Informationen, welche man heimlich über einen Kanoniker aus Innichen[13] bekommen hatte, begnügen. Der Prior beteuert, dass er den Vorschriften des Adressaten unbedingt zu folgen gedenke, *omni timore cuiuscumque terrene potestatis postposito* (Bl. 4r; „ohne Furcht vor irgendeinem weltlichen Herrscher"). Stilistisch auffallend an diesem Schreiben ist die extreme Länge der Sätze, verknüpft mit einer umständlichen, bisweilen fast kryptischen Ausdrucks-

12 Das Dokument liegt in einer Abschrift des ÖNB-Cod. 5497 im TLMF (Dip. 747/7). Die Datierungen, welche bei Rief 1904, 137 mit 1461 und im ÖNB-Tabulaekatalog mit 1466 angegeben sind, sind beide falsch. Aufgrund der Tatsache, dass im Brief von einem gewaltsamen Angriff Sigmunds auf Cusanus *ipsa die paschae anni currentis* (Bl. 1r; „eben am Ostertag dieses Jahres") die Rede ist, welcher 1460 in Bruneck erfolgte (Jäger 1862, Bd. 2, 7–9), muss der Brief aus dem zuletzt genannten Jahr stammen.

13 Neben Toblach war Innichen die einzige Gemeinde in Südtirol, in welcher das Interdikt beachtet wurde (Brandstätter 2001, 159).

weise, welche immer wieder von Höflichkeitsfloskeln durchsetzt ist. Im Laufe des Schreibens wird allerdings klar, weshalb sich der Prior einer so umständlichen und redundanten Darstellung bedient: Die Kartäusermönche hatten nämlich selbst die Messfeier zelebriert; nun erfolgt die Bitte um Absolution. Wahrscheinlich waren dem Orden im Schnalstal die Risiken, welche eine Beachtung des Interdikts mit sich gebracht hätte, zu groß: Die Klarissen in Brixen etwa, welche sich geweigert hatten, die Glocken anlässlich eines Einzugs Sigmunds läuten zu lassen, waren von ebendiesem im Zorn aus Brixen ausgewiesen worden (Jäger 1861, 243–245).

Lukas Oberrauch

Musik

Überblick

Für die Verwendung von Lat. im Bereich Musik zeichnet im Tirol des ausgehenden Mittelalters bzw. der frühen Renaissance nach wie vor, wie auch in den Jahrhunderten zuvor, hauptsächlich die Kirche verantwortlich. In Kloster- und Domschulen wurde das Erlernen der Sprache mit dem Gesang insofern besonders verknüpft, als der Lateinschulmeister zugleich zumeist auch der Gesangslehrer und somit verantwortlich für die musikalische Gestaltung und Umrahmung der Messfeier war (vgl. Schubert 2010). Das älteste Beispiel für eine solche „Singschule" in Tirol stellt die 769 durch Herzog Tassilo gegründete Stiftsschule in Innichen dar. Diese Tradition wurde ab dem 15. Jh. auch in den Stadtschulen fortgeführt (Peintner 2001, 353–366). Weniger von Belang für diese Untersuchung ist die Musikproduktion im bürgerlichen und höfischen Kontext: Sowohl der Meistersang, welcher sich in Tirol seit dem beginnenden 14. Jh. großer Beliebtheit erfreute (Riedmann 1990, 596), als auch der Minnesang bedienten sich vornehmlich der deutschen Sprache. Über die *Carmina Burana* wurde bereits an anderer Stelle gehandelt (vgl. hier S. 40–44). Es bleibt jedoch festzuhalten, dass v.a. die zunehmende Bedeutung der bürgerlichen Schicht in den Städten sehr wohl Einfluss auf die sprachliche Gestaltung sakraler Praktiken nahm: Bedingt durch ihre dürftigen Lateinkenntnisse und ihr Engagement im kirchlichen Bereich erhielt die deutsche Sprache dort nach und nach mehr Daseinsberechtigung. Davon zeugen etwa die sogenannte *Innicher Marienklage* aus dem Jahr 1391, welche als ein Fragment eines Oster- oder Passionsspiels identifiziert wurde (Hennig 1972), oder erste Übersetzungen von lat. Hymnen (etwa des Hymnus „Christ ist erstanden", wiederum aus der Osterliturgie) aus dem frühen 15. Jh. (Gozzi 2001, 477). Somit zeigt sich das Bild der lat. Texte zu Musikwerken aus der betreffenden Zeit in Tirol recht homogen: Es handelt sich im Wesentlichen um die Vertonung von Psalmen und Hymnen, Sequenzen sowie Antiphonaren, Missalia, Evangeliaria und *officia sanctorum* („Heiligenoffizien"). Aufgrund der zahlreichen Exemplare ist es schwierig, eine repräsentative Auswahl zu treffen, v.a. aufgrund der Tatsache, dass diese zumeist nicht nach inhaltlichen, sondern allenfalls nach chronologischen bzw. ästhetischen Gesichtspunkten erfolgen kann. Ein repräsentativer Überblick über solche Vertonungen findet sich bei Neuhauser 2001. Daher sollen im Folgenden nur einige interessante musikalische Werke etwas eingehender behandelt werden.

Albert von Neustift

Im 14. Jh. gestaltete vermutlich Albert von Neustift (vgl. Schrott 1938) die in ULBT, Cod. 710 überlieferte Mariensequenz *Ave cella nova legis* („Sei gegrüßt, neues

Gefäß des Gesetzes"); in ihrem ersten Halbvers hat er offenbar den lat. Namen für Neustift *(Novacella)* eingearbeitet und somit den Titel der Sequenz *Ave cella nove legis* verändert (Dörrer 1941, 142). Albert war in den Jahren 1298–1314 Propst der örtlichen Augustiner-Chorherren und starb am 23. April 1319. Wenngleich über seine Herkunft nichts bekannt ist, verfügen wir dank der Aufzeichnungen des Neustifter Chronisten Johannes Librarius (vgl. hier S. 115) doch über gesicherte Informationen zu seinem Wirken als Vorstand des Stiftes. In dessen *Memoriale benefactorum* („Stiftungsbuch") wird Albert u.a. als *metrista perfectus*, *musicus subtilis* („perfekter Dichter, feinsinniger Musiker") bezeichnet, der sich u.a. durch die Gestaltung von Mess- und Gesangsbüchern hervorgetan habe (Dörrer 1955, 21).

Tritonius, *Melopoiae*

Mit seinen *Melopoiae sive harmoniae tetracenticae super xxii genera carminum heroicorum elegiacorum lyricorum et ecclesiasticorum hymnorum* („Kunst der Melodiebildung oder vierstimmige Faktur über 22 Arten epischer, elegischer und lyrischer Dichtwerke sowie sakrale Hymnen", Augsburg 1507, vgl. Abb. 22) hat Peter Treibenraiff aus Bozen[1] ein Werk von größter Bedeutung für die Musikgeschichte Europas verfasst (Schubert 2010).

Biographie

Treibenraiff wurde um 1470 in Bozen geboren. Nach 1486 inskribierte er an der Artistenfakultät der Universität Wien, 1497 begab er sich zur weiteren Ausbildung nach Ingolstadt. Mit dem dort lehrenden Konrad Celtis verband ihn bald eine enge Freundschaft; in dieser Zeit legte er sich auch den Humanistennamen Petrus Tritonius zu.[2] Im Anschluss an seinen Aufenthalt in Ingolstadt kehrte er nach 1499 in seine Heimat zurück und wurde Lehrer an der Lateinschule in Brixen. Um 1503 begab er sich für einige Jahre nach Wien und wurde dort auch Mitglied der Humanistengesellschaft *Societas Danubiana.* Nach einer erfolglosen Bewerbung um eine Lehrerstelle in Augsburg kehrte Tritonius als Schulmeister nach Bozen zurück. Von 1513 bis 1519 hielt er sich in Hall, bis zu seinem Tode 1525 zeitweise auch in Schwaz auf. Vor allem durch sein Mitwirken (seine alleinige Autorschaft kann nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden, vgl. Bobeth 2006, 1053) am ältesten katholischen Gesangbuch mit dem Titel *Hymnarius* hat sich Tritonius in der Musikwelt selbst ein Denkmal gesetzt.

Entstehung

Bei den *Melopoiae* handelt es sich um einen der frühesten Drucke von Mensuralmusik in Deutschland; sie stellen überdies die Basis für die Gattung der Humanistenode dar. Tritonius verfasste sie im Jahr 1507 auf Betreiben seines Mentors

1 Anlässlich seiner Immatrikulation in Ingolstadt 1497 bezeichnete er sich selbst als *Petrus Traibenreif ex Posano* (Bobeth 2006, 1052).

2 Nach Waldner 1903, 192 geschah dies in Anlehnung an den damals gebräuchlichen musikalischen Fachbegriff für die übermäßige Quart, „Triton"; plausibler jedoch scheint die Annahme, dass der Name auf das Adjektiv „*Tritonius*" („zu Athene gehörend") zurückzuführen ist.

Abb. 22: „Apoll auf dem Parnass“, aus den *Melopoiae* des Petrus Tritonius, Augsburg 1507.

Abb. 23: Diskant und Tenor des Beginns der ersten Ode aus den *Melopoiae*.

und Vorbilds Celtis, welcher sich ein Lehrbuch hinsichtlich der Vertonung und rhythmisch-metrischen Umsetzung antiker Lyrik wünschte.

Inhalt, Aufbau

Das Werk umfasst zehn Folioblätter und beinhaltet neben einem einleitenden Hexastichon, einem Tetrastichon sowie einer sapphischen Ode des Abts Benedikt Chelidonius, welche Celtis gewidmet ist, die bereits im Titel erwähnten 22 Oden, welche vierstimmig vertont sind: Diskant und Tenor (vgl. Abb. 23) stehen dabei jeweils Alt und Bass gegenüber. In der Auflistung der Oden werden jene weltlichen Inhalts (v.a. horazische Oden, aber auch lyrische Werke von Celtis) von den Kirchenhymnen getrennt. Tritonius versucht in der Translation der antiken Metrik auf die moderne Rhythmik dem Original in allen Bereichen Rechnung zu tragen. So werden etwa nicht nur Längen und Kürzen durch dementsprechende Mensuralnotation (durch Breven und Semibreven) übertragen; auch die Einschnitte (wie etwa bei der vertonten horazischen Ode 1,11 vor bzw. hinter dem mittleren Choriambus) werden durch Atemzeichen umgesetzt. Elegant und geschickt ist auch die Lösung der Frage, wie man eine *syllaba anceps* am Versende darstellen soll: Tritonius setzt in diesem Fall den kürzeren Notenwert, versieht die entsprechende Notation allerdings mit einer Fermate.

Erfolg

Noch im selben Jahr ließ Tritonius eine leicht veränderte, schlankere Fassung seiner *Melopoiae* mit dem Titel *Harmoniae Petri Tritoni super odis Horatii Flacci* („Vertonungen der horazischen Oden durch Petrus Tritonius", Augsburg 1507) drucken, was ein klarer Beleg dafür ist, wie gut das Werk angenommen wurde.

Lapicida, *Sacerdos et pontifex*

Aus dem Jahr 1515 stammt die Motette *Sacerdos et pontifex* („Pfarrer und Bischof") des Komponisten Erasmus Lapicida, welche der Komponist anlässlich der Bischofsweihe von Bernhard von Cles am 7. und 8. September desselben Jahres geschrieben hat (Gozzi 1986).

Biographie

Die Biographie Lapicidas (* 1445) weist zahlreiche Lücken und Unklarheiten auf. So ist seine Herkunft umstritten, auch deshalb, weil er immer nur mit seinem latinisierten Humanistennamen angeführt ist; letzthin hat sich Forscher-Weiss 2001 allerdings für Trient als seinen Geburtsort ausgesprochen. Als sicher gilt seine Tätigkeit in der Heidelberger Hofkapelle Ludwigs V. im Jahre 1510. 1521 wurde er Benefiziat im Wiener Schottenkloster. Wahrscheinlich – dies lässt ein der Motette beigelegtes Epigramm von fünf Distichen erahnen – hatte Lapicida *Sacerdos et pontifex* komponiert, um dadurch eine Anstellung beim Bischof zu erlangen, der sich als bedeutender Kunstmäzen und -liebhaber einen Namen gemacht hatte. Allerdings scheint der Versuch nicht von Erfolg gekrönt gewesen zu sein: Ein späteres Wirken Lapicidas in Trient ist nämlich nicht feststellbar.

Inhalt

Die Motette ist in vier Stimmen (Cantus, Altus, Tenor und Bassus) und drei Teile aufgeteilt. In den ersten beiden singen jeweils drei Stimmen den liturgischen Text der Antiphon (*ad recipiendum processionaliter episcopum*; „um den Bischof bei der Prozession zu empfangen"), während eine Stimme (zuerst der Cantus, dann der Altus) in lang gezogener Phrasierung den Satz *Bernardus Clesius Episcopus Tridentinus dignus est* („Bernhard von Cles ist ein würdiger Bischof von Trient") vorbringt. An diese beiden schließt sich zuletzt eine Fuge an, in der alle vier Stimmen die Lobpreisung wiederholen. Besonders interessant ist, dass der Komponist beim Hauptthema auf einen *cantus firmus* zurückgreift, dessen Melodie sich aus den Vokalen, welche die Silben des oben zitierten Satzes beinhalten, ergibt: Lapicida greift hierzu auf die Technik des *sogetto cavato dalle vocali* zurück. Tauscht man nämlich die jeweilige Silbe mit jenem Ton der Solmisation aus, welcher den entsprechenden Vokal in seiner Bezeichnung enthält, erhält man folgendes Thema: Re-fa-ut-re-mi-ut-re-mi-sol-ut-mi-re-mi-ut-mi-ut-re, wodurch sich gleichsam aus dem Text die vorzutragende Melodie ergibt (Lunelli 1949, 47–48).

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Kirchliches Schrifttum

Überblick

Anders als im Rechtsalltag und in der Verwaltung, wo sich seit etwa 1300 zunehmend die Volkssprachen durchsetzten, blieb im kirchlichen Bereich wie anderswo so auch in Tirol das Lat. dominant. Entsprechend umfangreich ist das lat. Schrifttum, und entsprechend vielfältig sind die Zeugnisse, in denen es sich artikuliert. Im Folgenden müssen aus Platzgründen wesentliche Teile dieses Textcorpus ausgespart werden. Dies betrifft insbesondere das kirchliche Urkundenwesen, die Korrespondenzen kirchlicher Würdenträger, von denen eine beispielhaft im Briefkapitel der folgenden Epoche vorgestellt wird (vgl. hier S. 335), sowie die Person des Nicolaus Cusanus, der in den Kapiteln zur Philosophie und zur Rechtswissenschaft gewürdigt wird (vgl. hier S. 167–182, 203–206). Dagegen scheint es sinnvoll, zunächst, sozusagen als Hintergrund, die Rezeption der zeitgenössischen Scholastik und Mystik zu beleuchten (produziert wird im eigentlichen Sinne theologisches Schrifttum in Tirol einstweilen nur in wenigen Einzelfällen). In der Folge wird ein Überblick über das kirchliche Gebrauchsschrifttum des Landes gegeben. Den Schluss machen zwei anlassbezogene Werke aus dem späten 15. Jh., die in theologisch fundierter Argumentation zu wichtigen religionspolitischen Ereignissen und Entwicklungen Stellung nehmen.[1]

scholastische Theologie im Spätmittelalter

Vor dem Hintergrund schwerer Krisen der Kirche, die auf den Reformkonzilien von Konstanz (1414–1418) und von Basel (1431–1449) zur Lösung anstanden, kam es im 15. Jh. zu einer Aktualisierung theologischer Richtungen, die sich seit dem frühen 14. Jh. entwickelt hatten. Damals begann an die Stelle der hochmittelalterlichen Summen, deren Hauptanliegen die rationale Begründung von Glaubensinhalten gewesen war und die ein Allgemeines vorausgesetzt hatten, an dem die Einzeldinge teilhätten (Realismus), die Untersuchung einzelner Probleme und konkreter Dinge zu treten (Nominalismus). Die für das Mittelalter typische Verbindung von Glaube und Vernunft wurde in Frage gestellt (Röd 2000, 366–371). Im 15. Jh. steigerte sich der Gegensatz zwischen Realismus und Nominalismus zum Streit zwischen der sogenannten *via antiqua* („alter Weg“) und der *via moderna* („Weg der Gegenwart“). Die Vertreter der Ersteren traten für die Theologie des Thomas von Aquin und des Albertus Magnus ein und wollten im universitären Lehrbetrieb nur diese Richtung dulden, Letztere setzten an die Stelle der Autorität

1 Zu einer ausführlichen Kirchengeschichte Tirols in diesem Zeitraum s. Gelmi 2001, v.a. 63–134.

die Vernunfteinsicht und zeigten einen starken Neuerungsdrang sowie eine Neigung zu skeptischer Kritik. Sie tendierten dazu, die Theologie zu einem Übungsfeld logisch-dialektischer Kunstfertigkeit zu machen, anstatt sie als Heilslehre zu betrachten (HdK 3,2, 431–433; Röd 2000, 375–378). Weiteres Konfliktpotenzial enthielt die auf Wilhelm von Ockham und Marsilius von Padua zurückgehende Forderung nach einem Staatskirchentum und die damit zusammenhängende Idee des Konziliarismus, die eine Oberhoheit des Konzils vor dem Papst annahm (Röd 2000, 378–380). In zwei Dekreten des Konzils von Konstanz fand diese Vorstellung ihre klassische Formulierung; unter denselben Auspizien standen auch die Arbeiten des Konzils von Basel (Bäumer 1976).

Scholastik in Tirol

Im 15. Jh. wurde die Scholastik auch in Tirol rezipiert. An den Handschriftenbeständen der bedeutendsten geistlichen Zentren lässt sich ablesen, wie das Gedankengut auswärtiger Theologen den Weg ins Land fand. Erste Schneisen in ein unübersichtliches Dickicht theologischer Werke, um die man sich in Tirol bemühte, schlagen mehrere Einzelstudien von Katherine Walsh (Walsh 1973; 1987; 1990; 1997; 2002), auf deren Ergebnissen der folgende Abriss basiert.

Narcissus Herz

Ein bedeutender Vertreter des konziliaren Gedankengutes, dessen Werke in Tirol Beachtung fanden, ist der um 1385 in Berching bei Eichstätt geborene und seit 1406 an der Wiener Universität ausgebildete Narcissus Herz. 1434 ging er im Auftrag Herzog Albrechts von Österreich als Gesandter ans Konzil von Basel. 1439 verfasste er ein von der Wiener Universität für verbindlich erklärtes Gutachten zum Verhalten der geistlichen Reichsfürsten gegenüber dem aus der Sicht von Papst Eugen IV. schismatisch gewordenen Reformkonzil, in dem er die von den Kurfürsten verkündete Neutralität in der Auseinandersetzung zwischen Papst und Konzil und den Gedanken der Union mit der griechischen Kirche entschieden ablehnte. Es fand unter den Zeitgenossen große Beachtung und ist auch in den Bibliotheken Tirols vertreten, beispielsweise in Gestalt eines 1455 in Erfurt angefertigten Manuskripts, das schließlich nach Neustift kam (ULBT, Cod. 59). Im dritten Teil einer theologischen Sammelhandschrift aus Schnals (ULBT, Cod. 147) ist ein weiteres Gutachten der Universität Wien vom 15. März 1442 über die Legitimität des Konzils von Basel enthalten, das von Narcissus stammen könnte, weil es ebenfalls eine kompromisslose Ablehnung jeder Form von Neutralität im Streit zwischen Papst und Konzil enthält (Walsh 1990).

Kommentar zu Petrus Lombardus

Herz war auch sehr an einer lebendigen Pastoral interessiert. Sein theologisches Hauptwerk, ein Kommentar zum dritten Buch der *Sentenzen* des Petrus Lombardus, der sich an Thomas von Aquin und Bonaventura anlehnt, verrät neben einer bedeutenden spekulativen Veranlagung auch Sinn und Verständnis für faktenbezogene Forschung. Die Schwerpunkte liegen auf der Menschwerdung Christi, christologischen Einzelfragen, der Heils- und Erlösungslehre, den theologischen und den

Kardinaltugenden sowie den Zehn Geboten. Auch dieser Kommentar ist in vielen Hs. überliefert. Eine davon entstand um 1440 in der Kartause Schnals, eine weitere kam durch Schenkung nach Stams (Walsh 2002, 80–90).

Summa de ecclesiastica potestate

Beim Kirchenvolk genossen Konziliaristen wie Herz wenig Ansehen; dieser Faktor gilt als einer der Gründe für den Autoritätsschwund, den gerade die obersten kirchlichen Instanzen im 14. und 15. Jh. erlebten, obwohl es sich um eine Zeit tiefer Volksfrömmigkeit handelte (Angenendt 2000, 231–232). Das Übergewicht, das die Vertreter der päpstlichen Machtfülle hatten, schlägt sich, wie es scheint, auch im Tiroler Handschriftenbestand nieder. Im Winter/Frühjahr 1432–1433 fertigte Peter Geräuter, ein ehemaliger Haller Stadtschreiber, der einen guten Einblick in kirchliche Fragen und unter den Theologen aktuelle Themen hatte, eine Abschrift der *Summa de ecclesiastica potestate* („Summe über die kirchliche Gewalt") des Augustinereremiten Augustinus (Triumphus) von Ancona († 2. April 1328) an. Mit der darin im Auftrag von Johannes XXII. entwickelten Theorie des päpstlichen Zentralismus hatte der Autor eine der ausführlichsten mittelalterlichen Diskussionen zur päpstlichen Gewalt im geistlichen und weltlichen Bereich vorgelegt. Das Werk hatte zunächst wenig Beachtung gefunden, war jedoch im zeitlichen Umfeld der Reformsynoden gerade in den deutschsprachigen Territorien beliebt und weit verbreitet. Dass dies auch für Tirol gilt, unterstreicht der Umstand, dass es auch in den Bibliotheken von Stams und Schnals (ULBT, Cod. 22 und 548) vorhanden war.

Leonhard Huntpichler

Papalistische Positionen wie diejenige des Augustinus von Ancona erhielten durch das Scheitern des Konzils von Basel kräftigen Auftrieb, wie sich etwa am Beispiel des gebürtigen Tirolers Leonhard Huntpichler zeigen lässt. Vermutlich bald nach 1400 in Brixen i.Th. geboren, studierte er 1421–1426 an der Wiener Artistenfakultät. Nach einer kurzen Zeit in Ungarn wechselte er als Schulmeister an die Domschule in Brixen, wo er auch heiratete. Nach dem Tod seiner Frau trat er 1438/39 in Wien in den Dominikanerorden ein und begann ein Studium der Theologie, das er 1443/44 in Köln fortsetzte. Seit 1445 wieder in Wien, wo er 1449 den Grad eines Magisters der Theologie erhielt, lehrte er bis zu seinem Tod im Jahr 1478 an der dortigen Universität und an der Hauslehranstalt seines Ordens (Frank 1976, 33–34). Seit 1449 war er auch Vikar über dessen reformierte Niederlassungen in Österreich (Gritsch 1978, 277).

Tractatus

Huntpichler war kein origineller Denker, sondern von gängigen theologischen Meinungen seiner Zeit abhängig, die er überdies, in erster Linie Lehrer von Anfängern, verkürzte und vereinfachte. Zwar lassen sich kaum direkte Bezüge zu jüngeren Theologen aufzeigen, da er namentlich nur traditionelle Autoritäten zitiert, doch wird man zumindest die Kenntnis des Augustinus von Ancona voraussetzen dürfen, dessen Werk in der Wiener Ordensbibliothek zur Verfügung stand. Huntpichlers

papalistischer Standpunkt ist umso bemerkenswerter, als er ihn in einem insgesamt stark konziliaristischen Klima zu vertreten hatte und dennoch breite Resonanz fand. Seinem wohl 1447 aus konkretem zeitgeschichtlichem Anlass verfassten *Tractatus de auctoritate ecclesiastica* („Traktat über die kirchliche Autorität"; BAV, Ottobon. lat. 872, Bl. 5^{r}–131^{v}) kommt als erstem nachweisbaren Zeugnis dieser Richtung besondere Bedeutung zu. Es geht darin um die Rechtfertigung der am 11. September 1447 erfolgten Obödienzerklärung des Reichsoberhauptes und österreichischen Landesfürsten Friedrich IV., des späteren Kaisers Friedrich III., für Papst Nikolaus V. (Frank 1976, 182–188).

weitere Werke

Später verfasste Huntpichler Schriften zur Reform des religiösen und öffentlichen Lebens, die den im *Tractatus* eingeschlagenen Weg fortsetzten, sei es in Gestalt einer noch schärferen Formulierung des antikonziliaren Standpunktes, sei es im Ton katholischer Apologetik gegen die Hussiten unter Hervorhebung der kirchlichen Jurisdiktionsvollmacht. In anderen Werken rechtfertigte er kirchliche Gewohnheiten als etwas der Intention des Stifters der Kirche Entsprechendes, äußerte sich zu Unterrichtsmethoden, lobte die Urkirche, plädierte für einen frühen Eintritt in die Orden und sprach sich gegen die in seiner Zeit häufige Pfründenkumulierung aus (Frank 1976, 188–214). Eine papalistische Einstellung kommt auch in seinen Predigten zum Ausdruck, deren Breitenwirkung allerdings gering gewesen sein dürfte, weil sie sich weitgehend auf den Raum der Universität beschränkten (Frank 1976, 218–221).

papalistische Position

Insgesamt ist Huntpichlers Position als Ablehnung der Meinung zu umschreiben, es sei die Gesamtkirche, die dem Papst anlässlich der Wahl seine Gewaltenfülle verleihe. Für Huntpichler wird ihm diese vielmehr direkt von Christus übertragen und ist notwendig, um die Glaubenseinheit zu gewährleisten. Die beste Kirchenverfassung ist in seinen Augen die monarchische: Der Papst steht über dem Konzil und hat die Befugnis, die Schrift doktrinal zu erklären; das *concilium* („Konzil") darf nicht mehr sein als ein *consilium* („unverbindlicher Ratschlag"). Daher haben auch die Kardinäle kein autoritatives Mitregiment; als Papstwählern kommt ihnen nur das Designations-, nicht das Delegationsrecht zu. Allerdings sieht Huntpichler, ähnlich wie Augustinus von Ancona, in der Jurisdiktion des Papstes nicht die Quelle für diejenige der Bischöfe; auch die Apostel hätten ihre Gewalt nicht als Kollegium, sondern als Einzelpersonen erhalten (Frank 1976, 246–261). Die Laien müssen gemäß dem hierarchischen Prinzip als hörender Teil dem Klerus untergeordnet sein. Schließlich gehört zur Kirche auch die weltliche Obrigkeit, der auf jeden Fall Gehorsam zu leisten ist. Dieser Gedanke fand in der zeittypischen Vorstellung vom *princeps in ecclesia* („Fürst in der Kirche") breite Resonanz (Frank 1976, 385–386).

Stil

Auf die sprachlich-stilistische Seite seiner Werke verwendet Huntpichler wenig Sorgfalt: Sein Lat. entspricht weder dem Stil der Scholastik noch dem des allmäh-

lich sich ausbreitenden Humanismus. Auffällig sind ein erbaulicher Ton, der u.a. durch viele Zitate aus der Bibel und Erbauungstexten zustande kommt, und ein predigthafter Charakter (Frank 1976, 41–50).

Bernhard Welsch

Auf ungleich höherem Niveau arbeitete Bernhard Welsch aus Nördlingen an der Donau: Dieser Theologe gehört zu den profiliertesten Persönlichkeiten der Wissenschaft, die im Tirol des Spätmittelalters wirkten. In Kaisheim bei Donauwörth in den Zisterzienserorden eingetreten, kam er früh nach Stams, einer Tochtergründung dieses Stiftes. 1437 erhielt er die niederen Weihen. 1443 immatrikulierte er sich in Heidelberg, wo er fortan fast zwei Jahrzehnte blieb: Er absolvierte ein vollständiges Studium der Theologie und wirkte mit Erfolg als Administrator des St. Jakobs-Kollegs seines Ordens. Das Verzeichnis seiner Schriften geht weit über die Pflichtübungen eines Theologen hinaus: Neben dem obligaten Kommentar zu den *Sentenzen* des Petrus Lombardus umfasst es auch eine *Expositio canonis missae* („Aufriss des Messkanons"), einen *Tractatus de beatitudine* („Traktat über die Glückseligkeit") und verschiedene weitere Abhandlungen, außerdem eine Reihe von Kommentaren zu Büchern des AT, den Paulusbriefen und der Offenbarung des Johannes. Den Schwerpunkt seiner Arbeit legte er auf die Bibelexegese, darüber hinaus beschäftigte er sich aber auch mit systematischer Theologie.

Leben und Wirken in Stams

Auch in seiner Heidelberger Zeit ließ Welsch den Kontakt mit Stams nie abreißen; unter anderem verbrachte er dort jeweils die Sommerferien. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass er hier auch die meisten seiner theologischen Werke verfasste. 1461 wurde er Prior in Stams, später in Kaisheim. 1484 kehrte er als Abt nach Stams zurück und brachte dabei die für seinen eigenen Studiengang und für seine Lehrtätigkeit angefertigten Heidelberger Vorlesungsunterlagen mit (Stams, 52 und 53; ULBT, Cod. 69); andere Fassungen als die Autographen sind allerdings nicht bekannt, was auf schwache Resonanz außerhalb des eigenen Schüler- bzw. Klosterkreises schließen lässt. Im Jahr 1501 resignierte er aus Altersgründen (Walsh 1990, 25; 1997, 83–86).

Entwicklung des Stiftes

In seiner Amtsperiode entwickelte das Stift sowohl nach innen als auch nach außen ein markantes Profil. Welschs besonderes Interesse galt dem Anliegen, sämtliche Stamser Professmönche, die für Studien an einer Hohen Schule in Frage kamen, nach Heidelberg zu schicken. Damit hängt der seelsorglich wichtige Gedanke zusammen, die Stiftspfarren mit Konventualen zu besetzen, worin sich ein vertieftes Verständnis des Inkorporationsrechtes spiegelt; für Mais bei Meran konnten die Früchte von Welschs Bemühungen um eine ordensadäquate Seelsorge in Teilbereichen nachgewiesen werden. Nach außen hin schlug sich sein Wirken in guten Beziehungen zu den habsburgischen Landesfürsten und zu den Bischöfen von Brixen und Trient nieder; Stams wurde unter seiner Leitung zu einem Treffpunkt einflussreicher Persönlichkeiten (Walsh 1990, 26–33).

gemäßigter Thomismus

Zu Welschs Zeit war die Heidelberger Hohe Schule ein Zentrum des Streites zwischen *via antiqua* und *via moderna*; dieser wurde dort in einer Härte ausgefochten wie sonst nur in Paris und Köln. Welsch vertrat einen gemäßigten Thomismus, den Positionen radikalerer Vertreter der *via antiqua* schloss er sich nicht an. Die Vorliebe für den Aquinaten bei der Bibelauslegung schien ihm mit dem Rückgriff auf biblische und patristische Belegstellen vereinbar zu sein. In der strittigen Frage der unbefleckten Empfängnis Mariens anerkannte er – gegen Thomas, aber mit seinem eigenen Orden – stillschweigend die Bestimmung des Basler Konzils. Auch in anderen Bereichen ging er ‚modern' anmutende Wege, so in der Auseinandersetzung mit dem Problem, ob nur der Priester oder auch der Laie die Verwandlung von Brot und Wein vornehmen könne bzw. dürfe. Bei der Schriftauslegung zeigte er die Fähigkeit, die besten unter den spätmittelalterlichen Autoritäten heranzuziehen; neben kompilierten Teilen enthält Welschs exegetisches Werk jedoch auch eigenständige Passagen. Insgesamt ist es allerdings lose strukturiert und stark von momentanen Interessen geprägt (Walsh 1997, 89–96).

Mystik

Parallel zur Scholastik hatten sich seit dem Ende des 13. Jhs. verstärkt mystische Tendenzen als Formen theologischer Erkenntnis durchgesetzt; diese Strömung, die ihren Höhepunkt mit Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse erreichte, setzte den Akzent nicht auf die Transzendenz, sondern richtete den Blick nach innen (HdK 3,2, 463–472).

Seuse, *Horologium*

Im Tirol des 15. Jhs. fand die Mystik insbesondere in Gestalt von Heinrich Seuses (ca. 1295/96–1366) *Horologium sapientiae* („Uhr der Weisheit") Verbreitung, einer Schrift, die nicht nur zur erfolgreichsten ihres Verfassers, sondern darüber hinaus zu einem der meistgelesenen Andachtsbücher des späten Mittelalters überhaupt wurde (Dinzelbacher 1994, 303). In dem vermutlich 1334 abgeschlossenen Werk (Künzle 1977, 19–27) griff der aus dem Konstanzer Raum stammende Eckhart-Schüler, der der philosophischen Wesensmystik und dem spekulativen Geist seines Lehrers lebenspraktische Aspekte und ein solides theologisches Wissen entgegensetzte (Künzle 1977, 97; Dinzelbacher 1994, 295), Gedanken auf, die er bereits Ende der 20er-Jahre in deutscher Sprache im *Büchlein der ewigen Weisheit* niedergelegt hatte, modifizierte diese jedoch entscheidend (Künzle 1977, 52).

Büchlein

Mit dem *Büchlein* hatte er in der Absicht, die seiner Ansicht nach erlöschende Gottesliebe wieder zu beleben, eine allgemein verständliche Lehre von der Betrachtung des Leidens Christi vorgelegt, insbesondere eine Anleitung, verinnerlicht zu leben und selig zu sterben. Im Dialog mit der Weisheit als Symbol Christi, als deren Diener er sich verstand, war die Summe seiner seelsorglichen Erfahrungen zum Ausdruck gekommen (Ruh 1996, 434–436).

Vergleich *Horologium – Büchlein*

Das *Horologium*, zu dem Seuse nach eigener Angabe durch eine Vision veranlasst worden war (Ruh 1996, 441), unterscheidet sich vom *Büchlein* formal wie inhaltlich

und präsentiert sich als „nahezu neues Werk“ (Karl Bihlmeyer bei Künzle 1977, 42). Es ist weniger geschlossen und vermag die Nahtstellen nachträglicher Erweiterung nicht bruchlos zu glätten (Künzle 1977, 49). Äußerlich sticht v.a. der Übergang zum Lat. ins Auge. Diese für einen Mystiker keineswegs selbstverständliche Sprachwahl hing nicht in erster Linie mit der Absicht zusammen, einen theologisch gebildeten Leserkreis, insbesondere Prediger (Ruh 1996, 444), zu erreichen, sondern ist v.a. dem Bestreben zuzuschreiben, über die Grenzen des eigenen Sprachraums hinaus zu wirken. Sehr wohl auf ein lesegewohntes Publikum abgestimmt ist hingegen die starke Einschränkung der dialogischen Partien zu Gunsten anspruchsvollerer, eher den Charakter von Abhandlungen tragender Passagen (Künzle 1977, 50–54).

Titel und Aufbau

Der charakteristische Bestandteil des neuen Titels, *Horologium*, war damals in dieser Funktion sehr beliebt und ließ den Leser in erster Linie an die weckende Schlagwerkuhr (*horologium excitatorium*) denken. Ziel war es, die Gläubigen zu jeder Stunde zu einem christlichen Leben zu ermahnen, die im Schlaf der Lauheit Befangenen zu wecken und gegen die als bedenklich befundene Lage des kirchlichen Lebens einzuschreiten. In Anlehnung an die Stunden des Tages und der Nacht, die außer als Symbol für das Tagwerk auch als Sinnbild des ganzen Lebens zu verstehen sind, ist das Werk in 24 (16+8) Abschnitte eingeteilt (Künzle 1977, 47, 57–64, 71–72). Durch diese Strukturierung unterwarf Seuse die Zeit der Andacht der Rationalisierung der kaufmännischen Welt (Dinzelbacher 1994, 304).

Inhalt

Inhaltlich bringt das *Horologium* gegenüber dem *Büchlein* dreierlei Neues: erstens autobiographische Aussagen, zweitens einen neuen Schwerpunkt auf der Idee der geistlichen Vermählung und drittens die eindringliche Anregung zu heilbringender Verkündigung sowie zur Reform des Ordenslebens, des Seelsorgeeifers und des Studiums (Künzle 1977, 53).

Autobiographisches

Autobiographisches kommt in Gestalt eines kritischen Rückblicks auf sämtliche Stufen des von Seuse durchlaufenen Schulbetriebes zum Ausdruck (Künzle 1977, 46; Ruh 1996, 418). Von den in diesem Zusammenhang angesprochenen Themen sei hier nur die Frage nach der theologischen Wahrheit genannt, die sich dreifach präsentiert: als die des *doctor egregius* („hervorragender Lehrer“) Thomas von Aquin, als die der *moderni* und als ein *modus spiritualis* („geistliche Art“) außerhalb der universitären Theologie, zu dem sich Seuse selbst bekennt, weil er die beglückende Erfahrung der Einigung und das Entflammen der Mitmenschen ermögliche (Ruh 1996, 442–443). Ganz im Geist seines Ordens stellt Seuse einer Theologie, welcher die geistliche Dimension fehlt, als erstrebenswertes Ideal eine gegenüber, die geistliches Leben zum eigenen Heil wie zu dem des Nächsten aufbaut.

geistliche Vermählung

Die Idee einer geistlichen Vermählung mit der Weisheit erinnert in manchem an den zeitgenössischen Minnesang, geht aber an Intensität der Aussage weit über diesen hinaus (Ruh 1996, 444). In der Frage, ob Seuse in Kategorien der höfischen

Literatur oder in solchen der dominikanischen Theologie zu beurteilen sei, herrscht nach wie vor keine Einigkeit (Künzle 1977, 94–95). Hinzuweisen ist auch auf die Nähe seiner Spiritualität zur gleichzeitigen Frauenmystik (Dinzelbacher 1994, 309).

Reformbestrebungen

Seuses Klage über das entartete Ordensleben artikuliert sich im Bild von Christus als Pilger, der seine Stadt zerstört vorfindet. Es folgt eine Handreichung für Prediger, in der die wichtigsten Themen für Volksansprachen aufgelistet werden (Künzle 1977, 49). Damit entsprach Seuse einem Grundanliegen des Dominikanerordens, für den die Predigt das wichtigste Mittel der Seelsorge war. Durch die Aufnahme derart aktueller Zeitfragen und praktischer Tätigkeiten wird der Anteil der Mystik im *Horologium* gegenüber dem *Büchlein* verringert (Ruh 1996, 444–445). In vielen Kapiteln steht nicht mehr das Streben des Einzelnen nach christlicher Vollkommenheit, sondern die Gemeinschaft des Ordens und der Kirche im Vordergrund (Künzle 1977, 54).

Tiroler Hs.

Das *Horologium* erreichte eine weite Verbreitung und war insbesondere bei den alten Mönchsorden, v.a. bei Benediktinern und Kartäusern, sowie bei den regulierten Chorherren beliebt (Künzle 1977, 216). Derzeit kennt die Forschung insgesamt 233 Hs., die zwischen dem 14. und dem 16. Jh. entstanden sind (Künzle 1977, 116–200). Drei davon stammen aus Tirol: SEM, K 4 aus dem Jahr 1410 (Künzle 1977, 123, Nr. 29), Neustift, Cod. 183 aus dem 15. Jh. (Künzle 1977, 162–163, Nr. 131) und ULBT, Cod. 522 mit Provenienz aus der Kartause Schnals, datiert auf 1463 (Künzle 1977, 140, Nr. 77). Laut einem Katalog von 1341 besaß auch die Zisterze Stams ein Exemplar, doch gilt dieses heute als verschollen (Künzle 1977, 209).

Johann Anhang von Bopfingen

Als Schreiber bzw. Auftraggeber der Brixner Hs. gibt sich Johann Anhang von Bopfingen bei Nördlingen zu erkennen. Dieser Geistliche bürgerlicher Herkunft erwarb in den 40er-Jahren des 14. Jhs. in Bologna den Magistergrad und begegnet seit 1352 in Tirol. 1362–1365 war er Pfarrer von Fügen, 1365–1390 von Villanders, außerdem ist er 1373 als Kaplan in Eppan und Domherr in Brixen, 1375 als Domherr in Trient und Kaplan in Tramin, 1376 als Pfarrer von Povo in der Diözese Trient bezeugt. Letztere Pfarre vertauschte er 1376 gegen die von Schenna bei Meran (Santifaller 1924, 284–285; Curzel 2001, 566). Zur Entstehungszeit der Brixner Hs., im Jahr 1410, hielt er sich laut deren Explicit in „Busanum", also wahrscheinlich in Bozen auf (anders Künzle 1977, 123: Bissingen). Seine mystischen Interessen verband Johann Anhang mit hagiographischen (Rogger 1992, 326 Anm. 29). Zudem dilettierte er auf dem Gebiet des Minnesangs (Santifaller 1924, 284–285; Curzel 2001, 566).

Gebrauchsschrifttum: Predigtsammlungen

Auch auf dem Gebiet des kirchlichen Gebrauchsschrifttums rezipierte man in Tirol vielfach Texte aus dem Rest Europas. Dies gilt etwa für geistliche Reden und Predigten: So schloss z.B. der Haller Kleriker Johann Halbritter von Pfaffenhofen im Jahr 1451 eine Kompilation von Reden diverser (der theologischen Forschung

übrigens kaum bekannter) Autoren ab (Wilten, XXXII b 4, 32 02 02). Ebenfalls in Hall entstand eine Abschrift einer Predigtsammlung des Jordanus von Quedlinburg († 1370), des Ordensprovinzials der Augustiner-Eremiten in Sachsen, mit 460 Ansprachen gemäßigt aszetisch-mystischen Inhaltes für das gesamte Kirchenjahr (Walsh 1973, 40).

Gebrauchstexte aus Tirol

In anderen Teilbereichen war man in Tirol darüber hinaus auch selbst produktiv. Insbesondere entstanden eine Reihe von Synodalstatuten sowie ein umfangreiches liturgisches Schrifttum. Beide Arten von Texten weisen darauf hin, dass man sich bemühte, die z.T. unhaltbaren kirchlichen Zustände in zentralen Punkten zu bessern.

Synodalstatuten

Die Statuten mehrerer in der Diözese Brixen abgehaltener Synoden (ca. 1296, 1318, 1419, 1438, 1449, 1453, 1455, 1457, 1511; Baur 1950) zeichnen hiervon ein drastisches Bild. Die regelmäßige Wiederholung vieler Themen – Lebenswandel und Qualifikation der Kleriker, Beten der kirchlichen Tagzeiten, Seelsorge, Simonie, Wucher, Spendung und Empfang der Sakramente, liturgische Praxis, Konkubinat, Besetzung der Pfründen, Verwaltung des Kirchengutes usw. – legt zudem nahe, dass die Weisungen häufig nicht wunschgemäß befolgt wurden. Trotz dieser Konstanten lassen sich jedoch im Laufe der Zeit gewisse Akzentverschiebungen erkennen. Während die Synode von 1318 in erster Linie in liturgiegeschichtlicher Hinsicht ergiebig ist (Baur 1951), standen 1419 Situation und Rolle der Geistlichen sowie die wichtigsten Obliegenheiten der Laien im Mittelpunkt (Bickell 1880, 2–7). Ähnliche Themen kamen 1438 zur Sprache, jedoch in ausführlicherer, teilweise auch deutlicherer Formulierung, die den pastoralen Aspekt und die Autorität der Geistlichen gegenüber den Parochianen noch stärker hervorhob (Bickell 1880, 7–19). Den Text von 1449 kennzeichnen detaillierte Vorgaben zu spezifischen Themen. Hervorgehoben seien etwa die Bestimmungen zur Feiertagsarbeit, die sich bemühen, den Erfordernissen des Erwerbslebens so weit wie möglich Rechnung zu tragen; neu ist auch die an alle Pfarrer gerichtete Empfehlung, sich in ihrer pastoralen Arbeit an das *Directorium* („Richtlinie") von Johann Aurbach zu halten (Bickell 1880, 19–31), eines oberpfälzischen Kanonisten aus der ersten Hälfte des 15. Jhs. (LThK 5, 881). Die drei Synoden der 1450er-Jahre tragen die Handschrift des energischen Reformbischofs Nicolaus Cusanus. Zumal der Text von 1453 lässt ein geradezu rasendes Arbeitstempo erahnen: Auf knappem Raum wird eine Fülle an Themen in bisher ungekannter Detailliertheit und Rigorosität abgehandelt (Hallauer 2002, 107–110). Der Text ist kaum gegliedert, die Anweisungen sind knapp und bestimmt, formuliert teils im jussiven Konjunktiv, teils im Imperativ, nicht selten auch im besonders apodiktisch anmutenden Futurum in der 2. Person. Inhaltlich neu ist insbesondere die Tendenz zu einer zunehmenden Kontrolle der Geistlichen und zu einer Art Hierarchisierung nach Maßgabe individueller Quali-

fikationen und Fähigkeiten (Bickell 1880, 31–38). Dem Anliegen der Vereinheitlichung galt mit Blick auf die Messbücher v.a. 1455 spezifische Aufmerksamkeit; zudem sollten damals im Bereich der kirchlichen Feste klare Verhältnisse geschaffen werden, wobei die diesbezüglichen sozialpolitischen Konzessionen von 1449 weitgehend zurückgenommen wurden (Bickell 1880, 39–46). Im Zentrum der Beratungen von 1457 stand die Organisation künftiger Synoden, wobei ein Bestreben nach Institutionalisierung erkennbar ist. Die detaillierten Vorgaben, die Cusanus nach anfänglich echten Beratungen immer mehr im Alleingang entwarf, gingen so weit, dass betroffene Geistliche in der Folgezeit praktikablere Alternativvorschläge unterbreiteten (Bickell 1880, 46–57).

Sprache

In sprachlicher Hinsicht sei kurz auf den Synodaltext von 1318 eingegangen, der als paradigmatisch für eine Vergröberung des Lat. gelten kann, wie sie in Gebrauchstexten dieser Art damals weit verbreitet war (die späteren Niederschriften zeigen diesbezüglich weniger Auffälligkeiten). Während ein mitunter willkürlich anmutender Kasusgebrauch und Unstimmigkeiten in der Genus- und Numeruskongruenz wohl nur einer gewissen Flüchtigkeit zuzuschreiben sind, erweisen sich andere grammatikalische Optionen durch ihr wiederholtes Auftreten als Zeichen eines unklassischen Normverständnisses bzw. Stilgefühls: Genannt seien etwa die häufige Verneinung des Imperativs mit *non*, Auffälligkeiten bei der Konstruktion verneinter Finalsätze, die unorthodoxe Bedeutung mancher Konjunktionen, die Verwendung von Präpositionen in Fällen, in denen im klassischen Lat. ein reiner Ablativ vorgesehen ist, v.a. beim Ablativus temporis, aber auch beim Instrumentalis, und morphologische Abweichungen beim Indefinitpronomen. Teilweise eigenwillig ist die Syntax hinsichtlich der mit bestimmten Verben verbundenen Konstruktionen; einzelne Wendungen scheinen direkt dem Deutschen nachempfunden. Die Stellung der Satzglieder weicht vielfach vom uns geläufigen Muster der Positionierung des Prädikats gegen Ende der Periode ab. Durch diese Praxis wird der Satzrhythmus oft in einer Weise beeinträchtigt, die den Eindruck stilistischer Unbeholfenheit entstehen lässt; mitunter ist die Wortstellung auch der Verständlichkeit hinderlich, ja wirkt sich geradezu sinnstörend aus. Gelegentlich nehmen Anakoluthe überhand.

liturgische Schriften

Einen der Schwerpunkte auf den Diözesansynoden stellte, wie erwähnt, die Forderung nach einer korrekten und einheitlichen Liturgie dar. Wie berechtigt diese war, zeigt die frühe liturgische Überlieferung aus Tirol, zu deren knapper Charakterisierung schon die Herkunft der überlieferten Texte eine gewisse Aussagekraft hat. So scheinen sich tirolische Geistliche im 14. Jh. beim Breviergebet z.T. an die Gepflogenheiten des Patriarchats Aquileia angelehnt zu haben, wie eine in Brixen überlieferte Hs. (SEM, C 14) ahnen lässt. Dass man sich über die Liturgie in der kirchlichen Peripherie seine eigenen Gedanken machte, zeigen so entlegene Überlieferungsorte wie die Burgkapelle der Kehlburg bei Gais am Eingang des Tauferer

Tales, aus der ein Missale mit Kalender und ein Graduale aus dem 14. bzw. 15. Jh. stammen (TLMF, FB 814). Ähnlich ist auch ein Pustertaler Graduale zu deuten, das in Innichen erhalten geblieben ist (Innichen, VII a7). Dem Reformwillen einer einzelnen geistlichen Anstalt verdankt weiters ein Rituale aus Neustift vom Jahr 1419 (Neustift, Cod. 167) seine Entstehung. Bei einem Brevier, das, redigiert von dem in Gastein als Schulmeister wirkenden Schwazer Jakob Praun, schließlich v.a. in Bozen Verwendung gefunden haben dürfte (PBBZ, W 23), handelt es sich um eine private Initiative. Dasselbe gilt für ein aufwendig illustriertes Stundenbuch (Neustift, ohne Signatur) und eine von einem gewissen Georg Hölzl aus Mattighofen verfasste liturgische Schrift vermischten Inhaltes (Neustift, Cod. 654), die der aus Klausen stammende Kaspar von Neuhaus in Auftrag gegeben hatte (vgl. das Explicit, Bl. 202^{rv}; Peintner 1984, 34).

Bestrebungen zur Vereinheitlichung

Ab Mitte des 15. Jhs. ist in der Diözese Brixen ein verstärktes Bemühen feststellbar, die Liturgie zu vereinheitlichen: Die überlieferten Texte häufen sich, immer öfter begegnen Hinweise auf den diözesanen Usus. Der Brixner Bischof Johann Röttel gab 1447 bei Kaspar Rautter ein *Missale Brixinense* in Auftrag (SEM, C 1). Kurz darauf entstanden weitere, teilweise sehr kunstvoll ausgestattete Missalia, Psalterien und Obsequialia (TLMF, FB 2433; ÖNB, Cod. 1782). In einigen von ihnen finden sich Besitzervermerke, die als Zeugnis der Akzeptanz diözesaner Vorschriften auch in peripheren Seelsorgen wie jener von Lavant (Brixen, ohne Signatur) und St. Sigmund im Pustertal (SEM, F 7) sowie in Ordensgemeinschaften, z.B. bei den Dominikanerinnen von Maria Steinach (ÖNB, Cod. 1898), zu lesen sind. Auch am landesfürstlichen Hof in Innsbruck bestand Interesse an liturgischen Büchern, wovon ein für Herzog Sigmund und seine Gemahlin Eleonore von Schottland angefertigter Psalter aus der Zeit um 1450 Zeugnis gibt (ÖNB, Cod. 1852). An seinem Beginn ist, gleichsam als Autorenbild, in die *B*(*eatus vir*)-Initiale die Darstellung des Lyra spielenden Königs David eingefügt. Das Buch enthält die 150 Psalmen, die biblischen Cantica und abschließend das Athanasianische Glaubensbekenntnis. Die im Verlauf einer Woche zu den Gebetsstunden gelesenen Psalmen wurden zu Gruppen geordnet und in acht Abschnitte gegliedert (Ps 1–25, 26–37, 38–51, 52–67, 68–79, 80–96, 97–108, 109–150); damit verbunden ist eine seit frühchristlicher Zeit gebräuchliche Dreiteilung (Ps 1–50, 51–100, 101–150).

Produktionsschub seit den 1480er-Jahren

Ein intensiver Schub der Produktion liturgischer Bücher ist dann seit den 80er-Jahren, speziell im letzten Jahrzehnt des 15. Jhs., zu verzeichnen, wobei auf den Usus des Bistums in der Regel ausdrücklich hingewiesen wird (TLMF, W 2164 und FB 2944; SEM, T 3; Brixen, ohne Signatur). Mehrere Missalia, Obsequialia, Gradualia und Breviere aus dieser Zeit, die sich auch durch größere Vollständigkeit und Ausführlichkeit von älteren unterscheiden, verdanken ihre Entstehung der Initiative des Bischofs Melchior von Meckau (reg. 1488–1509), der sie vornehmlich bei Augs-

burger Druckern in Auftrag gab (Longo 2000; Scheiber 2000). Ein 1492 gedrucktes Exemplar bezieht sich fast wörtlich auf die Textfassung, die auf den Diözesansynoden von 1453, 1455 und 1457 beschlossen worden war (Longo 2000). Dennoch entstanden nach wie vor auch Liturgica, die Partikularinteressen bedienten. So entsprachen etwa ein Diurnale der Franziskaner (PBBZ, W 45) und eine Neustifter Hs. für den dortigen Klerus (Neustift, Cod. 405) dem Usus bestimmter Orden. Ein ebenfalls in Neustift erhaltener Codex (Neustift, Cod. 31), erläutert detailliert bestimmte Gebete wie Credo, Ave Maria oder Vaterunser. Dass Messbücher auch im frühen 16. Jh. noch mit *Missale speciale* („Messbuch für besonderen Gebrauch"; TLMF, FB 28410) überschrieben werden konnten, mag für Bischof Christoph von Schrofenstein (reg. 1509–1521) Anlass gewesen sein, seinem Klerus mitzuteilen, die liturgischen Bücher bedürften, um den Synodalbeschlüssen gerecht zu werden, einer Erneuerung. Von seinen Bemühungen zeugen ein in Basel gedrucktes Missale aus dem Jahr 1511[2] und ein hs. Brevier von 1516 (TLMF, FB 233).

Ulrich Putsch

Auf einer grundsätzlicheren Ebene interessierte sich für liturgische und pastorale Themen der Brixner Fürstbischof Ulrich Putsch (reg. 1427–1437; vgl. hier S. 124–128). Noch vor seiner Wahl zum Oberhirten hatte er 1426 zur eigenen Weiterbildung in Scholastik und Mystik und zur geistig-sittlichen Hebung des Klerus ein damals viel gelesenes anonymes theologisches Werk mit dem Titel *Lumen animae* unter dem Titel *Das liecht der sel* ins Deutsche übersetzt und mit einem Prolog und einem Epilog in deutschen Versen versehen (Ausgabe: Harris 2007). Im 1434 vollendeten *Manuale simplicium sacerdotum libros non habencium* („Handbuch für einfache Priester, die keine Bücher haben"; BSB, Clm. 18505, Bl. 165–204, Clm. 5199, Bl. 197–224, Clm. 5667, Bl. 1–58) legte er dann eine Erklärung der Messe vor, in der er einen gewissen Allegorismus befürwortete. Die kompilatorisch angelegte Schrift steht unter dem Einfluss des weit verbreiteten, die gesamte Liturgie zusammenfassenden *Rationale divinorum officiorum* („Messbuch") des französischen Kanonisten und Liturgikers Wilhelm Durandus (1237–1296) sowie einer Arbeit des Raymundus de Pennaforte († 1275). Sie ist v.a. insofern von Interesse, als sie eines der wenigen liturgischen Zeugnisse dieser Art darstellt, die nicht von Universitäts- oder Klostertheologen, sondern von Weltklerikern stammen. Entsprechend authentisch wirkt ihre Einteilung der Priester in drei Gruppen: solche, die geistliche Handlungen ohne entsprechende Kenntnisse verrichten, solche, die sich gerne besser unterrichten würden, aber keine Möglichkeit dazu besitzen, und solche, die zwar Bücher haben, diese aber wegen anderer, zumal weltlicher Geschäfte nicht lesen. Des Weiteren legte Putsch mit dem *Perutilis modus orandi sub celebratione missarum*

2 In Tirol vorhandene Exemplare: SEM, F I 13; TLMF, Dip. 1116/1 und FB 3648. Sekundärliteratur: Cica 1500, 2000, 377, Kat.-Nr. 2-6-17.

cuique observandus („Höchst nützliche, für jedermann zu beachtende Art, bei den Messfeiern zu beten"; Clm. 14902, Bl. 104–121) ein Gebetbuch für Priester wie Laien vor. Es teilt die Gebete nach den Hauptabschnitten der Messe ein und weist auf die für jedes gewährten besonderen Ablässe hin. Verschollen ist das 1434 vollendete *Catholicon* (Nägele 1938, 327–330). Die Vermutung, es handle sich um ein Messbuch, wurde von Anton Nägele in Frage gestellt, der an eine Art Enzyklopädie theologischer und anderer Wissenschaften dachte. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich Ulrich Putsch zu Fragen der Seelsorge in höherem Maße aus kirchenrechtlicher denn aus pastoraler Sicht äußerte (Nägele 1938; Obermair 1997).

Johannes Röttel

Auch Putschs zweiter Nachfolger als Bischof von Brixen, Johannes Röttel (reg. 1444–1450), verdient im vorliegenden Zusammenhang noch Erwähnung: Er kompilierte noch vor seiner Wahl zum Bischof eine theologische Sammelhandschrift mit dem blumigen Titel *Stella clericorum* („Stern der Kleriker"; SEM, K 5), die inhaltlich von Johannes Gerson und Matthäus von Krakau geprägt ist. Zudem zeugt eine Reihe von Reden von Röttels seelsorgerischem Eifer (Gelmi 1984, 98–99).

Sylvester de Balneoregio zu Simon von Trient

Im Jahr 1475 entlud sich die Judenfeindschaft des späteren Mittelalters, die sich in Tirol bereits an den Diözesanstatuten des Jahres 1318 ablesen lässt (Baur 1950, Nr. 35, 42), in dem berüchtigten Prozess gegen die Trientner Juden, die der rituellen Ermordung des kleinen Simon Unverdorben angeklagt wurden (vgl. hier S. 67–69, 209–212). In diesem Zusammenhang entstand die erste der beiden Schriften aus aktuellem Anlass, mit denen dieser Überblick schließen soll: Fürstbischof Johannes Hinderbach wollte den ‚Märtyrerknaben' heiligsprechen lassen, was jedoch in Rom auf Widerstand stieß. Um diesen zu überwinden – ein Unterfangen, das letztlich erfolglos blieb –, gab er noch im selben Jahr bei Sylvester de Balneoregio, einem nachmaligen General der Augustinereremiten, ein Gutachten über Simons Kanonisierung in Auftrag, das erwartungsgemäß positiv ausfiel und 1476 in Trient gedruckt wurde (Hain 15203). Der Verfasser wurde für seine Bemühungen reich entlohnt (vgl. Eckert 1991, 92; Treue 1996, 138–139, 146–148).

Widmungsschreiben

Dem Gutachten geht ein Schreiben an Hinderbach voraus (abgedruckt bei Esposito/Quaglioni 1990, 447–448), in dem Balneoregio als einen besonders erbitterten Gegner den Paduaner Rechtsgelehrten Antonio de Capodilista nennt, der sich zusammen mit anderen Juristen gegen den Trientner Prozess ausgesprochen hatte. Die Diktion strotzt von judenfeindlichen Topoi: Die Rede ist von der *impia gens hebrea* („gottloses Judenvolk"), von *insidiae iudeorum* („Hinterhalte der Juden") und *perfidi iudei* („heimtückische Juden"), die *in opprobrium Christiane religionis* („zum Schimpf der christlichen Religion") wirkten.

Gutachten: allgemeine Charakterisierung

Im eigentlichen Gutachten ist Sylvester sichtlich bestrebt, den Fall in einen breiten theologischen Kontext einzubetten, und holt in seiner Argumentation entsprechend weit aus; durch regelmäßiges Zitieren von Autoritäten, allen voran der Bibel

und des Augustinus, will er seiner Darstellung Gewicht verschaffen. Diese trägt insgesamt den Charakter einer Disputation, geführt von einem in der scholastischen Methode der dialektischen Gegenüberstellung von Argument und Gegenargument geschulten Verfasser. Dabei lässt sich bereits anhand des Aufbaus ein klares quantitatives Übergewicht der Argumente für eine Kanonisierung sowie eine hohe Redundanz bei ihrer Darlegung erkennen. Hingewiesen sei auch auf die begriffliche Schärfe, die subtile, für die Argumentation wichtige Differenzierungen zulässt. Angesichts der insgesamt bereits weit gediehenen Erforschung des Trientner Judenprozesses (Treue 1996) wäre es von geringem Erkenntniswert, den Inhalt von Balneoregios Abhandlung vollständig wiederzugeben. Aufmerksamkeit verdienen hingegen jene Aspekte, in denen weiter reichende, für die Zeit charakteristische Fragestellungen zum Ausdruck kommen.

Papst und Gesamtkirche

So stand offenbar auch noch Jahrzehnte nach den Konzilien von Konstanz und Basel weiterhin die Frage nach der Autorität des Papstes und nach seiner Rolle im Gesamtgefüge der Kirche im Raum. Dies zeigt sich an der Tatsache, dass Sylvester großen Wert auf die Anerkennung von Simons Heiligkeit bzw. Verehrungswürdigkeit durch die gesamte Kirche legt, die im Papst ihr einigendes Band habe, und in diesem Zusammenhang ausdrücklich vor Spaltungstendenzen warnt.

private Religiosität

Damit in Zusammenhang steht eine hohe Sensibilität für das im weiteren Vorfeld der Reformation ebenfalls im Raum stehende Problem privater Formen von Religiosität, gegen die Vorbehalte angemeldet werden: So verehrungswürdig Simon auch sei, es gehe nicht an, dass diese Überzeugung ohne den Konsens der Kirche nach außen getragen werde. Sylvester kennt die unter den Menschen seiner Zeit generell hohe Bereitschaft zur Verehrung von Märtyrern, wünscht jedoch, dass diese in geordneten Bahnen praktiziert werde. Bemerkenswert ist außerdem sein Anliegen, die Heiligenverehrung in der Glaubenspraxis insgesamt richtig zu verorten, d.h. sie nicht in Gegensatz zur Verehrung Christi treten zu lassen, sondern sie in deren Dienst zu stellen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er die damals eingetretene Fanatisierung vieler Zeitgenossen, insbesondere der Vertreter unterer Schichten, mit Unbehagen wahrnahm.

Argumentation für Simons Heiligkeit

Subtiler theologischer Denkmuster bedient sich der Autor an jenen zahlreichen Stellen, wo es darum geht, den formalen Anforderungen der Kirche entsprechende Beweise für die Heiligkeit Simons zu erbringen. Am ehesten lassen sich seine in diesem Punkt meist unübersichtlichen und von Argumentationsschwierigkeiten zeugenden Ausführungen mit dem Hinweis auf den Unterschied zwischen Märtyrer und Bekenner systematisieren, der an einer Stelle auch explizit zur Sprache kommt. Erschwerend wirkt sich hierbei allerdings der Umstand aus, dass dieser Unterschied im 15. Jh. noch nicht verbindlich definiert war. Im gegenständlichen Fall kam als weitere, im Gutachten auch hervorgehobene Verschärfung des Problems hinzu, dass

es um ein Kind ging, um einen jener also, *qui nondum habent usum liberi arbitrii actualem* ([3]; „die noch keinen tatsächlichen Gebrauch von ihrem freien Willen machen können"): dies warf nämlich die Frage nach dem Gewicht bewusst getroffener Entscheidungen bzw. nach den Auswirkungen des Fehlens solcher Entscheidungen auf. In diesem Zusammenhang stehen weit ausholende Ausführungen über den Ursprung von Wundern, den einzigen wirklichen Beweismitteln im Fall Simons. Alles in allem gelangt Balneoregio zum Ergebnis, das Kind habe den Glauben *non loquendo, sed moriendo* ([2]; „nicht sprechend, sondern sterbend") bekannt; daher sei seine Kanonisierung eine gleichsam selbstverständliche Folge.

Kompetenzen des Papstes als Richter

Mit Blick auf Gegner, für die die eben dargelegte Argumentation nicht nachvollziehbar sein würde, greift Balneoregio im zentralen Abschnitt des Gutachtens, dessen Gegenstand das Verfahren der Kanonisierung ist, das bereits angesprochene Problem der Autorität des Papstes ein weiteres Mal auf, wobei der Akzent jetzt auf den Kompetenzen und Erkenntnismöglichkeiten des Pontifex liegt. Den Kern bilden Überlegungen zum Umgang eines Richters mit ihm vorgelegten Indizien oder Beweisen, die durch vielfältige Zitate untermauert werden. Die Argumentation kreist um tragende Begriffspaare, die modern anmuten: *praesens iustitia / aeterna iustitia* („gegenwärtige vs. ewige Gerechtigkeit") und *verbum legis / intentio legis* („Wortlaut vs. Absicht des Gesetzes"). In jedem Fall komme zudem der *conscientia* („Gewissen") maßgebliche Bedeutung zu, die für den Richter von Wichtigkeit sei, weil er als *lex animata* („beseeltes Gesetz") ein Korrektiv zur *lex inanimata* („seelenloses Gesetz") darzustellen habe, die im Buchstaben des Gesetzes vorliege. Die Ausführungen verdichten sich in der abschließend nahe gelegten Differenzierung, der Richter stehe einerseits als Legislator über dem Gesetz, sei diesem aber andererseits als Diener unterworfen, wobei jedoch auf den Papst keines der beiden Muster direkt übertragen wird. Insgesamt stellt dieser Zentralteil einen Versuch dar, nicht rigide vorzugehen, sondern mehrere Möglichkeiten offen zu lassen. Die Argumentation wirkt lebensnah, teilweise wie eine Vorwegnahme von Mustern, die später die Vorgangsweise der Jesuiten kennzeichnen sollten. Die Position des Verfassers steht zwischen dem Versuch, formell befriedigende Lösungen anzubieten, und der Überzeugung, dass es darauf letztlich nicht ankommen dürfe, gleichsam so, als setzte er, auch das jesuitisch anmutend, ein Konzept von Gnade voraus, das im gegenständlichen Fall Beweise im Grunde entbehrlich machen würde.

Schlusspartien

Diese Form menschlicher Großzügigkeit ist allerdings im Gutachten insgesamt nicht dominant: Vor allem in den abschließenden Teilen wirkt es doktrinär. Dies gilt weniger für den Versuch einer semantischen Präzisierung von Begriffen aus dem Bereich der Heiligenverehrung im weitesten Sinne (*adoratio, latreia*, *yperdulia, dulia, honor*, *reverentia*, *prima adoratio, secunda adoratio* usw.) mithilfe der schon genannten Autoritäten als für jenen Passus, wo mit einer klaren Spitze gegen die

Juden erklärt wird, die Patriarchen und Propheten des AT könnten, wiewohl im Besitz an sich entscheidender Voraussetzungen, deshalb nicht zur Ehre der Altäre erhoben werden, weil dadurch suggeriert würde, sie hätten das Erlösungswerk Christi bereits vorweggenommen. Geradezu fanatisch muten schließlich die letzten Seiten an, auf denen Sylvester gängige Vorurteile gegen die Juden wiederholt und bestehende kirchliche Gesetze über den Umgang mit ihnen in Erinnerung ruft. Das Gutachten endet mit der Erklärung *usque ad extreme vite spiritum viriliter decertabo* ([18]; „bis zum letzten Atemzug werde ich mannhaft kämpfen").

Stil

Sprachlich scheint der Verfasser kaum Ambitionen gehabt zu haben. Er schreibt ein nüchternes, nicht besonders sorgfältig gestaltetes Lat., bei dessen Stilisierung hauptsächlich funktionale Überlegungen ausschlaggebend gewesen sein dürften.

Ulrich Molitoris

Eines der interessantesten Werke der Epoche stammt schließlich aus der Feder des in den Diensten Erzherzog Sigmunds stehenden Juristen Ulrich Molitoris (vgl. Assion 1987; Mauz 1992). Molitoris wurde um 1442 in Konstanz geboren, wo er nach seinem Studium der Rechte als Anwalt beim Bischofstribunal tätig war. 1479 wurde er Notar am bischöflichen Vikariat. Ab 1482 diente er zusätzlich am Hof Erzherzog Sigmunds, wo er 1488 zum erzherzoglichen Rat und 1495/96 schließlich zum Kanzler Tirols aufstieg. 1494 vertrat Molitoris den Erzherzog auf dem Reichstag von Worms. Nach dem Tod Sigmunds 1496 wurde er durch Kaiser Maximilian ans Reichskammergericht empfohlen, wo er ab 1497 den Posten eines Prokurators bekleidete. Molitoris starb 1507.

Werke

Der in Deutsch und Lat. schreibende Molitoris verfasste v.a. juristische Werke, in denen er reichstreue Positionen vertritt und gegenüber der Kirche stadtbürgerliche Auffassungen verteidigt. In humanistischem Habitus schmückte er seine Argumentationen gern mit Zitaten aus der antiken und mittelalterlich-theologischen Literatur. Seine Überlegungen zur Erneuerung des Reichs und zur Stärkung der deutschen Nation entstanden unter Rückgriff auf die antike Staatsphilosophie. Daneben ist Molitoris auch der Autor einer lat. Gerichtskomödie, die zum Konstanzer Investiturstreit Stellung bezieht. Sein wirkungsmächtigstes Werk ist jedoch der 1489 im Auftrag Erzherzog Sigmunds verfasste und in Köln gedruckte Traktat *De lamiis* [auch: *laniis*] *et phitonicis mulieribus* („Über gespenstische und zauberische Frauen"; hg. von Mauz 1997, vgl. Abb. 24), gelegentlich auch als „Hexenbüchlein" bezeichnet.

De lamiis, Entstehung

Historischer Hintergrund des Werkes ist das in den vorangegangenen Jahren im deutschsprachigen Raum massiv angewachsene Problem der Behörden mit angeblicher Hexerei. 1484 veröffentlichte Papst Innozenz VIII. die Bulle *Summis desiderantes affectibus* – oft auch „Hexenbulle" genannt –, in der er die religiösen Zustände in Deutschland kritisierte und dazu aufforderte, die Inquisition nicht zu behindern. Ein Jahr später kam der päpstliche Inquisitor Heinrich Institoris nach Innsbruck,

wo er einen Prozess gegen einige der Hexerei verdächtige Frauen einleitete. Institoris konnte sich allerdings gegen den Widerstand des Bischofs von Brixen, Georg II. Golser, nicht durchsetzen, erlitt eine herbe Niederlage und musste das Bistum 1486 verlassen. Nicht zuletzt durch diese Ereignisse motiviert, veröffentlichte Institoris zusammen mit Jakob Sprenger 1487 den berühmt-berüchtigten *Malleus maleficarum* („Hexenhammer"). In die durch all dies in Gang gebrachte Diskussion schaltete sich Molitoris 1489 mit seinem Traktat ein. Für den unmittelbaren Anlass dazu gibt es zwei konkurrierende Erklärungen, zwischen denen hier nicht entschieden werden soll. Nach Assion 1987 entstand das Werk als eine Art Gutachten auf Anfrage von Erzherzog Sigmund bzw. seiner Räte. Nach Mauz 1992 und 1997 kam der Impuls von Molitoris selbst, der nach seiner Einstellung bei Hof dem Erzherzog damit ein Einstandsgeschenk machte. Der in Form eines Dialogs abgefasste Traktat wurde laut Molitoris' eigener Datierung am 10. Januar 1489 in Konstanz fertiggestellt. Das Gespräch bestreiten Erzherzog Sigmund, der Konstanzer Schultheiß Konrad Schatz und Molitoris selbst. Der Autor konnte bei der Niederschrift auch auf die Ergebnisse einiger Hexenprozesse zurückgreifen, die zwischen 1481 und 1485 in der Diözese Konstanz geführt worden waren.

Abb. 24: Titelseite von Ulrich Molitoris' *De lamiis et phitonicis mulieribus*, Köln 1489.

Überlieferung

Das Werk hatte gleich bei seinem Erscheinen so großen Erfolg, dass es heute nicht mehr möglich ist, unter den vielen fast zeitgleichen Drucken mit Sicherheit eine Erstausgabe festzustellen. Bereits 1489 wurde der Traktat in mehreren deutschen Orten gedruckt. In der Folge kamen noch zahlreiche Wiegendrucke und Ausgaben des 16. Jhs. hinzu. Mindestens einmal erschien das Werk auch als Anhang zum *Malleus maleficarum* (Frankfurt a.M. 1580). Der ursprünglich mit sieben Holzschnitten[3] ausgestattete Text erlebte bei diesen Neudrucken oft redaktionelle Bearbeitungen, gelegentlich wurde durch Zusätze und Auslassungen auch der Um-

3 Abgebildet unter <http://mdz.bib-bvb.de/digbib/inkunabeln/inkill/> (25.6.2012).

fang verändert (z.B. Köln 1595). Neben dem lat. Original erschien noch 1489 eine von Molitoris selbst stammende deutsche Übersetzung unter dem Titel *Von den unholden oder hexen*. Auch diese erlebte mehrere Auflagen, kam aber an den Erfolg der Urfassung nicht heran. Ab 1544 erschienen unter dem Titel *Hexenmeisterei* einige Bearbeitungen dieser Übersetzung, die sehr stark in den Text eingriffen. Vielleicht um eine Korrektur dieser Verwilderung bemüht, übersetzte Konrad Lautenbach, Pfarrer von Hunkweiler im Elsass, das Werk 1575 ein zweites Mal, nun eng dem Wortlaut des Originals folgend. Seine Version erlebte während des restlichen 16. Jhs. insgesamt drei Drucke. Der hier gegebenen Darstellung des Werks liegt die lat. Edition von Köln aus dem Jahr 1489 zugrunde.

In einer als Brief an Sigmund gestalteten Einleitung beschreibt der Autor u.a. die bisherige Entwicklung der Situation in Tirol, die zahlreichen Prozesse gegen eine große Anzahl von Frauen und die Widersprüchlichkeiten der erpressten Geständnisse. Er habe sich für die Dialogform entschieden, weil das, wie schon die alten Redner bemerkt hätten, die Darstellung auflockere. Das nun folgende Gespräch kreist um acht Themenkomplexe, die jedoch jeweils nicht geschlossen abgehandelt werden:

1. Wettermachen (vgl. Abb. 25): Es wird zunächst die These aufgestellt, dass Hexen Wetter machen können. Belegt werde das durch Gerüchte, die ja schließlich irgendwo herkommen müssten, und durch unter Folter abgegebene Geständnisse. Die Widerlegung argumentiert psychologisch, kriminalistisch und v.a. theologisch. Gerüchte beruhen selten auf Wahrheit und Foltergeständnisse kommen durch Zwang zustande. Frauen, die solches behaupten, werden auch vom Teufel zu falschen Geständnissen verführt. Vom Standpunkt der Theologie aus können der Teufel und seine Komplizen zwar Wetter machen, aber nur mit Erlaubnis Gottes. Wenn also Unwetter durch den Teufel oder Hexen zustande kommen, liegt das im Interesse Gottes, der damit strafen, erproben oder nützen will.

2. Krankheitszauber und Impotenz: Die Möglichkeit dämonisch verursachter Krankheiten wird, auf verschiedene theologische Autoritäten gestützt, akzeptiert. Hochmut kann dabei den dämonischen Einflüssen leichtes Spiel geben. Im Unterabschnitt über Impotenz wird auch der Erzherzog angesprochen, der zwar eine Menge unehelicher Kinder, aber noch keinen legitimen Erben hat. Die grundsätzliche Möglichkeit von Krankheitszauber liegt wiederum in der Zulassung Gottes.

3. Verwandlung in Tiere: Können sich Hexen in Tiere oder überhaupt in andere Gestalten verwandeln? Diese Frage wird mit dem Hinweis auf Sinnestäuschungen verneint, von denen es vier Arten gibt: Traum, Wachtraum, Sinnestäuschung im engeren Sinn, Vision. Ursache der beiden ersten kann der Teufel sein. Die dritte wird von Gauklern ausgenützt. Die vierte wird nicht weiter erklärt. Man darf aber annehmen, dass sie direkt von Gott kommt.

4. Hexenritt und Hexensabbat: Vertragungen von Hexen durch den Teufel sind grundsätzlich möglich, da dieser – obwohl selbst reiner Geist – einen fremden Körper annehmen kann. Im Widerspruch dazu wird allerdings auch behauptet, dass Vertragungen in der Regel nur eingebildet sind und wie im Traum stattfinden.

5. Teufelsbuhlschaft: Der Teufel kann menschliche Gestalt annehmen und auch mit Frauen schlafen. Nach der Feststellung dieser Tatsache leitet Molitoris gleich zum nächsten Punkt über, der die Konsequenz daraus behandelt.

6. Satanskinder: Die Zeugung von Kindern durch den Teufel ist nicht möglich, weil dafür nach den gängigen medizinischen Autoritäten nicht nur das männliche Glied, sondern auch die Person notwendig ist. Fälle von magischen Geburten beruhen entweder auf Einbildung oder auf Unterschiebung.

Abb. 25: Hexen beim Wettermachen, aus Molitoris' *De lamiis et phitonicis mulieribus.*

7. Zukunftsdeutung: Beispiele eingetroffener Wahrsagerei werfen die Frage auf, wie der Teufel die Zukunft wissen kann, wenn doch Gott ihr alleiniger Urheber ist. Es wird zugestanden, dass die Dämonen aufgrund ihres Geistwesens und ihrer daher rührenden gesteigerten Erkenntnisfähigkeit die Zukunft besser vorhersagen können als die Menschen. Trotzdem bleiben ihre Prophezeiungen letztlich unsicher, was wiederum mit Beispielen belegt wird. Eindringlich wird vor Wahrsagerei gewarnt (was einer gewissen Delikatesse nicht entbehrt, da z.B. Astrologie auch am Hof Erzherzog Sigmunds getrieben wurde).

8. Strafbarkeit: Der von Hexen vollzogene Abfall vom christlichen Glauben fordert grundsätzlich die Todesstrafe. Mit einem Hinweis auf den *Codex Iustinianus* gibt Molitoris zu verstehen, dass er die weltliche Obrigkeit zur Urteilsfindung und -vollstreckung für berufen hält.

Abschließend werden die Ergebnisse in thesenartigen Sätzen zusammengefasst: Vieles am Hexenwesen ist unwahr oder eingebildet. Hexen sind Opfer des Teufels, dem sie wegen Verzweiflung, Armut oder Hass auf ihre Nachbarn nicht widerstehen können. Das Verbrechen der Hexen besteht in einem Abfall vom Glauben, der von weltlichen Gerichten mit dem Tod bestraft werden soll. In einer predigthaften Ermahnung werden die Frauen dazu aufgefordert, dem Teufel zu widerstehen und ein tugendhaftes Leben zu führen.

Molitoris' Position

Für heutige Verhältnisse irritierend ist der Spagat des Autors zwischen aufgeklärten Grundsätzen und dem davon unerschütterten prinzipiellen Glauben an die Macht des Teufels über Hexen – die Molitoris übrigens als einer der ersten Autoren auf das weibliche Geschlecht festlegt. Einerseits wird das Hexenwesen rationalistisch als Phantasterei entlarvt, andererseits wird die Existenz von Hexen und die im Gesamtplan Gottes liegende Möglichkeit ihres Wirkens bejaht. Obwohl der ganze Dialog die scheinbaren Hexen eigentlich entlastet und als Opfer von Sinnestäuschungen darstellt, wird am Ende für ihre Bestrafung durch den Tod plädiert – nicht weil sie als Hexen irgendwie gefährlich wären, sondern weil sie vom christlichen Glauben abgefallen sind und damit ein Verbrechen gegen die Obrigkeit begangen haben. Der Teufel ist für Molitoris so real wie Gott. Der Kampf zwischen Gott und Teufel um den Menschen ist in seinem Weltbild fest verankert. Deshalb sind irdische Ursachen für Hexerei, wie sie der Autor am Ende selbst nennt (Verzweiflung, Armut, Hass auf die Nachbarn), eigentlich Einflüsterungen des Teufels, denen es zu widerstehen gilt. Obwohl sich auch einzelne Gegner des Hexenwahns auf Molitoris beriefen, wird er mit dieser Position schwerlich ein Umdenken bewirkt haben. Der Text wurde demgemäß auch mehrheitlich von orthodoxer Seite rezipiert, was nicht zuletzt durch die Textgeschichte – man denke z.B. an den Druck mit dem *Hexenhammer* – belegt wird. Von diesem unterscheidet sich Molitoris' Traktat jedoch, abgesehen vom Umfang und von der Art der Darstellung, auch im juristischen Ergebnis. Während der *Hexenhammer* Gerichte, die über Hexerei befinden, mit Geistlichen und Laien besetzen will, gibt Molitoris der weltlichen Obrigkeit die alleinige Kompetenz.

Form

Wie das zuvor besprochene Gutachten von Sylvester de Balneoregio ist auch Molitoris' Dialog die unsystematische Weiterentwicklung einer scholastischen Disputation. Thesen werden aufgestellt, Argumente und Gegenargumente erwogen und weiterführende Schlüsse gezogen. Besonderes Gewicht erhält das autoritative Exempel, das einen Großteil der Argumentation ausmacht. Unter der Vielzahl von Autoritäten, die zur Untermauerung von Thesen herangezogen werden, ragen die Bibel, die Heiligenlegende, die Kirchenväter, das kanonische Recht und mittelalterliche Enzyklopädisten, besonders Vinzenz von Beauvais, hervor. In der Darstellung breitet Molitoris ein kirchenrechtlich solides und humanistisch breites Wissen aus, ohne jedoch den Stoff theologisch, juristisch, psychologisch oder medizinisch irgendwie zu durchdringen. Das wäre allerdings in dem Umfang des kurzen Büchleins ohnehin nicht möglich gewesen. Wahrscheinlich lag ein höheres theoretisches Niveau auch gar nicht im Interesse des Autors, der dem an dieser Frage persönlich interessierten Erzherzog Sigmund wohl eine ‚lesbare' Stellungnahme und keinen wissenschaftlichen Traktat überreichen wollte.

Stefan Tilg

Philosophie

Übersicht: Von der Spätantike zur Frühen Neuzeit

Die Sprache der spätantiken und mittelalterlichen Philosophie in Europa war fast ausschließlich das Lat. Römische Autoren wie Lukrez, Cicero und Seneca haben nach griechischen Vorbildern eine philosophische Begrifflichkeit geschaffen, die dann durch die Kirchenväter abgewandelt und weiterentwickelt wurde. Mit dem Aufstieg des Christentums wurde auch die Philosophie theologisch und galt als ein Hilfsmittel, sich Gott zu nähern. Während die Intellektuellen des frühen Mittelalters dies eher auf kontemplative Weise versuchten, bildete sich ab etwa dem 12. Jh. mit der Scholastik eine neue philosophisch-theologische Richtung, die dem rationalen Denken mehr Geltung einräumte. Ihre institutionelle Verankerung waren neben den Klöstern v.a. die neuen Universitäten. Einen entscheidenden Impuls gab die Wiederentdeckung vieler Schriften des Aristoteles, die in lat. Übersetzung gelesen wurden. Der prominenteste Vertreter der Hochscholastik des 13. Jhs., Thomas von Aquin, suchte einen Ausgleich zwischen dem Christentum und Aristoteles. An dieser Entwicklung nahmen auch die Tiroler Klöster teil, allerdings nicht durch eigenständige Beiträge, sondern lediglich durch Kopieren und Studieren von Hs. Im 14. Jh. verebbte die scholastische Bewegung in führenden Zentren, v.a. in Oberitalien, zugunsten der neuen Ideen des Humanismus mit seiner Betonung der menschlichen Individualität und Kreativität. Platon und der aus seiner Philosophie in der Spätantike entstandene Neuplatonismus verdrängten langsam die traditionelle, aristotelisch-thomistische Lehre. Daneben hoben sich auch unkonventionellere Aristoteles-Interpretationen von der scholastischen Schulphilosophie ab. Diese neuen Tendenzen sind im Tirol des 15. und frühen 16. Jhs. durch zwei große Einzelgestalten verkörpert: Nicolaus Cusanus und Paulus Ricius.

Nicolaus Cusanus

Nicolaus Cusanus (1401–1464, vgl. Farbtafel 5) ist wohl der international berühmteste lat. Schriftsteller, der je in Tirol gewirkt hat.[1] Er hat der europäischen Geistesgeschichte am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit maßgebliche Impulse gegeben. Vielen gilt er als der größte Philosoph des 15. Jhs. überhaupt. Dass Cusanus eher als Philosoph denn als Theologe bekannt ist, hat seinen Grund. Zwar kreist sein ganzes Werk um Gott, doch ist dieser Gott über weite Strecken ein Gott der Philosophen. Ethik spielt in seinem Werk eine nur marginale Rolle. Die Grundfragen des Cusanus sind epistemologischer und ontologischer Natur. Er fragt danach,

1 Aus der Fülle von Einführungen zu Cusanus sei besonders Flasch 1998 empfohlen.

ob und wie man Gott als das letzte Prinzip allen Seins erkennen kann; wie die Welt und der Mensch in ihrem Bezug auf dieses letzte Prinzip beschaffen sind. Damit ist Cusanus dem Begriff antiker Naturphilosophie näher als dem moderner Theologie, welche dieses Feld gern den Naturwissenschaften überlässt. Deshalb wird er in dieser Literaturgeschichte hauptsächlich der Philosophie zugeteilt. Zu einigen Werken im Zusammenhang mit Cusanus' Streit mit Herzog Sigmund vgl. hier S. 203–206.

Leben und Werk

Als Nicolaus Cusanus Fürstbischof von Brixen wurde, hatte er schon ein bewegtes Leben hinter sich. Beim Studium des Kirchenrechts in Padua lernte er den italienischen Frühhumanismus kennen und schloss mit führenden Köpfen dieser Bewegung Freundschaft. Auf seiner Jagd nach Hs. fand er zwölf bisher unbekannte Komödien des Plautus. Beim Konzil von Basel, wo die alleinige Entscheidungsgewalt des Papstes zur Debatte stand, engagierte er sich an vorderster Front und wandelte sich dabei vom Konziliaristen zum Papalisten. Als Vertreter des Papstes reiste er nach Konstantinopel, um den oströmischen Kaiser und den Patriarchen zur Kirchenunion zu bewegen. Danach unternahm er, stets in päpstlicher Mission, zahlreiche Legationsreisen im Reichsgebiet. Neben seinen kirchenpolitischen Geschäften sann Cusanus auf Großes in der Philosophie. 1440 beendete er sein bekanntestes Werk, *De docta ignorantia* („Über die belehrte Unwissenheit"). Darin forderte er eine grundlegende Reform des Wissens, das sich zuallererst über seine eigenen Grenzen klar sein müsse und somit zur „belehrten Unwissenheit" werde. Gott sei grundsätzlich nicht erkennbar, menschliche Erkenntnis immer nur approximativ. Auch das für die weitere Philosophie des Cusanus entscheidende Konzept der *coincidentia oppositorum* („Zusammenfall der Gegensätze"), nach dem sich einander widersprechende Sätze auf einer höheren Stufe aufheben, kam hier erstmals zum Tragen. Papst Nikolaus V., ein Humanist und Freund des Cusanus, erhob ihn 1450 zum Kardinal und zum Fürstbischof von Brixen.[2] Damit hatte Cusanus einen Höhepunkt seiner kirchenpolitischen Karriere erreicht. Ein Fürstbischof versah schließlich nicht nur ein geistliches Amt, sondern befand sich im erlauchten Kreis der Reichsfürsten und verwaltete als weltlicher Herr seine Besitzungen – die Realität in den Tiroler Bergen vergönnte Cusanus freilich die erhoffte Machtfülle nicht. Vorerst trat er sein Amt aber noch gar nicht an, sondern genoss zunächst noch ein Jahr der Erholung am päpstlichen Hof in Rom und in den Marken. Hier entstanden seine sogenannten *Idiota*-Schriften, *Idiota de sapientia*, *Idiota de mente*

2 Zu Cusanus' Zeit in Tirol vgl. Baum 1983; Hallauer 2002; zu den in Tirol entstandenen Werken außerdem Euler 1995 und Flasch 1998. Die maßgebliche Edition sind die Opera omnia 1932–2010. Dieser Gesamtausgabe folgen auch die hier gegebenen Zitate einzelner Werke, und zwar – wo möglich – in der Form: Kapitelnummer (in römischen Zahlen), Textabschnittsnummer, Zeilennummer. Cusanus' Predigten zitiere ich in der Form: Predigtnummer, Textabschnittsnummer, Zeilennummer.

und *Idiota de staticis experimentis* („Der Laie über die Weisheit", „Der Laie über den Geist", „Der Laie über Versuche mit der Waage"). Es handelt sich um drei Unterhaltungen, in denen bewusst ein „Ungebildeter" – auch so kann man *idiota* übersetzen – das Programm eines neuen Wissens vorstellt, eines Wissens, das sich nicht auf Büchergelehrsamkeit, sondern auf unbefangenes Denken und empirische Forschung stützt. Die Erkenntniszuversicht von Cusanus ist seit *De docta ignorantia* deutlich gewachsen. Im Dezember 1450 schickte Nikolaus V. Cusanus auf eine große Legationsreise durch Deutschland, deren Ziel u.a. die Durchführung von Klosterreformen war. Seit mehreren Jahrzehnten waren schon diverse Reformbewegungen wie die berühmte Windesheimer Reform der Brüder vom gemeinsamen Leben auf den Plan getreten, um das herabgekommene Ordensleben des Spätmittelalters wieder auf ein gewisses Niveau zu bringen. Nun schrieb sich auch die wieder erstarkte Papstkirche das Unternehmen auf ihre Fahnen. Cusanus knüpfte während dieser Zeit besonders gute Beziehungen zu den reformfreudigen Klöstern Tegernsee und Melk. Sie wurden zu Zentren seiner Erneuerungsbemühungen und verbreiteten auch sein philosophisches Werk.

Fürstbischof von Brixen

Schließlich trat Cusanus sein Brixner Bischofsamt im April 1452 an. Bei seiner Ernennung war der Papst ausdrücklich auf einen tüchtigen Mann bedacht, der die theoretisch vorhandenen, praktisch aber längst verlorenen weltlichen Ansprüche der Brixner Kirche gegenüber dem Tiroler Landesherrn, Herzog Sigmund dem Münzreichen, behaupten konnte. Man hat diese Mission in der modernen Literatur auch als Himmelfahrtskommando bezeichnet – zu Recht, wenn man die folgende Entwicklung überschaut. Als Brixner Fürstbischof machte Cusanus nämlich die konfliktreichste Periode seines Lebens durch. Schon die Vorzeichen standen nicht gut. Der Papst bestimmte Cusanus 1450 zum Bischof, obwohl das Brixner Domkapitel wenige Tage zuvor bereits einen Kandidaten gewählt hatte, nämlich Leonhard Wiesmayer, den Kanzler Sigmunds. Cusanus konnte sich jedoch 1451 in Verhandlungen mit dem Kaiser, Herzog Sigmund und Wiesmayer einigen. Dieser wurde später Bischof von Chur. Vor den heftigen Konflikten, die noch folgen sollten, waren Cusanus noch einige schriftstellerisch ungemein produktive Monate vergönnt. Im Herbst 1453 verfasste er nicht weniger als vier Werke, davon zwei größere. Als Reaktion auf den Fall Konstantinopels entstand *De pace fidei* („Über den Frieden des Glaubens"), in dem Cusanus für eine – freilich christlich geprägte – Ökumene der Weltreligionen eintritt. Nach den mathematisch-theologischen Schriften *De mathematicis complementis* („Über mathematische Ergänzungen") und *De complementis theologicis* („Über theologische Ergänzungen") beendete er auch noch *De visione Dei* („Über das Sehen Gottes"), eine für die Mönche vom Kloster Tegernsee bestimmte Stellungnahme zur damals intensiven Diskussion um die ‚richtige' Art der Mystik.

Konflikte im Bistum

Die folgenden Jahre ließen nur wenig Zeit für Schriftstellerei. Cusanus begegnete bei seinen radikalen Reformen in der Diözese Brixen großem Widerstand. In der Absicht, ein Musterbistum zu schaffen, reduzierte er etwa die Feiertage mit dem Argument, dass die Leute durch Arbeit Müßiggang besser vermeiden könnten, schritt gegen verschiedene Formen des Aberglaubens ein und erlegte dem Klerus strengere Disziplin auf. Mit dem Domkapitel zerstritt er sich ebenso wie mit einer ganzen Reihe von Tiroler Klöstern, namentlich mit den Zisterziensern in Stams und den Benediktinerinnen in Sonnenburg bei St. Lorenzen. Es hängt wohl auch damit zusammen, dass man sich in den Tiroler Klöstern kaum mit den Werken des Cusanus beschäftigte. Einzig in der damals blühenden Kartause Schnals wurden einige seiner Werke abgeschrieben (heute ULBT, Cod. 136, 444 und 583). Diese um 1460 entstandenen Hs. überliefern von den in Tirol verfassten Schriften allerdings nur *De visione Dei* (Cod. 444). Cusanus hatte aber nicht nur mit der Widersetzlichkeit vieler Klöster, sondern v.a. mit dem Landesherrn Herzog Sigmund zu kämpfen, mit dem er in einem dauernden Streit um die weltliche Macht im Bistum Brixen lag. Nachdem ihm der Plan eines Anschlags auf sein Leben zu Ohren gekommen war, floh er im Juli 1457 aus Brixen, zuerst nach Säben und dann auf die Burg Andraz bei Buchenstein im südöstlichsten Winkel der Diözese (heute Livinallongo in der Provinz Belluno). Hier fand Cusanus erstmals wieder Zeit für die Schriftstellerei. Er verfasste u.a. das zentrale Werk *De beryllo* („Über den Beryll"), eine wieder an die Tegernseer Mönche gerichtete Einleitung in seine Philosophie. Die in Rom fertiggestellte Schrift *De mathematica perfectione* („Über die mathematische Vollendung") wurde wohl noch auf Andraz begonnen. Im September 1458 wurde Cusanus schließlich von seinem eben zum Papst gewählten Freund Enea Silvio Piccolomini (Pius II.) nach Rom gerufen. Die von hier aus unternommenen Verhandlungen mit Sigmund scheiterten und führten zum endgültigen Bruch. Ein 1460 gewagter Versuch, nach Brixen zurückzukehren, endete für Cusanus demütigend. Auf einer in der Karwoche einberufenen Versammlung des Klerus in Bruneck drohte er dem Herzog damit, alle Lehen der Brixner Kirche an Kaiser Friedrich III. zu übertragen. Daraufhin wurde er zu Ostern von Sigmunds Truppen in Bruneck belagert und gefangen genommen. Der Herzog zwang ihn zur Unterzeichnung eines Vertrags, den Cusanus in Freiheit sofort widerrief. Pius II. exkommunizierte Sigmund und verhängte das Interdikt über Tirol. Möglicherweise entstand während des kurzen Aufenthaltes in Tirol 1460 der ‚Trialog' *De possest* („Über das Können-Ist"), in der Gottes unbeschränkte Möglichkeiten und sein unbeschränktes Sein in eins gesetzt werden.[3] Während der restlichen Jahre bis zu seinem Tod lebte Cusanus in Rom

3 Die Annahme einer Entstehung in Andraz gründet sich freilich nur darauf, dass im Werk von großer Winterkälte die Rede ist. Ich verzichte im Folgenden auf Einzeldarstellungen von *De ma-*

und Orvieto. Er übte hohe Kirchenämter aus und entwickelte seine Spätphilosophie. Er starb im August 1464 in Todi während der Vorbereitungen zu einem von Pius II. geplanten Kreuzzug gegen die Türken. Zu einem verspäteten Ausgleich im Streit mit Herzog Sigmund kam es erst einige Tage nach seinem Ableben durch Vermittlung des Kaisers.

De pace fidei

Am 29. Mai 1453 war Byzanz gefallen. Die westliche Welt befand sich in tiefer Bestürzung. Nach dem Schock wurden Stimmen nach einem Kreuzzug gegen die Türken immer lauter. Cusanus erfuhr von dem Ereignis, als er am 28. Juni 1453 von Rom nach Brixen zurückkehrte. Ein militärischer Schlag schien ihm, zumindest als philosophisch-theologischem Theoretiker, keine Lösung zu sein. Er war der Auffassung, dass Religionskriege grundsätzlich vermeidbar sind, da alle Religionen einen gemeinsamen Kern haben. Der im September 1453 abgeschlossene Dialog *De pace fidei* ist das Ergebnis seiner Überlegungen. Cusanus hat diesmal ein breiteres Publikum vor Augen. Anspruchsvollere philosophische Konzepte wie die Koinzidenzlehre bleiben ausgeklammert. In Form und Inhalt konnte der Fürstbischof am ehesten anschließen an den *Dialogus inter philosophum*, *Iudaeum et Christianum* („Dialog zwischen einem Philosophen, einem Juden und einem Christen") von Petrus Abaelardus (1079–1142) und an den *Liber de gentili et tribus sapientibus* („Buch von einem Heiden und drei Weisen") des von ihm hoch geschätzten Ramon Llull (1235–1316).

Ein „frommer Mann" *(vir zelo Dei accensus)* – es ist leicht zu erschließen, dass es sich dabei um Cusanus selbst handelt – hört von dem Wüten des türkischen Sultans in Konstantinopel. Er sieht das Problem des Zusammenpralls verschiedener Religionen und meditiert darüber. Nach einigen Tagen hat er eine Vision, die er niederschreibt: In den Himmel entrückt, wohnt er einer Versammlung der Seligen und der Engel mit Gott bei. Boten bringen die Nachricht von verschiedenen Religionskämpfen, der Erzengel Michael und das menschgewordene Wort (*Verbum*) Gottes bitten Gottvater, sich den Menschen zu erkennen zu geben und damit den Kämpfen ein Ende zu machen. Es geht darum zu zeigen, dass es unter der Verschiedenheit der Riten nur eine einzige Religion gebe (I,6,10–11: *religio una in rituum varietate*). Auf Gottes Befehl werden die weisesten Männer aus allen Völkern in den Himmel entrückt. Auf himmlischer Seite stehen ihnen als Diskussionspartner das Wort sowie die Apostel Petrus und Paulus gegenüber. Insgesamt sind es 17 Vertreter der Weltreligionen, die nacheinander mit den christlich-himmlischen Diskussionspartnern ins Gespräch kommen. Unter den verschiedenen Religionen gewinnt der durch einen Türken und einen Araber repräsentierte Islam, dem Anlass der Schrift entsprechend, die schärfsten

thematica perfectione, das in Rom abgeschlossen wurde, und den *Trialogus de possest*, der nicht mit Sicherheit in Tirol entstand.

Konturen. Die Weisen lassen sich von der Richtigkeit der einen, dem Menschen von der Vernunft gegebenen, Religion überzeugen. Äußerliche Unterschiede rechtfertigen keine Gewalt. Am Ende werden die Weisen von Gott aufgefordert, diese Einsicht unter ihren Völkern zu verbreiten und in Jerusalem einen ewigen Religionsfrieden zu schließen.

Cusanus' Ökumene

Man hat *De pace fidei* mit gutem Recht die ökumenische Umsetzung des philosophisch-theologischen Programms von *De docta ignorantia* genannt. Dort wurde festgehalten, dass Gott in seinem Wesen unerkennbar ist und dass menschliche Erkenntnis immer nur relativ und approximativ bleibt. Dieselben Argumente werden hier in praktischer Anwendung zur Völkerverständigung eingesetzt. Mit den Ideen einer einheitlichen Vernunftreligion und des daraus entspringenden ewigen Friedens scheint Cusanus ein Vorläufer späterer ökumenisch-pazifistischer Bewegungen zu sein. Zum Teil trifft das zu, zum Teil allerdings auch nicht. Die natürliche Religion des Cusanus ist noch nicht jene der Aufklärung, sondern enthält wesentliche christliche Elemente, etwa einen monotheistisch-trinitarischen Gott, die Gestalt des gottmenschlichen Erlösers, die Auferstehung der Toten und anderes. Die prophetisch beschworene Einigung der Weisen und ihrer Völker entbehrt nicht eines missionarischen Zugs. Es muss auch hinzugefügt werden, dass zwischen Cusanus' Theorie und Praxis eine Kluft besteht. Der Kirchenmann konnte sich populären Klischees und der Realpolitik seiner Zeit nicht entziehen. In seinen Predigten bezeichnet er z.B. Mohammed als die „apokalyptische Bestie" (serm. 210,20) und ruft nach dem Sieg in der Schlacht bei Belgrad zum Kampf gegen die Türken auf (serm. 240). 1461 schrieb Cusanus zur Beratung des Papstes die *Cribratio Alkoran*, eine „Durchsiebung des Koran", in der er christliche Apologetik gegenüber dem Islam betrieb. 1464 sollte er in führender Position an den Vorbereitungen des von Pius II. geplanten Kreuzzuges gegen die Türken mitwirken. Dennoch, 1453, als ein guter Teil Europas nach Krieg schrie, war die Schrift *De pace fidei* zweifellos couragiert. Trotz der nötigen Einschränkungen ist sie ein – nicht zuletzt wegen ihrer geschichtlichen Situation – einzigartiges und noch heute viel gelesenes Dokument ökumenischer Theorie.

Rezeption

De pace fidei hatte ein reiches Nachleben. Das erklärt sich zum einen durch das immer wieder aktualisierbare Thema der Verständigung unter den Religionen; zum anderen durch den sozusagen exoterischen Charakter der Schrift, die von schwierigen philosophischen Voraussetzungen absieht. Im Kloster Tegernsee wurde sie kopiert und gelesen. Zeitgenossen des Cusanus wie Heymericus de Campo oder Johannes von Segovia äußerten schriftlich Beifall. Im 16. Jh. wurde das Werk von Johannes Kymeus zur Vorwegnahme von Ideen Luthers stilisiert. In seiner reformatorischen Flugschrift *Des Babsts Hercules wider die Deutschen* (Wittenberg 1538) übersetzte er jenen Teil von *De pace fidei*, in dem – vermeintlich im Sinne Luthers

– von der Rechtfertigung aus dem Glauben die Rede ist. Die erste vollständige deutsche Übersetzung des Werks erschien 1643, nicht zufällig während des Dreißigjährigen Krieges: Das Titelblatt (abgebildet in Opera omnia 1932–2010, Bd. 7, nach 102) nimmt ausdrücklich auf die Zeitumstände und auf eine erhoffte positive Wirkung durch die Schrift Bezug. Bezeichnend ist das Interesse Lessings für das Werk. Im selben Jahr 1779, in dem er *Nathan der Weise* fertig stellte, erbat er sich von einem Freund, dem Theologen und Philologen Arnold Schmid eine Übersetzung von *De pace fidei*. Lessing wollte die Schrift auch neu herausgeben, woran ihn schließlich aber Krankheit und Tod hinderten.

De mathematicis complementis, De complementis theologicis

Nach *De pace fidei* verfasste Cusanus zunächst zwei kleinere Schriften mathematischen und mathematisch-theologischen Inhalts. Es entstand der erste Teil von *De mathematicis complementis*, dem mathematischen Hauptwerk von Cusanus. Der zweite Teil wurde erst im folgenden Jahr 1454 hinzugefügt. Gleich auf den ersten Teil folgte *De complementis theologicis*. Die Werke sind Cusanus' Freund Tommaso Parentucelli gewidmet, einem Humanisten, der mittlerweile als Papst Nikolaus V. regierte. Dieser Papst hatte sich um eine Ausgabe des Archimedes verdient gemacht, und um ein archimedisches Problem ging es auch in *De mathematicis complementis*, nämlich um die Quadratur des Kreises, also die geometrische Konstruktion eines Quadrats mit dem Flächeninhalt eines gegebenen Kreises. Cusanus war von diesem Problem fasziniert, in seinen mathematischen Schriften nimmt es eine dominierende Stellung ein. Mathematikgeschichtlich waren seine Versuche zwar eine Sackgasse: 1882 bewies Ferdinand von Lindemann, dass die Aufgabe unlösbar ist. Vor dem Hintergrund der Koinzidenzlehre des Cusanus sind seine Bestrebungen jedoch verständlich. Der Zusammenfall von Kreis und Quadrat diente ihm als Gleichnis für den Zusammenfall der Gegensätze in ihrem gemeinsamen Prinzip. Selbstbewusst verkündete Cusanus gegenüber Nikolaus V., dass er das alte Problem und die damit zusammenhängenden Fragen nun gelöst habe. Damit sei ihm die noch fehlende Ergänzung zu Archimedes gelungen – daher auch der Titel *complementum* („Ergänzung"). Die folgenden *Theologischen Ergänzungen* bauen auf diesen Voraussetzungen auf. Cusanus versucht hier, seine soeben gewonnenen mathematischen Erkenntnisse für die philosophische Theologie fruchtbar zu machen. In einer Hs. der Königlichen Bibliothek Brüssel von *De complementis theologicis* (11.479–484, Bl. 68^{r}–78^{v}) ist nach dem 11. Kapitel der erste Entwurf zu Cusanus nächstem größeren Werk, zu *De visione Dei* eingefügt. Dieses hat sich also aus jenem entwickelt. Verbindendes gibt es einerseits in der Theorie der Winkel, die in *De visione Dei* zu einer Theorie der beschränkten individuellen Blickwinkel und des unendlichen Blickwinkels Gottes wird. Andererseits wird in beiden Werken die Frage nach der Bestimmbarkeit des Unendlichen aufgeworfen, nach der Benennbarkeit des unbenennbaren Gottes.

De visione Dei: Entstehung

Neben der Entwicklung des Werks aus *De complementis theologicis* gibt es auch einen äußeren Anlass der Entstehung von *De visione Dei*. Cusanus hatte mit seinen bisherigen Schriften eine Alternative zur scholastischen Universitätsphilosophie geboten. Damit stieß er vielerorts auf Unverständnis und Ablehnung; damit wurde er aber auch für jene interessant, die nach neuen geistigen Orientierungen suchten. Ein Beispiel hierfür sind die Mönche des reformwilligen Benediktinerklosters Tegernsee in Bayern. Cusanus stand besonders mit Abt Kaspar Aindorffer und Prior Bernhard von Waging seit einiger Zeit in freundschaftlichem Briefkontakt. In der Tegernseer Gemeinschaft wurde damals wie in vielen religiösen Zirkeln des 15. Jhs., ausgehend von Autoren wie Dionysios Areopagita, Hugo von Palma oder Johannes Gerson, über das richtige Verständnis von Mystik diskutiert. Die Frage kreiste v.a. um den strittigen Punkt, ob zur mystischen Erkenntnis Gottes nur das Gefühl oder doch auch der Verstand nötig sei. Bernhard von Waging, selbst Verfasser mystischer Werke, hatte in seinem 1451 geschriebenen *Laudatorium doctae ignorantiae* („Lob der belehrten Unwissenheit") Cusanus' Ansätze zu einer Mystik gepriesen, die auf dem Verstand aufbaut. In die folgende Kontroverse schalteten sich neben den Tegernseern u.a. der Melker Prior Johannes Schlitpacher für und der Aggsbacher Prior Vinzenz gegen Cusanus ein (vgl. Baum/Senoner 1998). Auf die Bitte der Tegernseer verfasste Cusanus schließlich *De visione Dei* und legte darin die Mystik mithilfe der Koinzidenzlehre aus. Das bedeutete auch eine Entscheidung für den Intellekt als notwendige (Vor-)Bedingung der Gotteserkenntnis. Das Werk sollte den Mönchen einen einfachen Zugang zu dieser Auslegung und zu Cusanus' eigener Philosophie gewähren. Es wurde am 8. November 1453 in Brixen vollendet. Cusanus schickte es Kaspar Aindorffer zusammen mit einem *eicona dei* (vgl. praef. 2,132) genannten Bild, auf dem der Blick Gottes dem Betrachter überallhin zu folgen schien. Er vergleicht dieses Bild mit einer Reihe berühmter Gemälde, die alle mit demselben optischen ‚Trick' arbeiten, darunter auch die Darstellung eines Engels in der Hofburg von Brixen, der das Wappen der Kirche hält (praef. 2,9–10: *Brixinae in castro angeli arma ecclesiae tenentis*).

> Von dem mitgeschickten Porträt geht das Werk aus. Cusanus leitet die Mönche an, das Bild von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten und auf den immer mit ihnen mitgehenden Blick Gottes zu achten. Er versteht das Bild als Gleichnis dafür, dass Gott alles sieht. Sehen ist Gottes Wesen. So wird auch das griechische Wort für Gott (*theós*), von *theoreîn* („sehen") abgeleitet (I,5,6). Dieses Sehen Gottes ist allerdings viel mehr als der menschliche Sehsinn. Es steht metaphorisch für Gottes allumfassendes Sein und Wirken. Das Sehen Gottes liegt vor allen verschiedenen Standpunkten. Es liegt hinter den Gegensätzen. Deren Zusammenfall wird als eine Mauer gedacht, die man überwinden muss, um zur Schau Gottes zu gelangen. Jedes denkende Wesen kann Gott erkennen, weil es

von ihm immer schon angeblickt ist. In unserem Geist haben wir Anteil an Gottes Sehen. Wenn sich der Denkende seiner selbst bewusst wird, hat er auch Gott erkannt. So scheint dieser dem Menschen selbst zuzuflüstern: *Sis tu tuus et ego ero tuus* (VII,25,13–14: „Sei du dein, und auch ich werde dein sein"). Gott ist Sehen und Gesehenwerden zugleich. Diese Einheit von Subjekt und Objekt im Erkennen Gottes ist ein zentraler Gedanke des Werks. Ausgehend von der Sehmetapher werden schwierigere Probleme der Bestimmung Gottes erörtert, u.a. das Verhältnis des Teils zum Ganzen oder der Andersheit zur Gleichheit. Den Abschluss bilden Überlegungen zur Trinität und zur Inkarnation.

Stil

De visione Dei ist das anschaulichste von Cusanus' philosophisch-theologischen Werken. Es geht von einem konkreten Objekt aus und führt von diesem weiter zum Spekulativen. Auf die komplizierte mathematische Symbolik der philosophischen Frühwerke wird ganz verzichtet. Der Ausdruck ist im Vergleich zum übrigen Werk einfach und flüssig. Dazu trägt v.a. eine in Cusanus' Schriften einzigartige ‚Erzählsituation' bei. Zunächst spricht Cusanus die Klostergemeinschaft als Ganzes an. Danach wendet er sich an einen einzelnen *frater contemplator*, einen „betrachtenden Bruder" (IV,9,1–11):

Accede nunc tu, frater contemplator, ad dei eiconam, et primum te loces ad orientem, deinde ad meridiem ac ultimo ad occasum; et quia visus eiconae te aeque undique respicit et non deserit, quocumque pergas, in te excitabitur speculatio provocaberisque et dices: Domine, nunc in hac tua imagine providentiam tuam quadam sensibili experientia intueor. Nam si me non deseris, qui sum vilissimus omnium, nusquam cuiquam deeris. Sic quidem ades omnibus et singulis, sicut ipsis omnibus et singulis adest esse, sine quo non possunt esse.

Tritt nun du zum Bild Gottes heran, betrachtender Bruder, und wende dich zuerst nach Osten, dann nach Süden und schließlich nach Westen. Weil der Blick des Bildes dich von überall gleichermaßen ansieht und dich nicht verlässt, wohin du auch weitergehst, wird eine Betrachtung in dir aufkommen, du wirst aufgerufen werden und wirst sprechen: „Herr, in diesem deinem Bild schaue ich jetzt deine Voraussehung in einer gleichsam sinnlichen Erfahrung an. Denn wenn du mich nicht verlässt, der ich der Niedrigste von allen bin, dann wirst du niemals irgendjemandem fehlen. So nämlich bist du bei allen und bei den einzelnen, wie bei allen und den einzelnen das Sein ist, ohne das sie nicht sein können."

Die hier begonnene Anrede des Bruders an Gott wird bis zum Ende beibehalten. Dass sie dem Bruder von Cusanus in den Mund gelegt wird, ist bald vergessen. Der Leser beginnt sich schnell mit dem vor Gott sprechenden Ich des Bruders zu identifizieren. Dieser trägt eine philosophische Meditation vor, die häufig in ein Gebet oder eine hymnische Preisung Gottes übergeht. Die philosophische Suche

verbindet sich mit existentieller Betroffenheit. Dadurch wirkt der Text unmittelbarer als die meisten anderen Werke des Cusanus. Das an praktischer Spiritualität interessierte Zielpublikum im Kloster Tegernsee hat die Form von *De visione Dei* offensichtlich stark mitgeprägt.

ein lokalgeschichtlich interessantes Rezeptionsbeispiel

De visione Dei gehörte schon zu Cusanus' Lebzeiten zu seinen meistgelesenen Schriften. Heute ist es sein neben *De docta ignorantia* bekanntestes Werk. Ein frühes und in seiner Art einmaliges Rezeptionsbeispiel ist das Exzerpt aus *De visione Dei* in einer Sammelhandschrift aus dem Augustiner-Chorherrenstift Ulm-Wengen.[4] Die Hs. kam Ende des 16. Jhs. in den Besitz von Tiroler Geistlichen, u.a. des Fürstbischofs von Brixen Anton von Crosini (1581–1663; vgl. hier S. 586). Dieser hat den Codex wohl der bischöflichen Bibliothek hinterlassen. Heute befindet er sich in der Bibliothek des Brixner Priesterseminars (SEM, E 15; das Exzerpt Bl. 123^{v}–132^{r}). Die Besonderheit des vor 1464 entstandenen Textes ist v.a., dass er den durchwegs wörtlichen Auszügen jeweils Zusammenfassungen im Hexameter voranstellt. Es ist dies der einzige bekannte Fall einer metrischen Bearbeitung eines Werks von Cusanus. Allerdings braucht der Leser der Hexameter einige Phantasie. Der Autor, der sich selbst „Mauricius" nennt, setzt sich nämlich unbekümmert über die Regeln der klassischen Prosodie und Metrik hinweg. Korrekt gebaute Verse sind selten. Wer dieser Mauricius ist und wozu er sein Exzerpt angelegt hat, bleibt unklar. Sicher ist jedoch, dass die textliche Vorlage aus Tegernsee stammt, das überhaupt ein zentraler ‚Umschlagplatz' für *De visione Dei* war. Das Werk wurde dort dreimal abgeschrieben und weiter verbreitet nach Salzburg, St. Emmeram in Regensburg, Scheyern, Metten, Eichstätt, Maulbronn, Magdeburg, Trier und Subiaco.

Dialogus de circuli quadratura, De caesarea circuli quadratura

Auf *De mathematicis complementis* von 1453/54 folgte ein Disput zwischen Cusanus und der mathematischen Fachwelt. Unter anderen hatte sich auch Paolo del Pozzo Toscanelli, ein alter Freund des Kardinals, kritisch eingeschaltet. Als Reaktion darauf entstand in Brixen 1457 der kurze *Dialogus de circuli quadratura* („Dialog über die Quadratur des Kreises"), in dem Cusanus und Toscanelli als Gesprächspartner auftreten. In Andraz, wohin der Bischof im Juli geflohen war, schrieb er dann ein weiteres Mal über dasselbe Problem in *De caesarea circuli quadratura* („Über die kaiserliche Quadratur des Kreises"), datiert mit dem 6. August 1457. Dass die Quadratur des Kreises diesmal „kaiserlich" genannt wird, lässt sich mit der Widmung an Kaiser Friedrich III. erklären, bei dem sich der in Tirol schwer bedrängte Cusanus in Erinnerung rufen wollte. Angesichts des großen Interesses Friedrichs an Geheimlehren aller Art war diese Schrift nicht schlecht gewählt. Ein interessantes Detail zur Entstehungsgeschichte ist übrigens, dass Cusanus ausdrücklich sein nach all den politischen Turbulenzen gegebenes Bedürfnis nach Erholung als Motivation

4 Vgl. hierzu Hallauer 2002, 384–391, mit einer Teiledition.

seines Forschens und Schreibens angibt. Die erholsame Zeit auf Schloss Andraz nützte Cusanus im nächsten Jahr auch, um ein schon länger geplantes philosophisches Werk niederzuschreiben.

De beryllo: Entstehung

Cusanus hatte 1453 *De visione Dei* als Erläuterungsschrift für die mit ihm befreundeten Tegernseer Mönche verfasst. Damit waren ihre Schwierigkeiten mit seiner Philosophie aber noch nicht ausgeräumt. Sie baten um weitere Erläuterung, insbesondere über das Koinzidenzproblem. So wurde noch im Herbst 1453 *De beryllo* („Über den Beryll") konzipiert. Der Name der Schrift verdankt sich dem bekannten Halbedelstein, der in geschliffener Form seit etwa 1300 als Sehhilfe verwendet wurde und von dem auch unser Wort „Brille" stammt. Cusanus wollte mit *De beryllo* seine Leser auf eine geistige Brille hinweisen, durch die hindurch sie den einen Gott sehen könnten. Diese Brille war nichts anderes als der Zusammenfall der Gegensätze im menschlichen Intellekt, das Sehen der gemeinsamen Voraussetzung von sich widersprechenden Sätzen. Die Fertigstellung des Werks hat sich allerdings um Jahre verzögert, wozu sicher auch die ständigen kirchenpolitischen Konflikte beitrugen, in die Cusanus in jener Zeit verwickelt war. So fand er erst nach seiner Flucht aus Brixen Zeit, das fünf Jahre vorher begonnene Werk abzuschließen. Es wurde laut der am Ende gegebenen Datierung am 18. August 1458 in Andraz vollendet.

Inhalt, Aufbau

De beryllo ist als Einleitung in die Philosophie von Cusanus angelegt. Er versucht, in Kürze vier Hauptsätze seines – seit *De docta ignorantia* in vielen Punkten weiterentwickelten – Denkens anzusprechen und zu erläutern. Dies wird im Vorwort mit einem großen Versprechen angekündigt: Das kleine Büchlein lehre eine universale Erkenntnismethode, die auf alle möglichen Forschungsbereiche übertragbar sei (1,13–14: *ad quaeque indaganda*). Jeder könne diese Methode innerhalb von wenigen Tagen lernen (2,10–11: *paucissimis diebus experieris*). Der danach einsetzende Hauptteil stellt zunächst kurz vier Hauptsätze der cusanischen Philosophie auf (4–7): 1. Der Weltgrund ist Einheit und Geist. 2. Was ist, ist Wahrheit oder deren Ähnlichkeit. 3. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. 4. Der Mensch als zweiter Gott erschafft die Kultur- und Begriffswelt. Der ganze Rest der Schrift besteht in der Erläuterung dieser Sätze. Die didaktische Gliederung gerät allerdings im Lauf des Werks aus den Fugen. Cusanus selbst nennt es am Ende einen *minus bene digestus libellus* (72,10: „ein nicht so gut eingeteiltes Büchlein"). Man darf hier vielleicht Spuren der Unruhe auf der Fluchtburg Andraz vermuten. Auch der Inhalt hält sich nicht an das Konzept der Einführung. Cusanus lässt sich auf zahlreiche Exkurse ein und setzt sich immer wieder mit der philosophischen Tradition auseinander. Der Charakter einer Einleitungsschrift geht so vielfach verloren.

Cusanus' Prinzipien

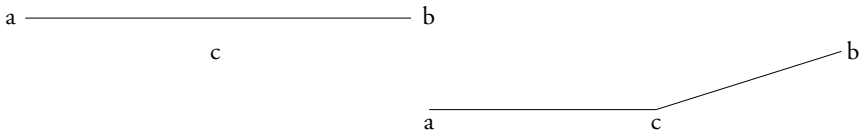
Alle vier Hauptsätze werden unter Rückgriff auf die Koinzidenzlehre erklärt, die sich somit als Mittel zur Welterklärung bewähren soll. Dies im Einzelnen

nachzuzeichnen, würde hier viel zu weit führen. Es soll nur umrissen werden, was mit den einzelnen Hauptsätzen gemeint ist. Im ersten stellt sich Cusanus in die lange Tradition der europäischen Einheits- und Geistesphilosophie. Wie Parmenides nimmt er das unendliche Eine als letztes Prinzip aller Vielheiten an. Wie bei Anaxagoras ist dieses letzte Prinzip Geist. Neuplatonisch ist der Gedanke der Ausfaltung (*explicatio*) des Einen zu der Vielheit des Seins. Christliche Offenbarungslehre scheint bei der Annahme einer Mitteilungslust des Einen durch. Seine Finalität ist es, sich in der ausgefalteten Schöpfung zu zeigen und von seinen Geschöpfen, insbesondere dem Menschen erkannt zu werden. Der zweite Hauptsatz stellt ein weiteres Erbe des Platonismus dar: Die Wahrheit eines Dings ist nach Cusanus sein ideelles, begriffliches Wesen. Dieses Wesen teilt den konkreten Dingen die Ähnlichkeit seiner selbst mit. Man darf an die platonische Ideenlehre mit ihrem Verhältnis von Urbild und Abbild denken (aber nicht an ihre Hypostasierung der Ideen außerhalb des Geistes). Seiendes kann nach dem zweiten Hauptsatz also wahr (im Begriff) oder wahrähnlich (in der Sinnlichkeit) sein. Der dritte Hauptsatz beruft sich ausdrücklich auf den in der Philosophiegeschichte seit Platon vielgeschmähten *homo-mensura*-Satz des Protagoras. Bei Cusanus hat die Ausdeutung dieses Satzes eine gewisse Ähnlichkeit zur Transzendentalphilosophie Kants. Der Mensch kann nur durch sein menschliches, sinnlich-geistiges Erkenntnisinstrumentarium hindurch erkennen. Insofern werden alle Gegenstände der Erkenntnis nach dem Maß des Menschen gemessen. Menschliche Erkenntnis ist nicht absolut. Allerdings sichern die auf Selbstoffenbarung und Erkanntwerden ausgelegte Finalität der Welt sowie die Ähnlichkeit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen Geist objektive, wenngleich nur approximative Erkenntnis. Ähnlich betont der vierte Hauptsatz die aktive Seite des menschlichen Erkennens. Der Mensch verhält sich nicht bloß rezeptiv, sondern trägt als zweiter Gott zur Konstituierung seiner kognitiven Welt bei. Cusanus zeigt sich also, um wieder einen modernen Vergleich zu bemühen, als Konstruktivist. Er möchte sich über die Voraussetzungen, die Konstruiertheit der menschlichen Erkenntnis klar werden. Die durch Gott verbürgte objektive Wahrheit unterscheidet diesen Ansatz aber von einem Relativismus moderner Prägung.

Stil

In *De beryllo* bedient sich Cusanus einer weitgehend antikisierenden Diktion. Antike Philosophen von Anaxagoras bis zu Proklos bieten das Hauptmaterial der Auseinandersetzung, wovon auch die Terminologie des Cusanus geprägt wird. Im Vergleich zu seinen großen philosophischen Erstlingswerken *De docta ignorantia* und *De coniecturis* ist der Stil des Werks anschaulicher. Die direkte Anrede an den Leser verringert die Distanz. Nachdem sich philosophische und mathematische Schriftstellerei bei Cusanus in den 40er-Jahren getrennt haben, wagt er hier wieder eine Verbindung der beiden Fächer im selben Werk. Allerdings geschieht das in viel

eingeschränkterem Maß als in den erwähnten philosophischen Frühwerken. Die geometrischen Beispiele sind hier weniger zahlreich und leichter verständlich. Man vergleiche etwa die folgende Illustration (vgl. Abb. 26):



DE BERYLLO

Abb. 26: Ausschnitt aus Nicolaus Cusanus' Werk *De beryllo*.

Huius vide nostrae artis aenigma […] (9,1: „Sieh ein Gleichnis dieser unserer Kunst […]"), beginnt Cusanus seine Erläuterung des Diagramms. Die Linie dient ihm als Symbol für das Eine. Man nehme eine Linie acb und drehe den Abschnitt cb. Es werden unendlich viele spitze und stumpfe Winkel gebildet. Alle setzen aber die Linie als ihr Prinzip voraus. Ein maximal spitzer Winkel resultiert ebenso wie ein maximal stumpfer Winkel wieder in einer Linie. Maximaler und minimaler Winkel koinzidieren. Die Linie ist der Grund aller Winkel und steht über deren Gegensätzen.

Rezeption

Ob die Tegernseer Mönche aus *De beryllo* die erwünschte Belehrung schöpften, ist nicht bekannt (man darf es bezweifeln). Die weitere Nachwirkung der Schrift im 15. und 16. Jh. war aber bedeutend. Das ist vielleicht mit dem Konzept als Einleitungsschrift und der kompendiösen Zusammenfassung von Cusanus' Philosophie in der Mitte zwischen Früh- und Spätwerk zu begründen. *De beryllo* ist das einzige Werk von Cusanus, das hs. Verbreitung in der italienischen Frührenaissance fand. Wahrscheinlich gehen schon Anklänge an Cusanus bei Marsilio Ficino und bei Pico della Mirandola auf *De beryllo* zurück. Für Giordano Bruno, der Cusanus' Philosophie zum Pantheismus weiterentwickelte, war es eine wichtige Quelle. Über ihn gelangte die Idee der Koinzidenz u.a. zu Hamann, Herder, Schelling und Hegel.

Cusanus' Predigten als populäre Paraphrasen seiner Philosophie

Cusanus war gerade erst zwei Tage in Brixen, als er am Karfreitag des Jahres 1452 etwas für die damaligen Verhältnisse sehr Ungewöhnliches tat: Er predigte. Seine Vorgänger auf dem Brixner Bischofsstuhl hatten zwar eine hohe Meinung von Sinn und Wert der Predigt, überließen ihre Ausführung aber lieber dem untergeordneten Seelsorgeklerus. Cusanus dagegen demonstrierte mit seinem Predigteifer von Beginn an den Willen, in seiner Diözese gestalterisch zu wirken (Pauli 1995). Die Brixner Predigten bilden den größten Teil des Predigtcorpus von Cusanus. Während er vor seiner Zeit als Bischof nur unregelmäßig als Festprediger auftrat, konnte er sich nun erstmals über längere Zeit einem im Wesentlichen gleichbleibenden Publikum widmen. Aus den sechseinhalb Jahren seiner Brixner Zeit sind insgesamt 167, z.T. umfangreiche lat. Konzepte von Predigten erhalten. Dass diese Entwürfe lat. sind, bedeutet allerdings nicht, dass Cusanus tatsächlich lat. gepredigt hat. Im Predigtwesen des Mittelalters – zumindest im deutschsprachigen Raum – war es der Normalfall, lat. zu konzipieren und in der Volkssprache zu sprechen. Dabei darf man nicht an eine Übersetzung während der Predigt denken. Die lat. Konzepte hatten vielfach nur den Status einer Ideensammlung. Bei Cusanus war das i.A. nicht anders. Der Grad der Ausarbeitung seiner Entwürfe ist aber verschieden. Einige sind bis in die Anreden hinein ausformuliert, so z.B. die Predigt vom Vorabend des Allerheiligenfestes 1456 (serm. 249). Anlass und Ort variieren. Cusanus predigte zur Eröffnung von Diözesansynoden, zu Festen des Kirchenjahres oder zur Einweihung einer Kapelle; in seiner Bischofskirche in Brixen, in Bruneck oder auch in dem abgelegenen Bergdorf Prettau (zur erwähnten Einweihung der dortigen Kapelle). Die überwiegende Zahl, nämlich 141 der 167 Entwürfe, wurden aber in Brixen gehalten, in den meisten Fällen beim sonntäglichen Gottesdienst. Im Publikum saßen dabei das Domkapitel *(praelati),* der übrige Domklerus *(presbyteri)* und die Stadtbewohner *(incolae huius urbis).*

Inhalt

Inhaltlich gibt es viele Anklänge an das philosophische Werk. Wichtige Konzepte werden hier aber theologischer, christlicher gedacht. Cusanus' erste Referenz ist in den Predigten die Bibel, nicht die philosophische Tradition. Man kann den Inhalt der *sermones* in vier Grundfragen zusammenfassen: 1. Was ist Gott? 2. Warum hat Gott den Menschen geschaffen? 3. Warum ist Gott zum Menschen geworden? 4. Was ist bei all dem die Aufgabe des Menschen? Die Antworten, die Cusanus darauf gibt, sind im Grunde eine evangelische Paraphrase seines ontologisch-epistemologischen Systems. Gott ist als das unendliche Eine seinem Wesen nach verborgen. Der Mensch aber ist durch seinen Geist gottähnlich (z.B. serm. 174; vgl. serm. 168,8,4: *quasi alius deus*, „gleichsam ein zweiter Gott") und kann sich deshalb der Erkenntnis Gottes annähern. Zur Vollkommenheit Gottes gehört auch die Mitteilung seiner selbst. Gott hat den Menschen geschaffen, um sich ihm zu offenbaren (z.B. serm. 168 und 187). Die Menschwerdung Christi ist der Beweis

der Gottähnlichkeit des Menschen. Durch sie ist der Zugang zum Göttlichen eröffnet (z.B. serm. 154). All dies führt zum Schluss, dass die Aufgabe des Menschen im Glauben und der Erkenntnis Gottes besteht. Der Glaube als aktiver Willensentschluss ist dabei viel stärker betont als in den philosophischen Schriften, wo er praktisch keine Rolle spielt.

Stil

Die *sermones* des Bischofs stehen zwischen dem erzählfreudigen und erbaulichen ‚Normaltyp' der mittelalterlichen Predigt und seinen oft spekulativ-abstrakten philosophischen Werken. Im Unterschied zu jenem konzentrierte sich Cusanus auf die Auslegung der Bibel und bemühte sich um eine philosophische Anreicherung seiner Gedanken. Im Vergleich zu diesen strebte er nach größerer Direktheit, Vereinfachung und Anschaulichkeit. Der kolloquiale Stil der Predigten ist auch in den lat. Konzepten überall zu greifen: direkte Anreden, einschließendes „wir", rhetorische Fragen, Parataxe usw. Auf die voraussetzungsreiche Begrifflichkeit der philosophischen Werke wird verzichtet.

ein Tiroler Rezeptionsbeispiel

Der erste Druck der Predigten erfolgte 1514 in der weit verbreiteten Cusanus-Edition des Pariser Humanisten Jacobus Faber Stapulensis. In Tirol ging das Interesse an den Predigten allerdings noch weiter, wie das folgende Beispiel zeigen kann. Um 1530 zirkulierte hier offensichtlich ein heute verlorenes Autograph des Cusanus, das in einem kleinen humanistischen Kreis großes Interesse auf sich zog (vgl. Zani 1985 und Hallauer 2002, 401–441). Damals residierte auf dem Brixner Bischofsstuhl Georg von Österreich, ein unehelicher Sohn Kaiser Maximilians I. Bei einem Aufenthalt in Innsbruck erfuhr er von autographen Manuskripten des Cusanus im Besitz des humanistisch gebildeten Tiroler Kanzlers Hieronymus Baldung. Auf die Bitte Georgs übersandte Baldung dem Fürstbischof die wertvollen Hs., unter denen sich vielleicht auch weitere Werke des Cusanus befanden. Jedenfalls ist im Begleitbrief des Kanzlers (abgedruckt bei Zani 1985, 112–113) auch von „ettlich wenig tractatus und dialogos" die Rede. Die Begeisterung Georgs für die Autographen war so groß, dass er sie drucken lassen wollte. Dafür suchte er einen gelehrten Redaktor und fand ihn in Stephanus Rosinus (ca. 1470–1548), Domherr von Passau und Trient. Rosinus kollationierte die Predigten mit seinem Exemplar der Stapulensis-Edition, das sich heute in der Bibliothek des Franziskanerklosters in Trient (OFM TR, P 270) befindet – seine in zahlreichen Randnotizen festgehaltenen Ergebnisse sind in diesem Druck einzusehen. Inzwischen hatte Fürstbischof Georg aus unbekannten Gründen das Projekt einer Herausgabe der Predigten allerdings wieder fallen gelassen. Trotzdem erlosch sein Interesse an den Hs. nicht. Selbst auf seinen ausgedehnten Geschäftsreisen, die ihn u.a. in die Niederlande führten, erkundigte er sich mehrmals danach. Schließlich beauftragte er seinen Sekretär, die Manuskripte mit nach Brüssel zu nehmen, wo sich ihre Spur verliert. Sei es zur Hebung des eigenen Prestiges oder aus theologisch-literarischem Interesse:

Der Fall beweist, dass Cusanus im Tiroler Geistesleben des frühen 16. Jhs. gekannt und geschätzt wurde. Seine Autographen waren mittlerweile sehr wertvoll geworden. So wie Cusanus vormals in deutschen Bibliotheken auf die Jagd nach antiken Hs. gegangen war, wurden seine eigenen Hs. nun von humanistisch Interessierten gejagt.

Cusanus' Sprache

Cusanus ist noch deutlich von dem zu seiner Zeit aufkommenden klassizistischen Stil der italienischen Humanisten entfernt. Wie er in der Vorrede zur 1433 entstandenen *Concordantia catholica* selbst sagt, fühlte er sich in der *Latinitas* als Deutscher schon von seiner Nationalität her benachteiligt. Noch hatte der Humanismus nördlich der Alpen nicht Fuß gefasst. Unklassische Konstruktionen und Formen sind bei Cusanus keine Seltenheit.[5] Andererseits ist sein Stil in der Regel überhaupt trocken und dicht. Viele harte Fügungen gehen wohl nicht auf grundsätzliche sprachliche Inkompetenz zurück, sondern auf die Vernachlässigung der Form zugunsten des Inhalts. Das kolloquiale Setting vieler Werke, sei es als Dialog, sei es als Ansprache an den Leser oder Ähnliches, trägt hingegen zur Auflockerung bei. Ein großes Anliegen war Cusanus seine philosophische Terminologie, in der er sich um größtmögliche Schärfe bemühte und sich auch sprachschöpferisch betätigte. So bezeichnete er Gott u.a. als *possest* („Können-Ist") oder als *non aliud* („Nicht-Anderes"). Im Einklang mit seinen philosophischen Grundgedanken erweist sich Cusanus als Meister des Oxymorons und der paradoxen Formulierung: Man vergleiche nur die zentralen und vielen Neuprägungen zugrunde liegenden Begriffe von der „belehrten Unwissenheit" *(docta ignorantia)* und dem „Zusammenfall der Gegensätze" *(coincidentia oppositorum).*

Paulus Ricius

Während Cusanus heute ein geistesgeschichtlicher Fixstern ist, fiel der eingangs neben ihm erwähnte Paulus Ricius (ca. 1480–1542) bei einer breiteren Öffentlichkeit dem Vergessen anheim. Beide Männer griffen in platonisierender Art nach dem Einen und Ganzen hinter der Welt der Erscheinungen, Ricius tat dies aber wesentlich spekulativer und hermetischer als Cusanus – was auch einer der Gründe ist, warum ihm die Geltung des letzteren versagt blieb. Dabei zog Ricius' Synthese von jüdischer Esoterik, Christentum und aristotelisch-(neu)platonistischer Philosophie im Tirol des 16. Jhs. wesentlich mehr intellektuelle Aufmerksamkeit auf sich als die Werke des Cusanus, was freilich auch daran liegt, dass Ricius auf mächtige Mäzene und eine diskursbestimmende höfische Rezipientenschicht bauen konnte.

5 Zum Beispiel *quod* zusammen mit AcI (*De pace fidei* I,1, S. 3,9–4,3: *ex qua elicuit quod paucorum sapientum omnium talium diversitatum* […] *peritia pollentium unam posse facilem quandam concordantiam reperiri*), Ablative auf *-i* statt *-e* (*meliori*); vgl. die Bemerkungen in Opera omnia 1932–2010, Bd. 7, xxxiii–xxxiv und Bd. 12, xxi–xxii.

Leben

Das Leben von Paulus Ricius liegt insbesondere in seinen ersten Jahrzehnten im Dunkeln (vgl. Tilg 2006b). Manche lassen ihn aus Italien, manche aus Deutschland kommen. Laut Wurzbach wohnte seine Familie seit dem 14. Jh. „an den italienisch-tirolischen" Grenzen; andere sprechen von einem deutschstämmigen Vater aus Trient.[6] Wie dem auch sei, Ricius studierte Philosophie und Medizin an der Universität Pavia, wo er anschließend auch eine Zeit lang unterrichtete. In dieser Zeit konvertierte der geborene Jude – wohl unter dem Einfluss des in Pavia lehrenden portugiesischen Franziskaners Gomes de Lisboa – zum Christentum. Ein reizvolles Zeugnis für Ricius' Zeit in Pavia ist ein Gedicht von Niccolò d'Arco, der selbst um 1504 in Pavia studierte und sich bei Ricius nun in Hendekasyllaben nach gemeinsamen Bekannten von damals erkundigt (Welber 1996, Nr. 72). Vielleicht waren es die in Oberitalien geführten italienischen Kriege, die Ricius schließlich vertrieben und nach Tirol brachten. Spätestens 1514 stand er in den Diensten des Fürstbischofs von Brixen, Christoph von Schrofenstein (reg. 1509–1521). Um diese Zeit dürfte sein bis heute bekanntestes Werk, eine lat. Teilübersetzung des kabbalistischen Traktats *Scha'are Ora* („Pforten des Lichtes") des Spaniers Joseph Gikatilla (1248–1305), entstanden sein. Bald wurde auch Kaiser Maximilian auf den gelehrten Konvertiten aufmerksam, von dessen Kenntnis der jüdischen Mystik und Literatur er gerade im Kontext des „Pfefferkorn-Streits" (s.u.) profitieren konnte. Abgesehen davon hatte Maximilian auch eine Schwäche für Geheimwissenschaften und medizinische Themen (Wiesflecker 1971–1986, Bd. 3, 330–339), sodass Ricius für ihn vielseitig einsetzbar war. Noch im Jahr 1514 wurde Ricius als Leibarzt Maximilians an den Innsbrucker Hof berufen. Bis zu Maximilians Tod 1519 finden wir Ricius in der Gesellschaft prominenter Humanisten im Umkreis des kaiserlichen Hofs: Er war zumindest zeitweilig Mitglied der Wiener *Sodalitas Collimitiana*; für die 1518 von Pietro Bonomo herausgegebene Gedichtsammlung bedeutender Humanisten an den Tiroler Sekretär Kaiser Maximilians, Blasius Hölzl (vgl. hier S. 91–93), verfasste Ricius einen Geleitbrief an den Leser; im Umfeld des im selben Jahr abgehaltenen Augsburger Reichstags beriet er Ulrich von Hutten bei einer Therapie gegen die Syphilis. Um 1518 soll sogar der französische König Franz I. erfolglos versucht haben, Ricius an den Pariser Hof zu ziehen. Nach dem Tod Maximilians dürfte Ricius zunächst in die Dienste des Salzburger Kardinals Matthäus Lang getreten sein, in dessen Gefolge er schon vorher öfter auftaucht. In Willibald Pirckheimers 1520 erschienener Satire *Eckius dedolatus* („Der zurechtgehauene Eck") wird Ricius jedenfalls als Arzt Langs bezeichnet (vgl. Holzberg 1983, 13–16). 1521 kehrte er – offenbar nicht allzulang – nach Pavia zurück, um dort Griechisch und Hebräisch zu lehren. Spätestens seit 1524 war Ricius wieder in

6 Vgl. Wurzbach 35, 280 und 290; Killy 9, 444; NDB 21, 547.

den Diensten der Habsburger, und zwar als Protophysicus des späteren deutschen Königs und Kaisers Ferdinand I. 1529 wurde er als Berater gegen die Seuche des Englischen Schweißes in Tirol herangezogen. 1530 wurde er in den Freiherrenstand erhoben und mit Schloss Sprinzenstein in Oberösterreich belehnt. 1536 bestellte ihn Ferdinand I. zum Leibarzt der in Innsbruck heranwachsenden königlichen Kinder, wo Ricius seinen Lebensabend verbrachte und 1542 starb. Seine beiden Söhne Hieronymus und Franz standen ebenfalls in den Diensten Ferdinands I. und waren nacheinander Dompropst von Trient (Bietenholz 1985–1987, Bd. 3, 157–158; zu Hieronymus vgl. hier S. 193).

christliche Kabbala

Ricius selbst entwickelte am Innsbrucker Hof offenbar keinen großen medizinischen Ehrgeiz. Zwei hs. deutsche Rezepte, eines davon nur mutmaßlich zugeschrieben, sind die einzigen schriftlichen Hinterlassenschaften seines Brotberufs. Umso emsiger war Ricius auf dem Gebiet der philosophisch-theologischen Mystik. Er schuf eine außergewöhnliche Synthese von Kabbala, Christentum und einem eigenwillig verstandenen Aristotelismus mit neuplatonischen Elementen. Ricius wurde damit zu einem Hauptvertreter der sogenannten „christlichen Kabbala". Gestützt auf das im 13. Jh. in Spanien entstandene Buch *Zohar*, erlebte zunächst die jüdische Mystik der Kabbala weite Verbreitung. Im 15. Jh. gaben jüdische Konvertiten in Spanien und Italien schließlich die Impulse für eine „christliche Kabbala" (vgl. grundsätzlich Schmidt-Biggemann 1999). Der einschlägige Kanon mystischer Texte wurde dabei christlich ausgelegt und zum Beweis für die Wahrheit des Christentums erklärt. So entdeckten christliche Humanisten wie Pico della Mirandola die Kabbala. Ihm folgten z.B. Egidio da Viterbo, Johannes Reuchlin oder Guillaume Postel. Paulus Ricius gehört zu diesem illustren Kreis.

drei Beispiele

Eine detaillierte Besprechung von Ricius' umfangreichem Werk ist hier nicht beabsichtigt (vgl. dazu Roling 2007), nicht zuletzt auch deshalb, weil der Entstehungsort seiner knapp 20 Schriften fast immer unklar ist. Die Druckorte tragen zur Klärung dieser Frage wenig bei. Seit Ricius Italien verlassen hatte, erschienen die meisten seiner Publikationen in Augsburg, doch Augsburg war damals eben eines der wenigen hoch entwickelten deutschen Druckzentren, während der Buchdruck z.B. in Tirol noch randständig war. Drei ausgewählte Werke, die von der Chronologie her zumindest in Tirol entstanden sein könnten, sollen einen kleinen Einblick in Ricius' philosophische Welt vermitteln.

In apostolorum simbolum

Ricius' eigene Konversion ist der Hintergrund des Dialogs *In apostolorum simbolum iuxta peripateticorum dogma* („Über das apostolische Glaubensbekenntnis gemäß der Lehre der Peripatetiker"; Augsburg 1514, Pavia ^{2}1517).

> Als Gesprächsteilnehmer treten zunächst die drei jüdischen Brüder Philaletes, Philadelphus und Philosomatus auf. Es ist Abend, und die Brüder sehen gerade jungen Mädchen

beim Tanzen zu. Da macht Philaletes den Vorschlag, zum Theologen Gometius – Ricius' einstigem Lehrer – zu gehen und sich mit ihm über das Heil der Seele zu unterhalten. Um auch seinen epikureischen Bruder Philosomatus zu überzeugen, erzählt er ein Gleichnis: Eine Hirtin erblickt in einem Bach das Spiegelbild eines wunderschönen Mannes. Sie hebt die Augen und sieht die Erscheinung dieses Mannes nun klarer auf der Höhe eines Berges. Sie läuft hinauf, bis sie zu ihm kommt und er sie in seine Arme schließt. So sei es auch mit der Seele, die zu Gott strebe. Philadelphus und Philosomatus können dieser ‚mystischen Hochzeit' im Rahmen der peripatetischen Philosophie zunächst keinen Sinn abgewinnen und begeben sich deshalb zu Gometus. Dieser fordert nun aber regelrecht zum Gebrauch aristotelischer Begriffe auf und führt die Brüder so zur Erkenntnis, dass sich aristotelische Philosophie und Glaubenswahrheit nicht widersprechen. Im Mittelpunkt der Diskussion steht die Lehre von der christlichen Trinität, wie sie im apostolischen Glaubensbekenntnis von Nizäa festgehalten ist. Sie wird u.a. durch einen Rückgriff auf pseudoaristotelische, neuplatonisch gefärbte Schriften wie den *Liber de causis* („Buch der Ursachen") oder die *Theologia Aristotelis* („Die Theologie des Aristoteles") als Emanation des Einen erklärt. Daneben werden z.B. auch die aristotelische *Topik* oder die *Kategorien* für die Argumentation eingesetzt. In diese philosophische Diskussion mischt sich immer wieder kabbalistisches Gedankengut. So bringt Ricius die zehn Kategorien des Aristoteles in Entsprechung zu den zehn Sephiroth, den Emanationen der göttlichen Kraft in der Kabbala.[7]

Vorwort

Zur Verteidigung des Aristoteles in diesem Dialog passt auch das lobende Vorwort. Es stammt von dem zu seiner Zeit bedeutendsten Aristoteliker überhaupt, dem in Bologna lehrenden Pietro Pomponazzi (1462–1525). Ricius hatte ihn während seiner Studienzeit wahrscheinlich selbst gehört und mit ihm Bekanntschaft geschlossen. In seinen Kommentaren zu Averroes hat Pomponazzi übrigens auch auf eine Averroes-Übersetzung von Ricius zurückgegriffen (Secret 1976, 284).

Portae lucis

Ricius' bedeutendste Schrift ist die lat. Teilübersetzung eines der Hauptwerke der mittelalterlichen Kabbala, der *Scha'are Ora* („Pforten des Lichtes") des Spaniers Joseph Gikatilla (1248–1305), erschienen unter dem Titel *Portae lucis* in Augsburg 1516 (vgl. Abb. 27). Zum ersten Mal wurde damit ein längerer kabbalistischer Text der christlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die *Portae lucis* sind ein systematischer Traktat über die im Buch *Zohar* beschriebenen Stufen der göttlichen Emanation, die Sephiroth. Zu ihrer Interpretation werden v.a. die verschie-

7 Die Frage nach Einflüssen von Cusanus bei Ricius wäre einmal zu stellen. Berührungspunkte gibt es etwa im Konzept der Trinität und der Einheit von Subjekt und Prädikat in Gott. Bei Meier-Oeser 1989 sind eine Reihe von Cusanus-Rezipienten im geistigen Umfeld von Ricius erwähnt (Reuchlin, Eck, Postel u.a.), Ricius selbst aber nicht.

denen Namen Gottes herangezogen. Der wichtigste und allen anderen zugrunde liegende Name ist das Tetragramm (JHWH, für Jahweh). Dieses ist auch die Quelle der zehn Sephiroth. In den Namen Gottes offenbaren sich die göttlichen Kräfte.

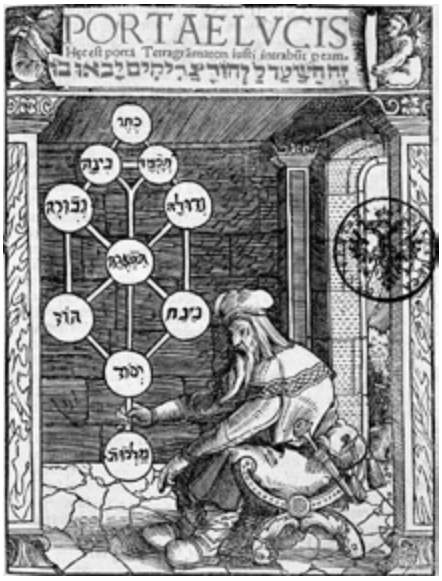


Abb. 27: Titelblatt der *Portae lucis* des Paulus Ricius, Augsburg 1516.

Interesse daran in Brixen

Ein Detail aus der frühesten Rezeptionsgeschichte dieses Werkes weist ins Jahr 1514 und nach Brixen zurück. Die *Portae lucis* fanden nämlich schon in hs. Form im Brixner Augustiner und Domherren Sebastian Stamler (Santifaller 1924, 474–475) einen Leser oder zumindest Vermittler. Zeugnis dafür ist das autobiographische *Chronicon* des Hebraisten und späteren Reformators Konrad Pellikanus, der im Zuge einer Visitationsreise 1514 in Brixen Station gemacht hatte. Laut dem einschlägigen Eintrag des *Chronicon* (Riggenbach 1877, 47) lernte Pellikanus hier Sebastian Stamler kennen und erhielt von ihm Ricius' Manuskript der *Portae lucis* für eine Abschrift. Stamler taucht übrigens noch öfter im Umkreis von Ricius auf. Im folgenden Jahr 1515 widmet Ricius ihm die dritte Auflage der *In cabalistarum seu allegorizantium eruditionem isagogae* („Einführung in die Bildung der Kabbalisten oder Allegoriker"; Augsburg 1515, zuerst Pavia 1509) sowie eine *Epistola defensoria contra obtrectatorem Cabalae* („Verteidigungsbrief gegen einen Schmäher der Kabbala"; Augsburg 1515). In der Vorrede des 1518 erschienenen *Tractatus singularis de epidimiae morbo* von Hieronymus Ricius wird Stamler als zweiter Widmungsträger neben dem Augsburger Humanisten Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden erwähnt. Kabbalistisches Schrifttum scheint damals in Brixen überhaupt beliebt gewesen zu sein. Gleich im Anschluss an den erwähnten Eintrag im *Chronicon* berichtet Pellikanus nämlich, dass er über Vermittlung eines anderen Brixner Kanonikers, Ambrosius (oder Hieronymus) Hippenhofer, ein offenbar seltenes Werk *De mysteriis cabalisticis* („Von den Geheimnissen der Kabbala") des spanischen Konvertiten Paulus de Heredia (1408–nach 1485) in die Hände bekommen habe. Es handelte sich dabei wohl um die *Haccanae epistola de secretis ad Haccanam filium* („Brief des Hakkana über die Geheimnisse an seinen Sohn Hakkana"; Rom, ca. 1485), in der im Stil der späteren christlichen Kabbalisten der christliche Gehalt jüdischer Traditionen propagiert wird.

Talmudica […] *commentariola*

Auf einen direkten Wunsch Kaiser Maximilians I. geht eine andere Übersetzung aus dem Hebräischen zurück. 1519 veröffentlichte Ricius seine *Talmudica novissime in Latinum versa periocunda commentariola* („Jüngst ins Lat. übersetzte, sehr erfreuliche kleine talmudische Schriften"). Maximilian wünschte sich eigentlich eine Übersetzung des gesamten Talmuds. Von den 63 Traktaten der Mischna – des Kerns des Talmuds – übersetzte Ricius schlussendlich aber nur die zwei hier vorgelegten, nämlich *Berakhot* (Vorschriften v.a. zu Segenssprüchen und Landwirtschaft) und *Sanhedrin* (Vorschriften zum Gerichtswesen). Das Projekt der Talmud-Übersetzung ist vor dem Hintergrund des Disputs von Johannes Reuchlin mit den Kölner Dominikanern um den Wert jüdischer Literatur zu sehen, des sogenannten „Pfefferkorn-Streits" (vgl. dazu z.B. Trusen 1987). Im Jahr 1509 war es dem – wie Ricius – zum Christentum konvertierten Juden Johannes Pfefferkorn gelungen, von Maximilian die Erlaubnis zur Einziehung von angeblich christenfeindlichen jüdischen Büchern zu erhalten. Als der mehr oder weniger als Strohmann der Kölner Dominikaner agierende Pfefferkorn bei der Umsetzung seines Plans auf erheblichen Widerstand stieß, beauftragte Maximilian 1510 vier deutsche Universitäten und weitere Gelehrte, darunter auch Reuchlin, mit einem Gutachten zur Duldung jüdischer Bücher. Reuchlin sprach sich deutlich für eine Duldung aus und insbesondere seine Verteidigung des Talmuds machte auf Maximilian Eindruck. Der scharfe Angriff auf Reuchlin in Pfefferkorns Schmähschrift *Handspiegel* und Reuchlins Replik im *Augenspiegel* (beide 1511) lösten einen mehrjährigen Streit aus, in dem sich auf der einen Seite Pfefferkorn und die Kölner Dominikaner, auf der anderen Seite Reuchlin und die Elite der deutschen Humanisten gegenüberstanden. Zumindest aus literarischer Sicht gipfelte dieser Disput in der Satire der *Epistolae obscurorum virorum* („Dunkelmännerbriefe"; 1515–1517), in denen die Kölner Dominikaner durch fingierte Briefe an den für sie eintretenden Theologen Ortwin Gratius vor aller Welt lächerlich gemacht wurden. Im 1517 erschienenen zweiten Teil der *Dunkelmännerbriefe* wird auch Ricius unter den Humanisten an Reuchlins Seite genannt (epist. 12 und 59). Eine Form der Unterstützung war offenbar auch Ricius' Übersetzung des Talmuds für Kaiser Maximilian, dessen Interesse für die jüdische Literatur durch den Streit gestiegen war. In dieser Situation lag es für Maximilian nahe, seinen einschlägig ausgewiesenen Innsbrucker Hofarzt für eine Vermittlung des Talmud sorgen zu lassen, für den Reuchlin so eindrucksvoll argumentiert hatte.

Wirkung

Paulus Ricius gelangte in den Diensten Maximilians I. und Ferdinands I. zu Reichtum und Ansehen. Für einen geborenen Juden war das damals eine außerordentliche Karriere. Ricius' Kompetenz als Hebraist, Kabbalist, Philosoph und Arzt zeichnete ihn bei den Intellektuellen Europas aus. Er stand mit zahlreichen Gelehrten seiner Zeit in brieflichem Kontakt. Erasmus von Rotterdam – dem er 1525 übrigens ein erfolgreiches Rezept gegen Steinleiden verschrieb – lobte ihn

überschwänglich: *Praeter Hebraeae linguae peritiam quantum ille tenet philosophiae, quantum theologiae!* (Brief vom 10. März 1517 an Riccardo Bartolini, hg. von Allen 1906–1958, Bd. 2, 501–502; „Einmal ganz abgesehen von seiner Kenntnis der hebräischen Sprache, wie viel Philosophie besitzt er! Wie viel Theologie!"). Ricius' Wirkung auf die weitere kabbalistisch-esoterische Literatur ist beträchtlich. Spuren davon gibt es schon in Reuchlins *De arte cabbalistica* („Über die Kunst der Kabbalistik"; 1517). Weitere Einflüsse zeigen sich bei Guillaume Postel (1510–1581) und einem seiner Schüler, dem Dichter Guy Lefèvre de la Boderie (1541–1598), der Ricius teilweise regelrecht versifizierte. Johannes Pistorius (1546–1608) nahm große Teile von Ricius' Schriften in sein populäres Sammelwerk *Artis Cabbalisticae* […] *scriptores* („Kabbalistische […] Schriftsteller"; Basel 1587) auf. Noch Athanasius Kircher (1602–1680) schrieb in seinem *Oedipus Aegyptiacus* (Rom 1652–1654) eine Passage aus Ricius' *Isagogae* („Einführung") wörtlich ab (Secret 1960, 174–183). Später verebbte das Interesse an der christlichen Kabbala und Paulus Ricius. Erst in jüngster Zeit wird seiner historischen Bedeutung für die Geistesgeschichte des 16. Jhs. wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt.

Lav Šubarić

Medizin und Naturwissenschaft

Überblick

Zahlreiche spätmittelalterliche Hs. medizinischen oder naturkundlichen Inhalts lassen sich mit dem Tiroler Raum in Verbindung bringen. Sie beinhalten neben den wohlbekannten Standardtexten auch viele sonst unbekannte Werke, bei denen man z. T. vermuten kann, dass sie in Tirol verfasst wurden. Doch Hinweise, welche eine eindeutige Zuordnung erlauben würden, findet man nur in seltenen Fällen.

Augustinus de Tridento, Gutachten zu einer Seuche

Einer der ältesten heil- oder naturkundlichen Texte, die sich sicher mit Tirol in Verbindung bringen lassen, ist das iatromathematische (astrologisch-medizinische) Gutachten über das Jahr 1340, welches Augustinus de Tridento für den Trientner Fürstbischof Nikolaus von Brünn (reg. 1338–1347) verfasste (vgl. Abb. 28).[1] Über sein Leben ist nur das bekannt, was er in seinem Gutachten selbst mitteilt. Augustinus stammte aus Brixen, war ein Mitglied des Augustinereremitenordens, der in Trient ein Kloster hatte, bekleidete in Trient das Amt eines Kaplans bei Bischof Nikolaus und war, zumindest in den Jahren 1338 bis 1340, als Lektor in Perugia tätig. An der dortigen Universität dürfte er entweder Medizin oder die Fächer des Quadriviums, v.a. Astronomie, unterrichtet haben. Den Anlass für seine Schrift lieferte eine Seuche, die im Jahr 1340 in Italien ausgebrochen war (Clm 647, Bl. 1^{v}):

> *Determinavi infrascripta in universitate studii Perusii propter ignorantiam infirmitatis. Nam in ista pestilentia infirmitatum medici Florentie, Perusii, Rome atque in ceteris regionibus Ytalie tribuebant unam medicinam omnibus humoribus, ut scriptum fuit mihi, ignorantes radices infirmitatum. Et accidit error iste pestiferus multis medicis propter ignorantiam astrologie*
>
> Ich habe das Folgende an der Universität Perugia festgehalten, wegen der Unkenntnis, die bezüglich der Krankheit herrscht. Denn bei dieser Epidemie verwendeten die Ärzte in Florenz, Perugia, Rom und in anderen Teilen Italiens, wie man mir geschrieben hat, ein einziges Medikament für alle Säfte, weil sie die Wurzeln der Krankheiten verkennen. Und dieser unheilvolle Irrtum unterläuft vielen Ärzten aus Unkenntnis der Astrologie.

1 Überliefert in BSB, Clm 276, Bl. 87^{r}–91^{r}; Clm 647, Bl. 1^{r}–20^{v}; Krakau, Biblioteka Jagiellonska, Cod. 56, Bl. 129^{r}–135^{v}; Auszüge gedruckt bei Thorndike 1960, 699–707, eine Zusammenfassung ebendort, 225–232.

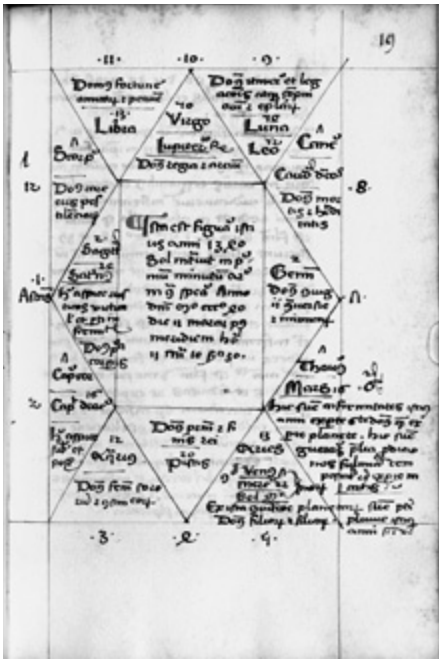


Abb. 28: Iatromathematisches Gutachten über das Jahr 1340 des Augustinus de Tridento für Fürstbischof Nikolaus von Brünn.

Die betreffenden Ärzte haben, wie Augustinus gegen Textende erklärt, die Ursache der Krankheit in der Witterung des Jahres gesucht (Bl. 19^{v}):

Unde quidem medici in variis regonibus et specialiter Perusii iudicaverunt infirmitates istius anni accidisse ex pluvia illa, quod manifeste est falsum. Tum quia in M°CCC°38 et 39 fuerunt pluvie quasi continue et tamen non fuit pestis egritudinum ut in isto anno […].

Deshalb urteilten freilich Ärzte in verschiedenen Teilen Italiens und ganz besonders in Perugia, dass die Krankheiten dieses Jahres von jenem Regen herrührten, was offensichtlich falsch ist, einerseits weil es 1338 und 1339 sozusagen ununterbrochen Regen gab und eine Epidemie wie in diesem Jahr dennoch nicht vorgekommen ist […].

Augustinus wollte diesen Fehler beheben und gleichzeitig nicht nur ein Gutachten über die Krankheiten dieses Jahres geben, sondern auch eine Einführung in das Thema schreiben, die in allen Jahren nützlich sein würde, in denen aus astrologischer Sicht ähnliche Bedingungen vorkommen würden.

Zu Beginn der Schrift erklärt Augustinus die Ursache der Krankheit: Sie liegt im sechsten Haus des Himmels. Die astrologische Theorie teilt den Himmel nicht nur in zwölf Sternzeichen ein, durch die die Planeten im Laufe des Jahres wandern, sondern auch in die sogenannten Häuser, zwölf von der Erde aus gesehen fixe Abschnitte des Himmels, denen ein entscheidender Einfluss auf verschiedene Aspekte des Lebens zugeschrieben wird, wie z.B. auf das materielle Wohl, auf Kinder, Ehe, Reisen oder Ehren. Das erwähnte sechste Haus hat Einfluss auf Gesundheit bzw. Krankheiten. Wenn sich in diesem Abschnitt des Himmels ein bösartiger Planet befindet (als solche galten Mars und Saturn), dann muss man mit Krankheiten rechnen. Wie nun in diesem Denksystem jeder Mensch ein individuelles Horoskop hat und das Zusammenspiel der Häuser, Sternzeichen und Planeten bei seiner Geburt seine Fähigkeiten und Neigungen, mitunter auch sein Schicksal bestimmt, so kann man auch aus der Konstellation zu Beginn eines Jahres ersehen, wie dieses Jahr sein wird.

Am Anfang des Jahres 1340 stand, wie Augustinus feststellt, der Planet Mars im sechsten Haus und verursachte somit die Seuche.

Als Nächstes bestimmt Augustinus aus der Konstellation die Art der grassierenden Krankheiten. Bestimmt würden diese außer von Mars auch noch von Saturn, dessen Einfluss in diesem Jahr aus anderen Gründen besonders stark gewesen sei. Nachdem er detailliert dargelegt hat, welche Krankheiten wen und an welchen Körperteilen befallen würden und wie ihnen generell zu begegnen sei, beschreibt er verschiedene astrologische und medizinische Prognosemethoden. Die medizinische Prognose hält er jedoch für unzuverlässig, da sie nicht einmal unzweifelhaft feststellen könne, ob jemand wirklich tot sei, was sich anhand vieler Fälle belegen lasse, bei denen man vermeintlich Tote begraben habe, die später, nach der Öffnung ihrer Gräber, in ganz anderen Positionen gefunden worden seien.

Da auch Städte und Regionen aus astrologischer Sicht den Sternen unterworfen sind, bestimmt Augustinus aufgrund des Horoskops der Stadt Trient, worauf dort besonders zu achten sei. Den Versuch, Ähnliches auch für Brixen zu bestimmen, könne er nicht durchführen, da nicht bekannt sei, wann genau Brixen gegründet wurde.

Der zweite Hauptteil der Schrift widmet sich v.a. diätetischen Präventivmaßnahmen, welche unter den gegebenen astrologischen Umständen die Gesunden vor den besagten Krankheiten bewahren sollen, sowie den Aufgaben des Arztes bei der Behandlung von Gesunden und Kranken, z.B. dem Aderlass. Am Ende der Schrift wendet der Autor sich wieder der Astrologie zu und erklärt die Rolle Saturns und der anderen Planeten in der Konstellation des Jahres. Das Werk schließt mit der Erklärung einiger beiliegender astrologischer Diagramme.

Autoritäten

Augustinus belegt seine Gelehrsamkeit u.a. durch ein breites Spektrum an Autoritäten, die er zur Untermauerung seiner Ansichten heranzieht. Diese reichen von antiken über arabische bis zu zeitgenössischen Schriften. Mehrmals überlässt er das Urteil in Detailfragen zwei in der Astrologie bewanderten Ärzten, den Magistern Odoricus und Iordanus, an die sich sein Adressat, der Bischof von Trient, bei Bedarf offensichtlich wenden konnte (ein Magister Iordanus ist 1339 in Trient als Arzt belegt, vgl. Tovazzi 1889, 10).

der Schwarze Tod

Um die Mitte des 14. Jhs. erschütterte eine große Pestepidemie die Alte Welt. Bis in das 18. Jh. hinein suchte die Pest Europa immer wieder heim und hinterließ deutliche Spuren im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und religiösen Leben. In der medizinischen Literatur kam es in der Folge zu einer Flut von Pesttraktaten, -regimina und -konsilien. Zwei davon, die sicher aus Tirol stammen, verdienen im vorliegenden Zusammenhang Beachtung.

Pestregimina

Im Juli 1399 sandte der Trientner Arzt Odoricus de Arco, Doktor der Freien Künste und der Medizin, ein kurzes Regimen an den Hofmeister und Landeshauptmann von Tirol, Heinrich von Rottenburg (ca. 1365–1410). Ende 1421 verfasste in

Innsbruck Udalricus de Tridento, auch er ein *artium et medicine doctor*, auf Anfrage eines Mönchs von St. Georgenberg ein etwas ausführlicheres Regimen und ließ es Caspar von Schläßbeck, dem Abt des Klosters, zukommen. Ob Odoricus, dessen Existenz als angesehener Bürger Trients gut dokumentiert ist, und Udalricus, von dem man sonst nichts weiß, zwei verschiedene Ärzte, ob sie verwandt oder gar miteinander identisch waren, wie schon vermutet wurde (Naupp 1988, 62–63; Naupp 1989, 421; Werthman-Haas/Keil 1991, 70–71), lässt sich nicht entscheiden.

Odoricus de Arco

Das Regimen von 1399 (Fiecht, Cod. 167, Bl. 139^{v}–140^{r}; Faksimile und Übersetzung bei Naupp 1988, 64–68) gibt dem Herrn von Rottenburg und seiner Familie knappe präventive Ratschläge, wie sie trotz des herrschenden Pesthauchs *(aeris pestiferi nunc ocurrentis)* ihre Gesundheit erhalten können. Seine Ratschläge gliedert Odoricus nach einer kurzen Einleitung gemäß den *sex res non naturales* („sechs nicht natürlichen Dingen", d.h. sechs Dingen, die außerhalb der eigenen Naturanlage liegen): *aer*, *cibus et potus*, *motus et quies*, *sompnus et vigilia*, *inanicio et replecio*, *accidentia animi* („Luft, Essen und Trinken, Bewegung und Ruhe, Schlaf und Wachen, Entleerung und Füllung, Gemütszustände"). So kategorisierte die medizinische Theorie die äußeren Einflüsse, durch welche im menschlichen Körper das Verhältnis der Säfte zueinander beeinflusst werde, im Gegensatz zur unbeeinflussbaren, angeborenen Konstitution, die man in *res naturales* („natürliche Dinge") gliederte. Am ausführlichsten fallen in Odoricus' Regimen die Ratschläge bezüglich der Rein- und Trockenhaltung der Luft aus, gemäß der damals gängigen Vorstellung, dass schädliche Dünste die Ursache der Pest seien. Mit einer Empfehlung der geeigneten Medikamente beschließt Odoricus die Reihe seiner Ratschläge. Neben einem Rezept für offensichtlich mit dem Brief mitgelieferte Pillen erwähnt er *theriaca magna* („den großen Theriak"), als universales Gegengift.

Udalricus de Tridento

Das Regimen von 1421 (Fiecht, Cod. 150, Bl. 181^{r}–185^{v}; Übersetzung bei Naupp 1989, 425–434; vgl. hier Farbtafel 6) ist ungefähr dreimal so lang wie das ältere Beispiel. Nach der Erläuterung der Umstände, die zur Entstehung des *regimen* geführt haben, werden wieder die *sex res non naturales* behandelt. Die Ratschläge zur richtigen Ernährung sind besonders ausführlich und gewähren einen Einblick in die Fülle der unterschiedlichen Lebensmittel, die den Mönchen zur Verfügung gestanden haben müssen. Auf die Ratschläge zur Lebensweise folgen zahlreiche Rezepte für die Medikamente, welche der Stärkung und Erhaltung der Gesundheit dienen sollen. Im zweiten Hauptteil der Schrift wendet sich Udalricus der Heilung der schon an der Pest Erkrankten zu: Erläutert werden die Stärkung der Kranken, die Überwindung des Fiebers und die Behandlung von Geschwüren.

Publikum

Obwohl das Regimen die besonderen Lebensumstände der Benediktinermönche berücksichtigt (z.B. ihre *stabilitas loci*, d.h. das Gelübde, für immer in dem Kloster zu bleiben, in das man einmal eingetreten ist, und damit die Unmöglichkeit, sich

durch die Flucht in gesündere Gegenden dem Pesthauch zu entziehen), rechnet Udalricus durchaus mit einem breiteren Leserkreis (Bl. 182^{v}):

> *Et quamvis vobis non expediat iniungere a coytu cavere, tamen, quia aliis etiam potest hoc regimen suffragari, ideo ponatur quod a coytu permaxime est cavendum, quia est causa agitationis magne in humoribus et permiscere facit malos humores cum bonis.*
>
> Und obwohl die Anweisung, euch vor dem Beischlaf zu hüten, für euch überflüssig ist, soll dennoch, da dieses Regimen auch anderen helfen kann, festgestellt werden, dass man sich vor dem Beischlaf außerordentlich hüten muss, da er die Ursache großen Aufruhrs unter den Körpersäften ist und bewirkt, dass sich die schlechten Säfte mit den guten vermischen.

Zitate

Als gelehrter Arzt streut er in seinen Text Zitate aus Schriften verschiedener Autoritäten (Galen, Aristoteles, Rhazes, Avicenna und Iohannitius) ein. Inhaltlich spiegeln seine Ratschläge das Allgemeingut der akademischen Medizin seiner Zeit wider (insbesondere scheint ihn eine deutsche Fassung des *Prager Sendbriefs*, eines der verbreitetesten Pesttraktate, beeinflusst zu haben; vgl. dazu Werthman-Haas/Keil 1991).

Alchemie

Auch die Alchemie wurde in Tirol eifrig betrieben, wie z.B. eine hauptsächlich zwischen 1457 und 1470 in Trient von einem gewissen Enricus geschriebene alchemistische Sammelhandschrift bezeugt (ÖNB, Cod. 5230), die neben Schriften des Ramon Llull auch viele eigene Rezepturen von Enricus sowie alchemistische Rezepte seines Lehrers Isaak Kochperger und anderer Tiroler Praktiker enthält, wie z.B. des Trientner Bischofs Alexander von Masowien (1423–1444).

Zeitalter Sigmunds und Maximilians

Seit der Mitte des 15. Jhs. steigt die Zahl der schriftlichen Zeugnisse über Ärzte, Astrologen und Alchemisten in Tirol rasch. Die Höfe in Innsbruck und Trient ziehen Gebildete an. So sind mehrere unter den Leibärzten Sigmunds, Maximilians und Hinderbachs auch als Autoren bekannt, z.B. Ulricus Ellenbog, Burkhardus de Horneck, Johannes Matthias Tiberinus (vgl. hier S. 68), Adolphus Occo, Paulus Ricius (vgl. hier S. 182), Hieronymus Baldung, Conradus Trust, Hieronymus Stellimaurus (vgl. hier S. 308) oder Georg Tannstetter. Aus der Zeit ihrer Tätigkeit in Tirol sind jedoch in der Regel keine medizinischen oder naturkundlichen Werke auf Lat. erhalten. Ausnahmen bilden einige meist in Sammelhandschriften verstreute Rezepte oder Briefe, so z.B. der in eindringlichem Ton gehaltene Bericht über den schlechten Gesundheitszustand der todkranken Bianca Maria Sforza, den Baptista Baldironus Ende 1510 an ihren Gatten Maximilian schickte (TLA, Kunstsachen III, 37, abgedruckt bei Schadelbauer 1948, 424–425). Auf dem Gebiet der Übersetzungsliteratur tat sich der Trientner Domherr Hieronymus Ricius, der Sohn des berühmten Philosophen Paulus Ricius hervor, der Marsilio Ficinos medizinischen

Traktat *Il consiglio contro la pestilenzia* („Rat gegen die Pest") unter dem Titel *Tractatus singularis de epidimiae morbo* („Der vorzügliche Traktat über die epidemische Krankheit") ins Lat. übersetzte und 1518 in Augsburg drucken ließ.

Nicolaus Pol

Der erzherzogliche und später kaiserliche Leibarzt Nicolaus Pol († 1532) war ein Schützling Sigmunds (vgl. Fisch 1947; Bachmann 1946/49). Der Erzherzog nahm den aus armen Verhältnissen stammenden Jungen bei sich auf und ermöglichte ihm, wie Pol selbst bezeugt, Zugang zur Bildung. Im Jahr 1487 ist die erste Anstellung Pols am Innsbrucker Hof seines Gönners belegt. In dieser Zeit bekleidete er den Posten eines Destillierers, bereitete also alchemistische und medizinische Präparate für den Landesfürsten zu. Er dürfte sich immer wieder aus Innsbruck entfernt haben, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. 1494 scheint er das Doktorat erworben zu haben, wie aus Eintragungen hervorgeht, die sich in allen Büchern aus seiner Bibliothek finden: *Nicolaus Pol doctor 1494*. Ende 1495, nach der Abdikation Sigmunds, wurde er von König Maximilian als Innsbrucker Hofarzt angestellt und blieb in seinem und danach bis an sein Lebensende in Ferdinands Dienst. Pols weitgefächerte geistige Interessen spiegeln sich in seiner reichen Bibliothek, deren ursprünglicher Bestand auf 1300 Bände geschätzt wird (von denen heute noch ca. 450 Drucke und 35 Hs. bekannt sind). Sie beinhaltete auch eine wichtige Sammlung von Hs. mit den Werken des Philosophen und Mystikers Ramon Llull (heute hauptsächlich in der Bibliothek des Stiftes Innichen).

Syphilis

Zum großen medizinischen Thema dieser Zeit wurde eine neue Seuche, die damals mit verschiedenen Namen bezeichnet und später als Syphilis bekannt wurde. In Frankreich nannte man sie „die italienische Krankheit", im deutschen Sprachraum „die französische", in Polen „die deutsche", in Russland „die polnische" usw. Damals trat diese Geschlechtskrankheit, die vermutlich aus dem gerade bekannt gewordenen Amerika in die Alte Welt eingeschleppt worden war, in einer viel virulenteren und ansteckenderen Form als heute auf. Zu ihrem ersten großen Ausbruch soll es bei der Belagerung von Neapel durch französische Truppen 1495 gekommen sein. Als sich die an der Belagerung beteiligten Söldner anschließend in ihre Heimatländer zerstreuten, verbreitete sich die Syphilis rasant über ganz Europa. Die Medizin begegnete der Krankheit zunächst mit Präparaten auf Quecksilberbasis, die insgesamt vermutlich mehr schadeten als nützten. Im Jahre 1517 schickte der Gurker Bischof und Diplomat in Maximilians Diensten Kardinal Matthäus Lang (1468–1540) eine medizinische Kommission nach Spanien, um dort den Nutzen einer neuen Behandlungsmethode zu untersuchen, die auf der Verwendung des in Mittelamerika vorkommenden und bei den Indianern als Heilmittel für die Syphilis bekannten Guaiakholzes basierte. Kurz darauf wurden die Kuren mit dem kostbaren Holz, für welches sich die Fugger ein Handelsmonopol gesichert hatten, in ganz Europa sehr verbreitet.

Traktat über das Guaiakholz

Ein Mitglied der erwähnten Kommission war neben Paulus Ricius vermutlich auch Nicolaus Pol. Jedenfalls widmete er Kardinal Lang Ende 1517 sein Werk *Tractatus de modo curandi corpora Alemanorum a morbo Gallico infecta cum ligno indico Guaicanun appellato* („Abhandlung über die Methode, die Körper der Deutschen, die von der französischen Krankheit befallen sind, mit dem Guaicanun genannten indischen Holz zu heilen", Ausgabe und englische Übersetzung bei Fisch 1947, 49–83). Es ist die älteste lat. Abhandlung über das Guaiakholz. Das Werk wurde zuerst hs. verbreitet und erst drei Jahre nach Pols Tod 1535 in Venedig gedruckt.

> Nachdem Pol den Aufwand hervorgehoben hat, den der Kardinal betrieben hat, um in Spanien verschiedene Rezepte für die Guaiakholzkur zu sammeln, berichtet er, dass schon 3000 Spanier mit dieser Methode geheilt worden seien. Anschließend erklärt er die Grundlagen, auf denen die Methode basiert: Die schlechten Säfte müssen aus dem Körper entfernt werden, die konkreten Schritte aber sollen von der Konstitution und dem Zustand des Patienten abhängig gemacht werden. Da sich die Deutschen anders als die Indianer oder Spanier ernährten, eine robustere Konstitution hätten und in einem kälteren Klima lebten, fasst Pol die in diversen spanischen Rezepten überlieferten Heilmethoden in eine zusammen und passt sie den Bedürfnissen der Deutschen an. Die Kur besteht darin, dass der Patient genaue Ernährungsvorschriften beachtet, die Guaiakholzbrühe in vorgeschriebenen Dosen trinkt, sich einem raffinierten Wechsel von Hitze und Wärme aussetzt und dadurch schwitzt. Die Dauer der Behandlung lässt Pol offen: Während die kranken Indianer schon innerhalb von zehn Tagen und die Spanier in einer Zeit von bis zu sechzig Tagen geheilt werden könnten, dürfte es bei Deutschen, je nach der Stärke der Krankheit, auch länger dauern.

Der Text zeigt, abgesehen von einer gewissen Verspieltheit im Umgang mit den geographischen Bezeichungen im Titel, keinerlei Bemühung um eine stilistische Durchformung.

Erfolg der Kur

Die Guaiakholzkur, die von Pol empfohlen und bald überall angewandt wurde, war zumindest kurzfristig wirksam, viele Patienten jedoch, die sich für geheilt gehalten hatten, unter ihnen z.B. Ulrich von Hutten, starben während einer späteren Phase der Krankheit. Die Erfolge, welche die Patienten der Behandlung zuschrieben, hatten indessen kaum etwas mit der Verwendung von Guaiakholz zu tun, sondern verdankten sich v.a. der während der Behandlung angewandten Hitze.

Briefe

Pol war nicht nur in der Medizin und Alchemie, sondern auch in der Astrologie und Astronomie sehr bewandert, wie man u.a. den Resten seiner Korrespondenz entnehmen kann. Erhalten sind nur einige Briefe, die er in den Jahren 1513–1520 mit dem Benediktiner Vitus Bild Acropolitanus (1481–1529), einem Humanisten

aus Augsburg, gewechselt hat (Augsburg, Bistumsarchiv, Hs. 81/III). Da Augsburg ein wichtiges Zentrum des Buchhandels war, ließ sich Pol für seine Bibliothek durch Vitus Bild Bücher von dort besorgen. In Gegenzug wandte sich Bild, der selbst als guter Astrologe und Horoskopersteller bekannt und gefragt war, mit schwierigen astronomischen und astrologischen Fragen an Pol.

Practica

Wie jeder Arzt seiner Zeit legte auch Pol eine für den Eigengebrauch bestimmte Notizensammlung an, in der sich wichtige Auszüge aus medizinischen Standardwerken, Rezepte aus verschiedenen Quellen und Krankengeschichten aus der eigenen Praxis nebeneinander finden. Die Sprache ist meist Lat., z.T. auch Deutsch oder eine Mischung aus beiden. Als sein Sohn Johannes, der diese Sammlung geerbt hatte, 1536 in Znaim (Znojmo in Mähren) starb, wurde Pols Hs. im dortigen Rathaus verwahrt. Wolfgang Kappler (1493–1567), der in Brünn und Krems als Stadtarzt bzw. Apotheker und seit 1558 als Kaiser Ferdinands Leibarzt wirkte, entlehnte diese – heute verschollene – Hs. und ließ sie gut lesbar abschreiben (ÖNB, Cod. 11410), wobei er etliche eigene Notizen vom Schreiber einfügen ließ bzw. die Sammlung auch nachträglich eigenhändig durch zahlreiche Notizen und Nachträge erweiterte. Das damals durchaus übliche Ordnungsprinzip der Sammlung wird auch in ihrem Titel festgehalten: *Practica pro menbris corporis humani a capite usque ad pedes* („Behandlungsmethoden für die Glieder des menschlichen Körpers vom Kopf bis zum Fuß"). Der hauptsächlich aus Pol exzerpierte Teil umfasst 335 Blätter. Viel Raum wird darin der Syphilis gewidmet, wobei neben dem Guaiakholz auch verschiedene andere Heilmethoden zur Sprache kommen.

Rezepte und Krankengeschichten

Bei vielen Rezepten finden sich Zuschreibungen an verschiedene, hauptsächlich Augsburger und Tiroler Ärzte und Apotheker, doch für die Prosopographie und Kulturgeschichte des 15. und 16. Jhs. dürften die Rezepte aus dem Mund von berühmten medizinischen Laien, Herrschern, Höflingen und Adeligen, bzw. ihre Krankengeschichten am interessantesten sein. Auch zwei berühmte Literaten finden sich darunter (Bl. 54^{v}; 184^{r}):

> *Nicolaus de Weyla 80 annorum acutissimum habuit visum quem dixit se conservasse singulis alternatis noctibus lavando pedes cum decoctione camomille.*
>
> Der achtzigjährige Nikolaus von Wyle hatte eine äußerst scharfe Sehkraft, die er sich, wie er sagte, dadurch bewahrt hatte, dass er sich die Füße jede zweite Nacht mit Kamillensud wusch.[2]

2 Die Absurdität dieser Kur ist dem zerstreuten Abschreiber anzulasten, der berühmte Übersetzer hat sicher seine Augen mit Kamille gewaschen.

Osbaldt von Wolckenstain: Ex melle, cervisia et bolo armeno fiat emplastrum quod ponatur super dolorem podagrico per 4 vel 5 dies et pro certo tolletur omnis dolor, sed emplastrum non debet mutari.

Oswald von Wolkenstein: Man mache ein Pflaster aus Honig, Bier und armenischer Siegelerde und lege es dem Gichtkranken vier oder fünf Tage lang über die schmerzende Stelle und alle Schmerzen werden garantiert verschwinden, aber das Pflaster darf nicht gewechselt werden.

Manche von diesen Rezepten werden zu Anekdoten oder regelrechten Schwänken ausgebaut, so z.B. die Heilungsgeschichte des von Syphilis befallenen Kardinals Matthäus Lang, dem wegen seiner Krankheit gemäß der medizinischen Theorie Weingenuss verboten war (Bl. 291^{r}):

Nota: Cardinal Lang mihi retulit se vidisse quod dum post unctiones diversas passus sit maximos dolores tibiarum ita quod multis diebus omnino non potuit dormire tum ex desperatione dixit: Ego volo me inebriari vino et videre an possum saltem dormire semel, ut sequatur quid velit. Quod fecit ita quod in tantum biberit quod inebriabatur fortiter et deinde dormivit. Postea sequenti die nullum dolorem sensit et sic omnino curatus fuit ab hoc dolore et durabat sanitas usque huc, scilicet in septindecimum annum. Nam in decimo inebriavit se et nunc scribitur 1517.

Merke: Der Kardinal Lang erzählte mir, dass er, als er nach der Anwendung verschiedener Salben an den Schienbeinen größte Schmerzen litt, sah, dass er viele Tage lang nicht schlafen konnte, und aus Verzweiflung sagte: „Ich will mich mit Wein betrinken und schauen, ob ich wenigstens einmal einschlafen kann, komme, was da wolle." Das tat er, indem er so viel trank, dass er stark betrunken wurde und dann einschlief. Danach, am nächsten Tag, spürte er keine Schmerzen und wurde auf diese Weise gänzlich geheilt von diesem Schmerz und seine Gesundheit dauert bis jetzt, d.h. bis zum Jahr '17. Denn er hat sich '10 betrunken und jetzt schreibt man das Jahr 1517.

Doch nicht nur berühmte Personen und gelehrte Ärzte, sondern auch Gewährsleute aus dem Volk werden zitiert, z.B. *quedam vetula deridens alios medicos doctores qui non potuerunt frangere lapidem* (Bl. 111^{r}; „eine Vettel, die andere Doktoren der Medizin auslachte, welche den Blasenstein nicht zertrümmern konnten"). Interessant ist auch folgende Notiz: *Rusticus quidam ex Zillers Tall habuit experientiam curandi omnem rupturam intestinalem in 9 diebus* (Bl. 170^{r}; „Ein Bauer aus dem Zillertal hatte das Erfahrungswissen um das Heilen jedes inneren Bruchs innerhalb von neun Tagen"). Durch derartige Bemerkungen ist die Sammlung auch für die Kenntnis der Volksmedizin im spätmittelalterlichen Tirol von großer Bedeutung.

Christine Lehne

Rechtswissenschaft

rechtshistorischer Hintergrund

Eine Schilderung der Geschichte der lat. juristischen Literatur Tirols am Ausgang des Mittelalters erfordert einige einführende Bemerkungen zu den rechtlichen Grundlagen dieser Zeit. Der Übergang von der Personal- zur Territorialgerichtsbarkeit[1] war damals noch nicht sehr lange vollzogen und die Rechtsnormen unterschieden sich von einem Gebiet zum anderen beträchtlich. Für die Einwohner der Städte und der größeren Gebiete galten die jeweiligen Statuten bzw. *regulae*, d.h. Stadt- und Landrechte, deren Normen jedoch unsystematisch und unvollständig waren. Darüber hinaus waren das *ius commune* („gemeines Recht"),[2] lokales Gewohnheitsrecht, bäuerliches Recht in Form sogenannter Weistümer sowie Sonderrechte für einzelne Berufsgruppen in Geltung (Baltl/Kocher 2004, 68–75, 114–129).

lat. juristische Literatur

Da wie in vielen anderen Bereichen so auch im Rechtswesen die Sprache der wissenschaftlichen Fachliteratur im Wesentlichen das Lat. war, würde man angesichts dieser Rechtsvielfalt erwarten, dass zu juristischen Themen ein ungemein umfangreiches und differenziertes lat. Schrifttum produziert wurde. Tatsächlich waren jedoch auch einige Faktoren im Spiel, welche die Entwicklung der lat. juristischen Literatur verzögerten. So verlief deren Ausbreitung etwa parallel zur Neugründung von Universitäten und zur Rezeption des römischen Rechts, die beide nur allmählich voranschritten. Auch der Ausbau der weltlichen und kirchlichen Administration, in dessen Zuge politische und rechtliche Ämter, die zuvor von wechselnden Beratern bzw. von Personen ohne juristische Kenntnisse ausgeübt worden waren, professionalisiert wurden, ging nur langsam vonstatten.[3] Außerhalb dieser gelehr-

1 Bei der Personalgerichtsbarkeit bestimmen sich die rechtlichen Normen, denen eine Person unterworfen ist, nach ihrem Geburtsort, ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort ist unerheblich. Bei der Territorialgerichtsbarkeit sind alle Personen innerhalb eines großräumigen Geltungsbereiches demselben Recht unterworfen (Floßmann 2001, 4).

2 So bezeichnete man die auf dem römischen Recht basierende Rechtsordnung, die hauptsächlich durch die Schriften der sogenannten Glossatoren und Postglossatoren weiter entwickelt wurde und im deutschen Sprachraum sowie in etwas geringerem Maße in allen Ländern Europas galt (Wesel 2000, 313–315, 342–343).

3 In Tirol werden 1506 vier *doctores* als Mitglieder der landesfürstlichen Regierung genannt, die gleichzeitig als Hofgericht fungierte. Initiiert wurde die Besetzung dieser Ämter von Maximilian. Im Landtagsabschied von 1554 beschwerten sich die Stände, dass die Regierung vorwiegend mit Gelehrten besetzt würde, die bei Fehlen einer Bestimmung in der Satzung sofort auf das gemeine Recht zurückgriffen. S. Sartori-Montecroce 1895, 9, 39.

ten Traditionen, d.h. für die Aufzeichnung des einheimischen Rechts sowie für Traktate, die sich mit diesem beschäftigten, wurde meist die Volkssprache benutzt (vgl. Polenz 1991–1997, Bd. 1, 214–216).

stylus curiae

Stilistisch ist ein Großteil der lat. Rechtsliteratur bis zu einem gewissen Grad vom sogenannten *stylus curiae* („Kanzleistil") geprägt. Hierunter versteht man das förmliche, syntaktisch komplexe und vielfach gekünstelt wirkende Lat. der kaiserlichen Ämter, das auch darüber hinaus von vielen Juristen benutzt wurde (vgl. Schröder 1979, 32–33). Die Verbreitung dieses Amtslatein gründet in der Tatsache, dass mittelalterliche Urkunden gewisse formale Erfordernisse zu berücksichtigen hatten, deren Nichtbeachtung mit Nichtigkeit sanktioniert wurde. Die Anleitungen hierfür fanden sich in *Artes dictandi* („Handbücher des Schreibens"), die später auch in Prozessordnungen rezipiert wurden.

Überblick

Im Folgenden soll zunächst ein knapper Überblick über einige juristische Gattungen gegeben werden, die im Tirol des späten Mittelalters als Abschriften kursierten. Anschließend werden mit Traditionsbüchern, Texten zum Notariatswesen, Statuten und Konsilien vier Genera juristischen Schrifttums vorgestellt, zu denen sich im Land eigenständige Produktion nachweisen lässt. Danach kommen Werke zur Sprache, die anlässlich zweier aufsehenerregender Ereignisse der Landesgeschichte im 15. Jh. entstanden sind, nämlich des Streites zwischen Erzherzog Sigmund und Nicolaus Cusanus sowie der Affäre um Simon von Trient.

als Abschriften kursierende Gattungen

Bei den Genera juristischer Texte, die im Tirol dieser Epoche im Umlauf waren, ohne dass es zu eigener Produktion gekommen wäre, handelt es sich großteils um Prozessualschriften mit Titeln wie *Ordo iudiciarius* („Prozessverlauf") oder *Processus iudiciarius* („Gerichtsprozess"), um Stoffübersichten bzw. -auszüge *(Summae)* und um Formelbücher. Dabei kopierte man in erster Linie Werke berühmter Vorgänger wie z.B. den *Ordo iudiciarius* des in Bologna lehrenden Kanonisten Tancredus (1185–ca. 1235), die *Summa de poenitentia* („Zusammenfassung über die Buße") des Raymundus de Pennaforte aus Katalonien (nach 1180–1275) oder die *Lectura super arboribus consanguinitatis* („Vorlesung über Stammbäume") des wiederum in Bologna wirkenden Johannes Andreae (ca. 1270–1348) (vgl. Sprung 1904).

Traditionsbücher

Zu den ältesten juristischen Gattungen, von denen wir aus Tirol selbst stammende Beispiele besitzen, gehören sogenannte Traditionsbücher, d.h. Sammlungen von Urkundenabschriften, die zumeist Klöster betrafen. Solche Kompilationen haben sich insbesondere aus der Diözese Brixen erhalten, wo die in ihnen zusammengetragenen Dokumente bis ins 10. Jh. zurückreichen (Redlich 1886; Wagner 1954).

Imbreviaturen, *Artes notariatus*

Urkundensammlungen sind auch die für Tirol seit dem 13. Jh. erhaltenen Imbreviaturen (Voltelini/Huter 1899–1951), in denen Notare rechtsgeschäftliche Do-

kumente von besonderem Interesse zusammenstellten. Die Notariatsimbreviaturen des in Trient tätigen Bongiovanni di Bonandrea († 1320) und des Jakob von Laas (Ende 14. Jh.) sind mittlerweile in modernen Ausgaben zugänglich (Rando/Motter 1997; Raffeiner 2007). Ebenfalls schon früh bezeugt sind katalogartige Traktate zum Notariatswesen, die, meist unter dem Titel *Ars notaria* oder *Ars notariatus* („Handbuch des Notariatswesens"), förmliche und materielle Anweisungen zur Tätigkeit der Notare gaben. Man orientierte sich dabei an Vorbildern aus dem norditalienischen Raum wie z.B. der *Summa artis notariae* („Summe der Notariatskunst") des Rolandino de' Passaggeri (ca. 1215–1300) oder der *Ars notariatus* des eben genannten Johannes Andreae, bearbeitete diese jedoch bei Bedarf durchaus eigenständig. Dies gilt beispielsweise für eine Vinschgauer Adaption von Passaggeris Werk in 19 Paragraphen, die besonderes Gewicht auf Testamentswesen und Erbrecht legt (Ausgabe: Schadelbauer 1932).

Statuten

Des Weiteren gehörten zu den frühesten juristischen Schriften in Tirol Statuten, d.h. Stadt- und Landrechte, sowie *regulae* („Gemeinderegeln"). Solche zumeist anonymen Texte, die zuerst in italienischen Städten auftauchten, enthielten eine Mischung aus Gewohnheitsrecht und eigens geschaffenen Regelungen, wobei ihre Entstehung und Weiterbildung für die Zeit der Frührezeption des römischen Rechts typisch war. Die Statuten größerer Städte regelten Zivil- und Strafrecht, solche kleinerer Orte sowie *regulae* befassten sich mit Angelegenheiten der Gemeinde und der Bauernschaft (Voltelini 1902, 85–86). Die Zahl der Vorschriften reicht von einem Dutzend bis zu einigen hundert. Was ihre Sprache betrifft, konnten Statuten und *regulae* sowohl auf Lat. als auch in den Volkssprachen verfasst werden, wobei auch im zweiten Fall meist eine kurze lat. Einleitung vorangeht (Giacomoni 1991, Bd. 1, XVII). Die Sprache der Statuten ist formelhaft und von dem Wunsch geleitet, die Sachverhalte, um die es geht, knapp und präzise zu umreißen. Wortwiederholungen sind häufig, besonders im Falle juristischer Fachtermini, ebenso Asyndeta und Polysyndeta. Des Weiteren finden sich viele Ablativi absoluti, Gerundiva und Ellipsen. Die Sätze sind oft syntaktisch tief gestaffelt, was das Verständnis für den heutigen (und gewiss schon für den zeitgenössischen) Leser erschwert.

Statuten in Tirol

Aus dem Tiroler Raum sind uns mindestens 40 Beispiele für diese Textsorte überliefert, von denen die meisten aus Trient, Riva, den vier Vikariaten (d.h. Ala, Avio, Brentonico, Mori) und Rovereto stammen; in Nordtirol war stattdessen das Tiroler Landrecht in Geltung. Da später die Rechtslage weitgehend konsolidiert war und sehr viele Orte das Trientner Statut wegen seiner hohen Qualität übernommen hatten (Voltelini 1902, 83), besaßen zu Beginn des 18. Jhs. neben dem Tiroler Landrecht und dem Trientner Statut nur noch Grenzgebiete (z.B. Riva) eigene Statuten. Wegen der überregionalen Bedeutung und der lat. Urredaktion des Trientner Statuts (Voltelini 1902, 101; Ranieri 1987, 277) seien die Beiträge,

Abb. 29: Ausschnitt aus dem *Codex Wangianus*.

welche die wichtigsten Gesetzgeber der Stadt zu ihm geleistet haben, kurz gewürdigt.

Vorgeschichte der Trientner Statuten

Die erste umfassende Sammlung rechtserheblicher Dokumente aus Trient ließ Bischof Friedrich von Wangen (reg. 1207–1218; Costa 1977, 78–80) erstellen. Der im Kern auf ihn zurückgehende, aber von Bischof Nikolaus von Brünn um 1345 erweiterte *Codex Wangianus*, ursprünglich *Liber Sancti Vigilii* („Buch des Hl. Vigilius") genannt, beinhaltet Urkunden, Entscheidungen und Dekrete zu den Rechten des Bistums (vgl. Abb. 29); nicht zuletzt enthält er die älteste Bergwerksordnung Deutschlands (Ausgaben: Kink 1852; Curzel 2007). Durch seine Sammlung des Gewohnheitsrechts leistete Friedrich von Wangen wertvolle Vorarbeiten für die Erstellung der Trientner Statuten.

Trientner Statuten

Die ältesten Statuten Trients sind für 1237 bezeugt, doch sind erst diejenigen Bischof Alexanders von Masowien (reg. 1423–1444; vgl. Costa 1977, 116–118) erhalten (AST, Codici, Nr. 1). Alexander goss die Statuten 1425 nicht nur in drei Bücher *De civilibus*, *De officiis sindicorum*, *De criminalibus* („Bürgerliches Recht, Aufgaben der Rechtsberater, Strafrecht"), sondern führte auch neue Rechtsinstitute wie das *ius de non evocando* ein, das es den Untertanen verbot, sich in erster Instanz an den Kaiser zu wenden, und fixierte das Erbrecht für Frauen. Weitere Änderungen, die v.a. durch Konflikte innerhalb der Bürgerschaft bedingt waren, wurden unter Ulrich von Lichtenstein (reg. 1493–1505; vgl. Costa 1977, 128–130) vorgenommen. Die wichtigste Redaktion erfolgte schließlich im Jahr 1528 unter Bernhard von Cles (BBKL 16 [1999], 122–123; 20 [2002], 313–346; vgl. hier Farbtafel 7). Die von ihm reformierten Statuten, die unter der Überschrift *Bernardus Dei gratia episcopus Tridentinus etc.* („Bernhard, durch Gottes Gnade Bischof von Trient usw.") 1528 in Trient erschienen, blieben in veränderter Form bis 1807 in Kraft. Ihr Redakteur war der gelehrte und einflussreiche Jurist Antonio Quetta (vgl. hier S. 378–379).[4]

4 Einen guten Überblick über die Geschichte der Trientner Statuten mit Schwerpunkt auf der Redaktion unter Cles bietet Ranieri 1987. Zu den hs. und gedruckten Quellen vgl. dort 303–304.

Textbeispiel

Als Beispiel für den sprachlichen Duktus dieser Textgattung, der noch ganz mittelalterlichen Usancen verhaftet ist und ein gutes Beispiel für den eingangs besprochenen *stylus curiae* darstellt, sei hier der Beginn des 97. Kapitels aus dem dritten, strafrechtlichen Buch der Redaktion von Cles und Quetta zitiert. Der Passus behandelt den Totschlag *(homicidium)*:

> *Item statuimus et ordinamus, quod si qua persona gladio vel quocumque alio modo interfecerit aliquam personam excepto bannito, si occisor infra mensem unum a die comissi homicidii, vel intra duos menses, si interfectus fuerit forensis, habuerit pacem a duobus proximioribus defuncti ad minus de maioribus viginti annis, ad quos haereditas defuncti de iure spectet, condemnetur et puniatur in libris ducentis denariorum Veronensium. Et si proximior vel proximiores fuerint pupilli vel minores viginti annis, quod tutor pupilli sive pupillorum et curator adultorum maiorum vigintiquattuor annis de dicta morte possint legitime pacem facere de voluntate et consensu aliorum duorum de proximioribus occisi aetatis viginti annorum et ultra infra unum mensem* […]
>
> Desgleichen beschließen wir und setzen fest, dass, wenn eine Person mit einem Schwert oder auf irgendeine andere Weise irgendeine Person mit Ausnahme eines Vogelfreien getötet hat, wenn der Totschläger innerhalb eines Monats ab dem Tag des begangenen Totschlags oder innerhalb zweier Monate, wenn der Getötete ein Fremder war, von zwei näheren Angehörigen, die nicht jünger als 20 Jahre sind und denen die Erbschaft des Verstorbenen von Rechts wegen zufällt, Frieden erlangt hat, er verurteilt werden und mit 200 Veroneser Pfund bestraft werden soll. Und wenn der oder die näheren Angehörigen Mündel oder jünger als 20 Jahre sind, dass der Vormund des Mündels oder der Mündel bzw. der Kurator derjenigen, die erwachsen und über 24 Jahre alt sind, hinsichtlich des erwähnten Todesfalls innerhalb eines Monats rechtmäßig Frieden schließen können aufgrund des Willens und der Zustimmung von zwei anderen unter den näheren Angehörigen des Getöteten, die 20 Jahre alt oder älter sind […]

Consilia

Consilia, gerichtliche Gutachten (vgl. generell Falk 2006), gingen wie die Statuten aus der römisch-rechtlichen Tradition hervor und waren besonders im schriftlichen Verfahren von großer Bedeutung. Normalerweise wurden sie entweder für den Richter oder für eine Partei verfasst: Da Laienrichter sich nicht immer sicher waren, wie sie einen Fall entscheiden sollten, verschickten sie die Akten an einzelne Rechtsgelehrte oder universitäre Kollegien. Den Parteien boten Gutachten u.a. die Möglichkeit, das Prozessrisiko im Vorhinein einzuschätzen. Der Aufbau dieser Schriftstücke folgt meist einem festen Schema: Nach einer kurzen Sachverhaltsdarstellung werden zunächst die zu erwartenden Einwände der Gegenpartei (*rationes dubitandi*), sodann die Gründe für die Entscheidung (*rationes decidendi*) dargelegt.

Die Beurteilung richtete sich nach dem Statutarrecht und dem *ius commune*, wobei man versuchte, das jeweilige Statut möglichst gemäß den Grundsätzen des römischen Rechts zu interpretieren. Da jedoch die anzuwendenden Gesetze stets lückenhaft waren – weite Teile des Rechts waren überhaupt nicht kodifiziert – und eine herrschende Meinung nur in den seltensten Fällen existierte, bestand die eigentliche Schwierigkeit beim Verfassen eines *consilium* darin, die einschlägigen Lehrmeinungen aus der Tradition herauszufiltern und denjenigen Argumenten, welche der eigenen Ansicht entsprachen, rhetorisch möglichst viel Stärke zu verleihen. *Consilia* wurden unabhängig von den mit ihnen zusammenhängenden Akten aufbewahrt, abgeschrieben und z.T. in Entscheidungssammlungen abgedruckt.

Calapini

Im Jahr 1475 wurde es durch eine Neuerung des Statuts auch den Richtern im Bistum Trient ermöglicht, Rechtsgutachten zur Entscheidungsfindung heranzuziehen. Als bekannter Trientner Verfasser von Konsilien sei beispielhaft Calapino de Calapini genannt, der mehrmals Konsul und 1475 *massarius* („Meier", auch: „Berater") des Bischofs war. Darüber hinaus ging er als dessen Gesandter nach Venedig und bekleidete die erste Professur an der Schule für Rechtswissenschaft, die sich in Trient aus einer Anstalt für die Ausbildung von Notaren entwickelt hatte (Santarelli 1996; Riccadonna 1999, 12). Calapini verfasste eine große Zal von *consilia*. Zwei davon druckte später Giambattista Ziletti in seinem *Criminalium consiliorum atque responsorum secundum volumen* („Zweiter Band strafrechtlicher Gutachten und Bescheide", Venedig 1562) ab. Im ersten dieser beiden Fälle (95–97), bei dem es um den angeblichen Diebstahl einer Stute und einiger Esel ging, verfasste Calapini sein Gutachten für den Kläger. Er argumentiert, die beklagten Brüder seien unmittelbar nach der Tat mit der Beute *(res furtiva)* angetroffen worden und ihre Entschuldigung – sie hätten die Tiere für den Transport von Wein gemietet – sei angesichts der gewählten Route unglaubwürdig. Dennoch endete der Prozess schon in erster Instanz mit einem Freispruch. Im zweiten Fall (98–102; vgl. Gesaro 1988, 901–905), einer Anklage wegen Zauberei gegen einen gewissen Antonio Zunt, wurde Calapini im Auftrag des Richters tätig. Das didaktisch gut aufgebaute Gutachten schickt den eigentlichen Argumentationsschritten jeweils kurze Einführungen in die Materie voran. Es zweifelt zuerst die formelle Richtigkeit der Anklageschrift *(libellus)* an und erschüttert anschließend nachhaltig die Glaubwürdigkeit der einzelnen Zeugen. Da nach der Lehre des *ius commune* für eine Verurteilung in Strafsachen keine Indizienbeweise zulässig waren, wird der Anklage somit die Grundlage entzogen.

Cusanus gegen Sigmund: *Nos Nicolaus*

Eine Reihe interessanter juristischer Schriften verdanken wir dem Streit zwischen Nicolaus Cusanus und Erzherzog Sigmund (s. hier S. 170). Drei davon stammen vom Brixner Bischof persönlich. Die erste (Incipit: *Nos Nicolaus miseracione diuina,* „Wir Nicolaus, durch Gottes Barmherzigkeit"; Ausgabe: Hallauer 2002, 114–121)

datiert auf das Jahr 1456 und entstand anlässlich des Verkaufs des Amtes Taufers durch Sigmund an Nicolaus um 15000 Gulden und 1200 Dukaten. Der Bischof geht auf die Umstände seiner Berufung nach Brixen ein und betont, dass das Bistum schon vor dem Kauf Ansprüche auf die Ämter Taufers und Uttenheim gehabt habe. Sein Ziel ist es, klarzustellen, *quod nos magnis pecuniis pocius recuperavimus castrum quam emimus* („dass wir die Festung eher um viel Geld zurückerlangt als gekauft haben"; Hallauer 2002, 115).

„Es ist eyn alt Goczhus"

Nachdem Nicolaus 1457 im Zuge der Streitigkeiten fast einem aufgebrachten Mob zum Opfer gefallen wäre, verfasste er zu Beginn des Folgejahres zwei Flugschriften. Die erste (Ausgabe: Hallauer 2002, 75–83) beginnt zwar mit den Worten „Es ist eyn alt Goczhus und biisthumb", ist aber dennoch großteils auf Latein abgefasst. Sie war vermutlich an die Priester des Bistums Brixen gerichtet. Das Dokument stellt eine Geschichte des Bistums seit der Gründung des Klosters Säben dar und zählt Urkunde für Urkunde die Verleihung von Privilegien und Rechten an das Bistum auf, darunter auch das wichtige Salz- und Silberregal. Das Resümee der Schrift ist zugleich ihre zentrale Botschaft an die Priester: Die Grafen von Tirol waren immer Vasallen der Bischöfe von Brixen; für diese bestand dabei nie ein Lehenszwang.

Apographa

Schließlich haben sich unter dem Titel *Apographa* („Abschriften") der Entwurf einer Bittschrift an Kaiser Friedrich III., in der Cusanus um die Erlaubnis ersucht, die kirchlichen Lehen neu vergeben zu dürfen, sowie eine (frei erfundene) positive Antwort des Kaisers erhalten (Hallauer 2002, 96–102). In der Supplik verweist Nicolaus darauf, dass aufgrund der Weigerung Sigmunds, den Lehnseid abzulegen, dessen Lehen, die einzeln aufgezählt werden, an den Bischof als rechtmäßigen Lehnsherren zurückgefallen seien, und bittet den Kaiser, die Vogtei des Bistums Brixen zu übernehmen. Im Gegenzug würde er dem Kaiser die Schürfrechte für Erz und Salz (die sich im Besitz Sigmunds befanden) gegen einen symbolischen Zins übertragen. Im Antwortschreiben lässt Cusanus den Kaiser sämtliche Privilegien und die Annahme der Vogtei bestätigen. Überdies werden die Vasallen des Bischofs zum Gehorsamseid ermahnt und aufgefordert, innerhalb eines Jahres um eine erneute Investitur anzusuchen. Da es Cusanus klar gewesen sein dürfte, dass die tatsächlichen Chancen auf Entziehung der Lehen Sigmunds gleich Null waren, war der Entwurf wohl weder für den Kaiser noch für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur als geistige Fingerübung gedacht (Grass 1970, 130–139; Hallauer 2002, 68–69). Als er aus Versehen dennoch publik wurde, sorgte er für große Aufregung bei den Tiroler Landständen.

Stil: Beispiele

Um die unterschiedlichen Stile zu illustrieren, die Cusanus je nach Adressat benutzt, sollen hier zwei Auszüge aus den beiden letztgenannten Schriften abgedruckt werden. Das erste Zitat stammt aus der Goczhus-Flugschrift (Hallauer 2002, 79):

Es sint auch etzlich graven vnd herren gewest, qui habuerunt bona in illis comitatibus Eni et Pustrisse; que tamen pro maiori parte pervenerunt eciam successive ad ecclesiam, uti fuit comes de Ultimis qui habuit multa bona patrimonialia in plebanatu Silcz et in aliis locis vallis Eni a Vinstermuncz incipiendo, que certo modo donavit ecclesie, et hoc 1241°.

Es gab auch einige Grafen und Herren, die Güter in jenen Grafschaften Inn- und Pustertal hatten. Diese kamen jedoch zum größeren Teil der Reihe nach an die Kirche; so gab es etwa einen Grafen von Ulten, der viele Erbgüter in der Gemeinde Silz und an anderen Orten des Inntals, beginnend bei Finstermünz, innehatte und diese in nicht anzweifelbarer Form der Kirche schenkte, und zwar 1241.

In der Bittschrift an Kaiser Friedrich III. drückt Cusanus sich dagegen folgendermaßen aus (Hallauer 2002, 99–100):

Quapropter confisus, quod clemencia vestra, que tanta est, quod meruit habere Romanum imperium, eciam ut comes Tyrolis advocaciam ecclesie Brixinensis non refutaret, hinc ob protecccionem ecclesie et suarum libertatum et privilegiorum augmentum per has meas literas vobis domino meo Friderico ut comiti Tyrolis de iurisdicione seu comitatu superioris vallis Eni et de iurisdicione seu comitatu inferioris vallis Eni et iurisdicione Wippental et castris Vellenberg et Strasperg, quemadmodum Hainricus episcopus Ottonem ducem Meranie et ex post Egno episcopus Albertum comitem Tyrolensem his investivit, et ultra illam eciam de opido Insprucky et castro Ambras cum adherentibus super Atasim et in Carinthia, investituram mitto et per harum literarum tradicionem investio sine tamen preiudicio iurium ecclesie, et presertim in castro Sancti Petri cum adherentibus et curia villicaria in Anxams ac foro Matray, cum iurisdicione et attinenciis atque aliis iuribus, que ecclesia habet in eccleiis parochialibus et earum collacionibus et in monasteriis et decimis atque aliis iuribus spiritualibus et temporalibus quibuscumque, quibus per hanc investituram nequaquam intendimus derogare.

Deshalb vertraue ich darauf, dass Eure Milde, die so groß ist, dass sie es verdient hat, das Römische Reich innezuhaben, auch als Graf von Tirol die Schutzherrschaft über die Kirche von Brixen nicht zurückweist, und schicke daher Euch, meinem Herrn Friedrich, als Grafen von Tirol um des Schutzes der Kirche und der Vermehrung ihrer Freiheiten und Privilegien willen durch diesen meinen Brief die Belehnung mit dem Gericht oder der Grafschaft des oberen Inntals und dem Gericht oder der Grafschaft des unteren Inntals und dem Gericht Wipptal und den Festungen Vellenberg und Straßberg, wie Bischof Heinrich Otto, den Herzog von Meranien, und danach Bischof Egno Albert, den Grafen von Tirol, mit diesen Besitzungen belehnt hat, und über jene hinaus mit der Stadt Innsbruck und Schloss Amras, samt den dazugehörigen Grundstücken ober der Etsch und in Kärnten, und belehne Euch hiermit durch die Übergabe dieses Briefes, jedoch unter

> dem Vorbehalt, dass die Rechte der Kirche unangetastet bleiben, besonders die auf Schloss Petersberg mit den dazugehörigen Grundstücken und dem Meierhof in Axams und dem Markt Matrei, samt der Gerichtsbarkeit, den dazugehörigen Grundstücken und anderen Rechten, welche die Kirche auf die Pfarrkirchen und ihre Beiträge und auf die Klöster und die Zehnten hat, und den anderen geistigen und weltlichen Rechten welcher Art auch immer, die wir durch diese Investitur keinesfalls aberkennen wollen.

Auch wenn man von der Sprachenmischung im ersten Beispiel absieht, fällt auf, dass Cusanus dort einen deutlich einfacheren Stil verwendet. Die Lexik ist verhältnismäßig untechnisch, die Sätze sind vergleichsweise kurz und syntaktisch einfach. Die Supplik an den Kaiser ist dagegen im *stylus curiae* gehalten. Fachtermini wie *iurisdicio*, *investitura* und *preiudicium* treten gehäuft auf und die Sätze nehmen kein Ende, ehe der jeweilige rechtliche Sachverhalt inklusive aller Erweiterungen und Einschränkungen erschöpfend dargelegt ist.

Gregor von Heimburg

Zu Cusanus' erbittertsten Kontrahenten zählte Sigmunds Kanzler Gregor von Heimburg (nach 1400–1472; ADB 11, 327–330; NDB 8, 274–275). Heimburg studierte u.a. in Wien und Padua und nahm als Generalvikar für kirchliche Fragen am Konzil von Basel teil. Ab 1435 war er Rechtsberater für die Stadt Nürnberg, ein Amt, das er bis 1461 innehatte. Im Jahr 1458 trat er zudem in die Dienste Albrechts VI. von Österreich und Erzherzog Sigmunds. Als Sigmund nach seiner zweiten Exkommunikation 1461 wieder eine Annäherung an den Papst suchte, ließ Heimburgs Einfluss auf ihn nach. Später war er Berater König Georgs von Podiebrad. Nach dessen Tod kehrte er nach Sachsen zurück, wo er schließlich auch starb. Neben den hier behandelten Schriften sind von Heimburg noch zahlreiche Briefe, Akten, Reden usw. erhalten, die in verschiedenen deutschen Bibliotheken verstreut liegen (Kemper 1984, 159–190).

Verteidigungsschriften

Heimburgs vermutlich bekannteste Werke sind die gegen Papst Pius II. gerichteten Verteidigungsschriften, die er sämtlich während seines von 1458 bis 1461 dauernden Aufenthalts in Tirol verfasst hat: die *Sigismundi ducis Austriae appellatio a censura Pii papae II.* („Appellation Sigmunds, des Herzogs von Österreich, gegen den Bann Papst Pius II.") sowie die *Appellatio Gregorii Heimburg* […] *ad concilium futurum* („Appellation des Gregor von Heimburg […] an ein künftiges Konzil").

Appellatio a censura

In der *Appellatio a censura* (Ausgabe: Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 203–206) wird die Einmischung des Herzogs in geistliche Angelegenheiten mit seinem *ius advocatiae*, d.h. seinem Recht zum Schutz der Kirche, begründet und die alleinige Schuld an der Eskalation der Lage Nicolaus Cusanus zugeschoben: dieser wolle das Lehen Landsfremden übertragen und die Bergrechte an sich reißen. Von Schuldzuweisungen an den Papst hält sich Gregor von Heimburg noch

(relativ) fern. Stattdessen konzentriert er sich darauf, Sigmunds Unschuld zu beweisen, wobei seine Argumentation allerdings mitunter polemisch ausfällt.

Appellatio ad concilium futurum

Die *Appellatio ad concilium futurum* (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 211–214) wurde 1461 veröffentlicht, nachdem Pius II. nach Sigmund auch Heimburg selbst exkommuniziert hatte. Hatte dieser in der Verteidigungsschrift für den Erzherzog noch an den Papst als obersten und allwissenden Richter appelliert, so missachtete er nun durch seinen Appell an ein zukünftiges Konzil dessen Bulle *Execrabilis*. Konkret rügt Heimburg, er sei vor seiner Exkommunikation nicht formell angehört worden, was selbst Gott vor der Bestrafung der Sünder zu tun pflege, und bestreitet die Unfehlbarkeit des Papstes, da Petrus nicht vorrangig vor allen Jüngern ausgezeichnet worden sei. Deshalb beruft er sich auf die Konzile als Nachfolger der Apostel, um einen Streit zu entscheiden, in welchem der Papst als Richter nur befangen sein könne. Im gleichen Atemzug verdächtigt er Pius II. selbst der Häresie, da dieser sich über die durch das Kirchenrecht über ihm stehenden Konzile erhebe. Der Bulle selbst, die erst nach dem Konzil von Mantua und ohne vorherige Beratung veröffentlicht worden sei, fehle es an rechtlicher Gültigkeit. Zusätzlich unterstellt er dem Papst Macht- und Geldgier; dieser wolle die beim Konzil kassierten Gelder für seine eigenen Zwecke missbrauchen (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 211):

> *Dicitur autem Papa Pius cum Cardinalibus suis ita decrevisse. Cur hoc? Nisi quia voluit Papa ipse abuti potestate sua talliam imponendo et sub velamento militaris expeditionis in Turcam instaurandae facultates Germaniae* […] *medullitus exhaurire*.
>
> Aber es heißt: „Papst Pius hat es mit seinen Kardinälen so beschlossen." Warum dies – wenn nicht deshalb, weil der Papst selbst, indem er eine Beitragszahlung einhob, seine Macht mißbrauchen und unter dem Deckmantel eines Feldzugs gegen die Türken die Geldmittel Deutschlands […] bis aufs Mark erschöpfen wollte?

Die *Appellatio ad concilium* ist sehr unterhaltsam geschrieben, voller Wortspielereien, Ironie und bissiger Polemik. Sie behandelt nur am Rande den Streit zwischen Sigmund und Nicolaus Cusanus, obwohl es auch hier Kritik an Letzterem hagelt, sondern dient eher dazu, eine gemeinsame deutsche Front für den Konziliarismus zu bilden.

weitere Schriften

Die *Apologia* […] *contra detractiones et blasphemias Theodori Laelii Feltrensis Episcopi* („Verteidigung […] gegen die Anschuldigungen und Gotteslästerungen des Theodorus Laelius, Bischof von Feltre"; Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 228–255) entstand als Entgegnung auf eine Streitschrift des im Titel Genannten, in welcher dieser Heimburg theologisch und juristisch zu widerlegen

versucht hatte. In ihr tauchen sehr viele der bereits erwähnten Argumente in veränderter Form wieder auf. Neu sind eine Schilderung von Heimburgs Vertreibung aus Nürnberg sowie eine ausführliche Sachverhaltsdarstellung des Streits zwischen Sigmund und Cusanus; der Bischof wird dabei u.a. mit dem Argument attackiert, er habe in Rom, wohin er vor Sigmund geflohen war, dessen Gesandten Laurentius von Blumenau gefangen nehmen lassen und dadurch das Gesandtschaftsrecht verletzt.[5] In der *Invectiva* […] *in reverendissimum Patrem Dominum Nicolaum de Cusa* („Streitschrift gegen den hochehrwürdigen Vater Herrn Nicolaus von Kues"; Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 255–265) fordert Heimburg den Bischof auf, Rechenschaft über die gegen ihn erhobenen Vorwürfe abzulegen, und widerlegt dessen papsttreue Linie polemisch mit Zitaten aus seinem eigenen Werk.

Stil: Beispiele

Die hier behandelten Schriften des Gregor von Heimburg stehen in der Tradition der Invektive: Sie sparen nicht mit bissiger Polemik und wenden dabei eine Fülle von Stilmitteln an, mit Vorliebe z.B. rhetorische Frage, Ironie, Apostrophe, Hyperbel und Wortspiel. Seine Gelehrsamkeit zeigt Heimburg insbesondere durch mythologische Anspielungen und Referenzen auf die Antike. Die Sätze sind kurz und rhythmisch, der Angriff erfolgt gleichsam Schlag auf Schlag. Exemplarisch kann diesen Stil der Anfang der *Invectiva* verdeutlichen (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 255):

> *Cancer Cusae Nicolae, qui te Cardinalem Brixinensem vocas, cur non prodis in palestram? Qui te Graecum et Latinum gloriaris, cur non palam pergis ad certamen literarum? Cur ficta persona et sermone composito loqueris, quem finxisti veluti figulus, nomen vero tuum supprimis?*
>
> Krebsgeschwür Cusas, Nicolaus, der du dich Kardinal von Brixen nennst, warum zeigst du dich nicht im Ring? Warum stellst du, der du dich als Griechen und Lateiner rühmst, dich nicht öffentlich dem Kampf der Schriften? Warum sprichst du unter dem Deckmantel einer erfundenen Gestalt in künstlich zurechtgemachter Rede, die du wie ein Töpfer geformt hast, unterdrückst aber deinen [wahren] Namen?

Dass Heimburg aber bei Bedarf auch ganz anders schreiben kann, zeigt sich etwa in der Verteidigungsschrift gegen Theodor Laelius, wo er u.a. die Vertreibung von seinem Gut in Nürnberg beklagt und dabei eindringlich dessen bukolische Atmosphäre evoziert (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 230):

5 Die Unverletzlichkeit der Gesandten *(ius legationis)* war schon im römischen Recht fixiert und galt als universell akzeptierter Bestandteil des Völkerrechts.

O rus dulce, an numquam te aspiciam salictis, corylis vitibusque redimitum? O quando licebit sub alto pinu aut inter densos corylos somno vacare et inertibus horis iucunda oblivia fovere sollicitae vitae? […] *Curas abieci, convivia laetus instauravi, ceu nautae, qui per saxa et per scopulos aestuosae Syrtes varie diuque iactati optatum tandem portum salvis attigere carinis.*

Oh süßes Land, umkränzt von Weiden, Haselsträuchern und Weinreben, werde ich dich niemals wiedersehen? Oh, wann werde ich mich unter hoher Kiefer oder zwischen dichten Haselsträuchern dem Schlaf hingeben und in untätigen Stunden frohes Vergessen des aufgeregten Lebens genießen dürfen? […] Dort habe ich meine Sorgen von mir geworfen und fröhlich Gastmähler veranstaltet – wie Seeleute, die, zwischen Felsen und Klippen der stürmischen Syrte wechselvoll und lange hin- und hergeworfen, schließlich den erhofften Hafen mit heilen Schiffen erreicht haben.

Laurentius von Blumenau

Schließlich sei im Zusammenhang mit dem Streit zwischen Bischof und Erzherzog noch ein in der Hs. BSB, Cod. 215, 327^{v} erhaltener Bericht des bereits genannten Laurentius von Blumenau (ca. 1415–1484; vgl. Boockmann 1965) erwähnt, in welchem dieser seine Behandlung vor dem Gericht in Rom beschreibt.

Simon von Trient: Prozessliteratur

Eine weitere spektakuläre Begebenheit, die auch juristisch hohe Wellen schlug, war die Affäre um den angeblichen jüdischen Ritualmord an Simon von Trient im Jahr 1475 (s. hier S. 67–69). Im Umfeld des diesbezüglichen Prozesses, den der Trientner Fürstbischof Johannes Hinderbach zu einem medialen Großereignis hochspielte, entstanden auch zahlreiche juristische Schriften, die für die Unschuld oder (mehrheitlich) die Schuld der Juden plädierten (vgl. u.a. Hamster 1991; Kristeller 1993; Quaglioni 1995). Die meisten dieser Schriften sind verschiedenen Gattungen der Prozessliteratur zuzuweisen, die deshalb vorab kurz aufgezählt und erläutert seien: *Allegationes* („rechtliche Vorbringungen"), *responsiones* („Entgegnungen") und *informationes* bzw. *species facti et iuris* („Darstellungen des Sachverhalts und der Rechtslage") waren Schriften, die während eines Prozesses für eine der Parteien veröffentlicht wurden. Bei einem *votum* („Stimmabgabe") handelte es sich um ein urteilsvorbereitendes Gutachten eines Mitglieds des entscheidenden Kollegiums. *Consilia* („Gutachten") wurden, wie schon erwähnt, in der Regel durch am Prozess nicht beteiligte Rechtsgelehrte erstellt. Als *conclusiones* („Schlussfolgerungen") bezeichnete man abschließende, zusammenfassende Vorbringungen.

Prozessmitschriften

Das prozessnächste Dokument im Rahmen der Simonaffäre sind jedoch die Prozessmitschriften, die später unter dem Titel *Collectanea in Iudaeos beati Simonis interemptores* („Sammlung der Akten gegen die Juden, die den Seligen Simon ermordet haben") ediert wurden.[6] Sie halten in Form von Tagebucheinträgen den

6 Ausgaben: Bonelli, *Monumenta ecclesiae Tridentinae,* Bd. 3,2, 419–462 (der sich im Umgang mit dem hs. Material einige redaktionelle Freiheiten erlaubt); Esposito/Quaglioni 1990.

Prozessverlauf, den sich zuspitzenden Streit mit dem päpstlichen Gesandten und die Anfänge des Simonkultes fest, wobei die Verärgerung des anonymen Verfassers angesichts diverser Interventionen zugunsten der Juden, die er zur Gänze deren Bestechungsversuchen zuschreibt, deutlich spürbar ist. Nicht zuletzt offenbaren die Mitschriften die Machtlosigkeit von Papst Sixtus IV.: Seine Anweisungen wurden offen missachtet, die Parallelermittlungen seines Kommissars Giovanni Battista de Giudici, den er zur Untersuchung des Verfahrens nach Trient entsandt hatte, waren von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die letzten Seiten der *Collectanea* sind der Rechtfertigung des Trientner Prozesses gewidmet, den Giudici für mangelhaft erklärt hatte.

Giudici

Der in den *Collectanea* angegriffene päpstliche Legat Giudici (Hsia 1992, 69–80) wurde in Finale in Ligurien geboren und trat bereits in jungen Jahren in den Dominikanerorden ein. 1471 wurde er zum Bischof von Ventimiglia und noch im selben Jahr zum Mitglied der Kurie ernannt. Ironischerweise entsandte Sixtus IV. Giudici u.a. deshalb nach Trient, weil dieser häufig gegen die Juden gepredigt und nie näher mit ihnen zu tun gehabt hatte. Wegen Anfeindungen von Seiten Hinderbachs musste Giudici seinen Sitz bald nach Rovereto verlegen, wo er durch Vernehmung von Zeugen und eigenständige Ermittlungen die Wahrheit über den angeblichen Ritualmord herausfinden wollte. Aufgrund seiner kritischen Berichte wurde Ende 1475 eine Kardinalskommission ernannt, die das Verfahren überprüfen sollte, sich jedoch im Endeffekt für die Rechtmäßigkeit von Hinderbachs Vorgehen aussprach. Unterstützung erhielt Giudici bei seinen Bemühungen von drei Paduaner Juristen, Antonio Capodilista, Pietro Soncino und Michele de Mera, die auch die Verfasser der Gutachten für die Verteidigung waren.

Apologia Iudaeorum

In seiner *Apologia Iudaeorum* („Verteidigung der Juden"; Ausgabe: Quaglioni 1987a) aus dem Jahr 1478, die an die römische Kommission gerichtet war, berichtet Giudici über seinen Aufenthalt in Trient: Seine Bemühungen, Zeugen zu laden und die Angeklagten zu vernehmen, seien immer wieder sabotiert worden. Auch persönlich habe man ihn nach Kräften schikaniert, wie beispielsweise folgendes Detail zeigt (Quaglioni 1987a, 54):

> *Sed idem Tridentinus episcopus fecit illi parare pessimum et inhonestum hospicium vicinum suo castro, in quo cum magna incomoditate et propria expensa stetit diebus xxii, semper infirmus propter malam cameram, que erat humidissima et in quam desuper pluebat, quia e superiori loco tota erat aperta.*
>
> Aber der Bischof von Trient ließ jenem [Giudici] ein äußerst übles und unehrenhaftes Quartier in der Nähe seines Kastells herrichten, in welchem er unter großen Entbehrungen und auf eigene Kosten 22 Tage lang blieb, ständig krank wegen des schlechten Zimmers,

> das sehr feucht war und in das es von oben hineinregnete, weil das Dach zur Gänze offen war.

An der Schuld der Juden äußert Giudici erhebliche Zweifel, da das Verfahren seiner Meinung nach mit großen Mängeln behaftet war. Er setzt sich auch mit den Trientner Bemühungen um eine Seligsprechung Simons (vgl. zu diesen hier S. 159–162) auseinander und lehnt die Seligsprechung von Kindern unter sieben Jahren ausdrücklich ab.

Schriften Hinderbachs

Giudicis Kritik veranlasste ihrerseits die Befürworter des Trientner Prozesses zu einer Reihe von Stellungnahmen, in denen sie dessen Rechtmäßigkeit nachzuweisen suchten. Hinderbach selbst, der ja als Doktor der Dekretalistik juristisch gebildet war (Costa 1977, 121), verfasste für das Verfahren vor der römischen Kurie zwei entsprechende Dokumente, nämlich die *Informatio facti* („Sachverhaltsdarstellung") und die *Responsiones ad obiecta domini comissarii Vigintimiliensis* („Antworten auf die Einwände des Herrn Kommissars aus Ventimiglia"), und ließ sie 1478 in Trient drucken (moderne Ausgabe: Quaglioni 1987a, 140–155 und 155–161). Die *Informatio facti*, eine in neun Punkte gegliederte Anklageschrift gegen Giudici, versucht diesen beim Papst wegen seines angeblich widerrechtlichen Vorgehens anzuschwärzen. Die *Responsiones* stellen eine Erwiderung auf dessen *Apologia Iudaeorum* dar. Hinderbach antwortet darin auf die Vorwürfe, er habe den Anwälten der Juden zu Unrecht freies Geleit verwehrt, den Kommissar an einer privaten Einvernahme der Angeklagten gehindert und die von diesem einvernommenen Zeugen ins Gefängnis geworfen.

Vaschetta, *Allegaciones*

Eine prominente Rolle spielte beim Prozess auch Giovanni Antonio Vaschetta, der in den Jahren 1467, 1473 und 1477 Bürgermeister von Trient war. Er wurde, da im Statut eine Pflichtverteidigung vorgesehen war, mit derjenigen des Hauptangeklagten Samuel beauftragt, unterließ jedoch jegliche Äußerung zu dessen Gunsten. Stattdessen verfasste er zwei Schriften, in welchen er das Verhalten der Trientner Richter gegen Vorwürfe Giudicis verteidigte. Die *Allegaciones factae contra citationem domini episcopi Vintimiliensis* („Einwände gegen die Ladung durch den Herrn Bischof von Ventimiglia"; AST, APV cp. 69, n. 197) datieren vom 14. Oktober 1475 und sind eine Reaktion auf die Ladung des Podestà Giovanni de Salis vor den päpstlichen Legaten. Seine Argumentation für die Rechtmäßigkeit des Judenprozesses erweiterte Vaschetta in den *Allegaciones in iure et in facto super competentia domini potestatis* […] („Rechtliche und sachliche Einwände bezüglich der Zuständigkeit des Herrn Podestà […]"; AST, APV cp. 69, n. 196) vom 15. November 1477. Er verweist in diesem Zusammenhang auf juristische und theologische Quellen wie das Dekret *Etsi Iudaeos*, die die verbrecherische Veranlagung der Juden generell beweisen sollen, und beruft sich auf das Statut von Trient, das es dem Podestà im Fall

eines Verbrechens erlaube, die Angeklagten bei öffentlichem Verdacht der Folter zu unterwerfen (während unter normalen Umständen zumindest die ersten Verhöre ohne Folter zu erfolgen hatten). Da durch Folter erzielte Geständnisse fast immer als gültig angesehen wurden, ist aus Vaschettas Sicht die Schuld der Juden zweifelsfrei bewiesen. Obwohl die Kompetenz des Trientner Gerichts für die Verurteilung der Juden in Wahrheit höchst zweifelhaft war (diese unterstanden eigentlich direkt dem Schutz des Kaisers), ist für Vaschetta die Anwendbarkeit der Trientner Statuten zweifelsfrei gegeben. Auch eine höhere Strafe als die im Statut vorgesehene zu verhängen, hält er aufgrund der Grausamkeit der Tat selbstverständlich für erlaubt.

consilia Pavinis

Schließlich seien noch zwei weitere Stellungnahmen zugunsten von Hinderbach besprochen, die zugleich weitere interessante Beispiele für die bereits diskutierte Konsilienliteratur darstellen. Im Jahr 1478 ließ Giovanni Franceso Pavini, ein Richter der *Rota Romana*, der zuvor Lektor für Kirchenrecht in Pavia gewesen war und in engem Kontakt mit Hinderbach gestanden hatte, in Rom ein *Votum contra Iudaeos Tridentinos* („Gutachten gegen die Trientner Juden") drucken. Gemeinsam mit einem weiteren Konsil, der *Inquisitio et condemnatoria sententia contra Iudaeos Tridentinos* („Anklage und verurteilender Spruch gegen die Trientner Juden"), war es für den Ausgang des Verfahrens an der Kurie von großer Bedeutung (Ausgabe beider Texte: Quaglioni 1987b). Das Vorgehen des Fürstbischofs wird von Pavini mit dem schon von Vaschetta angeführten Argument gerechtfertigt, die *fama publica* sei ein hinreichender Grund für die peinliche Befragung gewesen. Zudem mache das Bewusstsein des Bischofs, in der Sache korrekt gehandelt zu haben (*conscientia principis*), etwaige rechtliche Fehler wett.

Das 16. Jh. bis zum Tod Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (1595)

Karlheinz Töchterle

Epochenbild

Maximilian I., der mit Tirol so vielfach und so eng verbundene Kaiser, starb am 12. Januar 1519 in Wels.[1] Schon sterbenskrank, hatte er nach dem Augsburger Reichstag noch einmal Erholung in den Tiroler Bergen gesucht. Die Innsbrucker Wirte gaben dem kaiserlichen Gefolge aber wegen noch offener Rechnungen keine Unterkunft, sodass Maximilian die Stadt enttäuscht per Schiff innabwärts verließ. Am Sterbelager in Wels setzte er seine Enkel Karl und Ferdinand als Erben ein. Karl wurde – auch mithilfe von den Fuggern aufgebrachter Bestechungsgelder – in Frankfurt zum Römischen König und damit, nachdem sich Maximilian 1508 in Trient ohne päpstliche Krönung zum „erwählten römischen Kaiser" hatte ausrufen lassen, faktisch auch zum Kaiser gewählt. Im Wormser Vertrag von 1521 wurden die nieder- und innerösterreichischen Länder Ferdinand I. übertragen, 1522 dann auch Tirol, Württemberg (kurzfristig habsburgisch bis 1534) und die Vorlande. Tirol hatte damit erneut einen Fürsten, der wie sein Vorgänger Maximilian über ein weit größeres Territorium gebot und 1531 mit Billigung Karls zudem zum Römischen König gewählt wurde. Tirol lag aber nicht mehr derart im Zentrum der Interessen Ferdinands I., wie es bei seinem Großvater der Fall gewesen war, zumal ihm die 1521 geschlossene Ehe mit der Jagellonin Anna auch noch die Anwartschaft auf die Krone Böhmens und Ungarns sicherte. Zur Bewältigung der gewaltigen Schuldenlast, die Maximilians Politik und Hofhaltung, aber auch die Wahl Karls V. nicht zuletzt dem Land Tirol aufgeladen hatte, holte sich Erzherzog Ferdinand den Spanier Gabriel Salamanca als Generalschatzmeister ins Land, der in dieser Funktion zu einer Art Statthalter des Landesfürsten avancierte. Er machte sich durch rigorose und rücksichtslose Praktiken beim Eintreiben von Geldern so verhasst, dass er das Land schon 1525 in Richtung Augsburg zu seinen wichtigsten Geschäftspartnern, den Fuggern, verlassen musste.

Maximilians Erbe

Dieses Ereignis ist vor dem Hintergrund weit grundsätzlicherer und weiter reichender Entwicklungen zu sehen, die am Beginn des 16. Jhs. das Reich erschütterten, wobei Tirol hier teilweise eine bedeutende Rolle spielte. Generell kann man von einer revolutionären Grundstimmung sprechen, die sich im religiösen und – damit zusammenhängend – im sozialpolitischen Feld ausbreitete. In diesem Zusammen-

Bauernkriege

1 Der folgende Überblick basiert v.a. auf Hirn 1885–1888; Engelbrecht 1982–1988, Bd. 2; Palme 1998.

hang sind die Bauernkriege zu sehen, die innerhalb Österreichs ihren Ausgang von Tirol nahmen, wobei allerdings Anstöße aus dem südwestdeutschen Raum kamen. Auslöser war ein Konflikt zwischen dem aus Antholz stammenden Peter Paßler und dem Brixner Bischof Sebastian II. Sprenz. Paßler wurde gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Am Tag der geplanten Hinrichtung, dem 9. Mai 1525, wurde er von Brixner Bauern mit Gewalt befreit, was dann zu allgemeinem Aufruhr und zu Plünderungen adeliger und geistlicher Güter in und um Brixen führte. Wenige Tage danach wurde Michael Gaismair, Sekretär des Brixner Bischofs, gebildet und aus wohlhabendem, gleichwohl bäuerlichem Haus, von den Bauern zum „Obersten Feldhauptmann" gewählt. Gaismair war vor seiner Anstellung in Brixen in den Diensten des Landeshauptmanns Leonhard von Völs gestanden und so auf Grund seiner Herkunft und seiner Karriere mit allen Facetten der Problemlage praktisch und wohl auch über einschlägiges Schrifttum vertraut: Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ihm die frühhumanistischen Gedanken des Nicolaus Cusanus, aber auch revolutionär-utopische Schriften von der *Reformatio Sigismundi* („Reform des Sigmund") bis hin zu Müntzer und Morus, dessen *Utopia* 1516 erstmals gedruckt wurde, bekannt waren.

Ursachen

Der Grundkonflikt, der nahezu zu allen Zeiten und Orten zwischen einem Monarchen und den von ihm Regierten, v.a. denjenigen aus den oberen Schichten, herrscht, hatte sich in Teilen des Reiches in der Weise kanalisiert, dass jener sich mit diesen in Form einer Ständevertretung auseinandersetzte. Während dies andernorts bisweilen radikale Formen annehmen konnte – krassestes Beispiel in nahem zeitlichen Zusammenhang ist vielleicht der Aufstand der niederösterreichischen Stände und der Stadt Wien, der mit dem Blutgericht von Wiener Neustadt im Jahre 1522 endete –, gelang es in Tirol zumeist, die Konflikte in Verhandlungen, v.a. in Form von Landtagen, auszuhandeln. Allerdings war im Vorfeld der Bauernkriege die Unzufriedenheit nicht nur unter den Bauern, sondern auch in den anderen Ständen hoch. Im Bauernstand richtete sie sich nicht nur gegen den Monarchen, sondern auch gegen die oberen Stände des Adels und der Kirche, und das, obwohl der Bauernstand in Tirol größere Freiheiten genoss als andernorts. Gleichwohl empfand man den von oben weitergegebenen Druck an Steuern und Abgaben, die Ausbeutung der Bergwerke zugunsten auswärtiger Handelshäuser (die zu Knappenaufständen in den Bergbaugebieten führte), die Privilegien in Jagd und Fischerei, die Einschränkungen in Wald- und Weidenutzung, die zunehmende Anwendung des ungewohnten römischen Rechts durch bürgerliche Berufsjuristen u.a. als immer unerträglicher, wobei die oben erwähnte revolutionäre Grundstimmung förderlich hinzutrat. Diese wurde speziell in Brixen auch von Teilen des Bürgertums mitgetragen.

Gaismair

Gaismair schlug eine Reform vor, die Bürgern und Bauern in politischer und rechtlicher Hinsicht eine Art von Gleichstellung mit den oberen Ständen des Adels

und der Kirche bringen sollte. Die Aussicht auf einen Landtag mit dem Landesfürsten hielt die Bauern v.a. südlich des Brenners nicht von weiteren Plünderungen ab. Im Juni 1525 kam es zuerst in Meran zu einem Teillandtag der Bürger und Bauern, der einen Katalog von Beschwerden und Forderungen, die *Meraner Artikel*, dann zu einem Generallandtag in Innsbruck, der eine neue Landesordnung verabschiedete: *Der fürstlichen Graffschaft Tirol Landsordnung*, auch *Bauernlandesordnung* genannt, weil sie auf den Beschlüssen des oben erwähnten Teillandtags vom Vorjahr beruhte. Obwohl dieser Verhandlungserfolg der Tiroler Bauern angesichts der andernorts blutig niedergeschlagenen Aufstände über die Grenzen hinaus erhebliche Beachtung fand, brachte er eher scheinbare denn wirklich nachhaltige Zugeständnisse. 1526 erschien die *Bauernlandesordnung*. Im Übrigen begann man schon 1529 auf Betreiben des Landesfürsten mit deren Revision, die dann 1532 in expliziter Absetzung von der *Bauernlandesordnung* von 1526 erschien und die ohnehin schwachen Versuche einer Besserstellung der unteren Stände völlig zurücknahm. Gaismair behauptete in Brixen seine ‚revolutionäre' Position. Daraufhin wurde er zu Verhandlungen nach Innsbruck gelockt und inhaftiert, während die letzten Widerstandsnester in Brixen und Trient durch das Militär ausgehoben und vernichtet wurden. Gaismair konnte nach einigen Wochen fliehen und in der Schweiz neue Kräfte sammeln. Dort verfasste er auch seine *Landsordnung*, die sich mit ihren utopischen und sozialrevolutionären Zügen nun stark von Zwingli und der Reformation beeinflusst zeigte. Gaismair sammelte Truppen, mit denen er sogar den Salzburger Aufständischen zu Hilfe eilte, dann aber vor den Söldnern Jörgs von Frundsberg nach Süden weichen musste und in den Dienst Venedigs trat. Von dort zog er sich auf ein Landgut bei Padua zurück, wo ihn 1532 gedungene Meuchelmörder erstachen.

Reformation

Zur selben Zeit wie die Bauernunruhen und aus verwandten und z.T. denselben Ursachen drang auch die Reformation nach Tirol. Einfallstore boten insbesondere die Nordtiroler Städte mit ihrer Offenheit nach Süddeutschland, allen voran Hall und Schwaz. Dort traten lutherische Prediger auf, als machtvollster unter ihnen Jakob Strauß, der mit seinen lat. Bibelauslegungen großen Zulauf von Klerikern und Intellektuellen fand. Er und auch sein ‚Nachfolger' Urbanus Rhegius, ein Zwinglianer, mussten trotz ihrer Akzeptanz im Bürgertum und bei den städtischen Behörden Tirol auf Betreiben des Brixner Bischofs bald wieder verlassen. Auch in anderen Städten und Märkten traten Verkünder der Lehren Luthers auf, zudem boten diesen Ansichten die vermehrt eingerichteten deutschen Schulen ein Forum. Aber auch in Klöstern und Stiften fanden sich Aufnahmebereite. Die Regierung reagierte mit Zensurmaßnahmen gegen entsprechendes Schrifttum sowie Ermahnungen an die Bürgermeister und kommunalen Behörden. Der Hauptgrund der letztlich mangelnden Stoßkraft der Reformation lag wohl im fehlenden Rückhalt

durch den andernorts reformfreudigeren Adel. Auch die militärischen Vorstöße des Schmalkaldenbundes 1546 und von Moritz von Sachsen 1552 durch die Ehrenberger Klause bei Reutte bewirkten hierin keinen Umschwung, weil sie zu keiner nachhaltigen Besetzung Tirols führten.

Jakob Huter

Von Süddeutschland und von der Ostschweiz drang auch das Gedankengut der Wiedertäufer nach Tirol. Auch in ihm verbanden sich religiöse mit sozialen Reformanliegen, deren Radikalität die Obrigkeit zu härtester Verfolgung mit einer großen Zahl von Hinrichtungen veranlasste. Unter der Führung des Pustertalers Jakob Huter fanden Tiroler Täufer in Mähren eine neue Heimat, wo sie weitgehend nach ihren Prinzipien leben konnten. Huter selbst wurde bei einem späteren Aufenthalt in Tirol festgenommen und 1536 in Innsbruck verbrannt. Sein Name lebt in den „Hutterern", die als religiöse Gemeinde in den USA noch immer an ihren alten Gebräuchen festhalten, bis heute fort.

einseitige literarische Resonanz

Es ist bezeichnend, wie einseitig die Resonanz auf diese tiefgreifenden Ereignisse in der zeitgenössischen Tiroler Literatur ausfällt, sieht man von historiographischen Texten ab, die sie sozusagen *ex officio* zu behandeln haben. Es gilt wohl auch hier der Satz von der Geschichte der Sieger. Zu ihnen zählten die oberen Stände, das unmittelbare Angriffsziel der religiösen und sozialen Umstürzler, aber auch der Landesfürst, von dem sich diese nicht selten (so z.B. auch Gaismair) eine Art überparteiliche Schiedsrichterrolle erhofft hatten.

Konzil von Trient

Ferdinand I. entfaltete nicht nur auf den Feldern von Politik und Verfassung, sondern auch auf dem der kirchlichen Reformen große Eigeninitiative. Die Missstände in Kirche und Klerus lagen klar vor Augen, doch bedurfte es hier eines grundsätzlichen Neubeginns, um nachhaltige Änderungen anzustoßen. Deshalb drangen Ferdinand I. und sein kaiserlicher Bruder auch darauf, am Konzil von Trient zuerst eine organisatorische Reform der Kirche anzugehen und sich erst dann mit dogmatischen Fragen zu beschäftigen. Da Papst Paul III. gegenteiliger Meinung war, begann man letztlich doch mit Fragen der Lehre.

Trient im 16. Jh.

Dass ein Tiroler Ort für diesen Wendepunkt in der Geschichte des Katholizismus ausgesucht wurde, hat wohl mit der alten Brückenfunktion des Landes zwischen Nord und Süd zu tun. Ursprünglich war das Konzil zuerst nach Mantua, dann nach Vicenza einberufen worden. Vom neuen Tagungsort versprach man sich stärkere Teilnahme aus dem deutschen Norden, diese Hoffnung erfüllte sich allerdings kaum. Das Konzil tagte von 1545 bis 1563 in drei Sitzungsperioden. Trient rückte damit in den Mittelpunkt europäischer Politik. Die Stadt war durch die glanzvolle Regierungszeit zweier bedeutender Fürstbischöfe baulich und kulturell gerüstet: Bernhard von Cles übernahm das Bistum 1514, stieg dann auch zum Kanzler Ferdinands I. und unter Papst Clemens VII. im Jahr 1530 zum Kardinal auf. Er bemühte sich um kirchliche Reformen, setzte politische um, v.a.

aber öffnete er Trient dem neuen humanistischen Geist der Renaissance und gab diesem durch seine Bau- und Sammlertätigkeit auch Sichtbarkeit nach außen. Als bedeutendste Leistungen haben hier seine neue Residenz, der Magno Palazzo im Renaissancestil neben dem alten Castello del Buonconsiglio und die Kirche S. Maria Maggiore mit der prachtvollen Orgelempore in weißem Marmor zu gelten. Ein halbes Jahr vor seinem Tod im Sommer 1539 übernahm er auch noch das durch den Abgang Georgs von Österreich verwaiste Brixner Bistum. Auch sein Nachfolger Cristoforo Madruzzo wurde drei Jahre nach seinem Amtsantritt in Trient zusätzlich mit der Brixner Diözese betraut. Im selben Jahr 1542 erhielt er auch den Kardinalshut. Die Resonanz seiner Herrschaft in Trient in der Literatur entspricht der eines typischen Renaissancefürsten, ihr entsprechen aber – trotz der Blüte der Künste und der Festkultur – weniger bleibende Leistungen als bei seinem Vorgänger.

Innsbruck im 16. Jh.

Innsbruck verblieb insbesondere durch den Aufenthalt von Ferdinands Gattin Anna ein gewisser herrschaftlicher Glanz. Sie hatte schon seit 1516 am Innsbrucker Hof geweilt und war 1528 wegen der Kriegsgefahr in Wien erneut nach Innsbruck gezogen, nun bereits in Begleitung dreier Kinder. Sie erfüllte für ihren Gatten in Tirol eine Art Statthalterrolle, präsidierte sogar Landtage, sorgte sich aber v.a. um das kulturelle Leben und hier insbesondere um die Musik. Zur Ausbildung ihrer Kinder zog sie bedeutende Musiker an den Hof. Eines von ihnen, die Tochter Magdalena, sollte später, im Jahre 1569, das Haller Damenstift beziehen, eine Heimstätte hochadliger Frauen, die v.a. in der geistlichen Kirchenmusik bis ins 18. Jh. ein wichtiges Zentrum blieb. Ferdinand I. selbst sorgte für die Fertigstellung des Maximiliangrabes, dem er mit der Hofkirche eine neue Unterkunft erbaute (vgl. Farbtafel 8). Baumeister und Künstler holte er sich aus dem Süden und aus Flandern. Sie brachten die neue Renaissancekunst nach Innsbruck, die sich in der Hofkirche noch mit der Spätgotik mischt.

Tirol unter Ferdinand II.

Mit der Resignation Karls V. 1558 ging die Kaiserkrone auf Ferdinand über, der sie bis zu seinem Tod im Jahre 1564 trug. Bereits 1554 hatte er in einem Testament Tirol seinem zweiten Sohn Ferdinand vermacht, der als Ferdinand II. wieder zu einem ‚echten' Landesfürsten werden und Tirol zu neuer Blüte führen sollte (vgl. Abb. 30). Ferdinand II. trat – nach zwanzigjähriger Statthalterschaft in Böhmen und Kriegsdienst in Ungarn – erst 1567 seine Regierung in Innsbruck an. Er fand die bekannten Probleme vor: Geldmangel und eine reformbedürftige Kirche. Jener resultierte aus angehäuften Schulden und neuem Aufwand, dem die im Abnehmen begriffene Wirtschaftskraft des Landes nicht gewachsen war. Allmähliche Erschöpfung und internationale, auch überseeische Konkurrenz machten dem Bergbau zu schaffen und führten zu Krisen, gegen die sich lediglich die Haller Saline resistent zeigte. Salz stellte daher auch das wichtigste Exportgut dar. Der Süden steuerte

Wein und Seide bei. Hall war auch der Sitz einer sehr produktiven Glashütte und beherbergte nach wie vor die landesfürstliche Münzstätte. Während die Bedeutung des Geschützgusses und der Plattnerei den Zeitläuften entsprechend abnahm, kamen aus demselben Grund neue Gewerbe auf: eine Papiermühle in Wattens, Buchdruckereien und Verlage in Innsbruck, Vomp, Brixen, Trient und Riva. Vor allem die religiösen Auseinandersetzungen wurden nun mehr und mehr mithilfe des Buchdrucks geführt.

Abb. 30: Erzherzog Ferdinand II., Kupferstich aus Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

Kirchenreform: Jesuiten

Die Reform der Kirche blieb ein Anliegen des Landesfürsten, der mit den Ergebnissen des Tridentinums und der Hilfe der Jesuiten dafür auch taugliche Mittel zur Hand hatte. Die Jesuiten hatte noch sein Vater 1560 ins Land geholt. Vom Provinzial ihrer Oberdeutschen Provinz, Petrus Canisius, der mit seinen drei Katechismen für Geistliche und Gebildete, für Lateinschulen und für das gemeine Volk auch die nötige Basis für die neue religiöse Unterweisung geschaffen hatte, wurde 1562 das Jesuitenkolleg in Innsbruck eröffnet, dem weitere 1573 in Hall und 1624 in Trient folgten. Das Haller Kolleg stand in engem Zusammenhang mit der bereits erwähnten Gründung des dortigen Damenstifts, das zu seiner geistlichen Betreuung Jesuiten erbeten hatte. Beide Nordtiroler Kollegien hatten in ihren Anfangszeiten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, in Hall waren sie v.a. finanzieller Natur, in Innsbruck gab es Zerwürfnisse mit dem Landesfürsten, der zeitweilig die Franziskaner bevorzugte. Diese hatten insbesondere im Hofprediger Johannes Nas einen wortgewaltigen Vertreter, der 1580 sogar zum Weihbischof von Brixen aufstieg.

Einfluss auf Kirche und Kultur

Der Einfluss der Jesuiten auf das kirchliche und kulturelle Leben in den von ihnen erfassten Regionen war beträchtlich. In jenem wirkten sie durch ihre konsequente, würde- und auch machtvolle Ausübung der Seelsorge, die sich um Welten von jener des niederen Klerus unterschied, in diesem v.a. über ihr allmählich weit in die höheren Stände insbesondere des Bürgertums ausgreifendes Schulwesen. Dieses erhielt zwar erst 1599 durch die in Neapel gedruckte *Ratio studiorum* („Studienord-

nung") einen generell gültigen Lehrplan, wies aber schon vorher sehr einheitliche Züge auf. Völlig im Zentrum stand der Unterricht des Lat., was schon die Bezeichnungen der Klassen belegen, die von den *Rudimenta* über *Grammatica* und *Syntax* bis zu *Humanitas* (oder *Poesis*) und *Rhetorica* aufstiegen, wobei die beiden obersten Klassen in Innsbruck erst 1582 bzw. 1615 hinzukamen. Die Lernziele verlagerten sich vom Erlernen der Sprache und der Lektüre klassischer Autoren (christliche finden sich, wenn überhaupt, eher in der wesentlich spärlicheren Griechischlektüre – ein klares Indiz für die Erbschaft des Renaissance-Humanismus) in den unteren zu einer vermehrt auf Stilsicherheit und Eleganz ausgerichteten aktiven Sprachbeherrschung in den oberen. Mit starker Außenwirkung wurden die Ergebnisse dieses Unterrichts in Form der Semester oder Schuljahre abschließenden oder zu festlichen Anlässen der Hofgesellschaft aufgeführten dramatischen Darstellungen der Öffentlichkeit präsentiert. Es liegt auf der Hand, dass ein derartiger Schul- und Kulturbetrieb sich massiv auf die Produktions- und Rezeptionsbedingungen der lat. Literatur auswirken musste.

Gegenreformation

Angriffspunkte der Gegenreformation waren einerseits protestantische Zentren v.a. in den Bergwerksgebieten, also im Unterinntal, um Sterzing und um Bruneck, andererseits der herabgekommene Klerus insgesamt. Während in dessen höheren Stufen Pfründenjagd und bis zu völliger Absenz reichendes Desinteresse am zugefallenen Amt an der Tagesordnung waren, bedrückten den niederen Klerus krasse Unbildung und materielle Not. Diese zwang zu allerlei Nebengeschäften, die zusammen mit dem weit verbreiteten Konkubinat der Würde des geistlichen Standes abträglich waren. Maßnahmen zur Verbesserung dieser Zustände gingen oft mit solchen gegen den Protestantismus einher, gegen den man zudem mit Verboten und Zensurmaßnahmen vorging. Zu diesen gehörte das regelmäßige Ausforschen und Einziehen reformatorischer Literatur, zu jenen Visitationen von Kirchen und Klöstern. Dazu traten laufend Religionsmandate des Landesfürsten, die zu rechter katholischer Lebensführung ermahnten und Abtrünnigen Strafen bis zur Landesverweisung androhten.

Allmählich kam neben dem erstaunlich starken Engagement von Landesfürsten und Regierung auch die vom Konzil angestoßene innerkirchliche Gegenreformation in Schwung, obwohl auch hier anfänglich der Druck eher von den weltlichen Behörden als von den Bischöfen in Brixen und Trient ausging. Visitationen waren wiederum das wichtigste Mittel. Sie brachten z. T. erschreckende Zustände zu Tage. Besonders desolat dürften diese im Stift Wilten gewesen sein, wo kirchliche und landesfürstliche Behörden sich mehrere Jahrzehnte lang mit wenig Erfolg um eine Sanierung bemühten. Zäh lief auch die vom Konzil empfohlene Gründung von Seminaren an, die den Bildungsstand der Geistlichen erhöhen sollten. In Brixen gelang eine derartige Gründung erst 1608.

staatlicher Einfluss auf das Schulwesen

Rascher und erfolgreicher ging die Einrichtung von allgemein zugänglichen Schulen voran. Innsbruck konnte in dieser Epoche neben dem Jesuitenkolleg bereits drei deutsche Schulen vorweisen, und solche sind nicht nur in Städten, sondern auch in Märkten und sogar in einigen Dörfern bezeugt. Allerdings stellten auch sie, wie bereits erwähnt, ein Einfallstor für protestantische Lehren dar, weshalb auch hier landesfürstliche Kontrolle angebracht schien. So zeichnete sich auch in dieser alten Domäne der Kirche allmählich staatlicher Einfluss ab. Man sprach sich stärker zu Gunsten lat. Schulen aus, um die verdächtigen deutschen zurückzudrängen, und bevorzugte jene auch bei Aufwendungen. Neben den Jesuitenkollegien in Innsbruck und Hall sind dazu auch einige Klosterschulen und die Domschule in Brixen zu zählen. Für das Elementarschulwesen wurde 1586 auf landesfürstliches Betreiben eine allgemeine Schulordnung, die sogenannte *Instruction,* erlassen, die Organisation und Lehrplan regelte, erzieherische und didaktische Anweisungen gab und so erstmals zu einer gewissen Vereinheitlichung unter staatlicher Aufsicht führte. Diese oblag dem Ortspfarrer und zwei von den staatlichen Behörden bestellten „Scholarchen", als Fächer waren Religion, mit zusätzlichen Regelungen zum Katechismusunterricht, Lesen, Schreiben und Singen vorgeschrieben. Der Schulbesuch war gleichermaßen für Buben und Mädchen gedacht, im höheren Schulwesen allerdings dünnte sich das Angebot für Mädchen rasch aus, in Frage kamen neben einigen Stadtschulen nur ein paar Frauenklosterschulen, etwa das der Klarissen in Meran oder St. Martin bei Schwaz. Negativ auf die Frauenbildung wirkte sich zweifellos der Ende des Jahrhunderts auch in Tirol fühlbare, v.a. Frauen unterdrückende Hexenwahn aus. Noch in Ferdinands Zeit fällt etwa die Folterung und Verbrennung der Barbara Juffinger in Kufstein im Jahre 1580.

Frühabsolutismus

Die angedeuteten späthumanistischen Tendenzen einer Latinisierung bzw. Romanisierung des öffentlichen und kulturellen Lebens verbanden sich in der Regierungszeit Ferdinands II. mit einer ebenfalls bereits in der Renaissancekultur vorzufindenden Betonung des Hofes und seines Fürsten zu einer Lebens- und Regierungsform, die man als Frühabsolutismus bezeichnet hat. Wesentlich dazu beigetragen hat zweifellos die bereits geschilderte Vorreiterrolle der weltlichen Stellen in der kirchlichen Reform, die zu einer steten Machtzunahme des Landesfürsten zuungunsten der jeweiligen Bischöfe führte. Ein wesentliches Moment stellte auch die schon angesprochene Zunahme des römischen Rechts in Kodifikation und Ausübung dar. Die vermehrt eingesetzten professionellen Juristen waren darin ausgebildet, die Landesordnung von 1573, die nach langem Vorlauf jene von 1532 ablöste, orientierte sich zwar (wie einleitend explizit betont wird) am Hergebrachten, in ihrer Handhabung drang aber v.a. über die höheren Instanzen das römische Recht ein und setzte so alte Gewohnheitsrechte zunehmend außer Kraft.

Selbstdarstellung der Fürsten

Wie das politische, so zentrierte sich auch das gesellschaftliche und kulturelle Leben zunehmend um Fürsten und Hof, deren glanzvolle Selbstdarstellung nicht nur die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, sondern auch die der historischen Forschung (und damit auch dieser Skizze) auf sich zog. Teilweise in Fortsetzung älterer Traditionen insbesondere seit Maximilian I. wurde die Geschichtsschreibung in den Dienst einer genealogischen Gedächtniskultur genommen. Die Hauptleistung kommt hier dem Niederländer Gerhard de Roo zu, den Ferdinand II. schon in Böhmen als Musiker engagiert hatte und der in Innsbruck nicht nur die Kapellknaben leitete und die Ambraser Sammlungen verwaltete, sondern (nach früheren poetischen Versuchen) auch eine Geschichte der Habsburger von Rudolf I. bis Karl V. verfasste. Sie wurde nach seinem frühen Tod von dem mit ihm befreundeten Sekretär Ferdinands, Konrad Dietz, redigiert und bei Johann Baur in Innsbruck gedruckt. Grundlage der Arbeit war die umfangreiche Bibliothek, die Ferdinand II. im Rahmen seiner Ambraser Sammlungen angelegt hatte.

Ambraser Sammlungen

Schloss Ambras, noch von Kaiser Ferdinand I. 1563 aus Privatbesitz abgelöst und von dessen Sohn an seine nicht standesgemäße Gattin Philippine Welser abgetreten, nahm allmählich die Sammlungen auf, die Ferdinand II. schon in Böhmen begonnen hatte, v.a. Harnische und Gemälde. Ferdinand II. hatte auch seinen wichtigsten Helfer von dort mitgebracht, Jakob Schrenck von Notzing, der den weiteren Aufbau der Sammlung, bestehend aus Bibliothek, Rüst- und Kunstkammer, mit Energie und Geschick vorantrieb und auch eine mit Kupferstichen versehene Vitensammlung von Machthabern, die sich v.a. kriegerisch hervorgetan hatten, verfasste. Große Teile der Sammlung wurden später sukzessive nach Wien transferiert, nur ein kleiner Teil davon kam zurück und befindet sich noch vor Ort.

kulturelles Leben am Hof

Ambras war neben der Hofburg in Innsbruck auch Hauptschauplatz von Ferdinands weiteren kulturellen Ambitionen. Während das literarische Leben am Hof über provinzielles Niveau kaum hinauskam – der Erzherzog trug dazu selbst eine deutschsprachige moralisierende „Comödie“ mit dem Titel *Speculum vitae humanae* („Spiegel des menschlichen Lebens“) bei, in der er eine erstaunlich kritische Haltung zu Krieg, Hofleben und Geld verkünden ließ –, holte man sich für die Hofkapelle und die Hofmusik Sänger und Instrumentalisten aus damals führenden Regionen, d.h. aus Flandern und Norditalien; einige dieser Musiker zeichneten sich auch als Komponisten aus. Auch in Malerei und bildender Kunst bediente man sich, wie schon unter Kaiser Ferdinand I., der beiden erwähnten, für die Habsburger naheliegenden Herkunftsländer, wobei sich Ferdinand II. seinen wichtigsten Architekten, Giovanni Lucchese, aus dem der Renaissancekunst bereits aufgeschlossenen Prag mitgenommen hatte. Zu Luccheses Hauptwerken in Innsbruck zählen die Silberne Kapelle in der Hofkirche, die Ferdinand II. als Grabkapelle für sich und seine Familie errichten ließ, und der Um- bzw. Neubau von Schloss

Ambras. Sein Sohn Alberto, mit dem er z.T. zusammenarbeitete, gestaltete den Brixner Bischofssitz im Renaissancestil um. Unter den Bildhauern ragt Alexander Colin aus Mecheln heraus. Er schuf den großartigen Reliefzyklus am Kenotaph des Maximiliangrabes sowie die Grabmäler Philippine Welsers und ihres Gatten in der Silbernen Kapelle. In der Hofburg von Brixen, das unter Bischof Andreas von Österreich, einem Sohn Ferdinands, einen gewissen Aufschwung nahm, entstand um die Jahrhundertwende der gedruckten Genealogien nachempfundene plastische Habsburgerzyklus des Schwaben Hans Reichle.

Bronzeguss und Plattnerei

Die zerfließenden Grenzen zwischen der ‚hohen' Kunst und dem unter Ferdinand II. ebenfalls blühenden Kunstgewerbe zeigen sich vielleicht am eindrücklichsten in der hochangesehenen Bronzegießerei der Familie Löffler in Hötting, deren Erzeugnisse von anspruchsvollsten Kunstwerken wie den Bronzefiguren am Maximiliangrab über Kirchenglocken bis hin zu Geschützen reichten, die weit über die Grenzen Tirols hinaus gefragt waren. Nicht minder berühmt waren die vom Landesfürsten ebenfalls viel beschäftigten Innsbrucker Harnischschläger, unter denen Jörg Seusenhofer als Chef der Hofplattnerei und Träger eines in der Branche klingenden Namens herausragte.

Bilanz

Mit dem Tod Ferdinands II. im Jahre 1595 ging eine Epoche zu Ende, die für Tirol nach den Wirren bis in die Mitte des 16. Jhs. zumindest aus der Perspektive der Regierenden eine Phase äußeren und inneren Friedens und damit auch eine gewisse kulturelle Blüte bereithielt, wobei sich der Schwerpunkt nun eindeutig von Trient nach Innsbruck verlagert hatte. Gleichwohl bedrückten weite Teile der Bevölkerung neben den strengen religiösen Kontrollen auch Hungersnöte, Seuchenjahre und Wirtschaftskrisen. Aber es deuteten sich unter der Regierung Ferdinands II. auch gewisse soziale Maßnahmen an, insbesondere in der mit der Landesordnung von 1573 erlassenen Polizeiordnung. Zudem besaß der unterste Stand der Bauern gerade in Tirol stets ein größeres Maß an Freiheit als anderswo, auch wenn nur die Besitzenden unter ihnen sie genießen konnten. So fällt eine Bilanz auch hier zwiespältig, aber im Vergleich mit anderen Zeiten doch positiver aus.

Wolfgang Kofler/Martin Korenjak

Dichtung

Überblick, Gliederung

Aus dieser Epoche, in der sich der Humanismus in Tirol auf breiter Front durchsetzt, ist naturgemäß wesentlich mehr lat. Dichtung, darunter auch ein größerer Teil in gedruckter Form, überliefert als aus der vorhergehenden. Der folgende Überblick beginnt mit Texten, die dem Unterricht entstammen bzw. für diesen gedacht sind. Einige Beispiele religiöser Poesie schließen sich an. Als nächstes wird die Panegyrik behandelt, die den Löwenanteil des Erhaltenen stellt, wobei sich zwei große Gruppen von Adressaten unterscheiden lassen: zum einen die Fürstbischöfe von Trient, zum anderen Herrscher aus dem Haus Habsburg. Den Abschluss bilden ein Lehrgedicht, das im Tirol dieser Zeit für sich steht, und ein Beispiel für die damals populäre Reisedichtung, die das Land aus der Perspektive des Fremden schildert, der es durchzieht.

Schuldichtung

Die Schuldichtung ist durch zwei Beispiele vertreten, von denen das eine vom Beginn der Epoche stammt und dem Elementarunterricht zuzuordnen ist, während das andere gegen ihr Ende entstanden ist und höhere Schulstufen repräsentiert – ein Kontrast, der uns auf dem Gebiet der Beredsamkeit in ähnlicher Form wieder begegnen wird (vgl. hier S. 292–303).

Tritonius, *Enchiridium*

Petrus Tritonius (eigentlich Peter Treibenraiff, vgl. hier S. 144–146) wurde um 1470 in Bozen geboren und studierte an der Artistenfakultät in Wien sowie in Ingolstadt, wo er Konrad Celtis kennen lernte. Nach 1499 kehrte er nach Tirol zurück und wurde Lehrer an der Brixner Domschule. Um 1503 begab er sich auf Anregung von Celtis wieder nach Wien, von wo er nach dessen Tod 1508 zunächst nach Bozen ging und bis 1512 die dortige Lateinschule leitete. Von 1513 bis 1519 und von 1524 bis 1525 unterrichtete er in Hall, dazwischen in Schwaz. Er starb 1525 in Hall (Bobeth 2006). Die Horaz-Vertonungen, für die Tritonius berühmt ist, sind eine Frucht seiner Freundschaft mit Celtis und entstanden in seiner Wiener Zeit. In der Stöckl-Offizin auf Schloss Sigmundslust bei Vomp ließ er (neben dem deutschsprachigen *Hymnarius* von 1524, dem ältesten gedruckten katholischen Gesangsbuch überhaupt) wohl 1521 ein *Enchiridium* („Handbuch“) drucken, das, wie der vollständige Titel präzisiert, „Verse enthält, an denen sich das zarte Gedächtnis von Knaben am besten üben soll“.

Zusammenfassung, Charakterisierung

Das ein gutes Dutzend Seiten dünne Büchlein besteht aus drei Teilen, von denen nur der erste, bereits 1513 entstandene und brieflich dem älteren Sohn Amandus gewidmete, von Tritonius selbst verfasst ist. Er enthält hexametrische Paraphrasen

eines Gebets an den Heiligen Geist, des Dekalogs, des Vaterunsers, des Ave Maria und des Salve Regina. Als Beispiel sei Tritonius' Version des Ave Maria zitiert, bei der er im Schlussvers das *Ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis nostrae* („Bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes") des Originals den eigenen didaktischen Absichten anpasst:

Semper ave, Maria alma, dei solamine plena:
Nam dominus tecum, benedicta inter mulieres,
Estque tui fructus benedictus ventris Iesus.
Hunc ores animos nostros sapientia adumbret.

Sei immer gegrüßt, nährende Maria, voll von Gottes Trost: Denn der Herr ist mit dir, gesegnet bist du unter den Frauen und gesegnet ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Ihn mögest du bitten, unseren Geist mit Weisheit zu überschatten.

Der zweite Teil der kleinen Schrift ist ein Abdruck des 1520 in London erschienenen *Christiani hominis institutum* („Vorschrift für den Christenmenschen") des Erasmus, das Hexameterfassungen u.a. des Credo und der sieben Sakramente enthält. Der dritte bietet eine Auswahl aus den *Disticha Catonis*, einer angeblich vom älteren Cato stammenden, in Wahrheit spätantiken Sammlung hexametrischer Zweizeiler mit ethischen Maximen, die seit dem Mittelalter ein beliebter Unterrichtstext war (und 1517 ebenfalls von Erasmus ediert und kommentiert wurde). Diese beiden Teile widmet ein zweiter, 1520 verfasster Brief Vitus Laetus, dem jüngeren Bruder des zwischenzeitlich im Alter von nur acht Jahren verstorbenen Amandus.

Interpretation

Das *Enchiridium* stellt ein Hilfsmittel für den lat. Elementarunterricht dar. Wie schon der Titel sagt (und der Brief an Vitus Laetus wiederholt), sollen die kleinen Lateiner die Texte auswendig lernen. Das unterstützt einerseits ihre sprachliche Grundausbildung und gewöhnt sie von Beginn weg an klassisches Lat.: Die Umsetzung der biblischen und mittelalterlichen Texte ins klassische Metrum des Hexameters dient ebenso diesem wie mnemotechnischen Zwecken. Andererseits werden den Kindern so Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und allgemeine ethische Grundsätze vermittelt. Als Vorbild wählt sich der Autor dabei keinen Geringeren als Erasmus, von dem er, wie er im Brief an Vitus Laetus sagt, immer nur als „dem Großen" zu sprechen pflegt. So zeigt uns das Büchlein neben dem berühmten Komponisten einen zweiten, weniger bekannten Tritonius: den engagierten christlich-humanistischen Schulmann und Pädagogen (vgl. Cohrs 1898).

Scholastica Oenipontana

Die *Scholastica Oenipontana* („Schultexte aus Innsbruck"; SEM, B 18) sind ein umfangreicher Band mit Reden, Theaterstücken und Gedichten aus dem Innsbrucker Jesuitengymnasium, die dort während der Schuljahre 1581/82–1585/86 zu

festlichen Anlässen verfasst und vorgetragen wurden. Dabei handelt es sich einerseits um den Beginn des Schuljahres und die damit verbundene *distributio praemiorum,* die Preisverleihung an die besten Schüler des Vorjahres (vgl. hier S. 295–299),[1] andererseits um die kirchlichen Hochfeste, die von den Jesuiten und ihren Schülern gemeinsam begangen wurden. Gelegentlich finden sich eine Rede und ein Gedicht zum selben Anlass (so etwa zum Beginn des Schuljahres 1584/85, Bl. 87^{v}–95^{r} und 95^{r}–97^{r}, oder zu Weihnachten 1584, Bl. 98^{r}–104^{r} und 104^{r}–106^{r}), häufiger hat man sich für nur eine dieser Möglichkeiten entschieden. Bei den anonymen Autoren handelt es sich wohl großteils oder ausschließlich um Lehrer, unter den Vortragenden befanden sich aber auch Schüler.

Schuljahreseröffnung

An den Eröffnungsveranstaltungen, die in Innsbruck in der Aula des Jesuitengymnasiums stattfanden, nahmen, wie allgemein üblich (Duhr 1896, 71–72), neben Patres, Lehrern und Schülern auch Adelige und angesehene Bürger teil, nicht zuletzt deshalb, weil sie ihre eigenen Söhne zu den Jesuiten schickten. So stellten diese Anlässe nicht nur ein Mittel, die Motivation der Schüler zu stärken, sondern auch eine Gelegenheit dar, das gute Verhältnis zwischen Stadt und Gymnasium zu betonen und zu fördern. Diese beiden Aspekte lassen sich auch an den Gedichten ablesen, die einerseits die Schüler zu fleißiger Arbeit anspornen, andererseits immer wieder auf den politischen Nutzen der Bildung hinweisen und das Nahverhältnis zwischen Bildung und Macht hervorheben.

Eröffnungsgedichte

Unter den Gedichten zum Schuljahresbeginn lassen sich drei Arten unterscheiden: eigentliche Eröffnungsgedichte, die den Beginn der Studien selbst ins Zentrum stellen, Epigramme an die jeweiligen Preisträger und poetische Danksagungen nach der Zeremonie. Von den drei Gedichten aus der ersten Kategorie stehen das erste (1581, Bl. 5^{v}–7^{v}) und dritte (1584, Bl. 95^{r}–97^{r}) im elegischen Distichon, das zweite (1582, Bl. 16^{rv}) im jambischen Trimeter. Alle sind protreptisch gehalten und verbinden Aufforderungen zu fleißigem Lernen mit Warnungen vor Faulheit. Das erste, das den Titel *De Christiana philosophia carmen elegiacum* („Elegie von der christlichen Philosophie"; s. auch S. 349–350) trägt, stellt dabei den Begriff einer umfassenden *sapientia* („Weisheit") ins Zentrum. Das gibt dem Sprecher die Gelegenheit, im selben Atemzug die große Hilfe hervorzuheben, die das Jesuitenkolleg seinen Schülern bei ihrem Erwerb bietet, sich beim Fürsten für dessen finanzielle Unterstützung zu bedanken und zu betonen, welchen Dienst die Jesuiten Kirche und Staat erweisen (Bl. 7^{r}):

1 Die Preisverleihung zu Beginn des Schuljahres war typisch für die Frühzeit der Jesuitengymnasien; später bildete sie dessen Abschluss (Duhr 1896, 57–58).

Aere quod immenso peregrinis[2] *alter in oris*
Quaeritat et terra et nave profectus iter,
Hoc tibi privati datur intra maenia tecti
Et gratis magni principis aere datur.
Iamque procellosis Ecclesia pressa periclis
Forte tuam magno faenore clamat opem.
Iam tibi fessa suas tradet Respublica partes
Auxilioque volet tutior esse tuo.

Was ein anderer um ungeheure Kosten in fremden Gegenden sucht, wohin er sich zu Lande und zu Wasser auf den Weg macht, das bekommst du [der Schüler] in den Mauern eines Privathauses und umsonst, auf Kosten des großen Fürsten. Schon schreit vielleicht die Kirche, bedrängt von Sturm und Gefahren, zu dir um Hilfe und fordert, was sie dir gegeben hat, mit großem Zins zurück. Schon wird dir der erschöpfte Staat eine Aufgabe übertragen und durch deine Hilfe sicherer werden wollen.

Preisverleihung

Verse, welche die Übergabe der Preise an die siegreichen Eleven begleiten, finden sich wiederum für die Jahre 1581, 1582 und 1584 auf Bl. 7^{v}–8^{v}, 28^{v}–29^{v} und 97^{r}–98^{r}. Es werden die besten drei Schüler jedes Jahrgangs aufgerufen und durch ein oder zwei elegische Distichen geehrt, die typischerweise Lob mit einer Ermahnung verbinden, nicht im Fleiß nachzulassen, sich künftig noch zu steigern oder nicht hochmütig zu werden. Auch auf das Geschenk selbst wird gelegentlich Bezug genommen. Bei den Kleinsten können die Ermahnungen milder ausfallen, gelegentlich kommt dort sogar leiser Humor zum Vorschein, wie die folgenden Verse für den besten Schüler der untersten Klasse aus dem Jahr 1582 zeigen (Bl. 29^{r}):

Quem tibi do librum, cave perdas aut tibi quisquam
Surripiat; propera laetus abire domum.
Pauperior fueras Iro, sed enim modo Creso
Divite vel claro es ditior ipse Mida.

Hüte dich, das Buch, das ich dir gebe, zu verlieren oder es dir von jemandem stehlen zu lassen; eile dich, froh nach Hause zu laufen. Ärmer als Iros warst du, aber jetzt gerade bist du reicher als der reiche Kroisos oder der berühmte Midas.

gratiarum actiones

Zum Abschluss der Eröffnungsfeier kann eine *gratiarum actio* vorgetragen werden, in der sich das Kolleg für die Teilnahme der illustren Gäste bedankt. Genügen

2 Die Hs. hat *peregrinus et*.

Abb. 31: Noten zum Pfingsthymnus des Jahres 1582 aus den *Scholastica Oenipontana*.

dafür im Jahr 1584 drei Distichen (Bl. 98r), so beschließt die Feier des Jahres 1582 eine recht elaborierte neunstrophige Komposition im zweiten asklepiadeischen Maß (Bl. 29v–30r). Wie die Anfangsverse verraten, ist der Dichter einer der Lehrer, der Vortragende aber ein Schüler:

Magnos magna decent parvaque parvulos.
Me parvum aspicitis: verba age paucula
Ad vos fatidici cultor Apollinis
Mandavit mihi proloqui.

Große ziemt Großes, Kleines ganz Kleine. Ich, ihr seht es, bin klein: Wohlan, nur ganz wenige Worte zu euch zu sprechen trug mir der Verehrer des Schicksalsverkünders Apollo auf.

Hochfeste

Umfangreicher und anspruchsvoller als diese meist recht stark standardisierten Texte sind die Gedichte zu den Hochfesten des Kirchenjahres: Weihnachten (1583, Bl. 85r–87v; 1584, Bl. 104r–106r),[3] Ostern (1584, Bl. 112r–114v), Pfingsten (1582, Bl. 8v–10v und 10v–11v) und Mariä Himmelfahrt (1582, Bl. 12r–13v, 13v–14v und 15rv); auch der Hl. Katharina von Alexandria, der Schutzpatronin der Wissenschaften, wird ein Gedicht gewidmet, vermutlich zu ihrem Gedenktag am 25. November (Bl. 30rv).[4] Bei den Gedichten zu Pfingsten und Himmelfahrt folgen auf eine Darstellung im epischen Hexameter ein oder zwei Hymnen in horazischen Maßen, die zumindest in manchen Fällen nicht einfach vorgetragen, sondern von den Schülern gesungen wurden: Das zeigen die Noten und die musikalischen Zusatzbemerkungen zum Pfingsthymnus (Bl. 11v), die einen Wechselgesang zwischen einem Vorsänger und vier Respondenten bezeugen (vgl. Abb. 31). Die übrigen Ge-

3 Die Weihnachtsdichtung des Jahres 1582 ging größtenteils verloren, als zwischen Bl. 30v und 31r einige Seiten herausgeschnitten wurden.

4 Ob sich auch die darauf folgenden Verse über die Jungfräulichkeit (Bl. 30v) auf Katharina beziehen, ist unklar.

dichte stehen in Hexametern und elegischen Distichen. Die längeren, nichtlyrischen Beiträge bieten meist eine skizzenhafte Nacherzählung des biblischen oder legendenhaften Geschehens, heben dessen Tragweite hervor und betonen die Ergriffenheit der Anwesenden bzw. fordern sie zu einer solchen Haltung auf. Ein wichtiges Darstellungsmittel, das ganz der heilsgeschichtlichen Bedeutung der betreffenden Feste, dem Weiterwirken der damaligen Ereignisse bis zum heutigen Tag, entspricht, ist dabei das der Vergegenwärtigung: Der Sprecher wird von Gott erfüllt und von der Wucht der Ereignisse umgerissen, er berichtet im Präsens, als Augenzeuge, vom Geschehen, wendet sich unterschiedslos an sein Publikum und die biblischen Personen und nimmt gemeinsam mit den Zuhörern sozusagen als Statist an der Handlung teil.

auf die Geburt Christi

Besonders gut lässt sich diese Haltung an einer *De eodem carmen heroicum* (Bl. 104^{r}–106^{r}; „Gedicht im heroischen Versmaß [d.h. im Hexameter] vom selben [Jesus Christus]") betitelten Meditation über die Geburt Christi zeigen, die gleichzeitig klassizistischen Sprachgestus und christliches Gedankengut beispielhaft miteinander vereint. Der Sprecher beginnt mit einer ihm selbst unerklärlichen Freude, die ihn plötzlich überwältigt, und wendet sich hilfesuchend in episch-vergilischem Stil an die Muse: *Ac mihi*, *Musa*, *refer causas*, *quo numine fervens*, / *Quove Deo accensus mea corda agitante calescam* (Bl. 104^{r}; „Und, Muse, erklär mir die Gründe, von welcher Gottheit brennend, von welchem Gott entzündet, der mein Herz bewegt, ich in Hitze gerate"; vgl. Aen. 1,8–9). In der Folge berichtet er, wie Gott in Gestalt des Jesusknäbleins vom Himmel herabsteigt und sich nicht zuletzt auch in den Herzen der Zuhörer einnistet, was ein Ovid (fast. 6,5) entnommener Kehrvers unterstreicht: *Est deus in vobis*, *agitante calescitis illo* (Bl. 104^{v}; „Gott ist in euch, wenn er euch bewegt, geratet ihr in Hitze"). Christus bringt der Erde Frieden und ein neues Goldenes Zeitalter, das durch Anklänge an Vergils in der Frühen Neuzeit stets christlich interpretierte vierte Ekloge untermalt wird: *Secula iam demum redeunt Saturnia* (Bl. 105^{r}; „Endlich kehrt nun das Zeitalter Saturns zurück"; vgl. ecl. 4,6). Die Erde soll sich freuen, Maria den Knaben rasch gebären und nähren: *Pande cito*, *Maria*, *gremium*, *cito lacte redundent* / *Dulcifluo distenta tibi nunc ubera, virgo* (Bl. 105^{r}; „Öffne rasch, Maria, deinen Schoß, rasch mögen von süßfließender Milch geschwellt deine Brüste überfließen, Jungfrau!"). Hirten und Engel stellen sich ein (Bl. 105^{v}) – nun soll Christus endlich zur Welt kommen, fordert ein wieder vergilisch inspirierter Kehr-Halbvers: *nascere*, *parve puer* (Bl. 106^{r}; „komm zur Welt, kleiner Knabe"; vgl. ecl. 4,60, 62)! Schließlich finden sich Dichter und Zuhörer gemeinsam an der Krippe ein (Bl. 106^{r}):

En quoque nos inopis terimus pia limina Bethlem,
Quaque viam ostentat, *sequimur*, *pastoria turba*,

Cernui et ante tuum flexo praesepe iacemus
Cum bove cumque asino venerantes poplite numen.

Sieh, auch wir treten über die fromme Schwelle des armen Bethlehem, folgen der Schar der Hirten, wo sie uns den Weg weist, neigen uns tief und liegen auf dem Boden vor deiner Krippe und verehren mit gebeugtem Knie gemeinsam mit Ochs und Esel deine Göttlichkeit.

religiöse Poesie

Im Anschluss an diese geistlich geprägte Schuldichtung sei nun die außerschulische religiöse Poesie behandelt. Sie ist vorwiegend narrativer Natur und besteht aus Paraphrasen und Übersetzungen biblischer, hagiographischer und legendenhafter Stoffe. Dabei wird sie ganz von zwei Autoren dominiert, die für den größten Teil der Texte verantwortlich zeichnen und dabei in einem Fall sogar zusammenarbeiten: Christoph Wilhelm Putsch und Paul Ottenthaler.[5]

Putsch, *Historia Iacobi*

Der bedeutende Historiker Christoph Wilhelm Putsch (vgl. hier S. 321) ist auch als Dichter hervorgetreten. Sein ehrgeizigstes poetisches Werk ist die gut 1400 Verse lange, im elegischen Distichon gehaltene *Historia divi Iacobi maioris apostoli* („Geschichte des Hl. Jakob des Älteren, des Apostels"), die er 1565 in Innsbruck herausbrachte. Sie behandelt wohl nicht zufällig einen Heiligen, der als Patron der Stadtpfarrkirche am Druckort große Verehrung genoss. Gewidmet ist das Gedicht Johann Jakob von Kuen-Belasy, dem aus Tirol stammenden Fürstbischof von Salzburg, wobei, wie im Widmungsbrief (Bl. Aii^{r}–Aiv^{v}) angegeben, die Namensgleichheit, aber auch der geistliche Stand des Adressaten eine Rolle spielten (Bl. Aiii^{r}). In diesem Widmungsbrief (dem noch eine kurze Lobeselegie eines Wolfgang Jenpacher an den Autor vorangeht: Bl. A^{v}) gibt Putsch sich auch sonst auskunftsfreudig. Wir erfahren dort u.a., dass er Kuen-Belasy noch nicht kennt (Bl. Aii^{r}), dass die *Historia* sein erstes poetisches Werk ist (Bl. Aii^{v}, Aiv^{r} – das stimmt aber nicht),[6] dass er sich um einen schlichten Stil *(stili simplicitatem)* bemüht und seine wichtigsten Vorbilder in spätantiken Bibeldichtern wie Prudentius, Iuvencus und Sedulius sieht (Bl. Aiii^{v}). Vor allem aber betont er – auch hier ganz Historiker – die geschichtliche Zuverlässigkeit seines Berichtes und zählt gewissenhaft sämtliche Autoren auf, aus denen er seine Informationen bezieht (Bl. Aiii^{v}–Aiv^{r}). Seine wichtigste Quelle neben den nicht eigens genannten Evangelien und der Apostelgeschichte ist Abdias von Babylon, der fiktive Autor einer tatsächlich wohl erst um 900 entstandenen *Historia certaminis apostolici* („Geschichte des Kampfs der Apostel") in zehn Büchern mit einer Neigung zum Phantastischen und Spektakulären (CE 1, 30–31): Er

5 Die *Sapientia Salomonis* des Gerhard de Roo wird unten im Abschnitt über Panegyrik behandelt.

6 Bereits 1563 hat er eine Hochzeit in Ingolstadt bedichtet.

soll als Zeitgenosse Jesu historische Akuratesse verbürgen. Das tut er zwar in Wirklichkeit natürlich nicht, doch die Beschränkung auf ihn und das NT ermöglicht es Putsch, aus der Masse der Legenden, die sich um den ersten Märtyrer unter den Aposteln ranken, einen einfachen, durchgehenden Handlungsstrang herauszugreifen und zu verfolgen.

Nach Themenangabe und (statt Musen-) Gottesanruf (Bl. B^{r}–Bii^{r}) werden zunächst die Berufung Jakobs und seines Bruders Johannes sowie die Bitte ihrer Mutter erzählt, Jesus möge sie im Himmel zu seiner Rechten und Linken sitzen lassen, wie Putsch ausdrücklich anmerkt, nach Matthäus (Bl. Bii^{r}–Cii^{r}). Mit Jakobs Anwesenheit bei der Verklärung Jesu und in Gethsemane folgen zwei Belege dafür, dass er einer von Jesu Lieblingsaposteln war (Bl. Cii^{r}–Cii^{v}). Ein rascher Überblick über das Geschehen von der Passion bis Pfingsten leitet zur Aussendung über. Jakob beginnt Judäa und Samaria zu missionieren (Bl. Ciii^{r}–Ciii^{v})[7] und zieht sich dort die Feindschaft des Magiers Hermogenes zu. Dieser schickt seinen Schüler Philetus los, der den Apostel in einer langen Rede zu widerlegen sucht, dabei aber selbst von ihm bekehrt wird (Bl. D^{r}–Diii^{r}). Der Schüler möchte nun seinerseits seinen Meister zur Umkehr bewegen – die lange Rede, die er dazu hält, gibt Gelegenheit zu einer Aufzählung aller Wunder, die Jakob mittlerweile vollbracht hat –, doch dieser reagiert cholerisch und bannt ihn magisch fest. Als Jakob ihn mithilfe eines wunderkräftigen Tüchleins befreit (Bl. Diii^{r}–Eiii^{v}), hetzt ihm der vor Wut schäumende Hermogenes Dämonen aus der Hölle auf den Hals, die ihm aber nichts anhaben können, sondern vielmehr den Magier fesseln und in Jakobs Haus führen (Bl. Eiii^{v}–Fii^{r}). Nach langem Zögern lässt sich schließlich auch dieser selbst samt seinen Schülern bekehren, wirft seine Zauberbücher ins Meer und zertrümmert sein Götzenbild (Bl. Fii^{v}–G^{v}). Doch die Juden, insbesondere ihr Priester Abiathar, verleumden Jakob bei Herodes Agrippa I. Im Jahr 36 wird er verurteilt, eingekerkert und geköpft, tut aber zuvor noch auf dem Weg zur Hinrichtung Wunder und bekehrt so seinen Henker Josias, den er auf dem Richtplatz tauft und der mit ihm das Martyrium erleidet (Bl. G^{v}–Giv^{r}). Eine empörte Apostrophe an Herodes, ein Dank an Gott für die Vollendung des Werkes und eine Bitte um Frömmigkeit, wie sie Jakob besaß, bilden den Abschluss.

formale Charakteristika

Putsch schreibt einen leicht lesbaren, unaufdringlichen Stil, der es dem Leser gestattet, sich ganz auf die ebenso spektakulären wie erbaulichen Ereignisse selbst zu konzentrieren. Vielleicht sind auch einige mittelalterlich anmutende Züge wie z.B. die ständige Verwendung von *suus* für klassisches *eius* sowie eine gewisse metrische Nachlässigkeit Teil dieses betont schlichten sprachlichen Habitus. Dasselbe könnte

7 Die wichtige Tradition über Jakob als Missionar Spaniens, die u.a. zur Etablierung von Santiago de Compostela als Pilgerstätte geführt hat, wird dabei nur kurz gestreift (Bl. Civ^{v}).

auch auf die Entscheidung für Distichen statt, wie das die antike Bibeldichtung nahelegt, für Hexameter zutreffen, mit der Putsch allerdings, wie die im Anschluss zu besprechenden Texte zeigen werden, auch ganz im Trend seiner Zeit liegt. Sprachliche Höhepunkte bilden die zahlreichen direkten und indirekten Überzeugungs- und Bekehrungsreden, die einen Großteil v.a. des legendenhaften Abschnitts einnehmen, sowie eine Reihe von Gleichnissen. So wird etwa der aufgeblasene Philetus, als er zu seiner ersten Invektive gegen Jakob ansetzt, passenderweise mit dem Pfau, der Verkörperung der Eitelkeit, verglichen: *Haud secus intumuit quam si Iunonius ales / Erigitur pennas conspiciendo suas* (Bl. D^{v}; „Nicht anders blähte er sich, als wenn der Vogel der Juno sich beim Betrachten seiner Federn spreizt").

Ottenthaler

Paul Ottenthaler (der uns weiter unten nochmals als Panegyriker begegnen wird) wurde wohl in den 1530er-Jahren geboren, besuchte die Lateinschule in Innsbruck und studierte in Ingolstadt. 1556 kehrte er als Magister der Künste nach Innsbruck zurück, wo er ab 1558 am kaiserlichen Hof – dieser befand sich unter Ferdinand I. ja *de facto* in Innsbruck – als Präzeptor der Edelknaben wirkte. Nach dem Tod von Gerhard de Roo wurde er dessen Nachfolger als Bibliothekar von Ambras, wo er auch gestorben zu sein scheint. Ottenthaler trat literarisch durch lat., deutsche und zweisprachige Veröffentlichungen in Erscheinung (Waldner 1893, 385–387).

Historia Pentecostes

Hier sei zunächst das zweite Gedicht eines Bändchens besprochen, das er unter dem Titel *Palaemon, aegloga heroico carmine conscripta. Historia pentecostes elegiacis versibus reddita* („Palaemon, ein Hirtengedicht im heroischen Versmaß. Die Pfingstgeschichte in elegische Verse übertragen") 1557 in Innsbruck publizierte und dem Stamser Abt Georg Perghofer widmete. Die 84 Verse umfassende „Pfingstgeschichte" – sie wurde, wie aus dem Widmungsgedicht hervorgeht, bereits einige Zeit vor ihrer Publikation verfasst – bedient sich wie Putschs Jakobsvita des elegischen Distichons. Sie verfährt mit ihrer Vorlage aus der Apostelgeschichte recht frei und bietet auch einen kurzen Überblick über die Vorgeschichte. Nur an wenigen Stellen ist die Bindung an den Ausgangstext so stark, wie wir das aus anderen in dieser Zeit entstandenen Bibelversifizierungen kennen (vgl. z.B. V. 53–76 mit Apg 2,4–12). Am originellsten ist die Schilderung des Höhepunktes des Pfingstwunders: Drei Gleichnisse illustrieren den Moment, in dem der Heilige Geist in Feuergestalt auf die Apostel niedersteigt, und verleihen ihm episches Kolorit.

Tetrasticha

Die ebenfalls 1557 erschienenen *Cyri Theodori Prodromi tetrasticha iambica et heroica in vitas Sanctorum Gregorii Nazianzeni, Basilii Magni, Ioannis Chrysostomi* („Jambische und hexametrische Vierzeiler des Cyrus Theodorus Prodromus auf die Lebensgeschichten der Hl. Gregor von Nazianz, Basilius des Großen und Johannes Chrysostomos") sind ein Übersetzungswerk. Weshalb Ottenthaler sich gerade das anspielungsreiche und etwas sperrige Opus des im Titel genannten byzantinischen Autors aus der ersten Hälfte des 12. Jhs. als Vorlage ausgesucht hat, das er

wahrscheinlich in einer 1536 erschienenen Basler Ausgabe von Johannes Bebelius kannte, erläutert er im Vorwort (Bl. Aii^{r}–Aiii^{r}): Theodorus Prodromus habe erkannt, dass Verdienste um den Glauben höher einzustufen seien als profane Leistungen. Seine Darstellung der Heiligen sei knapp, enthalte aber vieles, was andere, ausführlichere Quellen nicht böten. Eine lat. Übersetzung, die das Werk denen erschließe, die des Griechischen nicht mächtig seien, fehle bislang.

Abb. 32: Christoph Wilhelm Putschs und Paul Ottenthalers *De Haymone gygante*.

Einblattdrucke über Wilten und Stams

Schließlich steuerte Ottenthaler auch den Großteil der Texte zu zwei offensichtlich als ‚Diptychon' konzipierten lat.-deutschen Einblattdrucken bei, die 1601 bei Johannes Schultes in Augsburg erschienen. Sie sind das Resultat eines interessanten *joint venture*: Der lat. Text eines Blattes stammt von Christoph Wilhelm Putsch, die treibende unternehmerische, vielleicht auch konzeptionelle Kraft war der in Augsburg ansässige, zeitweise in Innsbruck tätige Kupferstecher Dominicus Custos (vgl. Sporer-Heis/Sporer 2006, 64 Anm. 7), der den Druck finanzierte und die Bilder beisteuerte. Die beiden Blätter behandeln die Gründung der zwei wichtigsten Nordtiroler Klöster, nämlich der Stifte Stams und Wilten, und sind deren Äbten gewidmet. Sie ähneln sich schon in ihrem Druckbild, und ein genauerer Blick auf die Texte ergibt eine Reihe weiterer Übereinstimmungen: In beiden Fällen besteht der lat. Text aus genau 50 Distichen, während die deutsche Version 100 vierhebige, paarweise gereimte Jamben umfasst, die sogar dasselbe Incipit aufweisen: „Viel zaichen seind […]". Als Zielpublikum sollte man sich vermutlich einen größeren, z.T. weniger gebildeten Leser- und vielleicht auch Hörerkreis vorstellen: Einblattdrucke wurden vermutlich häufig laut vorgelesen.

Das Wiltener Gedicht (Edition von Sporer-Heis/Sporer 2006; vgl. Abb. 32) – sein lat. Text wurde laut Titel, wie schon angedeutet, bereits 1571 von Putsch verfasst – erzählt die bekannte Sage vom Riesen Haymon nach: Haymon kam aus der Fremde nach Tirol und tötete dort den bei Seefeld ansässigen Riesen Thyrsis, der ihn angegriffen hatte. Wenig später trat er zum Christentum über und begann zur Sühne für seinen Totschlag das Kloster

Wilten zu errichten. Der Bau wurde aber immer wieder von einem Drachen aus der Sillschlucht zerstört. Haymon erschlug das Untier, schnitt ihm die Zunge als Trophäe heraus und vollendete das Kloster. Im Jahr 878 starb er und wurde in der Klosterkirche begraben.

Die Elegie über Stams bietet eine Etymologie des Namens (< Stainpis, „steiniger Ort"), einen Bericht über die Gründung des Klosters und seine Erwählung zur Grablege der Tiroler Landesfürsten durch Meinhard II. nebst einer zweiten Etymologie (< Stamm, weil Meinhard alle Angehörigen seines Stammes dort bestattet wissen wollte) und schließt mit einem Gebet um Glück und Segen für Abt und Kloster.

Textvergleich

In beiden Gedichten entsprechen sich lat. und deutscher Text Vers für Vers. Allerdings ziehen die längeren lat. Verse alle Register der lat. Dichtersprache, während die deutsche Fassung wesentlich schlichter bleibt. So schildern etwa in der folgenden Passage aus dem Wiltener Gedicht (V. 59–70) die Distichen den Überfall des Drachens auf das Kloster mithilfe eines ausgedehnten epischen Gleichnisses (V. 65–70), prunken mit mythologischem Wissen *(Aeolia* […] *aula)* und häufen Epitheton auf Epitheton: *vilia tecta*, *squamiger draco*, *rupe propinqua*, *bile tumente* usw. Die Jamben übernehmen zwar das Gleichnis, verzichten aber auf Mythologie und schmückende Beiwörter:

Dumque operi intentus templi fundamina ponit	Auffs werck weil er gedencken thet /
Construit atque suae vilia tecta domus,	Beim Baw ein anfang gmachet het:
Squamiger ecce draco ruit huc e rupe propinqua	Sich zu / ein Drach dort auß eim stein
Et subvertit opus bile tumente novum	Kompt / verhindert die arbeit sein /
Contorta ac cauda rabidum vomit ore venenum	Speyt auß das Gifft und wind den schwantz
Nec cessat muros ungue notare novos:	Zerkratzt ihm auch die Mawer gantz.
Non secus Aeolia prorumpens nimbus ut aula	Gleich wie der wind braußt auff dem Meer /
Implacido aequoreas vortice perflat aquas	Und wirfft die Wellen hin und her /
Aut cum diruptis rapidus profluxerit amnis	Auch wie das Wasser reissen thut /
Aggeribus molem et vicerit oppositam,	Wanns auffbricht offt ein Archen gut /
Fertur in arva furens cumulo camposque per amplos	Und tringt dann durch die Felder auß /
Ipsis cum stabulis distrahit omne pecus.	Das sicher ist kein Hoff noch Hauß.

Casletano, *Carmen salutatorium*

Zum Abschluss dieses Abschnitts und zugleich als Überleitung zur Panegyrik sei noch ein Gedicht in 145 Hexametern genannt, das ein Andrea Casletano zum Allerheiligentag 1570 verfasst und in einem einleitenden Epigramm Lodovico Madruzzo zueignet, eine Widmung, die damit zusammenhängen dürfte, dass dieser damals zusätzlich zu Trient auch das Bistum Brixen mitbetreute, wo das Werk gedruckt wurde. Das Gedicht gliedert sich in zwölf durch *Salve*/*Salveto*/*Salvete* eingeleitete

und durch Marginalien hervorgehobene Grußadressen an den Festtag, die Seligen, Maria, Engel, Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer, Mönche und Einsiedler, Kirchenlehrer, Jungfrauen sowie zu guter Letzt alle Heiligen. Der Festtag und diejenigen, denen er geweiht ist, haben also rahmende Funktion. Gleichzeitig schließt das Stück mit einer Klimax: Die letzte Anrufung ist zugleich die längste und enthält eine flehentliche Bitte um Rettung vor den Übeln der Gegenwart, d.h. vor der Reformation und den Türken.

panegyrische Dichtung

Die Panegyrik konzentriert sich, wie das auch in den folgenden Epochen der Fall sein wird, auf Trient und Innsbruck und richtet sich vorwiegend an Trientner Fürstbischöfe und Habsburger Herrscher. Dabei setzt die Produktion im Süden, wo der Herrschaftsantritt des Bernhard von Cles 1514 eine vorgezogene Epochengrenze darstellt, ein halbes Jahrhundert früher ein als im Norden, wo erst seit den 1550er-Jahren und dann verstärkt seit dem Regierungsantritt Ferdinands II. größere Mengen an Texten entstehen. Der folgende Überblick beginnt demgemäß mit Trient und geht dann zu den Habsburgern über. Innerhalb der beiden Blöcke gliedert er nach Adressaten und hält nach Möglichkeit eine chronologische Ordnung ein.

Panegyrik für Cles

Als typischer Renaissancefürst war Bernhard von Cles der erste Bischof von Trient, der in größerem Umfang Gegenstand und Adressat lat. (und volkssprachlicher)[8] Panegyrik wurde. Schon einer seiner Panegyriker selbst bedauert ihn (Camillo Zanetti bei Steinmayr 1935, 140): *Certatim in te omnes conculcant laudis acervos*, / *et respirandi vix datur hora tibi* („Um die Wette bewerfen[9] dich alle haufenweise mit Lob, und kaum eine Stunde bleibt dir, um Atem zu schöpfen"). Die einschlägigen Texte wurden bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. von Ippolito da Pergine gesammelt, doch ist diese Sammlung ebenso verloren wie eine Reihe weiterer, in ihr nicht enthaltener Texte (Steinmayr 1935, 107–108, 142–143); besonders schade ist dies im Falle der epischen *Clesias* des Giano Pirro Pincio (vgl. hier S. 311). Den größten Teil des noch Erhaltenen hat Steinmayr 1935 zusammengetragen und besprochen.

Überblick

Die 24 kurzen (zwei bis 104, im Schnitt gut 20 Verse umfassenden) Gedichte von elf verschiedenen Autoren, von denen die meisten sonst kaum als Dichter in Erscheinung getreten sind, stehen mit drei Ausnahmen im elegischen Distichon. Die wichtigsten Themen sind neben dem allgegenwärtigen Preis von Cles' Tugenden, Bitten um Unterstützung und Ruhmesverheißungen die Rückkehr des Fürstbischofs von verschiedenen diplomatischen Missionen, seine Erhebung zum Kar-

8 Ein bekanntes italienisches Beispiel ist etwa Pietro Andrea Mattiolis 1539 in Venedig erschienenes Gedicht *Il Magno palazzo del cardinale di Trento, descritto in ottavarima*.

9 *Conculco* („mit Füßen treten") scheint falsch verwendet, vielleicht aufgrund einer Verwechslung mit *cumulo* („anhäufen"); die Übersetzung richtet sich nach dem vermutlich intendierten Sinn.

dinal im Jahr 1530, daran anknüpfende Spekulationen über eine künftige Wahl zum Papst sowie der von ihm erbaute prächtige Magno Palazzo. Der Grad der Abhängigkeit der Autoren von Cles und damit auch der ihrer pekuniären Motivation ist unterschiedlich. Während beispielsweise der berühmte Humanist Graf Niccolò d'Arco dem Fürstbischof recht unabhängig gegenübersteht, befindet sich Richardus Sbrolius offenbar in einer akuten Notlage und muss verzweifelt deutlich werden (Steinmayr 1935, 137, Diskussion 113):[10]

Quos promisisti, praesul bone, porrige nummos:
Promissis standum quis neget esse piis?
Aureolos nobis numerari praecipe ternos.

Händige mir das Geld aus, guter Bischof, das du mir versprochen hast! Wer würde bestreiten, dass fromme Menschen ihre Versprechen halten müssen? Lass mir die drei Goldstücke auszahlen.

zwei interessante Stücke

Zwei Stücke, die sich aus der Masse des Durchschnittlichen herausheben, stammen von Niccolò d'Arco und Tommaso de Fatis (vgl. hier S. 290). D'Arcos Gedicht (Steinmayr 1935, 136, Diskussion 123–124), verfasst zu Cles' Heimkehr von einer Reise, ist in erster Linie aufgrund seines seltenen, von Horaz (carm. 1,7 und 28, epod. 12) übernommenen Versmaßes interessant, bei dem jeweils ein katalektischer daktylischer Tetrameter auf einen Hexameter folgt; im dritten Fuß des Tetrameters erlaubt es sich d'Arco aus unklaren Gründen, den Daktylus bzw. Spondeus durch einen Trochäus zu ersetzen. Beim in Hendekasyllabi gehaltenen Beitrag von Tommaso de Fatis (Steinmayr 1935, 138, Diskussion 113–115) handelt es sich um eine kurios verrätselte Aufforderung, endlich die Schuldigen am Tod seines 1524 ermordeten Vaters Paolo de Fatis zur Rechenschaft zu ziehen. Der Autor übersendet dem Fürstbischof einen Korb Pilze und beantwortet die Frage nach dem Grund hierfür, indem er eine Reihe weit hergeholter Analogien zwischen der Natur dieser Gewächse und dem Vorgehen zieht, das er von Cles erwartet: z.B. wachsen die Pilze, wenn es donnert und regnet – so soll auch Cles strafend donnern und den Regen seiner Gerechtigkeit herniederströmen lassen (V. 8–9, 17–19).

In Iacobi a Gless exequias carmen extemporaneum

Nicht bei Steinmayr 1935 findet sich eine auf Bl. 22^{r}–23^{v} der Hs. BCT, ms. 1679 überlieferte Klageelegie des bei Steinmayr mit drei anderen Gedichten vertretenen Bartholomäus Amantius auf Jakob von Cles, den 1525 von aufständischen Bauern getöteten Bruder des Bischofs (vgl. Gritsch 1988). Amantius unterrichtete in Tirol an verschiedenen Schulen, u.a. auch in Trient, bevor er seit den 1530er-Jahren

10 Wenn Steinmayr den Autor Riccardo Skruzio nennt, dürfte das auf einen Lesefehler zurückgehen.

Lehrstühle an den Universitäten Ingolstadt, Tübingen und Greifswald erhielt. 1556 starb er in Lauingen an der Donau (Jordan 1917, 290–296; Dörrer 1943). Hatte er in den bei Steinmayr abgedruckten Gedichten noch um eine Anstellung als Hofpoet gebeten (Steinmayr 1935, 127–131, Diskussion 109–111), so waren seine Bemühungen mittlerweile von Erfolg gekrönt worden: In der Widmungsepistel erwähnt er, er habe bereits ein ganzes Jahr auf Kosten des Bischofs gelebt.

Die Elegie selbst beginnt mit einer Anrufung der Pietas, die gemeinsam mit Bernhard um den Verstorbenen trauern soll (V. 1–12). Hierauf werden der älteste Bruder Balthasar und die Ehefrau des Toten genannt, die mehr Tränen vergießt, als Hektor in Troja zuteil wurden (V. 13–30). Sie verzweifelt nicht nur angesichts des Verlustes ihres Gatten, sondern sorgt sich auch um das Schicksal ihres Sohnes Aliprando, auf dem nun die Zukunft des Geschlechts ruht (V. 31–44). Ihm erteilt der Dichter einige gute Ratschläge (V. 45–56), bevor er verschiedene Gottheiten, z.B. die Musen und die Grazien dazu auffordert, dem Verstorbenen das letzte Geleit zu geben (V. 57–66).

Entwurf einer Grabinschrift

Auf das Gedicht folgt in der Hs. noch ein fünf Distichen langes Grabepigramm, das in konventioneller Manier den tadellosen Lebenswandel Jakobs preist und ihm einen Platz im Paradies verspricht. Vielleicht wollte der Autor dem Bischof hiermit nicht nur eine Hommage auf seinen Bruder, sondern auch einen konkreten Vorschlag für die am Grab Jakobs anzubringende Inschrift vorlegen (Gritsch 1988, 75).

‚kritische Panegyrik'

Ein sonderbares Stück Panegyrik – wenn man es überhaupt noch so nennen möchte – ist eine 102 Verse lange anonyme Elegie in der Hs. BCT, ms. 299. Ob der Adressat Bernhard von Cles oder Cristoforo Madruzzo ist, wird nicht klar, doch spricht mehr für jenen. Die Aussage, der Betreffende amte *gemino pedo* (V. 14; „mit doppeltem Bischofsstab"), trifft zwar auf beide zu – Cles betreute in seinem Todesjahr 1539, Cristoforo seit 1542 auch das Bistum Brixen –, große Betriebsamkeit (s.u.) und häufige Teilnahme an Reichstagen (V. 9–10) wird man jedoch eher Cles als Cristoforo attestieren, der nur 1541 in Regensburg dabei war (Costa 1977, 144, 151). Akzeptiert man dieses Argument, wäre der Text damit zugleich genau auf 1539 datiert. Der Autor tadelt zuerst (V. 1–38) den Fürstbischof wegen dessen übermäßiger Umtriebigkeit, die er auf „irre Lust an Lob" (V. 17; *laudis vaesana libido*) und „brennenden Durst nach Ehren" (V. 19; *sitis aspera honorum*) zurückführt. In einem zweiten Teil (V. 39–102) lobt er und wählt für sich selbst das bescheidene Leben des Weisen, das er den Irrwegen seiner Zeit gegenüberstellt. Dieser Befund wirft zwei Fragen auf. Erstens: Gehören die beiden Teile überhaupt zusammen? Falls ja, muss man annehmen, dass der Autor die eigene Lebenswahl als Gegenbild zur Rastlosigkeit des Fürstbischofs konzipiert hat. Eine solche Beziehung zwischen den beiden Teilen bleibt jedoch gänzlich implizit, und die Möglichkeit,

dass es sich in Wirklichkeit um zwei Elegien handelt, lässt sich nicht ausschließen. Zweitens: Wie erklärt sich die zwar wohlwollende, dabei aber recht herbe Kritik im ersten Teil? Die plausibelste Antwort ist, dass der Verfasser nicht auf die Hilfe seines Adressaten angewiesen war; es dürfte sich bei ihm eher um einen Standesgenossen als um einen Untergebenen handeln.

Tommaso de Fatis: Dankeselegie

An diese Gedichte auf Cles selbst seien noch einige Stücke angeschlossen, die zu seiner Zeit in Trient auf andere Amtsträger und Privatpersonen verfasst wurden. Eine kurze, aber recht interessante Dankeselegie richtet Tommaso de Fatis nach Ausweis der Hs. BCT, ms. 4972 um 1533 für eine nicht näher erläuterte Gunstbezeugung an den Rat von Trient. Er erklärt zunächst in einer elaborierten, 19 Verse umfassenden irrealen Periode, dem Rat niemals angemessen danken zu können, selbst wenn er überragende poetische Fähigkeiten und unerschöpflichen Reichtum besäße. Stattdessen bringt er seinen Wohltätern sein dankbares Herz dar, wie der pointierte Schlussvers erklärt: *accipe, quae superis munera corda damus* („Empfange die Gabe, die ich auch den Himmlischen darbringe: mein Herz"). Ob solche Dankesbezeugungen während der Sitzungen des Rates verlesen wurden?

Malpaga an de Fatis

Tommaso wird seinerseits zum Adressaten panegyrischer Poesie, wie er das auch schon in der vorhergehenden Epoche war (vgl. hier S. 84): Ebenfalls um 1533 preist ihn ein Martino Malpaga in zwei Gedichten (BCT, ms. 4968). Vor einem italienischen Sonnett steht ein lat. Epigramm, das die dichterische Unfähigkeit seines Verfassers den großartigen poetischen Fähigkeiten Tommasos gegenüberstellt. Der Titel setzt dessen Erhebung zum Ritter vom güldenen Sporn (vgl. hier S. 84) voraus.

Epitaphe auf Simone Butalosso

Zu den Anlässen, zu denen die Mitglieder der humanistischen *res publica litteraria* sich gegenseitig Gedichte widmeten, gehörten auch Todesfälle. Die auf *1520 circa* datierte Hs. BCT, ms. 4956 enthält neben zwei italienischen Gedichten sechs lat. Grabepigramme auf einen Juristen Simone Butalosso; ob sie von einem oder mehreren Autoren stammen, ist unklar. Das zweite dieser Epitaphe greift, wie das häufig geschieht, die antike Gewohnheit auf, einen Dialog zwischen einem Passanten und dem Grabstein bzw. dem Toten selbst zu inszenieren:

V(iator): Quis tegitur saxo hoc? G(enius): Simon Butalossus amicus
Legibus et doctor, proh dolor, egregius.
V(iator): Num iacet hic totus? G(enius): Pars caelo maxima claro
Perfruitur: tantum[11] *hic tenet ossa lapis.*

11 Der Hiat so im Original.

> Wanderer: Wen deckt dieser Stein hier? – Genius des Toten: Simone Butalosso, einen Freund der Gesetze und, o Schmerz, einen hervorragenden Lehrer. – Wanderer: Liegt er denn hier zur Gänze? – Genius: Sein größter Teil freut sich des lichten Himmels; nur seine Knochen hält dieser Stein fest.

Quodlibetum für Cristoforo Madruzzo

Gehen wir nun weiter in die Zeit von Cristoforo Madruzzo, so stoßen wir auf eines der bemerkenswertesten Werke – sofern der Werkbegriff hier überhaupt zutrifft – dieser Epoche. Wir verdanken es dem aus Arco stammenden Pfarrer Jacopo Vargnano (ca. 1510–1596/97), der mit Niccolò d'Arco, Bernhard von Cles und Cristoforo Madruzzo bekannt oder befreundet war und mithilfe dieser Verbindungen nach mehreren Pfarrstellen 1561 Kanonikus in Arco wurde (Panizza 1884, 157–171). Lange davor, 1542 oder 1543, während er noch Pfarrer im kleinen Lomaso war, widmete er Cristoforo eine 143 Seiten starke Gedichtsammlung mit dem Titel *Quodlibetum*[12] (etwa „Buch beliebigen Inhalts"). Der von Vargnano eigenhändig mit Sorgfalt geschriebene und gestaltete Band, gedacht als Vorlage für einen durch Cristoforo zu vermittelnden Druck (15), der dann nicht zustande kam, hat sich als ms. 1973 der BCT erhalten. Die folgende knappe Skizze lässt sich aus Panizza 1884 ergänzen, der das *Quodlibetum* beschreibt (171–175) und ausgewählte Gedichte von Vargnano sowie die sonst unpublizierten Stücke von Niccolò d'Arco und Cristoforo Madruzzo ediert (175–190).

Charakteristik

Vargnano erklärt zu Beginn, der Titel der Sammlung spiele auf ihren vielfältigen Charakter an: *Quodlibetum ideo Vargnanum apellari decrevi, quod cuiuslibet generis carmina diversasque Musas fere in se contineat* (14; „Deshalb beschloss ich, sie sollte ‚Vargnanisches Buch beliebigen Inhalts' heißen, weil sie Gedichte jeder beliebigen Art und sozusagen verschiedene Musen enthält"). Außerdem zeigt er sich dort stolz darauf, neben seinen eigenen Gedichten auch solche „gewisser höchst erfahrener Männer" zu bieten. Die Sammlung selbst wird Titel und Programmatik vollauf gerecht. Als kleinster gemeinsamer Nenner lässt sich eigentlich nur angeben, dass es sich um lat. Gedichte handelt, und selbst damit ist der Inhalt noch nicht zur Gänze erfasst: Als Eröffnung finden sich drei italienische Gedichte (9–12), ein Widmungsbrief an Cristoforo (13–16) und eine abschließende kurze Leichenrede auf Cristoforos Schwägerin Elena Madruzzo (137–143) sind in Prosa gehalten. Die lat. Poesie stammt neben Jacopo Vargnano selbst von Niccolò d'Arco, Giulio Alessandrini (vgl. hier S. 362), Marco Vargnano, offenbar einem Verwandten Jacopos, Massimo Grandi und Marco Ruffo; ein Gedicht steuert sogar der Widmungsnehmer Cris-

12 Der Titel der Hs. bietet die Lesart *Quotlibetum*, doch das vorhergehende *reverentissimum* für *reverendissimum* zeigt, dass es sich dabei um eine rein orthographische Variante handelt. Der Widmungsbrief hat die korrekte Form (14).

toforo Madruzzo bei. Nimmt man die Adressaten der einzelnen Stücke hinzu, so ist hier wohl ein guter Teil der zeitgenössischen Dichterszene zwischen Trient und Verona vertreten. Inhaltlich herrscht ebenfalls große Vielfalt: Die Gedichte bieten Panegyrik, u.a. an Bernhard von Cles, Cristoforo und Karl V., Freundschaftspoesie (wobei v.a. die poetischen Leistungen des jeweiligen Adressaten – meist Vargnano selbst: z.B. 5, 21–24, 29–31, 49, 54–55 – gepriesen werden), Geistliches, Bukolik, Lehrdichtung, Invektive, Erotisches und Obszönes. Metrisch beschränken sie sich allerdings auf das Geläufige: Hexameter, Distichen, Hendekasyllabi, sapphische sowie je einmal alkäische Strophen und Jamben. Erstaunlich ist eine Fülle metrischer Fehler, durch die im Extremfall sogar fraglich werden kann, um welches Metrum es sich überhaupt handelt (119–120). Was das in einem humanistischen Milieu, dem immerhin Niccolò d'Arco angehört, zu bedeuten hat, ist unklar.

konzeptionelles Unikum

Doch wie bescheiden das literarische Niveau der Sammlung auch sein mag – konzeptionell stellt sie ein interessantes Unikum dar. Auf den ersten Blick vergleichbare Blütenlesen wie den *Codex Fuchsmagen* und die Gedichte für Blasius Hölzl (vgl. hier S. 85–89 und 91–93) eint der gemeinsame Bezug aller oder doch der meisten Gedichte auf einen Adressaten, der im ersten Fall sogar für die Zusammenstellung verantwortlich ist. Die Disparatheit ist dort allenfalls Begleiterscheinung, nicht wie hier konsequent durchgeführtes Programm. Woher Vargnano die Idee zu einem solchen Konglomerat bezogen hat, lässt sich nicht mit Sicherheit angeben. Eine vage Inspiration könnte Catull geboten haben. Als Veroneser lag er Vargnano schon geographisch nahe, und wie bei seinem buntscheckigen Corpus besteht auch beim *Quodlibetum* der Schlussteil (ab 91) großteils aus Epigrammen.

drei Einzelstücke

Drei längere Gedichte seien kurz hervorgehoben. Das erste ist eine am Gardasee angesiedelte, Niccolò d'Arco gewidmete Ekloge Jacopo Vargnanos, die nach einer Einleitung durch den Erzähler einen Dialog zwischen den zwei jungen Hirten Thyrsis und Alcon wiedergibt. Die beiden besingen abwechselnd in Vierzeilern ihre recht zahlreichen Geliebten (32–35). Beim zweiten, das ebenfalls von Jacopo stammt, handelt es sich um ein Epyllion über den Bethlehemitischen Kindermord, das er schon in früher Jugend um 1525 verfasst hat (41–48, vgl. Panizza 1884, 161); durch Blattverlust fehlen zwei Seiten (43–44). Der ungenannte Autor des dritten Stücks (66–78) richtet in etwa 270 Hexametern eine Fülle von Ratschlägen an seine Tochter, die gerade verheiratet wird, um sie zu einer guten, sittsamen Ehefrau zu erziehen. Da er auch einige persönliche Informationen über sich selbst gibt (68; er ist ein Selfmademan, der eine militärische Karriere gemacht hat), können wir annehmen, dass Situation und Adressatin real sind. Literarisch ist das Gedicht allenfalls Durchschnitt. Der Autor könnte sich mit seinem Thema eigentlich in die Tradition der antiken und nlat. Lehrepik stellen, scheint sich dieser Möglichkeit aber nicht bewusst. Gelegentlich blitzt unfreiwilliger Humor auf, so etwa beim fol-

genden Vergleich der Ehe mit einer Raubtierdressur: Zürnt der Mann, so soll ihn die Frau durch Nachgiebigkeit besänftigen (68),

> *Nam neque vi placida potius quam voce magistri*
> *Et manibus solet infrendens leo dentibus iras*
> *Ponere et hic demum plaudentis lambere dextram.*

> denn der zähneknirschende Löwe pflegt nicht sosehr durch Gewalt als vielmehr durch sanfte Stimme und Hände des Dompteurs seinen Zorn abzulegen und schließlich die Rechte dessen zu lecken, der ihm Beifall spendet.

weitere Cristoforo-Panegyrik

Weniger interessant sind zwei weitere panegyrische Erzeugnisse für Cristoforo. Der Trientner Jurist Melchior Partini (1531–1569) widmet ihm um 1560 eine kurze Elegie, in der er ihm für erste Zeichen seiner Gunst dankt, ihn seiner Ergebenheit versichert und ihm für die Zukunft Besseres verspricht (vgl. Tartarotti 121 und 128–129 zu Autor und Text). Das einzig Bemerkenswerte an dem mediokren Stück ist V. 9, wo Partini vor lauter Bemühung, den berühmten Beginn der horazischen *Carmina* in einen Hexameter zu integrieren, einen Siebenfüßler produziert: *Mecoenas atavis proavisque potens, non ulla vetustas* / […] („O Mäzen, durch Urahnen und Vorfahren mächtig, kein Alter [wird deinen Namen vergessen lassen]"). Ein seltsames Stücklein Panegyrik sind die fünf Distichen in der Hs. BCT, ms. 2204, in denen ein Anonymus die poetischen Fähigkeiten des Fürstbischofs preist: Der Autor erleidet einen Fieberanfall, da erscheint Apollo und verheißt ihm, die Gedichte Cristoforos würden ihn heilen. Möge dieser ihm wirklich welche übersenden!

Madruzzo-Panegyrik in Ingolstadt

Ihren literarischen Höhepunkt erreicht die Verherrlichung nicht nur Cristoforos, sondern seiner Familie insgesamt schließlich paradoxerweise nicht in Trient, sondern in Ingolstadt. An der dortigen Universität finden wir Carlo Gaudenzio (1562–1629), den Neffen Lodovico Madruzzos und künftigen Fürstbischof, im Sommersemester des Jahres 1583 als Rektor. Im selben Jahr erscheint in Ingolstadt ein Büchlein mit zwei epischen Gedichten, in denen die herausragenden Mitglieder seiner Familie gepriesen werden.

Johann Engerd, *Madrucias*

Der Verfasser des ersten Werkes, einer *Madrucias* („Madruzzo-Epos") in drei Büchern, ist der 1547 im thüringischen Neustadt geborene Johann Engerd, der auch unter seinem Humanisten-Namen Stenechthon bekannt ist (ADB 6, 144–145). Er war bis zu seiner Entlassung im Jahr 1587 an der Universität als Professor für Poesie tätig und war bereits vor dem Rektorat von Carlo Gaudenzio als Verfasser panegyrischer Gedichte (auf die Ursprünge der Herrscherhäuser von Österreich und Bayern und auf die Grafen von Montfort) in Erscheinung getreten. Ob er aufgrund dieses Lebenslaufes (und trotz seines umstrittenen Lebenswandels) von Persönlichkeiten

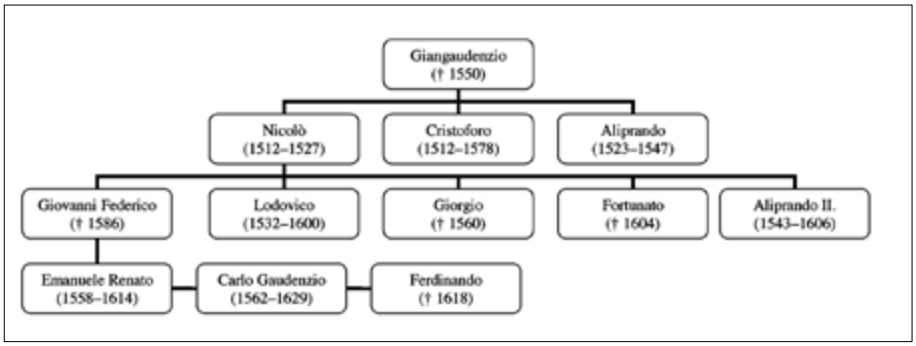


Abb. 33: Stammbaum der wichtigsten von Johann Engerd und Jakob Fischer genannten Mitglieder der Familie Madruzzo.

aus dem Umfeld der Universität bzw. der Madruzzo-Familie mit der Abfassung des Gedichts beauftragt wurde oder aus Eigeninitiative handelte, ist unklar.

Charakterisierung

Die *Madrucias* weist alle Merkmale eines historisch-enkomiastischen Epos auf. Dabei konzentriert sie sich auf die Geschichte des 16. Jhs., in dem die Familie ihre Blüte erlebte, und schildert vorwiegend jene Ereignisse und Entwicklungen, an denen deren einzelne Mitglieder (vgl. Abb. 33) teilhatten. Der historische Anstrich des gut lesbaren und in flüssigem Stil verfassten Werkes wird schon durch eine ungewöhnlich hohe Zahl von Marginalien deutlich, die den Leser an eine Fülle von Spezialliteratur weiterverweisen. Die Verbindung zwischen geschichtlicher Erzählung und Lobpreis der Familienmitglieder gelingt jedoch nicht immer. Die in Epen dieser Zielsetzung oft auftretende Schwierigkeit, dass weltgeschichtlich bedeutende Geschehnisse unter dem Blickwinkel des manchmal doch recht bescheidenen Beitrags der in den jeweiligen Gedichten zu lobenden Einzelpersonen geschildert werden müssen, führt zu Übertreibungen und Verzerrungen, die zumindest den modernen Leser irritieren. Ein Beispiel hierfür ist die durch unzählige intertextuelle Verweise zum Ausdruck kommende Allgegenwart der *Aeneis*. Diese Präferenz ist ohne Zweifel programmatisch, kann aber letzten Endes nicht überzeugen. Denn während Vergil als Lobredner des Augustus zum Fortleben einer Dynastie beitrug, die sich einen einzigartigen Platz in der Weltgeschichte sicherte, preist Engerd eine Familie, deren Einfluss zwar bedeutend war, die insgesamt aber nie den Stellenwert des julisch-claudischen Herrscherhauses zu erreichen vermochte.

Das Gedicht beginnt mit allgemeinen Informationen zur Geschichte und Geographie Trients (1–7). Nach ersten Huldigungen an die wichtigsten Familienmitglieder wendet sich der Autor für den Rest des ersten Buches (8–26) dem Konflikt zwischen Karl V. und

Franz I. von Frankreich zu. Im Zentrum steht dabei die Schlacht von Pavia (1525), in der Giangaudenzio Madruzzo, der Ururgroßvater des Rektors, sich große Verdienste erwarb. Das zweite Buch steht im Zeichen der zahlreichen Krisenherde, welche das politische, gesellschaftliche und religiöse Leben in den 30er- und 40er-Jahren des 16. Jhs. prägten: der wieder aufflackernde Krieg gegen Frankreich, die Türkengefahr und der immer mehr eskalierende Konflikt mit den protestantischen Reichsfürsten. Der Dichter schildert, wie drei Söhne Giangaudenzios an diesen Geschehnissen teilhaben. Eher kurz ist der Abschnitt über Cristoforo, mit dem die Familie zum ersten Mal den Erzbischof von Trient stellt (30). Der Hauptteil des Buches (31–47) zeigt uns Aliprando Madruzzo zunächst als tapferen Gefolgsmann des spanischen Heerführers Alfonso del Vasto und erzählt dann von seinem Aufstieg zu einem der wichtigsten Offiziere Karls V. Am Ende steht der Tod Aliprandos, der im Jahr 1547 im frühen Alter von 25 Jahren in Ulm einer Krankheit erliegt und dessen Platz im Heer Karls von seinem Bruder und Waffengefährten Nicolò eingenommen wird (48). Um Nicolò und Cristoforo, die vom Reich und vom Heiligen Stuhl mit verschiedenen militärischen und politischen Missionen betraut werden, geht es auch in den ersten zwei Dritteln des dritten Buches (Bl. 49^{v}–52^{v}).[13] Nach und nach finden aber auch andere Mitglieder der Familie Erwähnung: Auf Bl. 51^{v} werden die zwei ältesten Söhne Nicolòs ins Geschehen eingeführt; der jüngere Lodovico, späterer Nachfolger Cristoforos auf dem Bischofsstuhl in Trient, hält in Augsburg vor dem versammelten Reichstag eine Gedenkrede auf den verstorbenen Karl V., der ältere, Giovanni Federico, zeichnet sich bei der Eroberung der Insel Djerba aus. Giovanni Federico ist auch das Bindeglied zu Carlo Gaudenzio, dem Adressaten des Gedichts. Dieser ist nämlich sein Sohn und wird kurz vor Ende des Werkes nebst einigen anderen noch lebenden Familienmitgliedern apostrophiert (53–55). Das Gedicht schließt mit einer Beschreibung des Wappens der Madruzzo und einer Sphragis des Dichters (55–56).

Jakob Fischer: *Poema paraeneticum*

Das zweite Madruzzo-Gedicht des Bandes, das *Poema paraeneticum ad inclytum* […] *Carolum Gaudentium* […] („Erbauungsgedicht für den berühmten Carlo Gaudenzio […]“) stammt von Jakob Fischer. Von ihm wissen wir nur, dass er aus Hirschberg in Schlesien gebürtig ist und sich im Jahr 1581 an der Universität Ingolstadt immatrikuliert hat (Pölnitz 1937–1939, Bd. 1, 1096). Es ist anzunehmen, dass er im Jahr 1583 ein Schüler Engerds war und dass sein Gedicht als willkommener Anhang zu dessen *Madrucias* abgedruckt wurde.

Das in gefälligen Hexametern verfasste, ungefähr 30 Druckseiten lange Werk schildert zunächst, wie sich der Dichter, der sich bereits mit dem Gedanken trägt, ein Gedicht für den neuen Rektor Carlo Gaudenzio Madruzzo zu verfassen, von einem schönen Frühlingstag

13 Der Druck ist größtenteils seitenweise paginiert, zählt aber mitunter auch nach Blättern.

dazu verleiten lässt, einen Spaziergang vor die Tore Ingolstadts zu machen. Dort legt er sich an einem schattigen Plätzchen hin und schläft ein (57–58). Im Traum erscheinen ihm daraufhin vier Männer, die der Reihe nach je eine Rede an einen ebenfalls anwesenden jungen Mann richten. Es stellt sich bald heraus, dass es sich dabei um Giangaudenzio, Nicolò, Cristoforo und Aliprando Madruzzo handelt, die ihren Nachkommen Carlo Gaudenzio mit einem kurzen Überblick über ihr eigenes Leben auf seine neue Aufgabe vorbereiten wollen (58–73). Unmittelbar nach dem Traum erwacht der Autor. Weil es schon zu dämmern beginnt, eilt er nach Hause, wo ihn das, was er gesehen und gehört hat, nicht mehr los lässt. Beim Versuch, sein Erlebnis in einem Gedicht festzuhalten, übermannt ihn der Schlaf aber wieder, und er beginnt erneut zu träumen (73–74). Die Situation ähnelt jener aus dem ersten Traum. Carlo Gaudenzio lauscht dieses Mal jedoch nicht seinen Vorfahren, sondern drei Jungfrauen, die sich als Prudentia (75–79; „Klugheit"), Religio (79–81; „Religion") und Iustitia (81–84; „Gerechtigkeit") ausweisen und dem jungen Rektor eine Menge erbaulicher Ratschläge mit auf den Weg geben. Dabei betonen sie immer wieder, die von ihnen propagierten Tugenden seien in der Familie Madruzzo ohnehin verbreitet, und belegen dies anhand einer ansehnlichen Zahl verstorbener und noch lebender Familienmitglieder. So ist z.B. die Rede von Carlo Gaudenzios Vater Giovanni Federico, seinem Onkel Fortunato und seinen Brüdern Emanuele Renato und Ferdinando. Auch prominente und einflussreiche Persönlichkeiten, die durch Ehebündnisse in ihrer Familie zu den Verwandten der Madruzzo gezählt werden können (z.B. Marcus Sitticus oder der später heiliggesprochene Karl Borromäus von Mailand), werden erwähnt. Nach ihrer Rede entschwinden die Jungfrauen, und der Dichter erwacht aus seinem Schlaf (84–85) – oder vielleicht doch nicht? Wir lesen nämlich:

[…] *surgo et pulcher mihi Cynthius aurem*
Vellit et admonuit: Clarii tu nequa potentis
Iussa time, *neu mandatis parere recusa*,
Cum tibi sufficiam largas in carmina vires;
Tu modo carminibus tibi visa audita diemque
Et noctem enumera finemque impone labori.

Ich stehe auf. Da zieht mich der schöne Cynthius [d.h. Apollo] am Ohr und mahnt: „Fürchte nicht die Befehle des mächtigen Gottes von Klaros [wieder Apollo] und weigere dich nicht, seinen Anweisungen Folge zu leisten, da ich dir für deine Dichtung ausreichend Kraft einflößen werde. Los! Führe in deinem Gedicht an, was du am Tag und in der Nacht geträumt hast, und schließe deine Arbeit ab!"

Poetologie

Diese zentrale poetologische Stelle, die sich kurz vor den das Gedicht abschließenden Worten an den Rektor findet, greift auf das Proömium der sechsten Ekloge

Vergils und über dieses auf den Aitienprolog des Kallimachos zurück. Während der Apoll seiner Vorgänger jedoch darauf drängt, von großen Werken über „Könige und Kriege" (Verg. ecl. 6,3; *reges et proelia*) zugunsten von Kleindichtung Abstand zu nehmen, stellt sich für den Dichtergott Fischers diese Alternative gar nicht mehr: Die Lobpreisung der Madruzzo und ihrer grandiosen Taten ist für ihn die einzig praktikable Möglichkeit von Poesie.

Vorbilder

Fischers Kompetenz im Verarbeiten literarischer Vorbilder zeigt sich auch, wenn man das Werk in seiner Gesamtstruktur betrachtet. Es kombiniert nämlich geschickt Motive aus Hesiods *Erga* (dichterische Inspiration an einem *locus amoenus*), Ciceros *Somnium Scipionis* (der Traum als Ort der Unterweisung und Motivation durch verstorbene Vorfahren) und der Heldenschau des sechsten *Aeneis*-Buches (Familien- und Nationalgeschichte als Medium enkomiastischer Kommunikation). Einzig die Doppelung der beiden Träume wirkt etwas manieriert.

Huldigungsgedicht auf den Erzbischof von Salzburg

Anhangsweise sei hier noch auf eine 1560 in Innsbruck gedruckte Huldigung an einen Salzburger Erzbischof hingewiesen, die wir dem bereits erwähnten Paul Ottenthaler (vgl. hier S. 233) verdanken. Die elfseitige Elegie ist (wie schon Christoph Wilhelm Putschs Gedicht über den Hl. Jakob, vgl. hier S. 231–233) an Johann Jakob von Kuen-Belasy gerichtet, der soeben zum Oberhirten von Salzburg ernannt worden ist.

Inhalt, Aufbau

Das Gedicht hat die Bischofswahl selbst zum Thema. Es schildert die Zusammenkunft des Domkapitels, in der ein besonders würdiger Vertreter Partei für Kuen-Belasy ergreift (Bl. Aiii^{r}–Bii^{r}). In dessen Rede verpackt Ottenthaler eine breite Palette enkomiastischer Topoi. Diese fehlen dem Werk auch sonst nicht. So folgt auf die Schilderung des erfolgreichen Ablaufs der Wahl ein Bericht über die enthusiastischen Reaktionen in der Öffentlichkeit, bei dem besonders die Freude der Künstler hervorgehoben wird: Der neue Erzbischof soll nämlich ein noch größerer Mäzen als sein Vorgänger sein (Bl. Bii^{v}–Biii^{v}). Die Ereignisse in Salzburg sind in einen reizvollen Rahmen eingebettet: Zu Beginn schildert der Dichter, wie er in der Nacht vor seinen Büchern sitzt. Plötzlich erscheint ihm seine Muse und beklagt sich, dass er seine poetischen Talente überhaupt nicht nutze. Der Dichter entschuldigt sich damit, dass ihm ein adäquater Stoff fehle (Bl. Aiii^{rv}). An diesem Punkt hakt die Muse ein und erzählt ihm von der Bischofswahl. Am Ende des Gedichts schildert der Dichter, wie er den Bericht der Muse ins elegische Distichon gießt (Bl. Biii^{v}).

Einzug Maximilians II. in Trient

Mit den frühesten Beispielen für Panegyrik an Adressaten aus dem Hause Habsburg kehren wir gleichzeitig nochmals nach Trient zurück. 1551–1552 reiste der junge König von Böhmen und spätere Kaiser Maximilian II. nach einer vierjährigen Statthalterschaft in Spanien mit seiner Frau Maria und seinen zwei Kindern Anna und Ferdinand von Madrid nach Wien und zog dabei im Dezember 1551 mit großem Gepränge in Trient ein, wo gerade das Konzil tagte. Obwohl es zu

diplomatischen Verstimmungen kam, welche die allgemeine Festfreude ein wenig trübten (Holtzmann 1903, 146–150), entstanden zu diesem Anlass gleich zwei enkomiastische Gedichte.

Logus, *Athesis fluminis vaticinium*

Ein Albericus Logus, über den weiter nichts bekannt ist,[14] verfasste ein *Athesis fluminis vaticinium ad serenissimam Boemiae reginam Tridentum ingredientem* („Weissagung der Etsch an die durchlauchtigste Königin von Böhmen bei ihrem Einzug in Trient") in 58 Hexametern. Es ist gut vorstellbar, dass er in Beziehung zum bischöflichen Hof stand und von offizieller Seite mit der Verfassung des Huldigungsgedichts betraut wurde, das im Rahmen der Feierlichkeiten bei Maximilians und Marias Empfang vorgetragen worden sein könnte. Darüber hinaus ist denkbar, dass die schriftliche Fassung dem königlichen Paar als Geschenk überreicht wurde und so ihren Weg nach Wien fand. Dort (ÖNB, Cod. 9919/2) finden wir nämlich das einzig erhaltene Exemplar des Gedichtes. Ob es sich dabei um das Original oder nur um eine Abschrift handelt, ist allerdings nicht klar.

Das Gedicht berichtet zu Beginn, wie die Königin bei ihrer Ankunft vor den Toren Trients vom Flussgott Athesis angesprochen wird. Nach der Begrüßung folgt eine Prophezeiung, die den Hauptteil des Textes ausmacht: Marias Gatte Maximilian – der heimliche Adressat des Textes – wird das weiterführen, was sein Onkel, Kaiser Karl V., und sein Vater, Ferdinand I., begonnen haben, und v.a. im Osten des Reiches große militärische Triumphe feiern. So wird er dem Römischen Reich eine neue Friedenszeit schenken:

En rursus rem Romanam populumque Latinum
Pacatum Eridanusque pater Tibrisque videbu<n>t
Atque iterum belli postes claudentur et isto
Rege renascentur Saturni tempora prisci.

Da schau: Die Donau und Vater Tiber werden den römischen Staat und das Volk der Latiner von neuem befriedet sehen. Die Tore des Krieges werden wieder geschlossen werden: Unter diesem Kaiser werden die alten Zeiten des Saturn [d.h. das Goldene Zeitalter] wieder erstehen.

Am Ende seiner Prophezeiung angelangt, wünscht der Etsch-Gott Maria ein glückliches Leben an der Seite ihres Gatten und springt in die Fluten zurück. Das Paar zieht unter Jubel in die Stadt ein und wird von Cristoforo Madruzzo feierlich empfangen.

14 Der Titel des Manuskripts weist ihn als Salentinus aus. Ob er aus Salento in Apulien stammt (vgl. den Eintrag bei Graesse 1972, 307), ist unklar.

Dichtung und Vision

Das anmutige Gedicht verbindet die von seiner Zielsetzung herrührenden enkomiastischen Elemente gekonnt mit Motiven und Techniken, die für die Textsorte „Weissagung" typisch sind. Zu nennen ist hier an erster Stelle die Visionalität, die besonders im zweiten Teil der Prophezeiung zum Ausdruck kommt. Der Flussgott liefert nämlich nicht nur einen trockenen Vorbericht über die Taten Maximilians, sondern führt sich dessen Zukunft im Stile eines Sehers vor Augen. Die dadurch erreichte Plastizität der Darstellung erinnert an Weissagungen, wie wir sie z.B. von der Sibylle Vergils (Aen. 6,83–97) kennen.

vergilischer Tiber als Vorbild

Vergils *Aeneis* ist aber noch in anderer Hinsicht ein wichtiges Vorbild. Zu Beginn des achten Buches (Aen. 8,26–67) erscheint dem Titelhelden im Traum der Flussgott Tiber und berichtet von der Zukunft der Trojaner in Latium. Diese Situation ähnelt in vieler Hinsicht der hier vorliegenden: In beiden Fällen richtet sich die Prophezeiung eines Flussgottes an eine Person, die in Zukunft vielleicht über Rom herrschen wird und in ihrer Laufbahn gerade an einem kritischen Punkt angelangt ist: Aeneas ist soeben in Italien gelandet und muss nun mitansehen, wie sich eine Koalition italischer Stämme gegen ihn formiert, Maximilian befindet sich auf dem Weg zu seinem Vater Ferdinand I., dessen Verhandlungen über die Reichsnachfolge mit seinem Bruder Karl V. in eine entscheidende Phase getreten sind. Die oben zitierten Verse, in denen Maximilian als zukünftiger Herrscher über das Heilige Römische Reich gesehen wird, sind somit von hoher tagespolitischer Brisanz. Die Rolle, die Vergil in diesem Spiel um Macht und Legitimation zukommt, wird noch gewichtiger durch den Umstand, dass die Habsburger ihren Anspruch auf die Führung des Römischen Reiches u.a. dadurch begründeten, dass sie ihr Geschlecht über das julisch-claudische Herrscherhaus und den ersten römischen Kaiser Augustus bis auf dessen Stammvater Aeneas zurückführten (Tanner 1993).

Blacque, *Gratulatio*

Das zweite Gedicht zum genannten Anlass ist eine in Hexametern verfasste *Gratulatio* eines Jean Blacque, die dieser zusammen mit einer Paraphrase von Ps 2 in sapphischen Strophen 1552 in Venedig drucken ließ. Das Gratulationsgedicht selbst begrüßt zunächst Maximilian und verleiht der allgemeinen Freude über seine Ankunft Ausdruck (V. 1–31), rühmt dann die Habsburger als Garanten der Ordnung und Bollwerk gegen die Mächte des Chaos (wohl Türken und Reformatoren, V. 32–49) und schließt mit guten Wünschen für die Zukunft (V. 50–53). Die klassizistische Umarbeitung von Psalmen war zwar eine allgemein beliebte Übung (CNLS 2, 108), doch wenn Blacque sich hier gerade für Ps 2 als Vorlage entscheidet, so trifft er keine zufällige Wahl: Ps 2 spricht von der Überlegenheit des gottesfürchtigen Herrschers über die heidnischen Könige und führt so das Thema des zweiten Teils des Gratulationsgedichtes weiter (das seinerseits manchmal, z.B. mit der Anrede Maximilians als *Rex regum* [V. 1; „König der Könige"], schon alttestamentarische Töne anschlägt). Das besondere Gewicht, das damit auf Rechtgläubig-

keit und Kampf gegen Ungläubige gelegt wird, dürfte ebensosehr paränetisch wie panegyrisch gemeint sein: Maximilians Einstellung zu den Türken erschien zwar unbedenklich (so hatte er z.B. einen Elefanten, den er mit sich führte, „Soliman" getauft, um Süleyman den Prächtigen zu demütigen), doch für die Sache der Reformation ließ er schon seit längerem besorgniserregende Sympathien erkennen.

Roner, *Austria carmine illustrata*

Wohl im Jahr 1553 verfasste Georg Roner (vgl. hier S. 288–290) eine 132 Verse lange Elegie mit dem Titel *Austria carmine illustrata* („Österreich im Gedicht dargestellt"; Ausgabe: Sporer 1995) für einen prunkvollen Einblattdruck zu Ehren Ferdinands I., den ein Wasserfarbengemälde im Kreis der Kurfürsten und wohl auch des lorbeerbekränzten Dichters selbst zeigt (vgl. Farbtafel 9). Die Distichen preisen zunächst das Haus Österreich i.A. (V. 1–32), wobei aus unklaren Gründen besonderes Gewicht auf seine Ansprüche auf Ungarn gelegt wird. Dann führen sie übergangslos Ferdinand selbst als Sprecher ein, der alle Länder aufzählt, über die er herrscht (V. 33–100),[15] und sich seiner Macht und Herrlichkeit rühmt (V. 101–116). Nachdem seine Rede so abrupt geendet wie begonnen hat, grüßt ihn der Autor ehrfürchtig und wünscht ihm alles Gute (V. 117–132). Dass Roner sich im vollständigen Titel des Werks als Tiroler bezeichnet und das Blatt im Innsbrucker Ferdinandeum liegt (Dip. 1375/8 [699]), lässt darauf schließen, dass es für einen festlichen Anlass in Innsbruck in Auftrag gegeben wurde, wo Ferdinand ja zeitweise residierte.

Ottenthalers *Palaemon*

Der schon mehrfach erwähnte Paul Ottenthaler hat in dem Innsbrucker Druck von 1557, der als zweiten Teil die *Pfingstgeschichte* enthält, als ersten ein 71 Hexameter umfassendes bukolisches Gedicht veröffentlicht, den *Palaemon*.

> Es gibt den Dialog zweier Hirten, Damoetas und Tityrus, wieder. Gegenstand der Unterhaltung ist ein dritter Hirte, Palaemon, dessen Verschwinden Tityrus v.a. deshalb beklagt, weil er durch seine beruflichen und menschlichen Qualitäten eine Sonderstellung unter seinen Kollegen eingenommen hat. Damoetas erklärt Tityrus, Palaemon leide seit einiger Zeit an einer schweren Erkrankung und sei zur Genesung an einen Ort mit einem anderen Klima verreist. Im Mittelpunkt der zweiten Hälfte des Gedichts stehen Genesungswünsche und die Hoffnung, jene, die von Gott besonders geprüft werden, möchten auch einen entsprechenden Lohn erhalten. Das Ende des Gesprächs fällt mit dem Einbruch der Nacht zusammen: Tityrus lädt Damoetas ein, mit ihm zu Abend zu essen und bei ihm zu übernachten.

Vergilnachfolge

Wie bei einem bukolischen Gedicht nicht weiter erstaunlich, steht der *Palaemon* offenkundig in der Nachfolge Vergils. Der auffälligste Unterschied liegt darin, dass aus den zehn Eklogen des römischen Dichters eine einzige geworden ist. Vielleicht

15 Die Angabe, er sei 50 Jahre alt (V. 36), ermöglicht die oben gegebene Datierung des Stücks.

wollte Ottenthaler sein Vorbild poetisch überbieten und seinen Lesern dessen gesamte bukolische Welt in einem einzigen Gedicht präsentieren. Hierfür spricht, dass der Dichter Elemente aus fast allen vergilischen Eklogen einbaut: Die Szenerie entspricht jener der ersten Ekloge, den Namen Tityrus bringen wir ebenfalls v.a. mit dieser in Verbindung, Damoetas und Palaemon kennen wir aus der dritten Ekloge, das Motiv der Krankheit verweist auf die Trauer um Daphnis (ecl. 5) und die Klagen des Gallus (ecl. 10). Dazu kommen zahlreiche Zitate aus allen Einzelgedichten der *Bucolica*.

Allegorie: Karl V. als Palaemon

Hirtendichtung war spätestens seit der Renaissance ein beliebtes Genre, um in verschlüsselter Form auf mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten zu verweisen.[16] Auch bei der Lektüre von Ottenthalers Gedicht drängt sich die Frage auf, wer sich hinter der Figur des Palaemon verbirgt und ob die diesem bekundeten Sympathien vielleicht einem panegyrischen Zweck dienen. Der Umstand, dass das Büchlein im Jahr 1557 erschienen ist, legt die Vermutung nahe, dass hinter dem Hirten Karl V. steht. Es waren ja nicht zuletzt gesundheitliche Gründe gewesen, die den Kaiser 1556 dazu bewogen hatten, seinen mitteleuropäischen Machtbereich zu verlassen und sich nach Yuste bei Toledo zurückzuziehen. Diese Deutung erscheint umso plausibler, als Karl V. schon früher in ähnlich konzipierten Eklogen besungen wurde. So publizierte der bekannte nlat. Dichter Johannes Stigelius 1543 ein Stück, in dem zwei Hirten seine Abwesenheit in Algerien und Gerüchte über seinen Tod diskutieren (Kühlmann u.a. 1997, 584–597, 1299–1304).

Johannes Putsch

Da Karl V. und Ferdinand I. auch für das leider zum größten Teil verlorene poetische Œuvre von Johannes Putsch von großer Bedeutung waren, seien die wenigen Fragmente, die wir von diesem noch haben, hier besprochen. Johannes, der wesentlich ältere Bruder des Historiographen Christoph Wilhelm (vgl. hier S. 321), wurde 1516 als Sohn des Schatzarchivars Wilhelm Putsch in Innsbruck geboren. Ungewöhnlich begabt, trat er schon in jungen Jahren in die Dienste Ferdinands I. Bereits 1537 publizierte er in Paris die erste Karte Europas in Frauengestalt, die sogenannte *Europa Regina*, für die er noch heute bekannt ist (vgl. Abb. 34). Schon 1542 starb er auf dem Feldzug seines Herrn gegen Johannes Zápolya, den Fürsten von Siebenbürgen, in Esztergom (Jax 1938, 334–337).

poetische Hinterlassenschaft

Von den drei größeren poetischen Werken, die für ihn bezeugt sind, hat keines sich vollständig erhalten: Ein Karl V. und Ferdinand I. gewidmetes Epos *Danubius* („Donau“) in mindestens fünf Büchern ist bis auf wenige Verse verloren. Aus einem elegischen Hodoeporicon *Histria* („Istrien“) über eine Reise von Piran in Slowenien nach Innsbruck sind nur zwei kurze Fragmente auf uns gekommen, die immerhin die erste neuzeitliche Beschreibung der römischen Ruinen von Aguntum

16 CNLS 2, 62; zur nlat. Bukolik insgesamt vgl. Grant 1965.

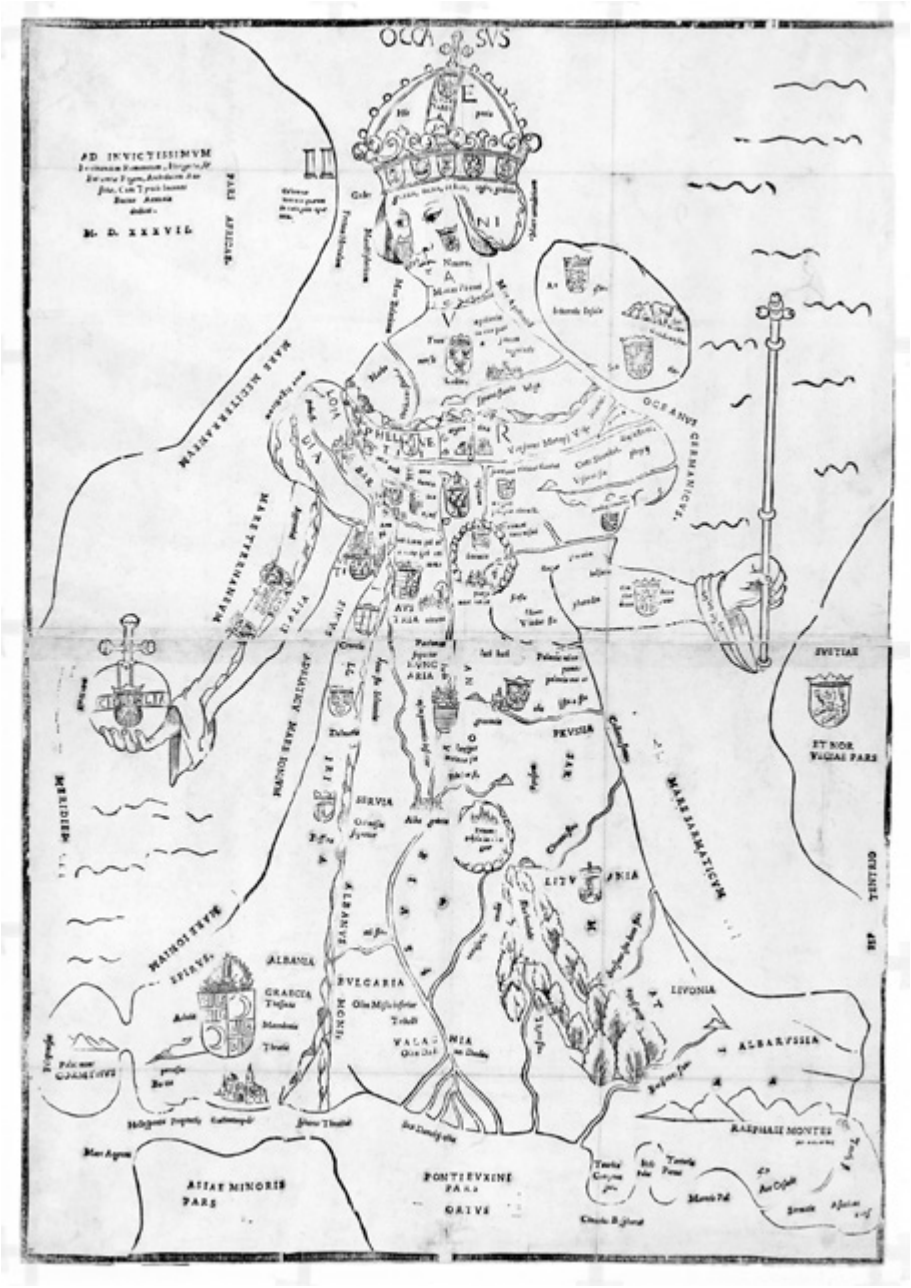


Abb. 34: Europa in Gestalt einer Königin, Holzschnitt in zwei Teilen von Johannes Putsch, 1537.

bei Lienz in Osttirol enthalten (Müller/Schaffenrath 2007, 20–21). Schließlich hat Putsch eine Gedichtsammlung mit dem angeblichen Titel *Interim* oder *Interea* („Inzwischen") verfasst, bei dem es sich aber eher um ein falsch verstandenes Incipit handeln dürfte (vgl. zu *interea* als formelhaftem Beginn bzw. Neueinsatz Verg. Aen. 5,1, 10,1, 11,1, georg. 3,40, Prop. 3,2,1). Aus ihr stammen möglicherweise die zwei von drei anscheinend vollständig erhaltenen Gedichten, die sich in einer 1544 gedruckten Basler Anthologie finden, sicher das dritte, das bei Christoph Wilhelm Putsch überliefert ist. Jax 1938 hat diese Stücke, die sich alle durch gesuchte Sprache und oft schwer nachvollziehbaren Gedankengang auszeichnen, herausgegeben und kommentiert. Im ersten und längsten (41 Hexameter), das auch dem *Danubius* entnommen sein könnte, klagt die personifizierte Europa über die Kriege, die sie seit jeher zerfleischen, und bittet Karl V. und Ferdinand I. um Hilfe. Im zweiten, einem Epigramm von vier Distichen, lamentiert die Personifikation Siebenbürgens darüber, dass Zápolya sie 1528 den Türken übergeben hat. Diese beiden politischen Stücke stehen nicht nur in deutlichem Zusammenhang mit der Biographie des Dichters, sondern zeigen auch die gleiche Neigung zur Personifikation von Ländern als Frauen, wie sie sich in der *Europa Regina* ausdrückt. Insbesondere bei der Klage Europas, wo u.a. Spanien als ihr Haupt, Italien als ihre Rechte erscheint (V. 21–22), ist die Analogie recht spezifisch. Vielleicht hat man die zwei Gedichte deshalb als für Putsch charakteristisch empfunden und in die Basler Anthologie aufgenommen. Das dritte und letzte Stück, ein sieben Distichen umfassendes Epigramm, nennt einen Waldbrand in Hötting im Jahr 1540 als Grund dafür, dass es im kleinen Innsbruck so viele Poeten gebe: Die durch den Brand vertriebenen Musen hätten sich nun alle in der Stadt angesiedelt, während die echten Bürger emigrieren müssten. Nicht nur ist diese Erklärung weder einleuchtend noch besonders witzig, es ist auch nicht klar, weshalb Putsch findet, es gebe in Innsbruck zu viele Dichter; unseren sonstigen Quellen zufolge ist die erste Hälfte des 16. Jhs. dort keine Zeit überbordender poetischer Produktivität.

de Roos *Sapientia Salomonis*

Es überrascht nicht, dass unter den Adressaten der Tiroler Habsburgpanegyrik der langjährige Landesherr Ferdinand II. eine Sonderstellung einnimmt. Das früheste und zugleich eindrucksvollste Beispiel für Hofpoesie zu seinen Ehren stellt die *Sapientia Salomonis* („Weisheit Salomos") des Gerhard de Roo dar, auch wenn sich ihre panegyrische Intention erst auf den zweiten Blick erschließt.[17] Das 1572 in Innsbruck bei Rupert Höller gedruckte Werk hat seinen Namen vom ersten seiner insgesamt drei Bücher. Dieses bietet eine ins elegische Distichon übertragene Ver-

17 Zu de Roos historischen Werken und seiner Biographie vgl. hier S. 324–328. Ein weiteres Gedicht de Roos für Ferdinand II., eine 1583 in Innsbruck gedruckte *Gratulatio* zur Geburt seiner Tochter Anna Eleonore, war leider nicht greifbar.

sion des alttestamentlichen Buchs der Weisheit, das auf Lat. üblicherweise *Sapientia Salomonis* genannt wird, und lässt sich am besten vor dem Hintergrund der weit verbreiteten Praxis des Versifizierens von Teilen der Bibel verstehen. Hierzu wurden nämlich nicht nur Schüler und Studenten angeleitet: Auch Erwachsene sahen darin eine willkommene Übung, durch die sie sowohl ihren intellektuellen als auch ihren religiösen Bedürfnissen nachkommen konnten. Die Übertragung, die keine Scheu vor Abweichungen von der lat. Vorlage aus der *Vulgata* zeigt, beeindruckt durch flüssigen Stil und große Souveränität im Umgang mit Sprache und Metrik. Man vergleiche etwa folgenden Passus aus dem achten Kapitel (Weish 8,18–21) mit seiner Umsetzung durch de Roo (Bl. Ciii^{rv}):

> *Circuibam quaerens ut mihi illam* [sc. *sapientiam*] *adsumerem. Puer autem eram ingeniosus et sortitus sum animam bonam; quin potius, cum essem bonus, veni in corpus incoinquinatum. Et ut scivi quoniam aliter non possem esse continens, nisi Deus det – et hoc ipsum erat sapientiae, scire, cuius esset hoc donum –, adii Dominum et deprecatus sum illum et dixi ex totis praecordiis meis:* […]
>
> Da ging ich auf die Suche nach ihr [sc. der Weisheit], um sie heimzuführen. Ich war ein begabtes Kind und hatte eine gute Seele erhalten, oder vielmehr: gut wie ich war, kam ich in einen unverdorbenen Leib. Ich erkannte aber, dass ich die Weisheit nur als Geschenk Gottes erhalten könnte – und schon hier war es die Weisheit, die mich erkennen ließ, wessen Gnadengeschenk sie ist. Daher wandte ich mich an den Herrn und sprach zu ihm aus ganzem Herzen: […]
>
> *Hanc* [sc. *sapientiam*] *igitur quaerens loca sedulus omnia obibam,*
> *Praeditus ingenio dexteriore puer.*
> *Indole namque mea dignum natura malaeque*
> *Ignarum labis corpus habere dedit.*
> *Sed tantum non posse dari sine numine donum,*
> *Cernens* (*iudicii quod melioris erat*)
> *His dominum verbis syncera mente rogavi,*
> *Ingeminans tales supplice voce preces:* […]

eigene Gedichte

Stilsicherheit ist auch ein Charakteristikum von de Roos eigenen Dichtungen, welche in den zwei verbleibenden Büchern enthalten sind. Die *Variorum carminum atque epigrammatum libri duo* („Zwei Bücher mit verschiedenen Gedichten und Epigrammen“) zeugen von der großen literarischen Bildung des Autors. Die insgesamt 81 Gedichte (45 im ersten, 36 im zweiten Buch), von denen die meisten im Zeitraum 1564–1572 entstanden sein dürften und die im Wesentlichen wohl chronologisch

angeordnet sind, bedienen eine Vielfalt von lyrischen Gattungen. Neben Epigrammen, die zahlenmäßig am stärksten vertreten sind, trifft man auf Hochzeitslieder, Oden, Hymnen, Enkomien und Spottgedichte. Ebenso abwechslungsreich sind die verwendeten Versmaße: Sie reichen vom elegischen Distichon über Hendekasyllabi und Hinkjamben bis hin zu verschiedenen horazischen Strophensystemen.

Vorbilder

Dieses reiche Repertoire, welches de Roo zu einem bedeutenden Vertreter der nlat. Lyrik des 16. Jhs. macht, legt auch schon nahe, wer seine zentralen antiken Vorbilder sind: Catull, Horaz und Martial. Catull kommt dabei die vielleicht wichtigste Stellung zu, weil die in seinem *liber* erkennbaren metrischen und gattungsspezifischen Schwerpunkte (äolische Maße, Spott- und Hochzeitsgedichte, Epigramme) dem Profil von de Roos Sammlung sehr nahe stehen. Der Umgang mit dieser literarischen Tradition ist überaus kreativ. Der Autor erweist sich v.a. als Meister in der Kreuzung verschiedener Gattungen und Vorbilder. Die Invektive gegen einen Labienus (*In Labienum*, Bl. Ii^{rv}) kombiniert etwa die Angriffslust der Spottgedichte Catulls mit moralischen Reflexionen und Lebensweisheiten, wie wir sie häufig in den *Oden* des Horaz finden. Moralische Bedenken und religiös motivierte Vorbehalte dürften übrigens ausschlaggebend dafür sein, dass de Roo von allen Sujets und Motiven, die er bei den drei als Vorbildern genannten Dichtern vorfindet, ausgerechnet jene ausspart, die in den Bereich der Erotik führen. Auch die in den Hochzeitsliedern wiederholt propagierten Grundsätze christlicher Sexualmoral gehen in ihrer Vehemenz über das hinaus, was die Topik des Epithalamiums üblicherweise bietet.

Adressaten

Die Adressaten der Gedichte sind neben Ferdinand II. (Bl. Fiiii^{rv}, Hiii^{v}–Ii^{r}) und einigen wenigen anderen einflussreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens (etwa den Statthaltern Grafen Georg und Schweikart Helfenstein auf Bl. Liii^{r} und Liiii^{rv} oder dem Hofkammerrat Erasmus Heidenreich auf Bl. Mi^{rv}) vorwiegend Kollegen des Autors, die mit ihm gemeinsam als Sänger in der Hofkapelle des Erzherzogs angestellt oder in deren Umfeld tätig waren (Senn 1954, 100–135). Manchmal werden Personen aus dem kulturellen Leben nicht direkt angesprochen, bleiben aber trotzdem präsent, so z.B. der Geist des verstorbenen Dichters Johannes Putsch in einem Gedicht, das de Roos Ankunft in Innsbruck zum Thema hat und „an den Höttinger Berg und die Orte in der Nähe der Stadt Innsbruck“ *(Ad Haetinium montem et loca circum vicina civitati Aenipontanae)* gerichtet ist (Bl. Kii^{v}):

Haetinii colles et mons sublimior illis
Quique pater dulci Ticio fonte cadis,
Quos Aganippaeis sacravit rite Deabus
Buciades huius buccina prima loci,
Accipite ex veteri Boiorum sede locisque
Egressum, quibus est inclyta Praga caput.

> Hügel von Hötting und Berg, der du höher bist als diese, und du, Vater Ticio,[18] der du aus lieblicher Quelle herabplätscherst, ihr alle, die der Sprössling aus dem Geschlecht der Putschs, der erste weithin tönende Sänger dieses Ortes, wie es sich gehört den Göttinnen von der Quelle Aganippe [d.h. den Musen] geweiht hat, nehmt mich auf, der ich aus dem vormaligen Gebiet der Boier und jenem Land zu euch komme, dessen Hauptstadt das berühmte Prag ist!

Stellenwert der Künste

Zwar sind einige Gedichte, wie im Epigramm durchaus üblich, an fiktive Personen gerichtet bzw. handeln von solchen. So hören wir etwa von einer eitlen Greisin mit dem sprechenden Namen Prisca (Bl. Gii^{v}; „die Alte") oder von einem notorischen Lügner namens Fixulius (Bl. Giiii^{v}). Auffällig ist jedoch, dass die Zahl solcher Leute im zweiten Buch drastisch abnimmt (nur mehr Bl. Li^{r} *De tinctore*, „Von einem Färber"; Bl. Liii^{r} *De Sarcinio,* „Über Sarcinius"; Bl. Ni^{v} *Ad Labienum*, „An Labienus"). Die zunehmende Konzentration auf einen Kreis von Künstlern und Intellektuellen einerseits und die von Beginn der *Carmina et epigrammata* an betonte Präsenz des Erzherzogs andererseits passen gut zu deren Gesamtausrichtung. Eines der wichtigsten Ziele des Autors ist es nämlich offensichtlich, die seiner Meinung nach zu geringe gesellschaftliche Akzeptanz kultureller Leistungen und Berufe zu steigern. Schon im Vorwort (Bl. Aii^{v}) klagt er über verkehrt denkende Menschen, welche aufs Geratewohl verkündeten, die Freien Künste seien, sofern sie nicht Profit abwürfen, völlig unnütz *(praeposterum quorundam hominum* […], *qui artes* […] *liberales* […], *nisi avaritiae deserviant*, *prorsus inutiles esse* […] *libere pronunciant).* Vor dem Hintergrund seines Anliegens beschwört die Gesamtheit der in dem Werk angesprochenen Personen gleichsam das Bild einer idealen Gesellschaft, in der Wissenschaft und Künste unter der Führung des Erzherzogs zu ihrem vollen Recht kommen.

Einheit

Auch der Zusammenhang zwischen der *Sapientia Salomonis* und den zwei anderen Büchern, der dem Leser auf den ersten Blick recht lose erscheint, zeigt sich nun deutlicher. Im Vorwort (Bl. Aiii^{r}) gibt sich der Verfasser bescheiden und motiviert seine Entscheidung, sein Werk mit dem Buch der Weisheit zu beginnen, lediglich damit, dass er seinen Dichtungen einen „recht bedeutenden Anfang" *(maius quoddam operi initium)* voranstellen wolle und dass „für Christenmenschen alles bei Gott beginnen solle" *(omnia Christianis hominibus a deo auspicanda esse).* In Wirklichkeit aber erfolgte die Wahl aus weiter reichenden Gründen. Das zu den jüngsten Schriften des AT zählende und wahrscheinlich im 1. Jh. v.Chr. in Alexand-

18 Welcher Bach oder Fluss damit gemeint ist, bleibt unklar. Geographisch böten sich am ehesten der Höttinger Bach und der Sulzenbach an, die an den Hängen der Nordkette entspringen, Hötting bzw. das westlich davon gelegene Kranebitten durchfließen und in den Inn münden.

ria entstandene (TRE 19, 730) *Buch der Weisheit* präsentiert nämlich ein Konzept von Weisheit, das sich von alttestamentarischen Vorstellungen emanzipiert hat und durch Ideen aus der hellenistischen Philosophie angereichert ist (Kepper 1999). Einen Herrscher wie Ferdinand II., der Macht, Religion, Wissenschaft und Künste zu vereinen suchte, musste dies ansprechen. Dies gilt auch für den Umstand, dass das Buch dem sprichwörtlich weisen König Salomo zugeschrieben wurde. Nach dem Bild, das die Bibel von ihm vermittelt, vereinigte er wie kein anderer Herrscher geistige und weltliche Vorzüge, förderte in seiner Regierungszeit, die im Großen und Ganzen von Frieden geprägt war, neben seinen Verdiensten um den Glauben auch die Kultur und trat nicht zuletzt als Dichter in Erscheinung (1 Kg 5,12). Dies alles – einschließlich der eigenen poetischen Ambitionen – trifft auch auf Ferdinand II. zu. De Roos Gedichte und das in ihnen zum Ausdruck gebrachte programmatische Werben um mehr Anerkennung für geistige Verdienste stehen also nicht nur im Zeichen Salomos, sondern gleichzeitig auch in dem seines Landesfürsten.

Nenning über den Adel

Weniger bedeutsam als dieses *opus magnum* ist die im Cod. 10105 der ÖNB überlieferte, ebenfalls an Ferdinand II. adressierte *De duplici nobilitate diasaphesis* („Erklärung der zwei Arten von Adel") eines Christoph Nenning. Die Abfassungszeit lässt sich aufgrund der Erwähnung einer *coniux* (Bl. 8^{r}; „Ehefrau") auf 1576–1580 oder 1582–1595 eingrenzen.[19] Voran geht (Bl. 1^{v}) eine kurze Widmungselegie, in welcher der als *peregrinus* („Fremder") unterzeichnende Verfasser darum bittet, der als mächtiger Baum dargestellte Ferdinand möge ihn in seinem Schatten ruhen lassen. Die knapp 300 Hexameter lange *Diasaphesis* selbst lässt sich am besten als protreptisches Lehrgedicht charakterisieren, schöpft die Möglichkeiten, die sich aus dieser Gattungszugehörigkeit ergeben, aber so wenig aus wie das oben erwähnte Gedicht über die Ehe im *Quodlibetum*: Sie schließt sich an keinen der antiken Klassiker des Genus (Lukrez, Vergil, Horaz usw.) an, und ihr loser Aufbau rekurriert kaum auf dessen typische Bauformen. Unter den „zwei Arten von Adel" des Titels sind Geburts- und Tugendadel zu verstehen. Dieser ist ohne jenen nichts wert, wer von hoher Geburt ist, muss nach Kräften versuchen, seinem Stand gerecht zu werden, andernfalls gereicht ihm dieser nur zur Schande – altbekannte, in zahllosen Fürstenspiegeln und verwandtem Schrifttum vertretene Ansichten, für die hier in immer neuen Anläufen argumentiert wird. Aufgelockert wird diese Tugendprotreptik v.a. durch kulturgeschichtliche Abschnitte, die zeigen, wie Gott nach dem Sündenfall die sozialen Unterschiede geschaffen hat, um den Menschen einen Anreiz zur Tugend zu bieten, und wie in vielen frühen Staaten Herrscher ausschließlich aufgrund ihrer Tugend ernannt wurden (Bl. 2^{v}–4^{v}). Auch eine die

19 1576 legte Ferdinand seine Geheimehe mit Philippine Welser offen (Hirn 1885–1888, Bd. 2, 321–323), die 1580 verstarb. 1582 heiratete der Witwer Anna Caterina Gonzaga, 1595 starb er.

Bedeutung guter Erziehung illustrierende Fabel von zwei Welpen, von denen der eine ein tüchtiger Jagdhund, der andere ein verfressener Küchenhund wird, bietet willkommene Abwechslung (Bl. 4^{v}–5^{r}). In einem Katalog antiker Dichter und Denker von niederer Geburt, die es aufgrund ihrer intellektuellen Anstrengungen weit gebracht haben (Bl. 6^{rv}), verschiebt sich die Bedeutung von *nobilitas*, dem Zentralbegriff des Gedichts, von „Adel" hin zu „Berühmtheit" und der Verfasser, dessen Ausführungen bisher ganz auf seinen Adressaten zugeschnitten waren, scheint über seine eigene Lage und seine Aussichten nachzudenken. Beides kommt im Schlussteil (Bl. 7^{v}–8^{r}) zusammen, wo er Ferdinand als Ausbund aller Tugenden preist und ihn zugleich nochmals um Unterstützung bittet.

Gedichte auf Philippine Welser

Der in diesem Kapitel bereits als Panegyriker Ferdinands I. erwähnte Georg Roner lässt auf seine Rede auf den Tod der Philippine Welser (vgl. hier S. 288–290) noch eine Reihe von Gedichten in elegischen Distichen und Hexametern folgen (Bl. Iii^{r}–Kiv^{v}): ein Gespräch der Verstorbenen mit ihren beiden Söhnen Andreas und Karl, einige Epitaphien und Chronogramme, ein Prosaepitaph, ein Epikedion und – seltsamerweise – zwei Weihnachtsgedichte mit Akro- und Telesticha, welche die Namen der Söhne ergeben. Konzeptionell bemerkenswert ist das erste Stück (Bl. Iii^{rv}): Philippine wird von Andreas' und Karls Klagen an ihrem Grab aus der Totenruhe geweckt und führt diese in einem dramatischen Dialog, bei dem sie sich Distichon für Distichon mit ihnen abwechselt, von der Verzweiflung über ihren Verlust zur Freude über ihr glückliches Schicksal im Jenseits. Das 120 Verse lange, ebenfalls in Distichen gehaltene Epikedion (Bl. Ki^{v}–Kiv^{r}) geht (wie schon die Leichenrede selbst) zumindest punktuell auf Philippines außergewöhnliche Persönlichkeit ein. So wird sie eine *foemina consiliis dandis subtilis et acris* (V. 39; „im Erteilen von Ratschlägen präzis denkende, scharfsinnige Frau") genannt und ihre Fürsorge für Arme und Kranke hervorgehoben: *Quin aluit propriis impensis pharmacopolam, / Qui miseris aegris semper adesset ope* (V. 46–47; „Sie stellte sogar auf eigene Kosten einen Apotheker an, der den elenden Kranken stets hilfreich beistehen sollte").

Hochzeitsgedicht für Ferdinand

Als Ferdinand dann 1582, zwei Jahre nach Philippines Tod, in zweiter Ehe Anna Caterina Gonzaga heiratete, besang ein Johannes Leucht, Pfarrer im vorderösterreichischen Delmissingen bei Ehingen, dieses festliche Ereignis im Auftrag des Hofkanzleisekretärs Paul von Zechendgrueb Zehendtner in einem *Epithalamium heroicum* […] („Hochzeitsgedicht im heroischen Versmaß […]", ÖNB, Cod. ser. nov. 2666; Korenjak 2002). Das eigentliche Thema erscheint dabei, wie das bei Epithalamien und anderen panegyrischen Gedichten der Zeit nicht selten der Fall ist (vgl. hier S. 244–246), in eine Rahmenhandlung eingebettet, in welcher der Dichter mit einer Schreibblockade kämpft:

Der Sprecher beklagt sich bei den Musen über akuten Inspirationsmangel, da erscheinen ihm die Angerufenen unter Führung des Apollo. Gleichzeitig erstrahlt die ganze Natur in göttlichem Glanz (V. 1–98). Die Muse Thalia erklärt ihm, der Grund hierfür sei die bevorstehende Hochzeit zwischen Ferdinand und Anna Caterina, preist beide und verabschiedet sich mit der Aufforderung, er solle jetzt selbst den freudigen Anlass besingen (V. 99–240). Dies tut der nunmehr inspirierte Poet im Schlussteil: Er gratuliert den Brautleuten, erteilt ihnen Ratschläge für ein gedeihliches Eheleben und fleht den Segen Gottes auf ihre Ehe herab (V. 241–313).

Charakteristik

Leucht war ein routinierter, klassikerfester Verseschreiber. Er traf aus dem Fundus an Bauformen und Motiven, den ihm die antike und die neuzeitliche Tradition des Hochzeitsgedichts boten, eine auf den aktuellen Anlass zugeschnittene Auswahl und fügte die einzelnen Versatzstücke zu einem Ganzen zusammen, das klar und einleuchtend strukturiert ist: Die zentrale Rede der Thalia wird symmetrisch von zwei Rahmenpartien flankiert. Zu etwas Besonderem machte er sein Gedicht aber v.a. durch zweierlei. Zum einen platzierte er genau in seiner Mitte (V. 120–193) ein Akrostichon in Form eines elegischen Distichons – bei aller resultierenden sprachlichen Härte und inhaltlichen Plattheit eine virtuose *tour de force*: *FERNANDUS PRINCEPS HODIE CUM VIRGINE SPONSUS / FIT CATHARINA ANNA AC SPONSA SERENA DUCIS* („Heute verlobt sich der Fürst Ferdinand mit einer Jungfrau und Caterina Anna wird die frohe Verlobte des Herzogs"). Zum anderen ließ er das *Epithalamium* kalligraphisch auf ein einziges, 84x65 cm großes Blatt Pergament schreiben, das Zehendtner dem Paar vermutlich als Hochzeitsgeschenk überreichte.

Prudeker: Rückkehr Ferdinands aus Prag

Im Jahr 1585 kehrte Ferdinand II. von Prag, wo er den Kaiser und einige andere Nobilitäten in den Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen hatte, nach Innsbruck zurück (Hirn 1885–1888, Bd. 2, 105–106). Wohl auf einer der Stationen der Rückreise oder bei der Ankunft in Innsbruck selbst widmete ihm einer seiner Untertanen, ein nicht weiter bekannter Michael Prudeker, ein elegisches *Oraculum seu augurium poeticum* („Poetische Weissagung oder Vogelschau") in 64 Versen, eingeleitet von einer sechs Distichen umfassenden Zueignung (ÖNB, Cod. 9886). Das *Oraculum* hat eigentlich nichts Orakelhaftes an sich, sondern mischt einfach in recht beliebiger Weise und in oft hartem Lat. Freudenbekundungen über Ferdinands Rückkehr mit Lob für seine Tugenden und Vergleichen zwischen ihm und antiken Helden. Vor dem abschließenden Wunsch, der Erzherzog möge lange leben und danach in den Himmel kommen, bittet Prudeker noch um geneigte Aufnahme des Gedichts und um Hilfe in einer Notlage. Diese war für den mäßig begabten Autor offenbar das Motiv, zur Feder zu greifen.

Handsch: poetische Tirolensien

Im Sinne eines Anhangs zur Dichtung auf Ferdinand II. sei noch auf einige poetische Tirolensien seines Hofarztes Georg Handsch (vgl. hier S. 364) hingewiesen.

Die 640 Seiten Gedichte, die dieser schon bei Lebzeiten laufend gesammelt und in der Hs. ÖNB, Cod. 9821 vereinigt hat, stammen zum überwiegenden Teil aus seiner Prager Zeit, enthalten aber auch einige Stücke, die mit Tirol zu tun haben: Auf dem Rückweg von Padua im Jahr 1553 sind in Trient einige Epigramme entstanden, großteils Variationen über vorgegebene Themen in einzelnen Hexametern und Distichen (Bl. 244^{r}–246^{r}). Am Schluss der Hs. (Bl. 320^{r}–321^{v}) stehen einige weitere Epigramme, z.T. vielleicht für Schloss Ambras gedachte Inschriften, z.T. Grabepigramme, darunter eines für den Autor selbst. Einiges Interesse kann v.a. aufgrund ihrer seltenen metrischen Form, des fünften horazischen Epodenmaßes (Hexameter, gefolgt von jambischem Dimeter), die Serie kurzer Gedichte auf Städte beanspruchen, in der Handsch eine Reise von Prag nach Venedig im Jahr 1558 beschreibt (Bl. 288^{v}–297^{v}). Der Tiroler Teil dieser Reise (Bl. 293^{r}–295^{r}) führt ihn durch Rattenberg, Schwaz, Hall, Innsbruck, Matrei am Brenner, Brixen, Bozen und Trient. Innsbruck findet er klein, aber glanzvoll; das Goldene Dachl war schon damals eine Attraktion:

Si spectes urbis spacium numerosve domorum,
Haud magna quantitas erit.
Si vero lustres, quis splendor honorque sit harum,
Vocabis Augustissimam.
Publica quo super investitur curia tecto,
Ex aureis est laminis.

Wenn du die Fläche der Stadt betrachtest oder die Zahl ihrer Häuser, wirst du nicht auf eine große Menge kommen. Wenn du dir aber ansiehst, welchen Glanz, welche Ehre sie besitzen, wirst du sie höchst erhaben nennen. Das Dach, mit dem das öffentliche Rathaus gedeckt ist, besteht aus goldenen Schindeln.

Begleitgedicht zu de Roos *Annales*

Gegen Ende dieser Epoche findet sich ein interessantes Einleitungspoem zu den S. 324–328 besprochenen *Annales* des Gerhard de Roo (b2^{r}–[b6]^{r}) – eines der zahlreichen Begleitgedichte zu größeren Werken, die diese kommentieren oder empfehlen –, das die Habsburger insgesamt zum Thema hat. Es handelt sich um das *In Austriacae arborem genealogiae poemation epicum paraphrasticum* („Episches Gedichtlein, das den Österreichischen Stammbaum paraphrasiert") eines Oswald Portner. Was die Grundidee betrifft, ist dem gut 300 Hexameter langen Gedicht eine gewisse Originalität nicht abzusprechen: Wie schon der Titel erahnen lässt, verfolgt es in freier Anlehnung an den Stammbaum auf der vorhergehenden Seite der *Annales* (vgl. Abb. 35) chronologisch die Hauptlinie des Hauses Habsburg von Rudolf I. bis zu Maximilian I. (in dem für Portner das Geschlecht gipfelt) und Philipp dem Schönen und nennt daneben auch andere wichtige Familienmitglieder. Leider er-

weist Portner sich in der Durchführung als weniger einfallsreich. So gerät sein *Poemation* zu einem langweiligen Katalog, der stereotyp die Tugenden der einzelnen Habsburger und ihre Leistungen in Krieg und Frieden preist. Die durchaus vorhandenen Möglichkeiten, diese Aufzählung zu beleben, z.B. durch Variation der Übergänge von einer Person zur nächsten, Entfaltung der dem Thema „Stammbaum" inhärenten botanischen Metaphorik oder Orientierung an der vergilischen Heldenschau (die Habsburger führten sich ja auf Aeneas zurück: Tanner 1993), bleiben weitgehend ungenutzt.

Abb. 35: Stammbaum der Habsburger aus den *Annales* des Gerhard de Roo, Innsbruck 1592.

Geizkofler über seine Familie

Eine weit bescheidenere Familie, nämlich seine eigene, beschreibt und lobt der einundzwanzigjährige Lucas Geizkofler (vgl. hier S. 303 und 514; Schaffenrath 2007) in einem eigenartigen Werklein, das er im September 1571 verfasst: In der *Ioannis Geizkofleri et Barbarae Kuglerin eius uxoris progenies* („Nachkommenschaft des Johannes Geizkofler und seiner Frau Barbara Kuglerin"), die sich auf Bl. 369^{r}–374^{v} der Hs. TLMF, 1117 findet, lässt er in chronologischer Reihenfolge alle Mitglieder seiner aus Sterzing stammenden Familie zu Wort kommen. Vater und Mutter sowie die von 1523 bis 1550 geborenen 16 Kinder – zwölf Söhne und vier Töchter –, deren letztes Lucas selbst ist, stellen sich jeweils in einigen (einem bis 21) Distichen vor. Bereits Verstorbene melden sich dabei ebenso zu Wort wie noch Lebende; im Anschluss an die Söhne präsentieren sich jeweils auch deren Ehefrauen. Typische Themen sind Geburtsdatum, Angaben zu Beruf, Eheleben und Kindern sowie Bitten um Gottes Segen. Beim vierten Kind, Johannes, liest sich das etwa folgendermaßen (Bl. 371^{r}):

Nascor Joannes, ut post ter saecula quinque
A Christo decies tertius annus erat.
Qui Salzburgensem regit Archiepiscopus urbem
Me famulum princeps largus et aequus habet.

Huius ego nummos concurans munere fungor,
Quod poscit vacuam suspicione fidem.

Ich, Johannes, kam zur Welt, als nach dreimal fünf Jahrhunderten seit Christus das zehnmal dritte Jahr da war [1530]. Der Erzbischof, der die Stadt Salzburg regiert, ein großzügiger, gerechter Fürst, hat mich als Diener. Ich kümmere mich um seine Finanzen und bekleide damit ein Amt, das Treue erfordert, die über jeden Verdacht erhaben ist.

Mentalitäts- und Sozialgeschichte

Wie dieser Auszug andeutet, ist die *Progenies* nicht nur konzeptionell, sondern auch inhaltlich interessant. In mentalitätsgeschichtlicher Beziehung zeigt sie den Stolz einer Bürgerfamilie des 16. Jhs. und die Werte, die diese für sich in Anspruch nimmt. Neben ehelichen Tugenden wie Friedfertigkeit und Eintracht und beruflichen wie Verlässlichkeit und Ehrlichkeit kommt dabei der Gottesfurcht überragende Bedeutung zu; nicht zufällig zitiert Lucas zum Abschluss aus Ps 128, der Frömmigkeit und Familienglück eng miteinander verknüpft. In sozialgeschichtlicher Hinsicht gewährt das Werk Einblick in die Heiratspolitik der Familie (die Frauen der Söhne betonen gerne ihre gutbürgerliche Herkunft), v.a. aber in ihren recht eindrucksvollen gesellschaftlichen Aufstieg: Immerhin neun von zwölf Söhnen machen im eigentlichen Sinne Karriere, hauptsächlich in der Finanzverwaltung: drei dienen den Fuggern, zwei Kaiser Maximilian II., je einer Erzherzog Karl II., Ferdinand II., Cristoforo Madruzzo und seinem Salzburger Kollegen Johann Jakob von Kuen-Belasy.

Alessandrini, *Paedotrophia*

Den Abschluss des vorliegenden Kapitels soll ein bemerkenswertes Werk bilden, das im Tirol dieser Zeit für sich steht, nämlich das rund 800 Hexameter lange Lehrepos *Paedotrophia sive de puerorum educatione* („Kinderaufzucht oder über die Erziehung von Knaben") des berühmten Trientner Arztes Giulio Alessandrini (vgl. hier S. 362–364). Alessandrini verfasste das Gedicht in den 1540er-Jahren in Trient, widmete es dem spanischen Diplomaten und Dichter Diego Hurtado de Mendoza, der dort von 1545 bis 1547 am Konzil teilnahm, und ließ es 1547 in Venedig drucken. Offensichtlich fand es Anklang: 1559 wurde es in Zürich nachgedruckt, 1586 erschien eine um einige Gelegenheitsgedichte erweiterte Neuauflage in Trient. Ihr Text liegt den folgenden Bemerkungen zugrunde.

Die *Paedotrophia* ist insgesamt chronologisch strukturiert und folgt dem Heranwachsen des Kindes von der Geburt bis zum Beginn des Schulalters, doch werden in dieses Grundgerüst immer wieder Exkurse aller Art eingebaut. Nach Musenanruf, Themenangabe und Widmung (Bl. 2^{rv}) kommt Alessandrini zunächst auf die Behandlung des Neugeborenen zu sprechen (Bl. 2^{v}–3^{r}). Die Frage, ob die Mutter oder eine Amme das Kind stillen soll, wird, wie das praktisch immer der Fall ist, grundsätzlich zugunsten der Mutter entschieden

(Bl. 3^{r}). Dennoch spricht Alessandrini dann ausführlich über die Amme und gibt genaue Vorschriften zu ihrer Auswahl, Ernährung – hier ist ein Mythos über die Entstehung der Pinie und der Pignoli eingelegt – und gegebenenfalls medikamentösen Behandlung, all das mit dem Ziel, eine befriedigende Milchmenge und -qualität zu erzielen (Bl. 3^{v}–6^{v}). Es folgen Vorschriften für die ersten Schritte (Bl. 6^{v}–7^{r}) und für die moralische Erziehung des Knaben (Bl. 7^{r}–8^{r}). Ungeziefer ist durch strenge Hygiene zu bekämpfen (Bl. 8^{v}). Beim Zahnen ist es wichtig, dass der Knabe immer einen Gegenstand zum Beißen zur Verfügung hat; so werden auch rationalisierend Amulette wie z.B. Wolfszähne erklärt, was zu einem Exkurs über den Nutzen selbst schädlicher Tiere führt (Bl. 8^{v}–9^{r}). Eine weitere Einlage über die Dekadenz als Prinzip der Weltgeschichte schließt sich gleich an (Bl. 9^{r}–10^{v}). Nach einem kurzen zweiten Musenanruf behandelt Alessandrini Kinderkrankheiten, u.a. die Epilepsie, sowie Heilmittel dagegen (Bl. 10^{v}–13^{r}). Die Umstellung auf feste Nahrung erfolgt über Mund-zu-Mund-Fütterung (Bl. 13^{r}). Ein Abschnitt über Bäder (Bl. 13^{r}–14^{r}) wird anlässlich der Erwähnung von Eisbädern durch einen Skythenexkurs bereichert. Kommt der Knabe ins Schulalter, so ist leichter Sport angezeigt; statt Wein soll er gutes Wasser (z.B. das der Etsch bei Trient) trinken (Bl. 14^{rv}). Seine Affekte muss er nun durch die Vernunft zügeln lernen (Bl. 14^{v}–15^{r}). Andernfalls sind Zwietracht und Kriege die Folge, wie sie gerade Europa verheeren. Der Dichter schließt mit dem Wunsch, diese Selbstzerfleischung möge ein Ende nehmen und man möge die Kräfte auf den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, konzentrieren (Bl. 15^{r}–16^{r}).

Pädiatrie und Pädagogik

Über Pädiatrie und über Kinder-, d.h. in der Praxis meist Knabenerziehung, ist seit den *Frauenkrankheiten* des Soranos von Ephesos und Plutarchs *Über die Erziehung der Kinder* (beide 1./2. Jh.) viel geschrieben worden. Gerade in der nlat. Literatur entstanden insbesondere zu Erziehungsfragen zahlreiche Traktate (CNLS 2, 301). Gut möglich, dass einige davon Alessandrini als Quellen gedient haben. Jedenfalls stellt die *Paedotrophia* selbst eine interessante, noch unausgeschöpfte Quelle für die pädiatrischen und pädagogischen Vorstellungen der Zeit dar. Wer hätte beispielsweise gedacht, dass verfrühte Gehversuche zu O- und X-Beinen führen können (Bl. 6^{v}–7^{r})?

Tu pedibus tamen ante diem puerilia niti
Corpora ne sinito: saepe imprudentibus unum
Obfuit invalidique et adhuc prope cerea nacti
Ossa pedes nimiumque gravi sub pondere pressi
Exiliere loco atque oneri cessere gravati,
Crura unde in varias abeunt sinuata figuras.
Saepe etiam introrsum spectantia mutuo sese
Genua terunt atque implicitos dant turpia gressus.

> Du lass jedoch nicht zu, dass die Knaben ihren Körper vor der Zeit auf die Beine stützen. Häufig hat dies ganz allein den Unvorsichtigen geschadet: Die schwachen Beine mit ihren fast noch wächsernen Knochen sprangen unter dem Druck des schweren Gewichts aus ihrer Stellung und gaben der Schwere der Last nach. Daher krümmen sich die Schienbeine und verformen sich in verschiedener Weise. Häufig sehen dann auch die Knie nach innen, reiben sich aneinander und bringen – ein hässlicher Anblick – stolpernde Schritte hervor.

Originalität

Originell ist Alessandrinis Gedicht im Rahmen der genannten Diskurse insofern, als es zum einen das erste der wenigen Lehrepen zu einem derartigen Thema sein dürfte[20] und zum anderen (wenn auch unter Beschränkung auf die ersten Lebensjahre und mit einem klaren Schwerpunkt auf dem medizinischen Aspekt) Pädiatrie und Pädagogik zwanglos miteinander vereint.

Tradition des Lehrgedichts

Als Gedicht orientiert die *Paedotrophia* sich inhaltlich wie formal an der Tradition des antiken Lehrepos, die seit dem 15. Jh. immer intensiver rezipiert und imitiert wird,[21] besonders an ihrem bedeutendsten Vertreter Vergil mit seinen *Georgica*. Aus ihm und seinen Nachfolgern übernimmt Alessandrini neben einer Fülle sprachlicher Wendungen lehrepische Bauformen aller Art, von der Widmung an einen hochgestellten Adressaten über Exkurse und Mythenerzählungen bis hin zu im eigentlichen Sinne didaktischen Argumentations- und Darstellungsmustern wie der Beglaubigung durch Autopsie oder dem Katalog. Besonders spezifische Anleihen bei Vergil sind die weltgeschichtliche Einlage und der Skythenexkurs der *Paedotrophia*, bei denen man gleich an die entsprechenden Passagen der *Georgica* (georg. 1,125–159, 3,349–383) denkt, sowie die abschließende Beschreibung des verwüsteten Europa, die sich an Vergils Klage über das vom Bürgerkrieg verheerte Italien zu Ende seines ersten Buches (georg. 1,461–514) anlehnt. In der ersten und dritten dieser Passagen drückt sich dabei auch eine Weltsicht aus, die derjenigen der *Georgica* in vielem ähnelt: Die Welt wird von einer natürlichen Tendenz zur Verschlechterung beherrscht, ihre Ordnung droht ständig ins Chaos zu kippen; nur wenn der Mensch sich dem mit aller Kraft entgegenstemmt, kann er auf Erfolg hoffen. Darüber hinaus lässt der Europa-Exkurs, der die weitreichenden Folgen einer falschen Erziehung drastisch vor Augen führt, auch ein dem vergilischen verwandtes Gattungsverständnis erahnen: Beide Autoren behandeln ein Thema von scheinbar geringer Dignität, lassen aber durchblicken, dass dieses in Wirklichkeit höchst bedeutsame Implikationen hat. Vergil auf diese Art zu lesen und zu imitieren könnte Alessandrini von seinem Freund und Kollegen Girolamo Fracastoro

20 Die recht bekannten, erstmals 1584 in Paris gedruckten *Paedotrophiae libri tres* des Scévole de Sainte-Marthe könnten, wie die Titelgleichheit nahelegt, von Alessandrinis Werk angeregt sein.

21 Grundlegend zum nlat. Lehrgedicht ist Ludwig 1982; vgl. auch CNLS 2, 38–45.

gelernt haben: Dieser hatte 1530 in Verona sein berühmtes Lehrgedicht über die Syphilis publiziert, dessen erstes Buch ebenfalls mit einer Klage über die Kriegsverwüstungen in Italien schließt und zu dessen Beginn er ausdrücklich erklärt, er werde anhand eines geringen Themas Zusammenhänge von großer Bedeutung aufzeigen (Syph. 1,22–23).

Gelegenheitsgedichte

Die sieben Gelegenheitsgedichte, die den Band abschließen (Bl. 16^{v}–24^{v}), sind chronologisch breit gestreut: Die ersten beiden, Geburtstagsgedichte für Maximilian II. und seinen Sohn Erzherzog Ernst, sind wohl am Wiener Hof entstanden. Die Gedichte fünf bis sieben, in denen u.a. der norditalienische Humanist Benedetto Lampridio und der Jurist Massimo Grando aus Arco angesprochen werden (und in denen von einer mysteriösen Verbannung des Autors aus Trient die Rede ist), gehören in die Zeit davor. Das dritte, das sich an einen Trientner Kanonikus wendet, stammt aus den letzten Lebensjahren des Dichters. Unklar sind Entstehungsort und -zeit des vierten Gedichts, in dem ein nicht näher bekannter Spanier namens Ramiro Gusmano apostrophiert wird. Vermutlich wollte der greise Alessandrini aus den zahlreichen Gelegenheitsgedichten, die er im Laufe seines langen Lebens verfasst haben dürfte, hier so etwas wie eine knappe, aber dennoch repräsentative Anthologie zusammenstellen. Zu dieser Annahme passt auch die wohlgeordnete metrische Vielfalt der kleinen Sammlung, die vom prestigeträchtigsten zum leichtesten, spielerischsten Maß absteigt: Auf drei Hexametergedichte folgen eine Elegie, zwei Stücke in horazischen Maßen und eines in Hendekasyllabi. Das inhaltlich reizvollste Gedicht ist die Elegie an Gusmano, ein Begleitgedicht zu einer Art Sichel, mit welcher der Empfänger, wie das der Autor selbst häufig getan hat, sich künftig auf der Vogeljagd Äste abschneiden kann, um sich damit zu tarnen: Möge er bei dieser Beschäftigung Erholung von seinen Studien finden und stets mit reicher Beute nach Hause zurückkehren!

hodoeporica: Sabinus

Schließlich darf in diesem Überblick ein Genre nicht unerwähnt bleiben, in dem sich zwar keine Tiroler versucht haben, das sich aber bisweilen dennoch ausführlich mit Tirol beschäftigt, das Land im Gebirge in anderen Regionen bekannt gemacht und sein Bild in Europa mitgeprägt hat: Das 16. Jh. war im deutschen Sprachraum die Hochzeit des sogenannten *hodoeporicon*, des nlat. Reisegedichtes – und da viele der beschriebenen Reisen nach Italien führten, führten auch nicht wenige durch Tirol: Hermann Wiegands klassische Monographie listet immerhin neun Beispiele auf.[22] Neben anderen literarischen Größen wie Riccardo Bartolini, Nathan Chytraeus oder Georg Fabricius schildert auch Georg Sabinus (1508–1560; Kühlmann u.a. 1997, 1240–1243) in seinem *Itineris Italici hodoeporicon* („Gedicht über eine Reise nach Italien"; o.O. 1535), wie er das Land durchzogen hat (Wiegand 1984,

22 Wiegand 1984, 441, 446–448, 464–468, 472–476, 483–486, 502–504, 508, 521–522, 523–524.

75–76; Töchterle 2001). Der Tirol gewidmete Teil (V. 505–624) bietet neben einer Trientner Ehebruchsgeschichte (V. 549–588) und einer Beschreibung des fruchtbaren Welschtirol (V. 601–624) – Unmoral wie Fruchtbarkeit weisen diesen Teil des Landes für Sabinus als bereits zu Italien gehörend aus – v.a. eine Beschreibung des schrecklichen, lebensgefährlichen Gebirges, die das zeittypische Alpenbild eindrucksvoll verdichtet (V. 511–518; vgl. dagegen hier S. 655):

Grando cacuminibus nixque indurata recumbit.
Semper in his acri frigore saevit hiems
Atque resolvuntur nimbi Caurique furentes
Importuna nigro turbine bella gerunt
Avulsasque ferunt ornos et fragmina montis,
Fragmina, quae tanto lapsa fragore cadunt,
Ac si vasta ruat sublimis machina coeli:
Attulit incautis saepe ruina necem.

Hagel liegt auf den Gipfeln und hartgefrorener Schnee. Immer wütet auf ihnen mit bitterer Kälte der Winter, Wolken bersten, rasende Nordwinde wirbeln schwarz heran, führen wilde Kriege, entwurzeln und stürzen Eschen und Bergtrümmer, Trümmer, die mit solchem Getöse zu Tal fallen, als bräche der gewaltige Bau des hohen Himmels hernieder: Oft brachte solcher Sturz Unvorsichtigen den Tod.

Stefan Tilg

Theater

Übersicht

Während des ganzen Mittelalters und noch in der ersten Hälfte des 16. Jhs. entstanden in Tirol keine lat. Dramen bzw. ist eine solche Produktion nicht fassbar. Die aus der lat. Liturgie herausgewachsenen volkstümlichen Spielformen wie z.B. das Osterspiel sind nur in späteren deutschen Fassungen überliefert. Einzelne lat. Einsprengsel (vgl. Wimmer 1974), wie sie etwa das sogenannte *Innsbrucker Osterspiel* bewahrt hat, können nicht für eine Geschichte der lat. Literatur beansprucht werden. Später war die Voraussetzung für die Verwendung des Lat. als Dramensprache die Wiederentdeckung klassisch-antiker Spielformen, doch auch als diese Voraussetzung erfüllt war, gab es in Tirol zunächst keine Produktion lat. Dramen. Von der Aufführung von Dramen unter der Regie von Tiroler Lateinschulmeistern des 15. und 16. Jhs. haben wir nur spärliche Nachrichten (vgl. z.B. Dörrer 1943). Davon sind weder Texte überliefert noch ist immer klar, ob es sich um lat. oder volkssprachliche Stücke handelte. Die 1419 geschriebene *Catinia* – die titelgebende Figur ist ein Kesselmacher namens Catinius – des aus Levico im Trentino stammenden Sicco Polentone (1375/76–1447) ist zum einen kein echtes Drama, sondern ein Dialog ohne Handlung, zum andern nicht im Gebiet des historischen Tirol, sondern in Bologna verfasst worden (vgl. Padoan 1969). So blieb eine nachweisbare lat. Dramenproduktion den ab der zweiten Hälfte des 16. Jhs. in Tirol tätigen Jesuiten vorbehalten. Neben den Jesuitendramen ist noch ein Stück des späteren Bischofs von Brixen, Hieronymus Otto Agricola, zu berücksichtigen, das er in seiner Studienzeit verfasste. Da es Ähnlichkeiten mit einem Strang humanistischer Jesuitendramen aufweist, wird es in diesem Zusammenhang besprochen.

jesuitischer Schul- und Theaterbetrieb

Eines der Hauptanliegen der Jesuiten war bekanntlich die mittlere und höhere Schulbildung, auf die sie durch ihre Gymnasien an vielen Orten beinahe ein Monopol erhielten. In Tirol eröffneten sie insgesamt drei Gymnasien, das erste 1562 in Innsbruck (vgl. Abb. 36, 37), das zweite bald darauf 1573 in Hall, das dritte schließlich 1625 in Trient. Wie andernorts auch, wurde gleich darauf der mit der jesuitischen Schulbildung eng verknüpfte Theaterbetrieb begonnen. Das Theaterspielen erfüllte mehrere Zwecke: Zunächst war es eine gute Übung im lat. Ausdruck, dem zentralen Bildungsziel des Unterrichts; darüber hinaus vermittelte es Selbstvertrauen und Sicherheit im öffentlichen Auftreten; schließlich konnten so auf angenehme Weise den Schülern und dem Publikum Grundsätze jesuitischer Weltsicht vermittelt werden. Neben kleineren Spielszenen während des Schuljahres

Abb. 36: Kaiser-Leopold-Saal an der Theologischen Fakultät Innsbruck in den Räumlichkeiten des ehemaligen Jesuitenkollegs.

Abb. 37: Gründungsstein des Jesuitenkollegs Innsbruck mit der Jahreszahl 1562 am Gebäude der heutigen Theologischen Fakultät.

fand mindestens einmal pro Jahr eine große öffentliche Aufführung statt, auf die viel Zeit, Energie und Aufwand verwendet wurde. Die an das jeweils aufgeführte Stück anschließende *distributio praemiorum*, die „Preisverteilung" für die besten Schüler des vergangenen Jahres, übernahm auch die Funktion von Zeugnissen und Noten, die es in der heutigen Form noch nicht gab. In der Frühzeit des Jesuitendramas, die sich in etwa mit der hier behandelten Epoche deckt, fanden die öffentlichen Aufführungen im Rahmen eines Schulfests zu Beginn des neuen Unterrichtsjahres Mitte Oktober statt. Später, nachweislich seit 1645, verlegte man den Termin auf das Ende des Schuljahres Anfang September. Hinzu kamen je nach

Anlass diverse Festaufführungen, die besonders prunkvoll inszeniert waren und oft eine Möglichkeit zur Huldigung an bedeutende Persönlichkeiten gaben. Im Regelfall wurde jedes Jahr ein neues Stück gespielt, dessen Produktion entweder dem Lehrer der *Rhetorica*, der höchsten Klasse, oder seinem Kollegen aus der *Humanitas*, der zweithöchsten Klasse, oblag. Normalerweise war es dann auch derselbe Lehrer, der das von ihm geschriebene Stück mit Schülern aus allen Klassen einstudierte. Die Namen dieser Dichter-Regisseure blieben in der Regel ungenannt. Bei einem Großteil der Stücke ist der Verfasser auch nicht mehr zu eruieren. Da möglichst viele Schüler – wenn auch nur als Statisten – eingebunden wurden, waren mehrere Dutzend Schauspieler ein Minimum. Es konnten aber auch einmal, wie das zweite der unten besprochenen Katharinendramen zeigt, über 200 werden. Durch innovative und experimentierfreudige Inszenierungen hatte das Jesuitentheater großen Erfolg beim Publikum. Weil sicher nicht alle Zuschauer der lateinischen Rezitation im Detail folgen konnten, wurden seit dem 17. Jh. Programmhefte, sogenannte Periochen, mit meist volkssprachlichen Inhaltsangaben verteilt, die auch als Quellen wichtig sind. Das Jesuitentheater entwickelte sich rasch zu einer Institution, die das kulturelle Leben der Frühen Neuzeit bis zur Aufhebung des Ordens im Jahr 1773 entscheidend mitprägte. In Tirol war es während dieser Zeit die bedeutendste Theaterinstitution überhaupt (Valentin 1978; Wimmer 1982).

Überlieferung und Darstellung

Jesuitendramen wurden i.A. weniger als Kunstwerke denn als Schulübungen verstanden. Deshalb ist nur ein sehr geringer Prozentsatz an Stücken hs. überliefert, Drucke sind eine große Ausnahme. Allein in Innsbruck gibt es von 1563 bis 1773 – einschließlich aller kleineren, zu verschiedenen Anlässen aufgeführten Dramen – über 400 Spielbelege, aber nur 45 Texte (darunter einige deutsche) sind erhalten. Auf den relativ kurzen in diesem Kapitel behandelten Zeitraum von 1563 bis 1595 fällt dabei die verhältnismäßig große Zahl von zehn erhaltenen lat. Texten, was u.a. durch das besondere Interesse Erzherzog Ferdinands II. am Jesuitentheater zu erklären ist. Ein vollständiger und perfekt ausbalancierter Überblick über das vorhandene, thematisch wie formal vielfältige Material ist hier wie auch in den folgenden Theaterkapiteln aber nicht beabsichtigt. Vieles ist noch nicht aufgearbeitet, eine detaillierte Studie aller verfügbaren Texte und Dokumente zum Jesuitendrama in Tirol könnte nur im Rahmen eines eigenen Forschungsprojekts geleistet werden.[1] Ich werde mich deshalb auf große Linien und ausgewählte Beispiele beschränken.

1 Außer den Stücken, die in diesem Kapitel eigens besprochen werden, sind aus dieser Epoche noch die folgenden vollständig überliefert: 1585: *Dialogus de literarum studiis* (nicht bei Valentin), SEM, B 18, Bl. 115^{v}–131^{v}; 1587 (1588?): *Comoedia de Tribus Regibus* (Valentin, Nr. 271), BSB, Cod. 24657, Bl. 963^{r}–997^{r}; 1590(?): *Dialogus brevis pro instauratione studiorum* (nicht bei Valentin), SEM, B 19, 159^{v}–179^{v}; 1591: *Tragicomoedia de Sancto Vito Martyre* (Valentin, Nr. 309), ÖNB, Cod. 13192.

In der hier behandelten Epoche spielt als Aufführungsort nur Innsbruck eine Rolle. Über den Haller Spielplan im 16. Jh. ist fast nichts bekannt. Das Gymnasium von Trient wurde, wie erwähnt, erst im 17. Jh. gegründet.[2]

‚Bildungsdramen'

Zu Beginn soll eine zwar nicht allein vorherrschende, aber für die Frühzeit des Innsbrucker Jesuitendramas charakteristische Gruppe von kleinen Dramen behandelt werden, die den Schulbetrieb oder die Bildung allgemein thematisieren. Solche Dramen führen eine Tradition des eher weltlichen humanistischen Schuldramas weiter, die mit Jakob Wimphelings *Stypho* beginnt, und waren bei den Jesuiten generell sehr beliebt. Berühmtestes Beispiel ist Jakob Gretsers *Regnum Humanitatis* (1585–1590). Im Gegensatz zu den später dominierenden geistlichen Tragödien bzw. „Tragikomödien" (Tragödien mit optimistischem Ende) sind diese Stücke tendenziell komödienhaft angelegt. Das erste bekannte Beispiel aus Innsbruck ist ein Drama von Jakob Pontanus zur Eröffnung des Schuljahrs 1580, das hier auch näher vorgestellt werden soll (vgl. die Edition von Tilg 2006a).

Jakob Pontanus

Das betreffende Stück trägt den wenig sagenden Titel *Ludus de instauratione studiorum* („Schauspiel über die Eröffnung der Studien") und weist damit nicht auf seinen Inhalt, sondern auf den Anlass hin, zu dem es aufgeführt wurde. Der Autor, Jakob Pontanus (1542–1626), ist einer der bedeutendsten deutschen Jesuiten in der Frühzeit des Ordens.[3] Die Orte seiner hauptsächlichen Wirksamkeit waren Dillingen und ab 1581 v.a. Augsburg. 1580 wurde er aber eigens für die Inszenierung des Schuleröffnungs-Dramas in Innsbruck engagiert. Eine seit kurzem bekannte zweite (Dillinger) Fassung des Stücks scheint erst danach zur Aufführung gekommen zu sein (vgl. Leinsle 2006a, 263–269).

Aufbau

Die Namen „Komödie" oder „Tragödie" lehnt der Dichter im Prolog ab, weil diese für das vorliegende Geschichtlein (*fabellula*; das Stück umfasst nur 590 Verse) zu hoch gegriffen seien. Dementsprechend weist das bloß als *ludus* („Scherz, Spiel") klassifizierte Stück auch keine Einteilung in Akte und Szenen auf. Einschließlich des Prologsprechers und einer nur im Personenverzeichnis genannten – vielleicht in der anschließenden Preisverteilung zum Einsatz kommenden – Allegorie der Gloria treten nur dreizehn Personen auf. Die eigentliche Handlung wird gar nur von fünf Protagonisten getragen: zwei schlechten, faulen Schülern, zwei guten, fleißigen Schülern und dem Lehrer Sophronius.

> Die zwei faulen Schüler Typtomenus („Geschlagener") und Flagrio („Prügelknabe") schwänzen die Schule und schmieden auf dem Markplatz einen Plan, um aus dem ver-

2 Für einen umfassenden theaterwissenschaftlichen Überblick über das Jesuitendrama in Innsbruck (und Hall) vgl. Zwanowetz 1981. Eine stoffgeschichtliche Untersuchung bietet Tilg 2008.

3 Zu Leben und Werk vgl. z.B. Valentin 2, 1097–1098; Bauer 1984; Killy 9, 204–206; Blum 1993.

hassten Unterricht zu fliehen. Ihre Väter werden demnächst auf Reisen gehen und ihnen das Hauswesen überantworten. Diese Gelegenheit wollen sie wahrnehmen, sich mit dem Familienvermögen absetzen und als Händler zu großem Reichtum kommen. Während dieses Gesprächs überrascht sie der Lehrer Sophronius („Verständiger"), tadelt sie wegen ihres Fernbleibens und beginnt sie zu züchtigen. Das lassen sich die beiden aber nicht gefallen und verprügeln ihrerseits den Lehrer. Nach einiger Zeit eilen diesem die zwei fleißigen Schüler Romaeus und Hellenius (etwa „Römer-" und „Griechenfreund") zu Hilfe und vertreiben seine Peiniger. In einer Passage, in welcher der Autor sichtlich ins Träumen gerät, heben sie zu einer Lobeshymne auf die Lehrer an und verdammen den Undank, der ihnen widerfährt. Sie schwören sich ewige Freundschaft im Namen der Wissenschaft und zeigen die beiden Missetäter beim Richter an. Dieser verfolgt sie mit seinen Zuchtmeistern und führt sie der gerechten Bestrafung im Kerker zu.

Stil

Noch mehr als in vielen anderen Bildungsdramen ist im *Ludus* das Vorbild der römischen Komödie greifbar. Das zeigt sich einerseits in Vokabular und Sprache – man vergleiche z.B. V. 51 *plagis compleor praegnantibus* („ich werde mit tüchtigen Hieben eingedeckt") mit Plaut. Asin. 276 *plagas praegnatis dabo* („ich werde tüchtige Hiebe austeilen") –, andererseits in der Verwendung bestimmter Motive. Besonders auffällig sind hier der Vater-Sohn-Konflikt und der von den Söhnen begehrte Geldschatz. Die breit dargestellten Prügelszenen und groben Beschimpfungen orientieren sich an den zahlreichen entsprechend rohen Szenen bei Plautus.

weitere Bildungsdramen

Ein weiteres Sujet bildet z.B. der Kontrast zwischen Studenten- und Soldatenleben in einem 1586 aufgeführten *Dialogus brevis ad distribuenda praemia accommodatus* („Kurzer Dialog, zur Verleihung der Preise eingerichtet"; 1586, Valentin, Nr. 240). Die Verbreitung der Thematik zeigt u.a. Jakob Pontanus' 1588 aufgeführter *Stratocles*, das Innsbrucker Drama zeigt aber eine andere Entwicklung. Der letzte Beleg für ein Bildungsdrama auf der frühen Innsbrucker Jesuitenbühne ist ein 1595 gespieltes Stück *Drama de scientiarum usu et abusu* („Über den Ge- und Missbrauch der Wissenschaften"; Valentin, Nr. 363). Vielleicht ist es kein Zufall, dass das Ende dieser – freilich nur heuristisch definierten – Periode der Bildungsdramen mit dem Todesjahr des theaterbegeisterten und offenbar bei sämtlichen Aufführungen der Jesuiten anwesenden Erzherzogs Ferdinand II. zusammenfällt. Auf lokaler Ebene diente das Thema Schule und Bildung nämlich wohl auch zum Ausdruck eines spezifischen Anliegens der Innsbrucker Jesuiten an Ferdinand II., die Errichtung eines eigenen Schulgebäudes für den Unterricht (s.u.). Als Ferdinand 1595 starb und für längere Zeit kein neuer Landesherr in Innsbruck residierte, hatten die Bildungsdramen ihren wichtigsten Adressaten verloren.

Agricolas Mariendrama

Das einleitend erwähnte lat. Lesedrama des späteren Brixner Bischofs (reg. 1625–1627) Hieronymus Otto Agricola weist einige Ähnlichkeiten mit den besprochenen

Bildungsdramen auf und ist überdies Erzherzog Ferdinand II. gewidmet. Deshalb sei es an dieser Stelle in die Geschichte des Innsbrucker Jesuitendramas eingeschaltet, ohne damit Agricola für die Jesuiten vereinnahmen oder auch nur eine direkte Abhängigkeit von jesuitischen Vorbildern suggerieren zu wollen. Eine Inspiration durch einschlägige Jesuitendramen ist allerdings gut vorstellbar. Der 1571 geborene Agricola wuchs in Innsbruck als Sohn des Buchdruckers Johannes Paur (latinisiert „Agricola") auf, der später auch das hier vorgestellte Drama publizierte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Hieronymus Otto das Innsbrucker Jesuitengymnasium besucht, und zwar gerade zu jener Zeit, als die Reihe der hiesigen Bildungsdramen nachweislich begann. Auch in seiner Zeit als Student in Dillingen (später führte er seine Studien noch in Perugia und Pisa fort) könnte er leicht mit einschlägigen jesuitischen Bildungsdramen in Kontakt gekommen sein. Das Schulmilieu bildet bei Agricola freilich nur den Hintergrund, vor dem sich ein geistliches Drama über den wahren Glauben und die Jungfrau Maria entwickelt.

Titel und Widmung

Das 1592 in Innsbruck gedruckte Stück trägt den Titel *Deiparae virginis tutela*, ΔΙΑΛΟΓΙΚΩΣ *concinnata super verbis Refove flebiles – quicunque celebrant tuam sanctam commemorationem* („Der Schutz der jungfräulichen Gottesgebärerin, dialogisch gesetzt über die Worte: Erquicke die Klagenden – wer immer dein heiliges Gedächtnis feiert"). In der Widmung an Erzherzog Ferdinand II. erklärt Agricola diesen Titel bzw. die Grundidee zu seinem Drama näher. Als er lange überlegt habe, wie er sich in seiner Freizeit um seinen Landesherrn verdient machen könne, sei ihm plötzlich die Hl. Jungfrau und die auf sie bezogene Antiphon *Sancta Maria* eingefallen, aus der die im Titel zitierten Worte stammen.[4] Aus diesem Gebet an die Jungfrau Maria habe er nun eine dramatische Paraphrase gemacht. Ein besonderes Ziel der dabei entstandenen *levis*, *brevis* […] *scenula* („unerhebliches, kurzes Szenlein") könne er nicht angeben, bei Ferdinand sei es aber bestimmt gut aufgehoben, da er ja zugleich ein Dramenliebhaber und ein Marienverehrer sei. An dieser Stelle kann der Leser nur durch den etwas kecken Ton ahnen, dass zu dem angekündigten ernsten Mariendrama noch ein lustiges Element dazukommt. Tatsächlich überwiegt in den ersten zwei von fünf Akten der Charakter eines um geistliche Themen wenig bekümmerten Bildungsdramas:

4 Die Antiphon findet sich im Römischen Brevier unter dem Commune der Feste Marias: *Sancta Maria, succurre miseris, iuva pusillanimes, refove flebiles, ora pro populo, interveni pro clero, intercede pro devoto femineo sexu; sentiant omnes tuum iuvamen quicunque celebrant tuam sanctam commemorationem* („Heilige Maria, steh den Bedrängten bei, hilf den Kleinmütigen, erquicke die Klagenden, bete für das Volk, tritt für den Klerus ein, vermittle für das dir ergebene weibliche Geschlecht; alle mögen deine Unterstützung spüren, wer immer dein heiliges Gedächtnis feiert"). Dieses Gebet wurde auch oft vertont, so z.B. in Monteverdis *Vespro della Beata Vergine* von 1610.

Der Schulmeister Dicastes („Richter") jagt den aufmüpfigen Schüler Symmachus („Mitkämpfer") fort und klagt über das Lehrerdasein. Symmachus verführt einen über das Schülerleben jammernden Mitschüler dazu, es ihm gleichzutun und auf die Schule zu pfeifen. Als Dicastes die beiden in die Kneipe ziehen sieht und sie stellt, nimmt Symmachus Reißaus. Der Mitschüler liefert sich jedoch ein Wortgefecht mit dem Lehrer und verjagt diesen schließlich mit gezogenem Degen. Inzwischen kommt eine Familie von Heiden aus Seleukia an und dankt den Göttern für ihren Schutz. Der Vater Caesio (der „Hauer") schärft seinem Sohn Candidus (der „Reine") ein, die Götter immer und überall zu ehren. Als Dicastes an ihrem Haus vorbeikommt und Caesio herausfindet, dass er hier Schulmeister ist, vertraut er ihm seinen Sohn zum Unterricht an. Nach seinen ersten Unterrichtsstunden ist Candidus begeistert von der christlichen Katechese, die er erhalten hat. Er verwirft seine alten Götter zugunsten des einen Gottes und Marias. Eine Gruppe von Juden beobachtet Candidus' gestenreiche Verzückung und versucht, ihn durch eine Reihe von Argumenten von seinem neuen Glauben abzubringen (u.a. durch eine lange Aufzählung der widersprüchlichen christlichen Gruppierungen). Sie lassen Candidus verwirrt zurück, doch eine Schar von christlichen Allegorien – Evangelium, Genius sacer (entspricht hier in etwa einem Schutzengel) und Constantia („Beständigkeit") – belehrt ihn mit Gegenargumenten und zerstreut seine Zweifel. Caesio, der geschäftlich nach Seleukia gereist ist, kommt mit einer bösen Vorahnung bezüglich seines Sohnes zurück. Als er ihn zu Hause zur Rede stellt, eröffnet ihm Candidus seine Bekehrung und seine Liebe zur Jungfrau Maria. Caesio ist so erzürnt darüber, dass er seinen Sohn kurzerhand in den brennenden Ofen wirft. Dann rennt er zum Schulmeister, den er als Urheber des Übels der gleichen Strafe zuführen will. Candidus bittet im Ofen um den Beistand Marias. Diese erscheint in Begleitung von vier Engeln, die ihr ein Preislied in sapphischen Strophen singen. Sie erhört Candidus und rettet ihn unversehrt aus dem Ofen. Dieser will ihr dafür sein Leben weihen. Inzwischen schleppt Caesio den Schulmeister aus seinem Haus, doch dessen Sklave rettet ihn und wirft Caesio seinerseits in den Ofen. Candidus' Mutter, die über den Verlust von Mann und Sohn zugleich klagt, erfährt von der wundersamen Rettung ihres Sohnes. In der letzten Szene bringt der Häretiker Antidicus („Gegenredner") die Nachricht als unglaubwürdiges Gerücht in die Hölle und verspottet Maria als *virago Papistica* („Papstheldenjungfrau") sowie als Frau überhaupt. Belial, der um die Wahrheit weiß, stört diese Erzählung und als es ihm gar zu bunt wird, lässt er Antidicus von seinen Hilfsteufeln festnehmen und abführen. Ein Epilog weist auf Marias Macht hin und ruft zu ihrer Verehrung auf.

Vorbilder und Motive

Dieser Inhalt ist natürlich keine Paraphrase der Antiphon *Sancta Maria* in einem engen Sinn. Die Gemeinsamkeit beschränkt sich letztlich auf die Verehrung Marias, besonders als Helferin in der Not. Für die Szene ihres konkreten Eingreifens hat die aus Dan 3 bekannte Erzählung von der Rettung der drei Freunde Daniels aus dem Feuerofen König Nebukadnezars II. Pate gestanden. Die Betonung der Marienver-

ehrung allein ist schon ein pro-katholisches konfessionelles Signal, die Blamage des marienverachtenden Häretikers am Ende unterstützt dieses noch durch eine anti-protestantische Spitze. Die Idee, dass der Häretiker sogar dem Teufel zu lästig wird, ist dabei nicht unwitzig und die etwas groteske Durchführung im Detail – einmal tanzt Belial sogar wie verrückt zu Antidicus' Verleumdungen – ist repräsentativ für den geistreichen und zuweilen launigen Stil Agricolas. Ein anderes Beispiel ist die erste Szene des zweiten Akts, in der Symmachus seinen „Anticraodotes" genannten Mitschüler zum Schulschwänzen überredet. Der Name des Mitschülers, „Gegenschreigeber", bildet die exzentrische Art und Weise ab, in der Symmachus zunächst sein Anliegen vorbringt:

Sym: *Euohe, Euax, Io, Io!*
Hem quid taces? imitator esto! Ant: *Io*, *Io.*
Sym: *Pacificus es*, *bacchare liberius parum*, *Io Io*!
Ant: *Horreo.* Sym: *Quid abnutas*? Ant: *Libri fastidium*
Pariunt, *ita his oportet impallescere*.
Sym: *Apage libros*, *medela morbo huic proxima est*,
Tu clamita […]

Sym: Juchei, Jucho, Io, Io!
Ei, was bist du so still? Mach es mir nach! Ant: Io, Io.
Sym: Du bist so friedlich, juble ein wenig freier, Io, Io!
Ant: Ich schaudere. Sym: Was winkst du ab? Ant: Die Bücher
Ekeln mich, so sehr muss man über ihnen bleich werden.
Sym: Fort mit den Büchern, die Medizin für deine Krankheit ist ganz nah:
Du, schrei nur […]

Vorbild römische Komödie

Am Ende der Szene ist Anticraodotes dann tatsächlich so weit, dass er Symmachus' „Io, Io!" mit einem vollhalsigen „Io, Io!" erwidern kann. Gerade in den lustigen Szenen greift wie bei den Bildungsdramen das Vorbild der römischen Komödie. Dieses ist z.B. spürbar im Setting des klassischen Mittelmeerraumes (der Ursprung der Heidenfamilie in Seleukia ist der einzige Orientierungspunkt) oder in Vokabular und Morphologie (vgl. z.B. den archaischen Konjunktiv Präsens *creduat* auf S. 58 mit Plaut. Poen. 747 *creduam*, Bacch. 476 *creduas*, 504 *creduat*). Grundsätzlich findet sich auch der für die römische Komödie charakteristische Vater-Sohn-Konflikt wieder, der hier freilich ganz anders ausgespielt wird. Schließlich könnte auch die metrische Vielfalt des Stücks zumindest entfernt von der Polymetrie der römischen Komödie angeregt worden sein: Zwischen den vorherrschenden jambischen Trimetern sind nämlich immer wieder einzelne Verse in abweichenden

jambischen Maßen eingeschaltet (Dimeter, katalektischer bzw. hyperkatalektischer Trimeter, Hinkjambus, Tetrameter). Das Versmaß ist in diesen Fällen stets durch eine Marginalie kenntlich gemacht, was auf eine bewusste metrische Gestaltung schließen lässt.

Wie immer das Verhältnis dieses Stücks zu den jesuitischen Bildungsdramen beschaffen sein mag, es ist jedenfalls ein bemerkenswertes, wenn auch bisher weitgehend unbeachtetes Dokument für die Bedeutung des (lat.) Theaters unter Erzherzog Ferdinand II. von Tirol.

sakralgeschichtliche Stoffe; niederländische Vorbilder

Bildungsdramen wie die oben besprochenen waren nur bis zum Ende des 16. Jhs. eine bedeutende Erscheinung auf der Jesuitenbühne. Eine für ihre weitere Geschichte folgenreichere Entwicklung ist die Dramatisierung sakralgeschichtlicher Sujets. Der erste Beleg dafür ist eine nur dem Titel nach bekannte, 1574 aufgeführte *Comoedia de resurrectione Domini* („Komödie über die Auferstehung des Herrn", wobei „Komödie" hier im Einklang mit einem damals weit verbreiteten Sprachgebrauch nichts anderes als „Drama" heißt). Das Leben eines Heiligen wurde erstmals 1587 in einer ebenfalls nicht näher bekannten *Comoedia de Divo Francisco* („Komödie über den Hl. Franziskus") auf die Bühne gebracht. Das Märtyrerdrama wird 1576 mit einer *Catharina* eingeführt, das Bibeldrama 1583 mit einem *Tobaeus*. Die letztgenannten Dramen sind gleichzeitig Beispiele für die in der Frühzeit der Innsbrucker Jesuitenbühne starke Vorbildwirkung niederländischer Dramatiker. Wie auf vielen anderen Jesuitenbühnen wurde in Innsbruck als allererstes Stück der *Euripus* (Valentin, Nr. 26; Ausgabe: Rädle 1979) des Löwener Franziskaners Lewin Brecht (1502/03–1560) gespielt. Dieses Drama inszeniert das bei Mt 7,13–14 gegebene Gleichnis von den zwei Wegen, zwischen denen der Mensch zu wählen hat, dem breiten Weg ins Verderben und dem schmalen Weg zum Heil (Ausgabe bei Rädle 1979, 1–293; vgl. Valentin 1972b). Im Jahr darauf folgte das Jedermann-Drama *Hecastus* (Valentin, Nr. 32; Ausgabe: Dammer/Jeßing 2007) von Georg Macropedius (1487–1558), einem der führenden niederländischen Dramatiker seiner Zeit.[5] Später wurden fremde Vorbilder mehr oder weniger stark adaptiert, einerseits, um sie lokalen Bedürfnissen anzupassen, andererseits, um einen gewissen literarischen Ehrgeiz zu befriedigen und daraus ein ‚neues' Stück zu machen. Der erwähnte *Tobaeus* des in Innsbruck lehrenden Matthias Friccius (um 1550–1616; vgl. zu ihm Valentin 2,1050–1051) orientiert sich z.B. am Vorbild des gleichnamigen, 1570 in Antwerpen erschienenen Stücks des „christlichen Terenz"

5 Vgl. Dammer/Jeßing 2007. Die Herausgeber stellen u.a. die Kontroverse dar, die dieses viele Katholiken ‚protestantisch' anmutende Stück auslöste (25–29). Die jesuitischen Aufführungen – vgl. neben Innsbruck noch Wien (Valentin, Nr. 3) und Ingolstadt (Valentin, Nr. 8) – zeigen aber auch, dass solche konfessionellen Probleme nicht immer so eng gesehen wurden.

Cornelius Schonaeus. Friccius' *Tobaeus* (Valentin, Nr. 175 [= Nr. 190]; SEM, B 18, Bl. 31^{v}–85^{v}; ÖNB, Cod. 13249) ist aber keine Imitation des metrisch komplexen Ausgangstexts, sondern eine tiefgreifende Umarbeitung in jambischen Senaren. Die *Catharina* von 1576 stellt zusammen mit ihrer ‚Nachfolgerin' von 1577 ein Beispiel zugleich für die lokale Adaption eines niederländischen Vorbilds wie für eine radikale Neufassung dar.

Katharinendramen

Die Innsbrucker Dramen über die Hl. Katharina von Alexandria sollen hier ausführlicher behandelt werden: Sie gehören zu den bedeutendsten Dramen nicht nur der Innsbrucker Jesuitenbühne, sondern des Jesuitendramas im deutschen Sprachraum überhaupt, nicht zuletzt, weil sie die frühesten erhaltenen Zeugnisse für das später auf der Jesuitenbühne so erfolgreiche Märtyrerdrama darstellen. Ein späteres Innsbrucker Katharinendrama von 1606 stellt sich in die direkte Nachfolge der 1576 und 1577 gespielten Stücke und wird deshalb in der hier gegebenen Gesamtdarstellung dieser Dramen gegen die sonstige Epocheneinteilung mit behandelt (Edition: Tilg 2005b). Eine kurze Einzelanalyse der *Catharina* von 1606 findet sich dann im Theaterkapitel der folgenden Epoche. Die einzelnen Stücke verbindet nicht nur der gemeinsame Stoff, sie hängen auch textlich voneinander ab. Das erste Stück eines anonymen Bearbeiters von 1576 gibt mit relativ geringfügigen Zusätzen das Vorbild des Lütticher Humanisten Gregorius Holonius wieder (ca. 1531–1594; *Catharina*, 1556). Ein in Tirol wirkender Niederländer, Johannes Sonhovius, hat die erste Innsbrucker Katharina dann 1577 stark umgeschrieben und zu einem aufwendigen Festspiel gemacht. Der Bearbeiter der dritten Katharina, mutmaßlich Wolfgang Starck, hat schließlich beide Vorgänger für seine eigene, wieder mehr aufs Dramaturgische konzentrierte Version benutzt. Zu den einzelnen Bearbeitungen und Bearbeitern s.u. Trotz der Verschiedenheit der Textgestalt verfolgen alle drei Stücke ein gemeinsames pragmatisches Ziel. Dieses rührt von den historischen Bedingungen her, unter denen das erste Stück 1576 entstanden ist und die bis zum letzten Stück 1606 aktuell blieben. Im Folgenden sei deshalb die Entstehungsgeschichte der ersten Aufführung skizziert.

historischer Kontext

Das Drama von 1576 war sozusagen als Versöhnungsgabe der Jesuiten an ihren Landesherrn, Erzherzog Ferdinand II., gedacht. Seit Beginn der Siebzigerjahre des 16. Jhs. war es zusehends zu einer Verschlechterung des Verhältnisses der Jesuiten zu Ferdinand gekommen. Dessen Förderung der Innsbrucker Franziskaner hatte einen langlebigen und in vielem kleinlichen Streit zwischen den beiden Orden um die Gunst des Landesherrn zur Folge. 1572 wurde als Nachfolger des bisherigen Hofpredigers Petrus Canisius der Franziskaner Johannes Nas bestellt, der überhaupt ein streitlustiger Mann war und sich bevorzugt mit den Jesuiten anlegte. Zu einer echten Krise kam es dann 1575 durch das undiplomatische Verhalten des damaligen Rektors des Innsbrucker Jesuitenkollegs, Wendelin Völck (ca. 1536–

1608), der dem Wunsch des Erzherzogs nach einem jesuitischen Erzieher für seine Söhne nicht entsprach. Dies zusammen mit der folgenden üblen Nachrede hatte ein regelrechtes Mobbing gegen die Jesuiten beim Innsbrucker Hof zur Folge: Völck wurde seiner bisherigen Stellung als Beichtvater der Söhne Ferdinands enthoben und durch einen Franziskaner ersetzt. Überhaupt wurde der Kontakt des Hofes zu den Jesuiten tunlichst vermieden. Selbst der damalige Statthalter von Tirol, Graf Schweikart von Helfenstein (1539–1591), musste wegen seiner Anhänglichkeit an die Jesuiten resignieren und trat als Pfleger von Landsberg in bayerische Dienste. Entscheidend für unser Theaterstück ist schließlich, dass Ferdinand, wohl nicht zuletzt infolge der angedeuteten Verstimmungen, den Jesuiten auch ihr bisheriges Schullokal entzog. Bis dahin waren ihre Klassenzimmer in einem Trakt des 1553–1561 erbauten „Neuen Stifts", des späteren Franziskanerklosters, eingerichtet. Das Stift wurde nun ganz den Franziskanern überlassen, die Jesuiten mussten ihre Schulräume wohl oder übel in das eigene Kolleg im ehemaligen „Kaiserspital" verlegen. Die nun folgenden Jahre und Jahrzehnte sind von beständigen Klagen über die Raumnot im Kolleg und über das Fehlen eines eigenen Schulgebäudes erfüllt.

Stoff und Absicht

Die Wahl des Stoffes für die vor dem Erzherzog gespielte Aufführung von 1576 war nun insofern geschickt, als mit der Figur Katharinas von Alexandria verhüllt auf die Wichtigkeit der in jesuitischer Hand befindlichen höheren Bildung hingewiesen und der Wunsch nach einem eigenen Schulgebäude artikuliert werden konnte, ist doch die Katharinenlegende geradezu ein Exempel für die Wirkungsmacht christlich-rhetorischer Bildung:

Katharinenlegende

> Katharina ist die schöne und hoch gebildete Tochter des Costus, des verstorbenen Königs von Zypern. Sie wohnt, von einem Hofstaat umgeben, in Alexandria. Eines Tages hält der Sohn des römischen Kaisers um ihre Hand an. Katharina lehnt aber mit der Begründung ab, sie würde nur einen Bewerber akzeptieren, der ihr an Adel, Schönheit und Reichtum gleichkäme. Ein Einsiedler weist sie im Folgenden auf Christus als den idealen Bräutigam hin. In einer Traumvision sieht sie Maria mit dem Jesuskind und ist entzückt von diesem. Das Jesuskind weist sie jedoch so lange zurück, bis sie sich taufen lässt. Darauf steckt es ihr einen Verlobungsring an den Finger (dies ist die sogenannte „mystische Hochzeit" mit Christus). Einige Zeit später befiehlt Kaiser Maxentius, dass die gesamte Bevölkerung Alexandrias an einem Opferfest für die Götter teilnehmen müsse. Katharina tritt ihm entgegen und wirft ihm seine Vielgötterei vor. Maxentius kämpft mit seinen Leidenschaften: Einerseits begehrt er Katharina wegen ihrer Schönheit, andererseits erkennt er in ihr seine religionspolitische Feindin. Verwirrt von ihrer klugen Argumentation, lässt er fünfzig Philosophen herbeirufen, die Katharina im Disput besiegen sollen. Doch wider Erwarten unterliegen sie ihr. Katharina bekehrt sie zum Christentum. Der erzürnte Maxentius lässt

die Philosophen sämtlich auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Er versucht es bei Katharina nun mit Schmeichelei, mit Versprechungen von Macht und Ehre, doch sie bleibt standhaft. Darauf lässt er sie auspeitschen und in den Kerker werfen, wo sie Hunger leiden muss. Eine Taube bringt ihr jedoch Nahrung, Engel trösten sie. Der Kaiserin geht das Schicksal Katharinas nahe. Zusammen mit dem Heerführer Porphyrius schleicht sie sich ins Gefängnis, um mit Katharina zu sprechen. Die beiden sehen, wie die Engel Katharina umsorgen, und werden ihrerseits zusammen mit den Soldaten des Porphyrius zum Christentum bekehrt. Als Maxentius davon erfährt, lässt er sie enthaupten. Seiner Frau werden vorher sogar noch die Brüste abgeschnitten. Mit Hilfe des Präfekten Chursasadem lässt Maxentius ein messerbestücktes Rad bauen, durch das Katharina sterben soll. Das Rad wird jedoch auf ein Gebet Katharinas hin von einem Blitz zerschmettert, die Splitter töten viele umstehende Untergebene des Maxentius. Schließlich wird Katharina enthauptet. Aus ihrer Wunde strömt Milch statt Blut. Engel überführen ihren Leichnam auf den Sinai und legen ihn in ein Marmorgrab. Genau an dieser Stelle soll später das berühmte Katharinenkloster am Sinai entstanden sein. Als Katharinas Todes- und zugleich Festtag gilt der 25. November 306.

In der Folge dieser in ihrem Kern vielleicht im 6./7. Jh. entstandenen Legende wurde Katharina von Alexandria zur Patronin u.a. der Redner, Philosophen und Universitäten, aber eben auch – worauf es hier ankommt – der Lehrer, der Schüler und der Schule als Institution. Im alltäglichen Schulbetrieb der Jesuiten kam Katharina ganz besondere Verehrung zu. An ihrem Festtag wurden Deklamationen zu ihren Ehren gehalten. Noch erhaltene Bände literarischer Übungsstücke von Innsbrucker Jesuitenschülern zeigen einen auffallend hohen Anteil von Gedichten auf Katharina.[6] Erzherzogin Magdalena nannte ihr 1587–1590 in unmittelbarer Nähe des alten Gymnasiums gestiftetes Konvikt für arme Jesuitenschüler in Hall „Katharinahaus“. Der Stoff war also für das Anliegen der Jesuiten bestens geeignet und wurde sicher bewusst gewählt. Das Thema „Schulgebäude“ war noch in gleichem Maß wie bei der ersten Aufführung 1576 bei den Inszenierungen des Folgejahres und schließlich von 1606 aktuell, als unter Erzherzog Maximilian III. endlich das neue Gymnasium eröffnet und zu diesem Anlass bezeichnenderweise wieder auf die alten Texte von 1576 und 1577 zurückgegriffen wurde. In dem Bericht der *historia domus* (vgl. hier S. 332) zur Eröffnung des neuen Gymnasiums wird Katharina auch ausdrücklich als Patronin erwähnt (Bd. 1,145; *Sancta Katharina Gymnasii patrona*). 1606 ging es freilich nicht mehr um den Wunsch nach einem Schulgebäude, sondern um den Maximilian gegenüber bezeugten Dank für die Erfüllung ebendieses

6 Vgl. besonders die *Epigramma composita ab auditoribus rhetorices* 1610–1613 (s. hier S. 398). Dort finden sich Katharinen-Epigramme auf den Seiten 1–11, 67–79, 177–196 und 241.

Wunsches. Neben dieser unmittelbaren Wirkungsabsicht der drei Stücke ist noch zu berücksichtigen, dass die Disputation zwischen Katharina und den heidnischen Philosophen in der jesuitischen Rhetorik auch als Modell für die zeitgenössischen kontroverstheologischen Disputationen zwischen Katholiken und Protestanten diente und als Apologie des jesuitischen Bildungsprogramms überhaupt interpretiert werden konnte.

Tragoedia de fortissimo Sanctae Catharinae certamine

Der ‚Archetyp' der Innsbrucker Katharinendramen, die schon erwähnte *Catharina* des Gregorius Holonius, war in mehrerer Hinsicht für die Innsbrucker Zwecke geeignet. Das Sujet richtete die Aufmerksamkeit auf das Thema Bildung und Schule. Außerdem war das Stück von dem selbst als Lehrer tätigen Holonius bereits als Schuldrama konzipiert. Der Innsbrucker Bearbeiter von 1576 brauchte deshalb in seiner *Tragoedia de fortissimo Sanctae Catharinae certamine* („Über den überaus tapferen Kampf der Hl. Katharina") nur wenige Änderungen vorzunehmen. Diese betreffen v.a. den Adressaten, den mehr oder weniger subtilen Hinweis auf einen jesuitischen Führungsanspruch und die Lenkung der Zuschauer. Während Holonius dezidiert für ein schulinternes Publikum schrieb, richten sich der Prolog und der Epilog, die für die Innsbrucker Aufführung neu hinzugefügt wurden, direkt an den Landesfürsten Ferdinand II. Die neue Figur des Einsiedlers Makarius, der u.a. Katharina selbst mit geistlichem Rat zur Seite steht, dürfte auf jene Vertreter der Gesellschaft Jesu verweisen, die bei Hof Einfluss hatten oder gewinnen wollten. Eine Reihe weiterer neuer Nebenfiguren übernimmt schließlich die im Jesuitendrama gern besetzte Rolle von ‚Spieler-Zuschauern' (vgl. dazu Sprengel 1987). Dabei handelt es sich um Schauspieler, die die Aktion auf der Bühne mehr beobachten als an ihr teilhaben und durch ihre Reaktionen und Kommentare die Rezeption des Stücks bei den realen Zuschauern beeinflussen. So findet eine Gruppe von Christen z.B. in der fünften Szene des dritten Akts die vom Feuer unversehrten Leiber der Philosophen. Die Verehrung, die sie diesen ausdrücklich als Reliquien angesprochenen Leibern dann auf der Bühne zukommen lassen, vermittelt den Zuschauern den heilsgeschichtlichen Sinn des Geschehenen und erinnert sie an die Bedeutung der katholischen Reliquienverehrung. Schließlich bringt auch der Epilog noch eine Deutung des Geschehens und einen Aufruf an die Zuschauer, die Tugenden Katharinas nachzuahmen. Im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Jesuitendramen ist u.a. die gänzliche Abwesenheit von allegorischen Figuren auffällig, die auf das Vorbild von Holonius zurückgeht

Catharinias

Der Autor der *Catharinias* („Katharinenepos") von 1577 ist der Flame Johannes Sonhovius (Zonhoven), der sich zur Zeit der Abfassung des Dramas gerade als Gehilfe von P. Hieronymus Nadal (1507–1580) in Hall aufhielt. Nadal, ein Weggefährte des Ignatius von Loyola und Pionier im Aufbau der jesuitischen Strukturen in Deutschland, setzte sich in Hall zur Ruhe, um dort seine später berühmten Me-

ditationsbücher[7] zu vollenden. Sonhovius wurde von der Ordensleitung die Aufgabe anvertraut, Nadal bei der Abfassung dieser Bücher zu unterstützen. Nebenbei zeichnete er mit seinem Katharinenstück für die aufwendigste und spektakulärste der drei hier besprochenen Inszenierungen verantwortlich. Die Spieldauer betrug nach den Auskünften der *historia domus* (Bd. 1, 21) und der Provinzgeschichte Agricolas (Agricola/Flottus/Kropf, *Historia provinciae*, Bd. 1,178) acht Stunden (wobei zu bedenken ist, dass die im Vorjahr gespielte Version auch schon sechs Stunden dauerte). Über 200 Schauspieler sollen mitgewirkt haben, also fast die gesamte damalige Schülerschaft des Gymnasiums. Aller Wahrscheinlichkeit befanden sich darunter übrigens auch Jacob Gretser (1562–1625; vgl. hier S. 269) und Matthäus Rader (1561–1634; vgl. hier S. 503), die damals das Innsbrucker Jesuitengymnasium besuchten und später zu literarischen – und auch selbst dramatisch tätigen – Glanzlichtern ihres Ordens wurden. Für ein Drama dieses Maßstabs ist eine Freilichtaufführung anzunehmen, wie überhaupt wahrscheinlich alle größeren Innsbrucker Stücke dieser Zeit im Freien stattfanden, entweder im Hof der Burg oder des Kollegs (Zwanowetz 1981, 24). Auch der Text der *Catharinias* fällt aus dem Rahmen, da er über weite Strecken neben dem Trimeter (bzw. gelegentlichen Senaren) den Hexameter als Sprechvers verwendet – daher auch der auf *-ias* ausgehende epische Titel, nach dem Muster etwa von *Il-ias*. Der Hexameter als Sprechvers, entweder durchgängig oder streckenweise, ist im frühen Jesuitendrama nicht ganz ungewöhnlich (Dürrwächter 1896, 11–13). Der italienische Jesuit Stefano Tucci hat ihn z.B. in seinem seit der Erstaufführung 1569 auf vielen Bühnen gespielten *Christus iudex* („Christus, der Richter") verwendet. Der Hauptgrund für Sonhovius' Hexameter sind aber seine Anleihen bei der damals weit verbreiteten epischen Nacherzählung der Katharinenlegende durch Baptista Mantuanus (1448–1516). Bei dieser 1489 erstmals gedruckten Erzählung handelt es sich um die zweite von sieben Dichtungen des Mantuanus auf christliche Jungfrauen, daher der Titel *Parthenice secunda sive Catharinaria* („Zweite Jungfrauendichtung oder Katharinengedicht"; vgl. die Edition in Orbán 1992, Bd. 2, 363–435). Sonhovius ‚kreuzte' dieses Vorbild gewissermaßen mit dem Innsbrucker Katharinendrama des Vorjahrs. Darüber hinaus dichtete er aber noch viel Eigenes hinzu, sodass im Grunde ein neues Drama entstand. Neben Baptista Mantuanus ist Vergil das Hauptvorbild in der Formung der Hexameter. Ein besonders auffälliger Anschluss an Vergil sind die *spectacula* (V. 1066) am Ende der siebten Szene des dritten Akts, die nach dem Mus-

7 Die zwei betreffenden, aufeinander bezogenen Werke erschienen erst knapp 20 Jahre später im Druck: *Evangelicae historiae imagines* („Bilder der Geschichte des Evangeliums"; Antwerpen 1593); *Adnotationes et meditationes in Evangelia* („Bemerkungen und Meditationen zu den Evangelien"; Antwerpen 1594); vgl. hier S. 342.

ter der aus dem fünften Buch der *Aeneis* bekannten Leichenspiele für Anchises auf Sizilien gestaltet sind. Mit solchen Referenzen sorgte Sonhovius dafür, dass sich die fürstliche Elite um Ferdinand II. in der Elite der römischen Sage widerspiegeln und feiern konnte. Auch die Tatsache, dass sich die Habsburger genealogisch gern von Aeneas herleiteten, wird hier von Bedeutung sein. Nicht zuletzt durch die epische Formelsprache macht die *Catharinias* im Gegensatz zur Aufführung des Vorjahres den Eindruck einer sehr artifiziellen Inszenierung mit viel Theatralik. Wiederholungen und Parallelismen im Großen und Kleinen sind ein bevorzugtes Stilmittel. Ausschmückung von Einzelszenen geht zu Lasten eines auch nur ansatzweise geschlossenen dramatischen Gefüges. Der Großteil der eigentlichen Handlung wird auf den fünften Akt verschoben, wo er dann unter häufigem Rückgriff auf den Text des Vorjahres in geraffter Form nachgeholt wird.

Anlass und Kommunikationsstrategien

Ein wesentlicher Grund für den Aufwand war der besondere Anlass der Aufführung, der Besuch von Ferdinands fürstlichen Verwandten aus der Steiermark und aus München: Ferdinands Bruder Erzherzog Karl von Innerösterreich mit seiner Gattin Maria von Bayern, Herzog Wilhelm V. von Bayern mit seiner Frau Renata von Lothringen sowie dessen Bruder Herzog Ferdinand von Bayern. Die Strategien, Ferdinands Wohlwollen vor diesem erlauchten Publikum zu erlangen, wurden im Vergleich zur Aufführung des Vorjahres ausgebaut und verfeinert. Neben der Einführung von epischer Wucht und Feierlichkeit durch den Hexameter geschah das u.a. durch die erweiterte Rolle des Einsiedlers – hier hat er die Namensform Macharius. Im vorliegenden Stück wird er ausdrücklich als *pater spiritualis* („geistlicher Vater") Katharinas bezeichnet und wirbt so noch deutlicher für geistliche Führung durch die Jesuiten. Implizit, aber klar genug, ist auch ein Verweis Katharinas auf die bei der Aufführung anwesende Schwester Ferdinands, Erzherzogin Magdalena. Wie Katharina sagte Magdalena dem weltlichen Leben ab (sie zog sich in das von ihr gegründete Damenstift in Hall zurück), wie jene engagierte sie sich für Bildung und Erziehung. Magdalena war als Gründerin des Jesuitenkollegs und des Jesuitengymnasiums in Hall eine große Förderin des Ordens und verfügte bekanntermaßen über beträchtlichen Einfluss auf ihren Bruder. Es konnte also einer Aussöhnung mit Ferdinand nur dienlich sein, sie über die Figur Katharinas zu apostrophieren. Im Kontext dieser konkreten außerliterarischen Zielsetzung stehen auch weitere Elemente des Dramas: Am Anfang und Ende werden die hohen Gäste der Reihe nach sehr ausführlich begrüßt und verabschiedet. In 4,7 kommt eine Jagdepisode den Gepflogenheiten fürstlicher Freizeitgestaltung entgegen. In 5,10 wird aus dem Mund des *pater spiritualis* Macharius die Vergangenheit mit der Gegenwart durch eine Prophezeiung verknüpft. Er sieht Katharina (und damit vielleicht auch den Jesuiten) in der Zukunft Gerechtigkeit widerfahren (V. 2053–2057):

Tempus erit (fore praedico) labentibus annis,
Auriferi tibi cum riguis in vallibus Oeni
Caesareum genus eximios renovabit honores.
Belligeri proceres tua tam miranda stupebunt
Facta.

Einmal kommt noch die Zeit – prophezei' ich – im Laufe der Jahre,
Da dir ein Spross aus der Kaiser Geschlecht im bewässerten Tale
Goldführ'nden Innes die außergewöhnlichen Ehren erneuert.
Kriegesgewaltiger Adel wird über dein Wirken von Wundern
Staunen.

Repräsentativität

In den Katharinendramen kommt eine ganze Reihe von Themen und Merkmalen des frühen Innsbrucker Jesuitentheaters zusammen: die Sorge um Bildung und um das geistliche Heil, das Aufkommen von Märtyrerstoffen, der Einfluss niederländischer Dramatiker und die Begeisterung Ferdinands II. für das Theater. Zusammen mit den Bildungsdramen im engeren Sinne können die Katharinendramen deshalb repräsentativ für das Innsbrucker Jesuitendrama des 16. Jhs. stehen. Das soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vielfalt an Stücken, Themen und Formen, wie schon betont, auch in dieser Anfangsphase wesentlich größer war. Ein wichtiger Schritt zu einer detaillierteren Kenntnis dieser Vielfalt wäre die Edition aller vollständig erhaltenen Spieltexte.

Martin Korenjak

Beredsamkeit

Überblick

Aus der hier behandelten Epoche sind zwar keine theoretischen Werke zur Rhetorik, dafür aber wesentlich mehr Reden erhalten als aus der vorhergehenden: Die rhetorisch geprägte Renaissancekultur hat Tirol nun voll erfasst. Gleich geblieben ist die geographisch-politische Konzentration auf Trient und Innsbruck (Brixen ist marginal), gleich geblieben auch die Konzentration auf panegyrische Texte, wobei auffällt, dass nun das für die frühere Zeit lediglich bezeugte Genus der Leichenrede die herausragende Rolle spielt. Der erste Teil der Darstellung beginnt mit den Reden aus Trient, geht dann zu solchen auf Angehörige des Hauses Habsburg über und schließt an diese offiziöse Panegyrik noch eine ‚private' *laudatio funebris* an. In einem zweiten Teil werden die nunmehr neu auftauchenden Beispiele für schulische Übungsreden behandelt, zuerst ein frühes, vereinzeltes Stück aus Schwaz, dann jesuitische Texte aus Innsbruck. Den Abschluss bildet mit Lucas Geizkoflers *De miseriis studiosorum declamatio* ein Werk, das zwar gattungsmäßig an solche Übungsreden anknüpft, aber den Rahmen, in dem diese sich bewegen, bei weitem sprengt und inhaltlich wie qualitativ innerhalb der Tiroler Beredsamkeit einzigartig dasteht.

Trient: Pincio, Rede für Cles

Was die panegyrische Rhetorik betrifft, ist das wichtigste Tiroler Zentrum Trient. Obwohl bereits Fürstbischof Georg von Neideck (reg. 1505–1514) sich in lat. Reden hatte feiern lassen,[1] ist der erste Trientner Oberhirte, auf den eine solche Rede tatsächlich erhalten ist, wohl nicht zufällig der humanistisch gesinnte und auch als Mäzen hervortretende Bernhard von Cles (reg. 1514–1539; vgl. Costa 1977, 143–150): Für ihn verfasst sein Protegé, der Mantuaner Historiker und *poeta laureatus* Giano Pirro Pincio († 1546; vgl. hier S. 311) eine *Oratio in sacris primitiis* […] *Bernardi Clesii* […] *in templo habita 1514* („Rede zur heiligen Primiz des […] Bernhard von Cles […], gehalten in der Kirche 1514").[2] Das

1 Paride Dardanio: *In* […] *Georgii episcopi Tridentini commendationem oratio ex tempore edita* […] *in eiusdem* […] *principis adventu XVI calendas iunii M.D.VI.* („Stegreifrede zum […] Lobe Georgs, des Bischofs von Trient, […] gehalten bei der Ankunft ebendieses […] Fürsten am 17. Mai 1506"). Vgl. auch die ebenfalls verlorene *Oratio de laudibus Bernardi Clesii episcopi Tridentini* („Rede über das Lob des Bernhard von Cles, des Bischofs von Trient"). S. Tovazzi, Nr. 243.

2 Unter diesem Titel abgedruckt bei Benedetto Bonellis *Monumenta ecclesiae Tridentinae,* Trient 1760–1765, Bd. 3,2, 366–370, nach denen im Folgenden zitiert wird. Unter der „Kirche" ist wohl der Trientner Dom zu verstehen, in dem Cles tatsächlich seine erste Messe als Bischof hielt – allerdings erst am 8.9.1515. Wahrscheinlich hat Bonelli oder seine Quelle sich im Datum geirrt.

Publikum war offenbar illuster; es wird zu Beginn als „Stadtväter, Helden und Fürsten“ apostrophiert.

> Der Redner beginnt mit der Ankündigung, einerseits über Cles, andererseits über die Bischofswürde zu sprechen, und bittet um das Wohlwollen seiner Hörer (366–367). Zuerst wird von der Abstammung des zu Feiernden, dann von seinen Studien in Verona und in Bologna berichtet, wo er es bis zum Syndikus des dortigen Gymnasiums brachte (367–368). In Trient bekleidete er eine Reihe kirchlicher Ämter. Danach holte ihn Maximilian nach Innsbruck, bevor er mit nur 29 Jahren zum Bischof von Trient gewählt wurde (368). Was die Bischofswürde betrifft, so bespricht der Redner kurz die Entstehung des Amtes in der Urkirche und betont die ihm geschuldete Verehrung (368–369). Im Schlussteil werden beide Themen zusammen geführt: Cles ist seines Amtes würdig, hat er doch – eine rätselhafte Behauptung – Trient schon im Krieg aus großer Gefahr gerettet. Er möge sich wie auch alle anderen Anwesenden über die Ehre freuen, die ihm zuteil geworden ist (369–370).

Kürze

Die Rede ist in schönem Renaissancelatein gehalten, besitzt eine klare, stringente Gliederung und ist dabei ziemlich knapp. Der letzte Punkt (für den Pincio sich wiederholt entschuldigt) mag mit dem Anlass zusammenhängen: Einem Bischof zu dessen Primiz rhetorisch zu huldigen, wirkt vielleicht nicht nur für modernes Empfinden seltsam, sondern könnte auch im zeitgenössischen Trient eine Neuerung gewesen sein, die mancher mit gemischten Gefühlen aufnahm; in diesem Falle waren Cles und Pincio möglicherweise darauf bedacht, den Bogen nicht zu überspannen.

Panegyrik um Cristoforo Madruzzo

Eine ganze Reihe panegyrischer Reden betreffen direkt oder indirekt Cles' Nachfolger Cristoforo Madruzzo (reg. 1539–1567). Allerdings sind einige davon verloren, so z.B. zwei Reden des aus Parma stammenden Arztes Cesare Delfino zum Amtsantritt Cristoforos 1539 bzw. zu seiner Aufnahme ins Kardinalskollegium 1543 (Tovazzi, Nr. 561).

Guidelli zum Konzil von Trient

Bei der ersten hier zu besprechenden Rede, mit der Cristoforo zu tun hat, ist er nicht Thema, sondern ‚nur' Auftraggeber. Es handelt sich um eine derjenigen Ansprachen, die sozusagen zum kulturellen Rahmenprogramm des Konzils von Trient gehörten. (Solche Reden sind streng von den während der Sitzungen selbst gehaltenen zu unterscheiden und tragen einen viel allgemeineren Charakter als diese.) Ein Tiroler Intellektueller, der auf Madruzzos Anregung die sich hier bietende Gelegenheit, sich vor einem erlauchten und internationalen Gremium zu präsentieren, ergriff und gleich zweimal als Redner auftrat, war der Trientner Arzt und Philosoph Paolo Guidelli.[3] Die eine seiner Ansprachen, gehalten am Auffahrtstag 1562 und

3 Einige Informationen zu seinem Leben, zur Druckgeschichte seiner Werke und zu seinem Adressaten Juan Suárez finden sich bei Tovazzi, Nr. 306.

mit einer Widmung an den Tarviser Bischof Giorgio Cornaro 1563 in Brescia veröffentlicht, scheint verschollen, doch die andere, am gleichen Ort ein Jahr früher bei Ludovicus Sabiensis publiziert, ist erhalten. Sie trägt den Titel […] *oratio protreptica in novatores ad patres concilii Tridentini* […] („Anspornende Rede […] an die Väter des Tridentinum gegen die Reformatoren […]") und wurde, wie aus dem ihr vorangehenden Widmungsbrief ([3]) hervorgeht, im Auftrag von Cristoforo bzw. der gesamten Familie der Madruzzo zum Fest der Unschuldigen Kinder am 28. 12. 1561 vorgetragen. Gewidmet ist sie dem Augustinermönch, Bischof von Coimbra, Beichtvater des Königs von Portugal und Grafen von Aragon Juan Suárez. Da der Widmungsbrief schon vom 5. 1. 1562 datiert, muss die Drucklegung von vornherein geplant gewesen sein.

Die zwölf – klein und eng bedruckte – Seiten starke Rede stellt nach einem einleitenden Dank an Gott, der zur Bekämpfung der Reformationspest das Konzil ermöglicht habe ([4]), zunächst klar, auf welcher Seite im Streit zwischen Katholiken und Protestanten das Recht steht. Grober Polemik gegen die Reformation (sie sei schlimmer als Häretiker, römische Kaiser und Türken; ihr Versuch, die Kirche zu erneuern, heiße das Rad neu erfinden, und sie vertrete so absurde Thesen wie die antiken Philosophen) entspricht hierbei der Versuch, mithilfe der Kirchengeschichte und unter Berufung auf die Kaiserkrönung durch den Papst den Absolutheitsanspruch der römisch-katholischen Kirche zu rechtfertigen ([5]–[9]). Im zweiten Hauptteil wendet der Redner sich dann protreptisch an sein Publikum: Es solle die Kirche nach außen verteidigen und nach innen reformieren, wobei v.a. von Kaiser Ferdinand, Philipp von Spanien, Venedig und den Madruzzo Hilfe zu erwarten sei. Ein Goldenes Zeitalter werde der Lohn sein ([10]–[15]).

Entstehungs- und Druckgeschichte

Die Rede ist klar disponiert und in stilsicherem Lat. gehalten, aber im Rahmen der polemischen Rhetorik des Konfessionsstreits weder inhaltlich noch formal besonders auffällig. Ihre Entstehungs- und Druckgeschichte zeigt einerseits, dass Cristoforo als Gastgeber des Konzils versuchte, den illustren Gästen das kulturelle Niveau und den Glaubenseifer seiner Untertanen zu demonstrieren, andererseits, dass sich ein Trientner Arzt dabei Vorteile von Seiten eines mächtigen portugiesischen Geistlichen versprechen konnte. Was er sich darunter genau vorstellte und ob seine Rechnung aufgegangen ist, wissen wir leider nicht. Ein Beleg dafür, dass das europäische Großereignis des Konzils mitunter auch die einheimische Bevölkerung involvierte, ist sein Text aber allemal.

Leichenrede

Eine Gattung, die in Tirol sowohl in dieser als auch in der folgenden Epoche zu den produktivsten überhaupt gehört, ist die Leichenrede (*oratio funebris*). Sie differenzierte sich ab dem späten 14. Jh. unter Rückgriff auf ihre antiken Wurzeln wieder von der Leichenpredigt, in der sie zwischenzeitlich aufgegangen war, und

erlebte zuerst in Italien, dann auch im restlichen Europa eine große Blüte (McManamon 1989; Eybl 2001, v.a. 147–150). Dabei wurden solche Reden nicht immer im Rahmen der Begräbnisfeierlichkeiten selbst, sondern oft auch bei Gedenkgottesdiensten gehalten, die häufig eine Woche oder einen Monat nach dem Tod des Betreffenden stattfanden. Derartige Feierlichkeiten konnten sich bei wichtigen Persönlichkeiten über mehrere Tage erstrecken und eine ganze Reihe von Leichenreden zeitigen (vgl. etwa Inama, *Ludovici* […] *laudatio funebris* [hier S. 465–467], Bl. 1^{v}). Vortragsort dürfte in der Regel eine Kirche gewesen sein. Das Publikum umfasste oft weite Teile der Stadtbevölkerung. In inhaltlich-formaler Hinsicht ist in Anlehnung an antike Theoretiker häufig eine Gliederung in drei Teile festzustellen: ein (gerne zeitlich und nach biographischen Schemata geordnetes) Lob des Verstorbenen, eine Klage und einen tröstenden Abschnitt. Allerdings werden v.a. der erste und der zweite Teil häufig ineinandergearbeitet.

Aliprandi, Leichenrede für Eufemia Madruzzo

Einen ersten Einblick in dieses Genus gewährt Biagio Aliprandis (vgl. hier S. 432–435) nur hs. erhaltene *In trigesimo illustris ac piissimae matronae Euphemiae baronissae a Madrutio oratio* […] („Rede zum dreißigsten Tag nach dem Tod der berühmten, überaus frommen Frau Eufemia, Baronin von Madruzzo […]"; BCT, ms. 299/3 [M. 859]), auch wenn es sich hierbei, wie wir gleich sehen werden, um ein einigermaßen untypisches Produkt handelt. Eufemia verstarb im Jahr 1557 (Dal Prà 1993, 102). Gehalten wurde die Rede wohl (wie schon bei Giorgio de Fatis, vgl. hier S. 104) im Trientner Dom.

Der Redner will, um sich nicht zu übernehmen, nur wenig aus der überreichen Materie behandeln; v.a. will er sich die Anführung historischer Exempla versagen (Bl. [1]^{r}). Welch hervorragende Frau Eufemia Madruzzo, geborene Sporemberg, deren dreißigster Todestag gefeiert wird, gewesen ist, wird daraus ersichtlich, dass Giangaudenzio Madruzzo sie geheiratet hat. Die zwei führten eine gute Ehe und hatten Kinder beiderlei Geschlechts, die sie vorbildlich erzogen (Bl. [1]^{v}–[2]^{r}). Giangaudenzio machte Karriere unter Bernhard von Cles und Erzherzog Ferdinand, dessen Söhne er erzog (Bl. [2]^{r}–[3]^{r}). Sein einziger Kummer war der frühe Tod seines Sohnes Aliprando, eines großen Feldherrn, den selbst Karl V. mit militärischen Aufgaben betraut hatte (Bl. [3]^{r}–[4]^{r}). Sein Bruder Nicolò Madruzzo ist ebenfalls militärisch kompetent und ein guter Herrscher (Bl. [4]^{r}–[5]^{r}). Der größte Madruzzo ist aber Cristoforo. Schon früh hat er sich eine umfassende Bildung und dadurch Ansehen und Ruhm erworben. Deshalb wurde ihm zunächst das Bischofsamt von Trient, dann zusätzlich das von Brixen angetragen. Auch Kardinal wurde er. Zudem war er Rat Karls V., ist jetzt Rat seines Sohnes Philipp und hat auf dessen Bitte das schwierige Amt der Regentschaft in Mailand übernommen, es allerdings nach zwei Jahren freiwillig niedergelegt (Bl. [5]^{r}–[8]^{v}). Trotz alldem wurde die Verstorbene nie hochmütig. Jetzt ist sie im Himmel (Bl. [8]^{v}).

eine zweckentfremdete Leichenrede

Diese Zusammenfassung dürfte klar gemacht haben, dass die Rede das Genus der *oratio funebris* geradezu pervertiert. Dies betrifft nicht etwa die Tatsache, dass sie eine Frau preist – das war nicht unüblich (McManamon 1989, 113–114, Beispiele 249–292) –, sondern die Art, in der sie mit dieser Frau umgeht. Sie beschäftigt sich keineswegs, wie man erwarten würde, lobend, klagend und tröstend mit ihr; vielmehr wird Eufemia ausschließlich über ihre Beziehung zur Familie Madruzzo definiert und hat in struktureller Hinsicht nur rahmende Funktion. In Wirklichkeit dient die Rede dazu, die Macht und Herrlichkeit der Madruzzo zu preisen und insbesondere Cristoforo zu huldigen (der sich übrigens, da er in dem ihm gewidmeten Abschnitt immer wieder direkt angesprochen wird, wahrscheinlich unter den Zuhörern befand).

Sprache

Sprachlich fallen einige mittelalterliche Wendungen auf, die Mitte des 16. Jhs. doch einigermaßen überraschen; so verwendet der Redner etwa, um nur ein Beispiel anzuführen, Bl. 5^{r} unten *quod* im Sinne von konsekutivem *ut*.

Flosse für Cristoforo: eine Leichenrede *in absentia*

Als Cristoforo Madruzzo selbst am 5. 7. 1578 das Zeitliche segnete, hielt der flämische Jurist Valerien Flosse[4] für ihn auf Betreiben seines Neffen, des Brixner Bischofs Johannes VI. Thomas von Spor, im Brixner Dom eine *Oratio funebris in exequiis* („Leichenrede bei den Begräbnisfeierlichkeiten"; vgl. Abb. 38) – und dies, obwohl der Kardinal gar nicht in Brixen, sondern in Rom starb und bestattet wurde! Solche Leichenreden *in absentia* sind eine Besonderheit der frühneuzeitlichen Trauerrhetorik (Palme 1998, 176), die uns im Folgenden noch mehrfach begegnen wird. Gedruckt wurde der Text mit einer Widmung an Cristoforos anderen Neffen und Nachfolger in Trient, Lodovico, noch im selben Jahr bei Donat Fätz in Brixen.

Gattungskonventionen befolgt

Der Widmungsbrief (Bl. A2^{r}) enthält nicht nur die eben genannten Informationen zur Entstehung der Rede, sondern stellt diese auch ausdrücklich in die Tradition der römischen *laudatio funebris* („Totenlob"). Demgemäß lässt sie (Bl. A3^{r}–A6^{v})[5] einen weit respektvolleren Umgang mit den Gattungsgesetzen erkennen als das zuvor besprochene Beispiel: Nach dem Proömium (Beteuerung der eigenen rhetorischen Unfähigkeit, Größe des Gegenstands, Trauer über den Tod des persönlichen Schirmherren, *captatio benevolentiae*) gliedert sich die Rede sauber in drei Teile. Der erste, das Lob Cristoforos, ist ungefähr wie eine Suetonvita strukturiert: Auf die Nennung von Cristoforos Familie, des glänzenden Hauses Madruzzo, folgt ein biographischer Abriss, der bis in seine letzte Zeit in Rom führt. Danach wer-

4 Näheres zu seiner Person weiß man nicht (Tovazzi, Nr. 839). Im selben Jahr wie die vorliegende Rede erschien in Brixen eine weitere, die er in Rom auf den Tod Maximilians II. gehalten zu haben scheint.

5 Zwischen Widmungsbrief und Rede ist noch ein Epigramm eingefügt (Bl. A2^{v}), in dem die bemerkenswerte Ansicht vertreten wird, Cristoforo wäre, hätte er länger gelebt, Papst geworden.

den seine Tugenden gewürdigt, unter denen seine Großzügigkeit herausstach, die sich in einer glänzenden Hofhaltung manifestierte. Eine Bemerkung zu seiner an sich robusten körperlichen Konstitution leitet zu seinem Tod über, der v.a. darauf zurückzuführen war, dass er sich bis zuletzt in rastloser Tätigkeit aufrieb. Nach diesem umfangreichsten Teil folgen eine kurze Klage, während derer der Redner vor Tränen kaum weitersprechen kann, und ein ebenfalls kurzer Trostteil: Der Tote hat sich schon lange in den Himmel gesehnt, seine Familie blüht und gedeiht, sein Neffe sorgt für die trauernde Gemeinde. Mit einer Aufforderung, die Exequien fortzusetzen, schließt die Rede, deren solider Disposition sprachlich ein glattes, leicht verständliches Lat. entspricht und die insgesamt den Eindruck einer routinierten Auftragsarbeit macht.

ORATIO FVNEBRIS
IN EXEQVIIS ILLVST
RISS. ET REVERENDISS. D.
D. CHRISTOPHORI MADRVTII
S. R. E. CARD. AMPLISS.
EPISCOPI ET PRINCIPIS TRIDENTINI ET BRIXINENSIS.
Brixinæ in summo templo habita
a Valeriano Flosſio I. C. Belga.
BRIXINÆ
Donatus Fetius excudebat, Anno.
M. D. LXXVIII.

Abb. 38: Titelblatt der Leichenrede des Valerien Flosse auf Cristoforo Madruzzo, Brixen 1578.

Leichenreden für Habsburger

Zwei weitere *orationes funebres* sind gleichzeitig die einzigen aus dieser Epoche erhaltenen Tiroler Reden auf Angehörige des Hauses Habsburg:

für Ferdinand I. in Trient

Am 25. 7. 1564 starb in Wien Kaiser Ferdinand I. Am 30. 8., also in diesem Fall nicht genau dreißig Tage später, fand in Trient, wohl im Dom, ein Gedenkgottesdienst statt, in dessen Rahmen eine nur hs. (BCT, ms. 2223, Bl. 31^{r}–33^{r}) überlieferte Rede gehalten wurde. Ihr Titel vermerkt neben den erwähnten Umständen als Vortragenden (und wohl auch Verfasser) einen Pater Giovanni Battista, Prior von San Marco. Es handelt sich hierbei wohl um den 1580 verstorbenen Giovanni Battista de Cavalieri, Kanoniker und Propst in Trient, der ein Vertrauter des Kaisers war und einen Brief eines anderen Verfassers über dessen Tod zum Druck befördert hat (vgl. Tovazzi, Nr. 250 mit weiteren Details).

Gliederung, Inhalt

Inhaltlich auffällig ist an dieser Rede zunächst, dass trotz einer klaren Dreiteilung das Thema „Klage“ nur marginal ist. Vielmehr rahmen tröstende Anfangs- und Schlusspartien (Bl. 31^{rv}; 32^{r}–33^{r}) einen panegyrischen Mittelteil (Bl. 31^{v}–32^{r}). Nur in den Einleitungssätzen kommt der Redner auf seinen Schmerz über den Verlust zu sprechen, um sich dann gleich einer Reihe populärphilosophischer Trosttopoi zuzuwenden. Der lobende Teil ähnelt insofern demjenigen der Rede auf Cristo-

foro Madruzzo, als er sich ebenfalls zuerst mit den Taten, dann mit den Tugenden des Verstorbenen beschäftigt. Unter jenen wird allerdings nur sein Verdienst als Vorkämpfer der Gegenreformation gewürdigt, in welcher Funktion er mit Scipio Africanus minor, dem Zerstörer Karthagos, verglichen wird. Vielleicht reagiert der Redner so mit unterschwelliger Polemik auf die bekannten protestantischen Neigungen von Ferdinands Nachfolger Maximilian II. Im zweiten Trostteil schließlich kommen (was in Ansätzen ebenfalls schon bei Cristoforo Madruzzo vorhanden war und sich hier besonders anbietet) dynastische Gedanken zum Tragen: Der Fortbestand des Hauses Habsburg scheint gesichert, da Ferdinand drei Söhne, unter ihnen seinen eben genannten Nachfolger, sowie neun (den Musen zu vergleichende) Töchter hinterlässt. Auffällig, aber im Rahmen eines Gottesdienstes durchaus angemessen ist es, dass die Rede mit einem Gebet für die Seele Ferdinands ausklingt. Der Autor handhabt das überkommene Schema der *oratio funebris* souverän und passt es geschickt dem konkreten Anlass an.

Tradition der Habsburger-Gedenkrede

Lat. Gedenkreden für verstorbene Habsburger, wie die vorliegende eine darstellt, wurden während mehrerer hundert Jahre in ganz Europa gehalten.[6] In Tirol finden sich etwa fünfzig Jahre später mit den beiden Reden Caspar Pansas auf Maximilian III. den Deutschmeister und Matthias zwei weitere Beispiele (vgl. hier S. 473–476).

Roners Leserede auf den Tod Philippine Welsers

Ganz anderen Charakter als die bisher besprochenen *orationes funebres* hat eine Rede Georg Roners, des Hofadvokaten Ferdinands II. (vgl. hier S. 249), auf den Tod Philippine Welsers, der allseits beliebten ersten Frau seines Fürsten. Der Text erschien 1582, eingeleitet von einem „Innsbruck, 1. 12. 1580“ datierten Widmungsbrief an Philippines junge Söhne Andreas und Karl und gefolgt von einer Reihe von Gedichten (vgl. hier S. 257), bei Valentin Schönigk in Augsburg. Schon sein Umfang von sechzig Seiten macht es unwahrscheinlich, dass er jemals bei einem öffentlichen Anlass vorgetragen worden wäre. Dass der Autor im Widmungsbrief berichtet, er habe es für seine Pflicht gehalten, „auf das Hinscheiden Eurer Herrin Mutter eine Grabrede zu schreiben (*conscribere*)“ (Bl. Aii^{v}), und dass jeglicher Hinweis auf einen mündlichen Vortrag fehlt, bestätigt, dass es sich um eine Leserede handelt. Auch die zeitliche Distanz zum traurigen Ereignis – Philippine starb bereits am 24.4.1580[7] – passt zu der Annahme, dass der Text über seinen Anlass hinaus wirken wollte und für ein weiteres Lesepublikum verfasst wurde. Dementsprechend unterscheidet die Rede sich strukturell und inhaltlich stark von den bisher besprochenen Leichenreden:

6 Bei Palme 1993, 176 wird etwa ein Löwener Beispiel aus dem Jahr 1765 besprochen.

7 Über die Umstände ihres Todes ist Roner nur aus zweiter Hand informiert (Bl. Hiiii^{v}).

Im Proömium (Bl. Aiiii^{v}–Bii^{v}) geht Roner, indem er Ferdinand und seine Söhne anspricht, von der Zwiespältigkeit des Augenblicks aus: Einerseits sind die Erfolge von Andreas und Karl (Kardinalswürde bzw. Herrschaftsantritt)[8] erfreulich, andererseits herrscht Trauer über Philippines Tod. Nach Anführung einiger Trostgründe kündigt Roner an, er werde seine Rede in drei Teile gliedern: a) eine Diatribe gegen Reichtum und Habsucht, b) Ausführungen über Kürze und Unsicherheit des Menschenlebens und c) Bemerkungen zum christlichen Begräbnis, insbesondere zu demjenigen Philippines. Nach Bescheidenheitstopik und einem kurzen Gebet beginnt a) (Bl. Bii^{v}–Eiii^{r}): Der Reichtum wird als mit der Hingabe an Gott unvereinbar gebrandmarkt und es werden systematisch sechs seiner Nachteile aufgelistet (er zwingt zu einem Leben in ständiger Sorge, die Frevel, die man zu seinem Erwerb begehen muss, führen zu ewiger Verdammnis usw.), worauf eine kurze Binnenperoratio folgt. Danach rücken die Sünde der Habgier und ihre Folgelaster ins Zentrum. Eines davon ist die Genusssucht, die zum Gegenstand einer eigenen Diatribe wird. Der Redner kehrt zur Habgier zurück und behandelt ihre verderblichen politischen und sozialen Folgen, wobei viel Zeitkritik einfließt. In Entgegnung auf einen fiktiven Einwand wird präzisiert, nicht der Reichtum an sich, nur sein falscher Gebrauch werde getadelt, was zu weiteren Ausfällen gegen Habgierige und Wucherer führt, wogegen die Verächter des Reichtums glücklich gepriesen werden. In Teil b) (Bl. Eiii^{r}–Giii^{v}) wird nach einigen Überlegungen zur Vergänglichkeit des Lebens seine Unsicherheit anhand der völligen Unkenntnis bezüglich des eigenen Todes gezeigt: Man weiß weder wann, noch wo, noch durch welche Ursache, noch wie gut oder schlecht man sterben wird. Weitere Bemerkungen über Flüchtigkeit und Elend des Lebens führen zur Aufforderung, nicht am Diesseitigen zu hängen und den Tod nicht für ein Übel zu halten. Das Schicksal im Jenseits ist zwar unterschiedlich, aber sterben müssen alle. Gerade Philippine hätte der Tod zwar eigentlich verschonen können, aber dennoch ist ihr Ende mit Fassung zu ertragen. c) (Bl. Giii^{v}–I^{r}) beginnt mit der Feststellung, dass Trauer um einen Verstorbenen und Sorge für sein Begräbnis menschlich und sinnvoll sind. Es folgen einige Lebensdaten und eine Liste der Tugenden Philippines sowie eine Beschreibung ihres Todes und Begräbnisses. Die Rede schließt mit einer Aufforderung, nicht allzusehr zu klagen, einer Anrede an die beiden Söhne und einem kurzen Gebet[9] um ein gutes Leben und einen guten Tod (Bl. Ir^{v}).

unklare Intention

Man sieht auf den ersten Blick, dass diejenigen Passagen, die direkt mit Philippine Welser zu tun haben und sich im Rahmen der üblichen Leichenredentopik bewe-

8 Eine unklare Stelle. In Wirklichkeit erhielt Andreas die Kardinalswürde schon 1576; Karl besaß bis 1609, als er mit Burgau belehnt wurde, nichts als leere Titel (Palme 1998, 114).

9 Vgl. die zuvor besprochene Rede für Ferdinand I.

gen, lediglich einen kleinen Teil der Rede ausmachen und sich fast nur an ihrem Anfang und Schluss finden. Ein Eingehen auf Philippines Persönlichkeit ist nur einmal festzustellen, nämlich auf Bl. Aiiii^{v}, wo vorausgesetzt wird, sie habe sich mit „Klugheit, Milde und Pflichtbewusstsein" an der Regierung Tirols beteiligt. Wie schon bei Eufemia Madruzzo liefert auch im vorliegenden Fall der Tod einer hochgestellten Frau dem Redner v.a einen Vorwand dafür, ganz andersartigen Themen nachzugehen, in diesem Falle populärphilosophischen, gelegentlich pro- oder apotreptisch formulierten Gedanken. Im Gegensatz zu Aliprandi bleibt bei Roner jedoch unklar, welche Absicht hinter seiner Umfunktionierung der Leichenrede steht. Seine Bitte an Andreas und Karl, ihn in den Kreis ihrer *clientes* (Bl. Aiii^{v}; „Protegés") aufzunehmen, erklärt, zu welchem Zweck er die Rede überhaupt verfasst hat, aber nicht, weshalb in dieser Form.

Zitate und Exempla

Roners Text ist zwar sprachlich und stilistisch nicht besonders glänzend, trägt jedoch ein beachtliches Maß an Gelehrsamkeit in Form von Zitaten und Exempla zur Schau: Die oft mit Stellenangabe angeführten Zitate reichen von der Literatur der paganen Antike über AT und NT, Kirchenväter und mittelalterliche Theologen bis hin zum Kirchenrecht und zu päpstlichen Enzykliken und treten mitunter so zahlreich auf, dass der Text sich in Zitatketten auflöst. Zu den Bibelstellen tritt häufig eine kurze Auslegung. Besonders gerne zitiert wird der Brief des Jakobus; Jak 4,13–15, wo jedes menschliche Planen unter den Vorbehalt des göttlichen Willens gestellt wird, dient geradezu als Leitmotiv für den Abschnitt b). Von den Exempla, mit denen Roner seine Ausführungen illustriert, weisen manche eine habsburgpanegyrische Tendenz auf, so beispielsweise die Geschichte von Maximilian I. und seinem Sarkophag, den er in seinen letzten fünf Lebensjahren im Sinne eines *Memento mori* überall mit sich geführt haben soll (Bl. Eiiii^{v}–F^{r}). Andere sind antiken oder sogar islamischen Ursprungs; gleich auf die eben genannte Geschichte folgt z.B. eine über Sultan Saladin, der seinen Soldaten mithilfe des eigenen Leichenhemdes die Vergänglichkeit alles Irdischen vor Augen führte (Bl. F^{rv}). Die Tendenz dieser Beispiele, sich zu kleinen Novellen auszuwachsen, illustriert vielleicht am schönsten die auf Bl. Ciii^{v} erzählte Geschichte vom Wucherer als Wiedergänger. In solchen Details erweist sich die Rede, die als Ganzes genommen Befremden auslösen kann, als durchaus reizvoll.

‚private' *oratio funebris*

Während an offiziösen Leichenreden für hochgestellte Persönlichkeiten kein Mangel herrscht, hat sich nur eine ‚private' Rede, bei der die Verstorbene keine herausragende Stellung einnimmt, aber dafür eine Angehörige des Redners ist, hs. erhalten: die *Oratio parentalis Thome T. Fati Trilaci Tridentini iuris utriusque studiosi etc. in funus Magdalene matris optime*[10] („Totenrede des Tommaso T. Fatis

10 Dies der vermutlich authentische Titel direkt über der Rede. Der äußere Einband titelt etwas ab-

Trilaco aus Trient, Student beider Rechte usw., zur Bestattung seiner besten Mutter Magdalena"; BCT, ms. 1037 [M. 3487]), die, wie die ausführliche *subscriptio* angibt, am 21. 10. 1522 bei den Beisetzungsfeierlichkeiten im Dom von Trient vorgetragen wurde. Es ist wohl kein Zufall, dass die Verstorbene und der Redner derselben Intellektuellenfamilie angehören wie der bereits erwähnte Giorgio de Fatis (vgl. hier S. 82 und 104): Offenbar existierte hier schon zu einem frühen Zeitpunkt eine Familientradition solcher Leichenreden. Der Mehrzahl der Hörer indes dürfte dergleichen noch wenig vertraut gewesen sein: Der Redner geht gleich zu Beginn auf das Staunen ein, das sein Auftritt im Publikum auszulösen scheint (Bl. A1^{rv}), und führt zu seiner Rechtfertigung römische *laudationes funebres* für Frauen, aber auch andere Klagetexte für weibliche und männliche Angehörige (Antimachos' *Lyde*, Ciceros Selbsttröstung beim Tod seiner Tochter usw.) als Präzedenzfälle an (Bl. A2^{v}–3^{v}).

Emotionalität und Sprunghaftigkeit

Vergleicht man den Text mit den bisher behandelten *orationes funebres*, so fällt v.a. seine ungewöhnliche Emotionalität auf: Der Redner betont nicht nur traditionellerweise zu Beginn, sondern auch während der ganzen Rede immer wieder seine eigene Trauer und Ergriffenheit (manchmal, z.B. Bl. B2^{r}, in Form von Selbstanreden). Dementsprechend erhalten die drei traditionellen thematischen Elemente Lob, Klage und Trost nicht jeweils einen eigenen Redeteil zugewiesen; vielmehr wechselt die Rede dauernd zwischen ihnen hin und her, wobei erst gegen Ende der Trost zu überwiegen beginnt. An die Stelle einer übergreifenden Gliederung, die allenfalls in Ansätzen vorhanden ist, treten assoziative Gedankensprünge und Stimmungsumschwünge, welche große emotionale Intensität und Dynamik suggerieren: Es ist, als würde der Redner immer wieder von seiner Trauer überwältigt und ringe mühsam um Fassung. Mit diesem Zusammenspiel von Emotionalität und Strukturlosigkeit nähert sich die Rede – unklar, ob absichtlich oder zufällig – der antiken Gattung der Monodie, wie sie der kaiserzeitliche Rhetoriklehrer Menander beschreibt (Men. Rh. 2,434–437).[11] Gesteigert wird die emotionale Wirkung noch dadurch, dass de Fatis seine Trostworte öfters an seinen frisch verwitweten Vater richtet. Durch diese Individualisierung der Hörerschaft wirkt die Rede noch direkter und unmittelbarer, und der Redner, der seinen eigenen Schmerz zu überwinden

---

weichend *Oratio parentalis elegantis comitis et consilliarii Caesarei Thomae de Fatis Trilaco Tabarelli in morte dulcissimae eius genetricis de anno 1522 12 9*[d.h. *novem*]*bris* (Missverständnis des in der *subscriptio* gegebenen Datums *XII cal. Novembres*, d.h. 21. 10.). Dass der Autor, wohl zu einem späteren Zeitpunkt, Graf und kaiserlicher Rat (*comitis et consilliarii Caesarei*) wurde, legt es nahe, dass er mit dem Militär und kaiserlichen Rat Tommaso de Fatis (Spreti 1982, 618) identisch ist. Auch Identität mit dem Autor von BCT, ms. 4955 (vgl. hier S. 82) ist möglich.

11 Zur Verbindung zwischen wirrem Aufbau der Rede und Emotionalität des Sprechers allgemein vgl. auch Quint. inst. 4,2,104–105.

versucht, um seinem, wie es scheint, noch härter getroffenen Vater im Unglück beizustehen, gewinnt geradezu heroische Statur.

blasses Bild der Mutter

Dass die Frau, deren Tod diese Gefühlsausbrüche hervorruft, als Person blass bleibt und nur mit den üblichen Tugenden ausstaffiert wird, während wir über ihre Herkunft und ihr Leben gar nichts erfahren (sogar ihr Name fällt erst gegen Ende der Rede, Bl. F1^{v}), erstaunt nach unseren bisherigen Erfahrungen mit Leichenreden auf Frauen nicht mehr. Zumindest wird Magdalena de Fatis nicht so weit ins Abseits gedrängt wie Eufemia Madruzzo und Philippine Welser.

Gelehrsamkeit

Trotz seiner Ergriffenheit – oder vielmehr gerade um ihr angemessen Ausdruck zu verleihen – gestaltet der Redner seinen Text nicht nur sprachlich sorgfältig, sondern stellt auch ein ungewöhnliches Maß an biblischer und v.a. klassischer Gelehrsamkeit zur Schau. Insbesondere beruft er sich im Laufe seiner Ausführungen auf eine Fülle von literarischen Klassikern, und zwar nicht nur auf lat. Autoren wie Cicero, die Augusteer, Valerius Maximus und Ulpian, sondern auch auf griechische wie Euripides, Theokrit und Plutarch und sogar auf ‚moderne' wie Baptista Mantuanus und Petrarca, der gar mit einem Zitat in Volgare (Bl. F3^{r}: *Triumphus Mortis* 2,34–36) angeführt wird. (Ganz ohne Schnitzer geht es dabei allerdings nicht ab; so wird etwa aus Antimachos' Geliebter Lyde eine Livia.) Ebenfalls zur Nobilitierung der Rede gedacht sind vermutlich die mitunter einfließenden Verse, Vergilzitate (Bl. B1^{v}: Aen. 9,435–437) ebenso wie möglicherweise selbstgeschmiedete Hexameter und Pentameter unbekannter Provenienz, etwa *o amor o pietas*, *paucos mihi visa per annos* (Bl. A4^{v}; „Lieb', ach, und Güte, die ich nur wenige Jahre gesehen") oder *et sine fraude fides et sine labe pudor* (Bl. B2^{v}; „Treue ohne Betrug, Keuschheit, die Flecken nicht kennt").

Wertschätzung und Überlieferung

Insgesamt handelt es sich bei Tommaso de Fatis' *oratio funebris* um einen nicht alltäglichen, überdurchschnittlich aufwendig und wirkungsvoll gestalteten Text. Dass von vielen vergleichbaren Reden des 16. Jhs., die es sicher gegeben hat, gerade diese in einer ungewöhnlich sorgfältigen Abschrift (vgl. Abb. 39) auf uns gekommen ist, zeigt, dass man sie zumindest im Familienkreis der de Fatis auch als etwas Besonderes zu schätzen und zu würdigen wusste.

Schulreden

Eine im 16. Jh. in Tirol neu auftretende Art von Reden sind wie schon eingangs erwähnt Schulreden. Wir haben ein einzelnes Beispiel vom Beginn und eine Reihe ganz andersartiger Texte vom Ende dieser Epoche erhalten.

Küfners *Oratiuncula parenetica*

An der Poetenschule, die sich im frühen 16. Jh. in Schwaz etablierte, war ein begabter *locatus* tätig, d.h. ein fortgeschrittener Schüler, der bereits mithalf, jüngere Mitschüler zu unterrichten: der 1503 oder 1504 in Hall als Sohn begüterter Eltern geborene, aber früh verwaiste Johannes Küfner, der schon im Jahr 1520 in Augsburg eine – recht wirre – Rede zur Kaiserwahl Karls V. veröffentlicht hatte (vgl. Abb. 40) und sich später als Arzt im süddeutschen und oberitalienischen

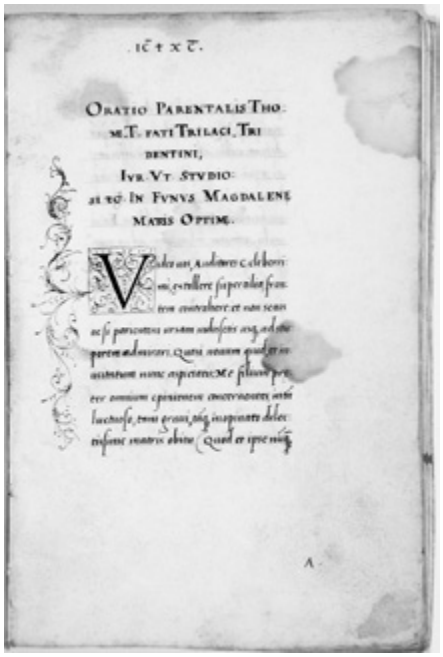

ORATIO PARENTALIS THO
M.T. FATI TRILACI. TRI
DENTINI,
IVR. VT. STVDIO
SI. RO. IN FVNVS MAGDALENE
MATRIS OPTIME.

Abb. 39: Titelblatt der *Oratio parentalis* des Tommaso de Fatis Trilaco.

CONGRATVLATIO
CESSANTIS INTERREGNI, ELECTO
Rhomanorũ, Hiſpaniecq; regi Carolo ſacra,
authore Ioanne Küeffner Ratembergenſi.
Ioannes Pinicianus.
Omnia ratione conſtant.

Abb. 40: Titelblatt von Johannes Küfners *Congratulatio cessantis interregni*, Augsburg 1520.

Raum einen Namen machte.[12] Bei einer der gemeinsamen Mahlzeiten, die in Schwaz offenbar Teil des Schullebens waren, hielt Küfner vor seinen Mitschülern eine *Oratiuncula parenetica ad pueros in symposio et coepulatione* („Kleine Mahnrede an die Knaben beim gemeinsamen Trinken und Essen"). Vielleicht auf Initiative und sicher unter Vermittlung (Kap. 18) seines Rektors, des Humanisten Simon Minervius Budissinus, ließ er die Rede 1521 in der kurzlebigen Stöckl-Offizin auf Schloss Sigmundslust bei Vomp drucken – bei Texten dieser Art eine seltene Ausnahme (Neuber 1996, 1255).

> Voraus gehen der eigentlichen Rede im Druck ein hendekasyllabisches Empfehlungsgedichtlein des Rektors (Kap. 1) sowie ein Brief (Kap. 2) und ein drei Distichen umfassendes Epigramm (Kap. 3) des Autors an den Leser, im Anschluss an sie folgen zwei Briefe des sonst nicht bekannten Benediktiners Kilian Brae an den Leser (Kap. 18) bzw. des Rektors an den Autor (Kap. 19), in denen jeweils ein einnehmendes Bild des jungen Mannes und

12 Die Behandlung Küfners und seiner *Oratiuncula* basiert auf Mairhofer 2002/03, nach deren Kapiteleinteilung auch zitiert wird.

seiner Gelehrsamkeit gezeichnet wird. Die eigentliche *Oratiuncula* (Kap. 5–17) ermahnt die Hörer nach einer *captatio benevolentiae*, in welcher der Redner sie unter Berufung auf seine Jugend um Nachsicht bittet, zu Gottesverehrung, Tugend, richtigem Verhalten den Mitmenschen gegenüber, Kampf gegen das Laster und Mäßigkeit in allen Dingen und schließt mit einer Bezugnahme auf die Vortragssituation beim gemeinsamen Mahl und einer erneuten Bitte um Nachsicht. Der Gedankengang ist dabei mitunter so sprunghaft, dass er sich nur schwer nachvollziehen lässt. Zusätzlich aufgelockert wird der Text durch einen gelehrten Exkurs zu den verschiedenen Lebensaltern (Kap. 12) sowie durch eine Reihe poetischer Zitate z.T. unklarer Herkunft (so wird z.B. in Kap. 7 ein sonst unbekannter Ps.-Vergil zitiert).

Gattung und Tendenz

Küfner selbst charakterisiert seine Rede im Titel als „ermahnend" und ordnet sie so der beratenden Beredsamkeit zu; die Bezeichnung als *progymnasmatica oratiuncula* (Kap. 17; „kleine Übungsrede"), stellt sie zugleich in die Tradition der *progymnasmata*, des antiken Kanons rhetorischer Schulübungen, der auch in der Renaissance im Unterricht eingesetzt wurde (Czapla 2005), auch wenn so ausgedehnte Reden dort eigentlich noch keinen Platz finden. Die inhaltliche Ausrichtung des Textes, der sich insgesamt als Mahnung zu einem gottgefälligen Leben charakterisieren lässt, entspricht den Bildungszielen der Schwazer Poetenschule, die in erster Linie der Ausbildung des geistlichen Nachwuchses diente. Der Rektor der Schule könnte sich von ihrer Publikation deshalb auch einen gewissen Werbeeffekt erhofft haben.

frühhumanistische Sprache

Die Sprache des Textes trägt in Syntax und Lexik noch deutlich frühhumanistische Züge. Es finden sich zahlreiche unklassische Syntagmen wie *dum otio indulgerent* (statt *indulgent*; Kap. 8; „während sie sich dem Müßiggang hingeben") und Vokabeln wie *orbitacio* (Kap. 7; „Pfad [?]"), eine sonst nicht belegte Weiterbildung von *orbita* („Spur"). Paart sich dies mit einem des Öfteren spürbaren Streben nach Stilhöhe, so entstehen Verbindungen wie *Samia rariloquentia* (Kap. 9; „Samische Seltensprechung" – gemeint ist eine Schweigsamkeit, wie sie der aus Samos stammende Pythagoras von seinen Jüngern verlangte). Manchmal wird auf diese Weise die Verständlichkeit des Textes ernsthaft beeinträchtigt: Wenn Küfner von den Jugendlichen verlangt: *Neve ad pomerianam (ut dicam) domum seu ad Venusinas*[?][13] *edes prostantia verba umquam vomant* (Kap. 9; „Sie sollen auch nie bei einem sozusagen stadtgrenzennahen Haus oder bei venerischen[?] Gebäuden sich feilbietende Wörter ausspeien"), so lässt einen nur mehr die Marginalie *Abhorrendum a turpibus dictu* („Man soll vor obszönen Ausdrücken zurückschrecken") erraten, was gemeint ist. Insgesamt zeigt der Text, dass das Niveau des ‚autochthonen' Tiroler Humanis-

13 Der Druck hat *venusmas*.

mus zu Beginn des 16. Jhs. noch deutlich unter dem internationalen, zumindest dem italienischen Standard lag. Eine wichtige Quelle für die Tiroler Bildungs- und Druckgeschichte ist die kleine Rede jedoch allemal.

jesuitische Schulreden

Die restlichen Schulreden sind sämtlich gut ein halbes Jahrhundert später entstanden und entspringen dem Unterrichtsbetrieb der Jesuiten in Innsbruck.[14] Vergleicht man ihr flüssiges, abgesehen von wenigen Ausrutschern durchaus ciceronianisches Lat. mit Küfners gezwungenen Phrasen, so wird klar, welche Fortschritte der Humanismus in den dazwischen liegenden Jahrzehnten, nicht zuletzt durch den Einsatz der Jesuiten selbst, in Tirol gemacht hat. Routinierte Beherrschung des rhetorischen Handwerkszeugs verrät auch die meist klare Gliederung in ein Proömium, wo auf den Anlass Bezug genommen und das Thema vorgestellt wird, einen durch viele Exempla geprägten, manchmal seinerseits zweiteiligen Hauptteil und eine abschließende Hinwendung zum Publikum. Überliefert sind die betreffenden Texte nur in hs. Form und zum größten Teil anonym in den *Scholastica Oenipontana* (vgl. hier S. 226–231). Die meisten dieser Arbeiten wurden bei der feierlichen Eröffnung des neuen Schuljahres vor der bei dieser Gelegenheit stattfindenden *distributio praemiorum*, der Preisverteilung an die besten Schüler, aufgeführt bzw. vorgetragen, doch finden sich auch solche für die großen Feste des Kirchenjahres, die von den Jesuiten und ihren Schülern gemeinsam begangen wurden (Duhr 1896, 71). Bei den Verfassern handelt es sich in der Regel um Professoren, vorgetragen könnten die Reden aber auch Schüler haben (Duhr 1896, 71; Neuber 1996, 1250). Ich behandle die einzelnen Texte im Folgenden nach Anlass und Thematik geordnet.

Eröffnung des neuen Schuljahres

An den Eröffnungsveranstaltungen, die in Innsbruck in der Aula des Jesuitengymnasiums stattfanden, nahmen, wie das allgemein üblich war (Duhr 1896, 71–72), neben Patres, Lehrern und Schülern auch Innsbrucker Notabeln (vgl. etwa Bl. 17^{r} *viri magnifici*) in großer Zahl teil, nicht zuletzt deshalb, weil sie ihre eigenen Söhne zu den Jesuiten schickten (Bl. 88^{r} *his vestris filiis*; „diesen euren Söhnen hier"). So stellten diese Anlässe nicht nur ein Mittel, die Motivation der Schüler zu stärken, sondern auch eine Gelegenheit dar, das enge, gute Verhältnis zwischen Stadt und Gymnasium zu betonen. Diese beiden Aspekte lassen sich auch an den Reden selbst ablesen, die einerseits die Schüler durch in Aussicht gestellte Belohnungen zu fleißiger Arbeit anspornen, andererseits immer wieder auf den politischen Nutzen der Bildung verweisen und das Nahverhältnis zwischen Bildung und Macht hervorheben.

14 Reden wie die im Folgenden beschriebenen waren zweifellos auch an den Jesuitengymnasien in Hall und Trient an der Tagesordnung, doch hat sich dort, soweit ersichtlich, unglücklicherweise nichts davon erhalten.

erste Eröffnungsrede

Die auf Bl. 2r–5r stehende erste Rede zum Schuljahresanfang mit dem Titel *De utilitate et praemiis bonarum artium oratio* […] („Rede von Nutzen und Lohn der Bildung […]") figuriert, was außergewöhnlich ist, unter dem Namen ihres Autors und trägt ein genaues Datum: Sie stammt von einem nicht näher bekannten Jakob Freinger (o.ä.) und wurde am 6. 10. 1581 gehalten. Anders als der Titel vermuten lässt, wird die *utilitas* kaum behandelt, die *praemia* dafür umso ausführlicher:

> Isokrates hat sich beklagt, dass geistige Leistungen zu wenig belohnt würden – dabei ziehen sie doch von selbst höchsten Lohn, z.B. Ruhm, nach sich. Eigentlich sollte man sich als Schüler deshalb viel mehr anstrengen, als das der Fall ist. Thema der Rede sind die Ehrungen, die der Bildung überall zuteil werden; ihre Dignität und das Vergnügen, das sie gewährt, sollen übergangen werden (Bl. 2rv). Dass der Bildung Ehre erwiesen wird, ist eine anthropologische Konstante (Bl. 2v–3r). Aristoteles meint zu Recht, die Gebildeten unterschieden sich von den Ungebildeten wie die Lebenden von den Toten (Bl. 3r). Immer, besonders in der Antike, sind niedrig Geborene durch ihre Bildung steil aufgestiegen und von den Mächtigen geehrt worden (Bl. 3r–4v). Dass ein solcher sozialer Aufstieg zu Recht erfolgt, belegen verschiedene Aussprüche sowie das Beispiel des Sokrates (Bl. 4v–5r). Man bemühe sich deshalb entschlossen um seine Studien (Bl. 5r)!

Vorbilder für arme Schüler

Auffällig ist an dieser Rede v.a. der Umstand, dass die niedere Herkunft vieler Intellektueller so stark betont wird. Er entspricht der Tatsache, dass die Jesuiten wie anderswo so auch in Innsbruck zahlreiche arme Schüler unterrichteten, die sich zudem als überdurchschnittlich tüchtig erwiesen (Duhr 1896, 46–47; Lechner 1907–1914, Teil 4, 115–116, 124–136). Dieser Teil der Hörer konnte sich in intellektuellen Selfmademen wie den genannten wiedererkennen und in ihnen Vorbilder für den erhofften eigenen Aufstieg sehen.

zweite Eröffnungsrede

Unter dem Jahr 1584 steht auf Bl. 87v–95r die *Oratio in studiorum renovatione de amore et labore singulari ad eruditionem adhibendo* (*adhibenda* Hs.; „Rede bei der Wiederaufnahme der Studien über die außerordentliche Liebe und Mühe, die man der Bildung entgegenbringen muss"):

> Warum ist halb Innsbruck im Jesuitengymnasium versammelt? Weil die alljährliche Preisverleihung stattfindet. Der Redner wird über zwei Themen sprechen: die Liebe zu den Studien und die Arbeit, die man in sie investieren muss (Bl. 87v–88v). Gott hat der Seele des Menschen ihre Fähigkeiten deshalb verliehen, damit dieser sich den Studien widmen kann (Bl. 88v–89r). Schon die heidnischen Philosophen haben hierin ein leuchtendes Beispiel gegeben (Bl. 89rv). Die Liebe zur Bildung ist wie ein Feuer, das, richtig genährt, hell emporlodert (Bl. 89v–90r). Alle Völker haben sie hochgehalten, was sich durch antike Beispiele belegen lässt (Bl. 90r–91v). Auch die Innsbrucker Notabeln sind heute hier ver-

sammelt, um sie zu ehren und die Schüler anzuspornen (Bl. 91^{v}–92^{r}). Um sich zu bilden, muss man große Mühen auf sich nehmen und darf sich nicht durch die herrschende Bildungsfeindlichkeit abschrecken lassen (Bl. 92^{r}–93^{r}). Auch die Anfänge der Bildung, wie sie am Jesuitengymnasium vermittelt werden, sind nicht zu verachten (Bl. 93^{rv}). Die Schüler mögen sich ein Beispiel an bildungsbeflissenen Männern der Vergangenheit nehmen und sich anstrengen (Bl. 93^{v}–95^{r}).

Exempla und Metaphern

Die Rede ist eine der abwechslungsreichsten und eindringlichsten in diesem Codex. Unter den antiken Exempla ist v.a. die von Lukian in seinem *Hercules* beschriebene Statue eines Gallischen Herakles (Bl. 90^{v}–91^{r}) bemerkenswert, welche die Macht der Beredsamkeit durch von der Zunge des Standbilds zu den Ohren einer Hörerschaft verlaufende Fäden symbolisiert; ihre Anführung ohne Nennung des Autors entspricht dem Umstand, dass Lukian in der frühen Neuzeit populär war und auch am Innsbrucker Jesuitengymnasium gelesen wurde (Lechner 1907–1914, Teil 2, 64). Außergewöhnlich ist auch die lebhafte Metaphorik, die sich zu detailreichen Bildern ausweiten kann: So wird etwa die Bildung als am Wege stehender Obstbaum dargestellt, der von böswilligen Ignoranten mit Steinen beworfen, von den Intellektuellen aber um seiner Früchte willen geschätzt und erklettert wird (Bl. 92^{v}–93^{r}), was Motive aus der pseudoovidischen *Nux* („Nussbaum") mit der Isokrates zugeschriebenen Vorstellung von der Bildung als einem Gewächs kombiniert, dessen Wurzeln bitter, dessen Früchte aber süß seien. Geradezu ein Leitmotiv stellt die immer wieder auftauchende Metapher von der Liebe zur Bildung als einem verzehrenden Feuer dar. Welch glühende Begeisterung der Redner damit in seinen Hörern entzünden möchte, mag folgender kurzer Abschnitt (Bl. 90^{r}) andeuten:

Quae [sc. *absolutissima eruditionis forma*] *si oculis usurpari ac cerni posset, quas quaeso non ignitissimas faces in animos ac iecur nostrum efibraret* [d.h. *evibraret*]*? Quae non ciere<t> incendia, si cum animo tantum concepta comprehensaque est ac quasi per umbram conspecta, tam ingentes flammas ubique gentium concitavit, ut universum orbem longe lateque occupaverit?*

Wenn sie [d.h. die allervollkommenste Schönheit der Bildung] mit Augen erfasst und gesehen werden könnte, welch feurigste Brände würde sie nicht in unseren Geist und unser Innerstes schleudern? Welche Feuersbrünste würde sie nicht erregen, wo sie doch schon jetzt, nur im Geist erfasst und ergriffen und gleichsam schattenhaft gesehen, so ungeheure Flammen bei allen Völkern hat auflodern lassen, dass sie den gesamten Erdkreis weit und breit unter ihre Herrschaft gebracht hat?

dritte Eröffnungsrede

Weit weniger kunstvoll präsentiert sich die letzte der Eröffnungsreden, die 1586 gehaltene *De litterarum studiis oratio* („Rede über das Studium der Wissenschaften"; Bl. 131^{r}–134^{v}). Der Redner kündigt in der Einleitung an, über Ehre und Nutzen der Bildung reden zu wollen (Bl. 131^{rv}), und hält sich im Hauptteil geradezu ängstlich an diese Zweiteilung (Ehre: Bl. 131^{v}–133^{r}, Nutzen: Bl. 133^{r}–134^{v}; sachlich unterscheidet sich beides nur wenig voneinander). Eine kurze *peroratio* mit Ermahnungen an die jugendlichen Hörer (Bl. 134^{v}) bildet den Abschluss. Zwar verbreiten die obligaten Exempla (unter denen mit Alfons V. von Aragonien und Kaiser Karl IV. als Beispielen bildungsbeflissener Herrscher auch zwei ‚moderne' auftauchen) wie in den anderen Eröffnungsreden eine Aura der Gelehrsamkeit. Sie vermögen jedoch nicht über krasse sachliche Fehler – Bl. 133^{r} erscheinen etwa die Äthiopier als Intellektuellenkaste der Gymnosophisten! –, eine exzentrische lat. Orthographie (*verocitate* für *ferocitate*, [Bl. 133^{v}; „Wildheit"]) und entstellte griechische Zitate (Bl. 132^{v}) hinwegzutäuschen. Auch der Stil ist teilweise plump. So wird etwa der Übergang zum Nutzen der Bildung in der Mitte der Rede einfach mit einem *Venio nunc ad utilitatem* („Ich komme jetzt zum Nutzen") angekündigt. Zu alldem passt eine wenig flüssige Handschrift. Sollte hier statt eines Lehrers einmal ein Schüler zur Feder gegriffen haben?

Redeagon

Vom konventionellen Typ der Eröffnungsrede, wie ihn die drei eben besprochenen Texte repräsentieren, heben sich vier von verschiedenen Sprechern vorgetragene,[15] aber zusammengehörige Reden aus dem Jahr 1582 ab, die offenbar direkt vor der Preisverleihung gehalten wurden. Es handelt sich um einen Redewettkampf zur Frage der Existenzberechtigung der Dichtung. Ein solcher Agon ist im vorliegenden Codex ohne Gegenstück und stellte in Innsbruck bei einer Schuljahreseröffnung wohl eine Neuerung dar: Der erste Redner kündigt dem Publikum jedenfalls eine Überraschung an und setzt dabei voraus, dass dieses sich nun am ehesten ein Theaterstück oder einen Dialog erwartet (Bl. 17^{rv}). Den Anlass zu dieser Darbietung bot die kürzliche Eröffnung oder Wiedereröffnung der *Humanitas*, der Klasse, in der man sich v.a. mit Dichtung beschäftigte (Bl. 17^{v}).[16]

15 Zumindest die Reden der beiden Kontrahenten dürften dabei von Schülern, nicht von Professoren gehalten worden sein: Bl. 17^{v} ist, wohl mit Bezug auf den zweiten Redner, von *adulescentum* [sic] („Jugendlichen") die Rede.

16 Von einer Wiedereröffnung spricht unser Text ([…] *poeticam facultatem, quae annis aliquot* […] *exularat* […] *restitutam* […] *fuisse*, „[…] dass die *Humanitas*, die einige Jahre […] verbannt gewesen war, […] wiederhergestellt […] worden ist"), von einer erstmaligen Eröffnung, wie es scheint, die *historia domus* (vgl. hier S. 332–334): *Hactenus consuetis scholarum exercitationibus classis humanitatis adiuncta est* (Bd. 1, 34; „Den bisher üblichen Übungen für die Schüler wurde eine Humanistenklasse hinzugefügt") sowie, vielleicht hierauf gestützt, Lechner 1907–1914, Teil 1, 61.

Zusammenfassung, Charakterisierung

Die erste Rede (Bl. 17r–18r) dient als Einleitung, die zweite (Bl. 18r–21v) wird gegen, die dritte (Bl. 21v–26r) für die Dichtung gehalten – wobei passenderweise auch mithilfe von Dichterzitaten argumentiert wird –, in der vierten (Bl. 26r–28r) verkündet ein Schiedsrichter das Urteil, das zugunsten der Angeklagten ausfällt (allerdings betont der Richter stärker als der dritte Redner den religiösen Aspekt der Frage und unterscheidet schärfer zwischen guten und schlechten Dichtern, sodass sein Urteil auch als eine Art Kompromiss zwischen den entgegengesetzten Standpunkten verstanden werden kann). Die zwei längeren Hauptreden – die siegreiche dritte ist nochmals länger als die zweite – werden also von den kürzeren, Einleitung und Urteil, gerahmt. Die einzelnen Reden sind thematisch weitgehend konventionell und beziehen ihren Stoff aus dem Toposvorrat der seit Platon geführten einschlägigen Debatten, die auch im 16. Jh. durchaus aktuell waren (Hess 1994, 646–647; Murray 1996, v.a. 24–32): Gegen die Dichtung wird angeführt, sie verbreite Lügengeschichten, enthalte Obszönitäten und sei mit dem Christentum unvereinbar, zu ihren Gunsten, sie sei die Mutter aller Künste und verkünde durch den Mund göttlich inspirierter Poeten allegorisch verbrämte Weisheit, während ihr heidnischer Inhalt der betreffenden Zeit anzulasten sei (hier wird *en passant* klar, dass es in erster Linie um antike Dichtung geht). Nur die auf Bl. 20r vorgebrachte Idee, das Überhandnehmen der Poesie sei für den Untergang des Römischen Reiches verantwortlich, wirkt originell. Der überkommene Inhalt wird jedoch gelehrt und rhetorisch effektvoll präsentiert.

Ansprache vor der Preisverleihung

Unmittelbar nach der vierten Rede folgt die wohl vom selben Redner gehaltene kurze Ansprache *Iudex ante praemiorum distributionem* („Der Schiedsrichter vor der Preisverleihung"; Bl. 28rv), die im Codex ebenfalls ein Unikum ist. Sie schließt mit der Aufforderung an einen Jüngling, wohl wieder einen Schüler, diejenigen vorzulesen, die sich bei den Prüfungen ausgezeichnet haben, und sie nach vorne zu bitten.

Reden zu kirchlichen Festen

Die drei in der Hs. enthaltenen Reden zu kirchlichen Festen – zwei Weihnachts-, eine Osterrede[17] – unterscheiden sich nicht nur inhaltlich durch ihre Thematik und zahlreiche biblische Exempla, die den antiken zur Seite treten, sondern auch formal deutlich von den Eröffnungsreden: Sie sind weniger klar gegliedert, argumentieren nicht so stringent wie jene und beschränken sich in stilistischer Hinsicht nicht darauf, ciceronianische Perioden zu bauen: Viele Passagen stehen in einem hymnischen Stil, der sich durch Rhythmisierung, Ketten von Epitheta und kurzen Relativsätzen, Antithesen, Oxymora und Apostrophen an die Hörer

17 Sowohl auf die erste Weihnachts- als auch auf die Osterrede folgen Hexametergedichte zum selben Thema (vgl. hier S. 229), die wohl im Anschluss an jene vorgetragen wurden: eine Gegenüberstellung von und, wenn man so will, ein Wettstreit zwischen Prosa und Dichtung, Redner und Dichter.

sowie an Gott bzw. Christus auszeichnet (z.B. Bl. 99^{v}, 103^{v}, 111^{v}–112^{r}).[18] Diese Unterschiede entsprechen einer anders gearteten Wirkintention: Spielt in den Eröffnungsreden die verstandesmäßige Überzeugung der Hörer eine wichtige Rolle, so geht es bei den *per definitionem* nicht rational fassbaren Mysterien der Menschwerdung Gottes bzw. der Auferstehung vielmehr darum, das Publikum zu rühren, es emotional zu überwältigen und dadurch zu christlicher Demut hinzuführen. Dementsprechend tritt die argumentative Logik in den Hinter-, pathoserzeugende Elemente in den Vordergrund. Die rhetorische Praxis der Jesuiten ist hier der Theorie, in der das emotionale Element in der geistlichen Rhetorik erst im Laufe des 17. Jhs. stärker betont wird (Bauer 1986, 222–232; Eybl 1998, 722), einen Schritt voraus.

erste Weihnachtsrede

Ein gutes Beispiel für diese Art von Rhetorik ist die zu Weihnachten 1584 gehaltene *Oratio in diem natalem servatoris nostri* („Rede zum Geburtstag unseres Heilands"; Bl. 98^{r}–104^{r}). Nach dem Proömium, in dem der Redner behauptet, von der ungeheuren Bedeutung des Anlasses überfordert zu sein, sich aber aufgrund des Wohlwollens der Hörer, seiner Dankbarkeit Christus gegenüber und des Umstands, dass das Feiern von Geburtstagen eine alte Sitte ist, dennoch zum Weiterreden entschließt (Bl. 98^{r}–99^{r}), wird bis zum Schluss die Tatsache, dass Gott Mensch geworden ist, und das Unfassbare einer solchen Selbsterniedrigung variiert. Nur eine Widerlegung zahlreicher Sekten, welche die katholische Zweinaturenlehre nicht akzeptieren (Bl. 102^{r}–103^{r}), und eine schwach ausgeprägte *peroratio* mit der Aufforderung an die Hörer, Gott in ihren Herzen zu empfangen (Bl. 103^{v}–104^{r}), heben sich innerhalb dieser wenig strukturierten Textmasse noch als eigenständige Teile ab. Die Rede zielt stilistisch wie inhaltlich ganz auf die Rührung und Erschütterung der Hörer. Besonders klar zeigt sich diese Absicht bei dem immer wieder beschworenen Bild des hilflosen, weinenden Christusknäbleins, welches den Redner einmal vor Tränen kaum weitersprechen lässt (Bl. 100^{r}):

> *In praesepio, stramine, stipulis dulciculus ille pusio aliorum parvulorum instar tenere vagit, eiulat, lachrimatur* […]. *Venit tanta caelestium bonorum possessione, tanta beatitate relicta ad hanc – vix lachrimae profari me patiuntur – omnium miseriarum plenissimam vallem. Pro, quis sat tantam divinitatis*[?] *submissionem, quis satis tantam Dei benignitatem admiretur et obstupescat?*
>
> In der Krippe, im Heu, im Stroh jammert, heult, weint dieses süße Baby mit zarter Stimme, genau wie andere Kleinkinder […]. Es hat die unermesslichen himmlischen Güter, die es besitzt, hat seine unermessliche Glückseligkeit verlassen und ist in dieses – kaum

18 Vgl. hierzu etwa das Material bei Norden 1913, v.a. 143–176.

> lassen meine Tränen mich es aussprechen – allen Jammers übervolle Tal gekommen. Oh, wer kann diese unermessliche Selbsterniedrigung der Göttlichkeit[?], wer kann die unermessliche Güte Gottes genug bewundern und bestaunen?

theologische Gelehrsamkeit

Die in solchen Passagen zutage tretende Emotionalität hindert den Redner allerdings nicht daran, mithilfe zahlreicher Exempla, griechischer Fachterminologie und v.a. mit dem schon genannten Exkurs zur Zweinaturenlehre auch sein theologisches Fachwissen unter Beweis zu stellen.

zweite Weihnachtsrede

Etwas klarer gegliedert als diese Rede ist ihr zwei Jahre später gehaltenes Gegenstück, die *Oratio in natalem Christi servatoris nostri* („Rede zum Geburtstag unseres Heilands Christus"; Bl. 188^{r}–195^{v}):

> Alle Menschen interessieren sich für neue und spannende Geschichten; die folgende Rede, die von der Geburt Jesu berichtet, wird jedem etwas Interessantes bieten (Bl. 188^{r}–189^{r}). Vor der Erlösung durch Christus war das Menschengeschlecht aufgrund des Sündenfalls fest in der Gewalt des Teufels; niemand konnte es retten (Bl. 189^{r}–190^{v}). Deshalb musste Christus diese Aufgabe übernehmen (Bl. 190^{v}–191^{r}). Er kam unter Augustus zur Welt, als dieser eine große Volkszählung angeordnet hatte (Bl. 191^{r}–192^{r}), und zwar in erschütternder Armut und Niedrigkeit (Bl. 192^{r}–193^{r}). Jeder Hochmütige lasse sich das eine Lehre sein (Bl. 193^{rv})! Welch ein Gegensatz zwischen der Hilflosigkeit des Knäbleins und seinen Wohltaten für die Menschheit (Bl. 193^{v}–194^{v})! An seinem Geburtstag sollen Freude und Dankbarkeit herrschen (Bl. 194^{v}–195^{v})!

souveräner Umgang mit dem Thema

Auch dieser Redner setzt die erwähnten ‚geistlichen' Stilmittel gekonnt ein, wobei er eine Vorliebe für die Figur der Apostrophe hat: Immer wieder wendet er sich direkt an Christus sowie an sein Publikum, wobei er einmal sogar so weit geht, einen besonders hochmütigen Hörer zu fingieren, als negatives Beispiel herauszugreifen und scharf zurechtzuweisen (Bl. 193^{rv}). Dem souveränen Umgang mit den zur Verfügung stehenden rhetorischen Möglichkeiten entspricht die ungewöhnliche Zuversicht, die im Proömium zur Schau getragen wird: Im Gegensatz zur üblichen Praxis wird nicht versucht, das Wohlwollen des Publikums dadurch zu gewinnen, dass die eigene rhetorische Inkompetenz und Verzweiflung angesichts der Größe des Gegenstandes betont wird, sondern aus der Not eine Tugend gemacht: Das Thema ist so groß und vielfältig, dass es schon für sich genommen hinreichen wird, die Hörer zu begeistern (Bl. 188^{v}).

Osterrede

Die *Oratio in Christi ex mortuis excitati triumphum* („Rede auf den Triumph des von den Toten auferstandenen Christus"; Bl. 106^{v}–112^{r}) dürfte nach Ausweis ihres Titels am Ostersonntag des Jahres 1584 gehalten worden sein.

Ausgehend vom erfreulichen Anlass der Rede (Bl. 106^{v}) spricht der Redner zunächst über die Mission des Heilands auf Erden und seine Passion (Bl. 106^{v}–108^{r}). Sein Tod hat den Tod überwunden (Bl. 108^{rv}). Wenn dem Redner auch die Kräfte fehlen, so will er sich doch anstrengen, den grandiosen Triumph Christi zu beschreiben (Bl. 108^{v}–110^{r}). Dass Christus wahrhaftig auferstanden ist, bezeugen die Evangelien. Juden und Heiden, die dergleichen für unmöglich halten, lassen sich leicht widerlegen (Bl. 110^{r}–111^{v}). Christus triumphiert und öffnet allen das Tor zum ewigen Leben (Bl. 111^{v}–112^{r}).

kunstvolle Gestaltung

Die Rede ist insofern noch kunstvoller gestaltet als die beiden Weihnachtsreden, als sie ein regelrechtes Binnenproömium enthält (Bl. 108^{v}–109^{r}) und der Hauptteil dadurch in zwei komplementäre Teile geteilt wird, von denen der erste die Passion, der zweite in konsequenter Fortsetzung und Steigerung die Auferstehung behandelt. Mit der zweiten Weihnachtsrede berührt sie sich sowohl im ausdrücklichen Verzicht auf die übliche *captatio benevolentiae* (eine solche ist angesichts des von Anfang an vorhandenen Wohlwollens der Hörer überflüssig, Bl. 106^{v}) als auch in den pathetischen Anreden an Christus und das Publikum. Pathossteigernd wirken aber auch z.B. die zahlreichen *heri*/*hodie*(„gestern/heute")-Antithesen, mit denen zum Schluss (Bl. 111^{v}–112^{r}) der Lage der Menschheit vor dem Opfer Christi das jetzige Leben in der Gnade entgegengesetzt wird. Auf der motivischen Ebene fallen die zum Triumphthema passenden agonalen und militärischen Bilder auf, mit denen die Passion beschrieben wird, eine Metaphorik, die sich schon in den Paulusbriefen findet. Die Beschreibung des Triumphzugs Christi selbst (Bl. 109^{v}–110^{r}) könnte durch die zeitgenössische Praxis der *trionfi*, prächtiger Umzüge zu festlichen Gelegenheiten, mit angeregt sein; erst 1582 hatte Innsbruck anlässlich der Hochzeit Ferdinands II. mit Anna Caterina Gonzaga einen solchen *trionfo* zu sehen bekommen (Auer u.a. 1998, 44). Wie in der ersten Weihnachtsrede findet sich auch hier ein argumentativ-polemischer Teil, der sich diesmal mit Juden und Heiden auseinandersetzt. Zwei bemerkenswerte Analoga aus Natur und Kunst, mit deren Hilfe die leibliche Auferstehung Christi plausibel gemacht werden soll, sind dabei die beschädigte Bronzestatue, die ihr Schöpfer einschmelzen und in ihrer ursprünglichen, vollendeten Gestalt neu gießen kann, sowie das Samenkorn, das im Dunkel der Erde keimt und dann zu einem mächtigen Baum heranwächst (Bl. 111^{r}).

zwei griechische Reden

Abschließend sei noch kurz erwähnt, dass die lat. Jesuitenreden sogar zwei griechische Entsprechungen haben, die zum Schuljahresanfang 1585 und zu Weihnachten 1586 vorgetragen wurden (Bl. 135^{r}–137^{v}, 180^{r}–181^{r}). Diese Stücke, welche die frühesten konkreten Belege für Griechischunterricht in Tirol überhaupt darstellen dürften,[19] sind allerdings nicht nur viel kürzer, sondern auch rhetorisch weni-

19 Griechisch muss aber bereits seit der Gründung des Gymnasiums unterrichtet worden sein, da es

ger ausgefeilt als die lat. Reden, bedienen sich in hohem Maße biblischer Phrasen und weisen überdies eine Reihe sprachlicher Fehler auf. Sie zeigen, dass Griechisch, obschon bei den Jesuiten dem Lat. theoretisch beinahe gleichgestellt (Duhr 1896, 84–86), in Tirol zu Ende des 16. Jhs. doch auf wesentlich bescheidenerem Niveau unterrichtet wurde.

De miseriis studiosorum

Weit über die restlichen rhetorischen Produkte der Epoche ragt in literarischer wie in geistes- und sozialgeschichtlicher Hinsicht die *De miseriis studiosorum declamatio auctore Luca Geitzkoflero Tyrolensi* („Essay über das Elend der Studenten, verfasst von Lucas Geizkofler aus Tirol") hinaus (vgl. Tersch 1998, 404–422; Rädle 1999 und 2004).

Geizkofler

Lucas Geizkofler (vgl. Farbtafel 10) wurde am 18. 3. 1550 in Sterzing geboren, verbrachte aber als überzeugter Protestant den größten Teil seines Lebens außerhalb Tirols. In den 70er-Jahren des 16. Jhs. durchzog er Süddeutschland, Frankreich und Oberitalien und studierte dabei in Augsburg, Straßburg, Paris, Padua und Dôle, wo er 1578 zum Doktor beider Rechte promovierte. Danach ließ er sich als Anwalt in Augsburg nieder, wo er 1590 heiratete und 1620 starb (Schweizer 1976). Geizkofler hinterließ eine Fülle teils gedruckter, teils nur hs. erhaltener Gelegenheitsreden und -dichtungen, Briefe, ein Tagebuch sowie eine deutsche Autobiographie; allerdings hat nur ein Teil dieser Texte etwas mit Tirol zu tun (vgl. hier S. 260, 514).

Tirolbezug, Entstehungsumstände

Bei *De miseriis* ist ein Tirolbezug trotz der europäischen Dimension des Werkes durchaus gegeben, einerseits durch Geizkoflers Selbstbezeichnung als *Tyrolensis* im Titel, andererseits durch die im einzigen Manuskript, dem vermutlichen Autograph TLMF, 1117, Bl. 337^{r}–368^{v}, verzeichneten Entstehungsumstände: Die *subscriptio* gibt an: *Sterzingae in aedibus fraternis / 17 Decembris anno Domini 76* („In Sterzing, im Haus des Bruders, 17. Dezember im Jahr des Herren '76"), und eine Vorbemerkung auf Bl. 336^{r} ergänzt:

> […] welchen er zu Primalon in venedigischem gepiet gemacht, als er daselbs *tempore pestis* ein Zeit lang verharren und *quarantena* machen müssen, derweil man inn aus Padoa kommend durch oder in die graffschafft Tyrol nit wollen passieren lassen. Solchen *tractatum* hat er hernach als er in sein Vatterland gen Sterzunngen kommen […] absolviert […].

Diese Angaben zeigen zugleich, dass es sich um ein während Geizkoflers studentischen Wanderjahren verfasstes Jugendwerk handelt. Das ist insofern wichtig, als in *De miseriis* zahlreiche Erfahrungen aus dieser Zeit eingeflossen sein dürften, wie die folgende Inhaltsübersicht zeigt:

---

bei den Jesuiten schon in der in Innsbruck von Anfang an vorhandenen unteren Grammatikklasse auf dem Lehrplan stand (Duhr 1896, 262; Lechner 1907–1914, Teil 2, 60).

Die meisten Menschen wählen ihren Beruf zu unüberlegt: so auch beim Gelehrtenleben, für das viele sich nur aufgrund seiner scheinbaren Annehmlichkeiten entscheiden. Geizkofler will mit seiner ungeschönten Darstellung Ungeeignete von der Wissenschaft abschrecken und damit zugleich den Gelehrten beim Volk zu einer besseren Reputation verhelfen (Bl. 337^{r}–340^{r}). Die eigentliche Darstellung der *miseriae* gliedert sich in drei Hauptpunkte: a) äußere, insbesondere finanzielle Schwierigkeiten (Bl. 340^{r}–346^{r}): Ein Studium ist ein sicherer Weg zur Armut. Studenten müssen ihre elend bezahlten Professoren unterstützen, teure Bücher kaufen und hohe Reisekosten aufbringen; an ihrem Studienort werden sie von Kaufleuten, die ihnen Geld aus der Heimat bringen sollten, sowie von ihren Wirten betrogen. Nach Beendigung ihrer Studien sehen sie sich, arm und bereits in fortgeschrittenem Alter, vergeblich nach einer Frau um. Finden sie doch eine, so ist es ihnen meist nicht mehr vergönnt, ihre Söhne heranwachsen zu sehen. b) körperliche Strapazen (Bl. 346^{r}–356^{r}): Hierunter fallen Züchtigungen durch Lehrer in der Kindheit, grausame Initiationsriten beim Antritt des Universitätsstudiums, Wachen und Fasten, um den umfangreichen Lernstoff bewältigen zu können, Krankheiten und tätliche Angriffe, welche durch die schlechte Rechtsstellung der Studenten begünstigt werden. Sogar meist durch Habgier motivierte Studentenmorde sind keine Seltenheit, wie Beispiele aus Frankreich, Italien und Deutschland belegen. In Deutschland ist die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit studentenfeindlich. c) seelische Qualen (Bl. 356^{r}–366^{v}): Unter dieser Kategorie, die weniger scharf umrissen ist als die beiden vorhergehenden, wird zunächst das Heimweh im ‚Exil' des Studienortes genannt, danach die Tatsache, dass viele Studenten aufgrund ihrer Armut teure Kredite aufnehmen müssen und sich gezwungen sehen, ihr Studium abzubrechen. Meist können solche bedauernswerte Existenzen ihr Scheitern mit Recht auch schlechten Professoren, der allgemeinen Disziplinlosigkeit im Unterricht oder einer Krankheit zuschreiben. Dennoch urteilen das gemeine Volk wie die Adeligen oft abfällig über Gelehrte bzw. Studenten, wobei man besonders ihren angeblichen Mangel an Moral kritisiert. Illustriert wird diese schlechte Reputation durch Geschichten von drei Frauen, die sich weigern, sich oder ihre Töchter mit Gelehrten zu verheiraten. Wie ungerechtfertigt sie ist, wird durch einen Vergleich mit Sitten und Ruf der Kleriker verdeutlicht. Die Privilegien, welche der Wissenschaft zustünden, werden allerorts mit Füßen getreten. Der Text schließt ringkompositorisch mit einem Aufruf, die *vita studiosa* nur mit Bedacht zu wählen, dann aber mit aller Kraft zu studieren; eingelegt ist in diesen Schlussteil ein Lob der Wissenschaft und eine Gegenüberstellung von guten und schlechten Studenten (Bl. 366^{v}–368^{v}).

Gattung, Intention

Der Text, der, wenn man von der antiken Dreiteilung der Rhetorik ausgeht, der beratenden Beredsamkeit zuzurechnen ist, war, wie schon die einleitende Charakterisierung als *tractatum* („Traktat") nahelegt, wohl nicht für den mündlichen Vortrag gedacht. Der Terminus *declamatio* konnte in der Renaissance über seine alte Bedeutung „virtuose Unterhaltungsrede", „Schulrede" hinaus auch Lesetexte im weites-

ten Sinne essayistischer Art bezeichnen, die in inhaltlicher Hinsicht irgendwie an die genannten Genera anknüpften. In diesem Sinne kann etwa Erasmus sein *Lob der Torheit* im einleitenden Brief an Thomas Morus eine *declamatiunculam* nennen (vgl. Sandstede 1994, v.a. 489–492; Rädle 2004, 835 Anm. 3). Geizkofler greift mit seiner Darstellung des Gelehrtenlebens ein in zeitgenössischen Schulreden wie den eben besprochenen *Scholastica Oenipontana* häufig behandeltes Thema auf, nämlich das Lob der Wissenschaft und die Aufforderung zu fleißigem Studium, modifiziert es aber entscheidend: An die Stelle der Ehrungen, die den Jugendlichen in solchen Schulreden in Aussicht gestellt werden, treten Mühsal und Gefahren, und die protreptische Intention wird geradezu in ihr Gegenteil verkehrt: Erst nach langer und gründlicher Überlegung, so Geizkofler, soll man sich für oder gegen ein Studium entscheiden – und nach der Lektüre von *De miseriis* dürfte diese Entscheidung wohl öfter negativ als positiv ausfallen. Gleichzeitig hat der Text, wieder in Parallele zu Reden wie denen der Innsbrucker Jesuiten, nicht nur der lernbegierigen Jugend, sondern auch der Gesellschaft als Ganzes etwas zu sagen: Geizkofler möchte ihre Einstellung zu den Gelehrten, die ja für einen großen Teil von deren *miseriae* verantwortlich ist, korrigieren.

literarische Qualitäten

Dass Geizkoflers eigene Studienjahre nicht verschwendet waren, davon legt *De miseriis* eindrucksvoll Zeugnis ab. Der jugendliche Autor schreibt ein schönes, elegant periodisierendes und angenehm zu lesendes Lat., wobei er lexikalische Modernismen nicht scheut und sich manche Freiheiten im Modusgebrauch leistet. Auch mit der essayistischen Form geht er souverän um: Obwohl der dritte Hauptteil ein Sammelsurium darstellt und manches aus früheren Teilen wiederholt, ist der Text im Ganzen klar strukturiert und bietet dem Leser seinen vielfältigen Inhalt in übersichtlicher Form dar, ohne je in Pedanterie oder Langeweile abzugleiten. Gleichzeitig belegt er (trotz tendenziöser Überzeichnungen und einiger innerer Widersprüche – der behaupteten allgemeinen Armut der Studenten widersprechen z.B. die Raubmorde an reichen Studenten) seine schon im Titel angekündigte These in überzeugender Weise.

zeitgenössische Beispiele

Dazu, dass *De miseriis* sowohl fesselt als auch überzeugt, trägt nicht zuletzt die Wahl des Beweismaterials bei, das der Autor präsentiert: Geizkofler verzichtet weitgehend auf den üblichen gelehrten historisch-mythologischen Apparat und illustriert seine Ansichten stattdessen mit zahlreichen zeitgenössischen Beispielen, die einen beträchtlichen Teil der Darstellung einnehmen und plastisch, kunstvoll und detailfreudig geschildert werden. So soll sich in Paris etwa Folgendes zugetragen haben (Bl. 351^{v}):

> *Ac eadem* […] *etiam artocopum quendam Parisiensem inflammavit, ut suae uxoris auxilio adiutus convictorem suum Polonum scholarem sumptuosum eiusque puerum iugularet. Quod*

scelus ipse deinceps hoc modo patefecit: Erat iuvenis occisi corpus bene carnosum et satis pingue, adeo ut artocopus truculentus ex illo in frusta dissecto artocreas conficere minime dubitaret. Quarum aliquot suaviter piperatas cum pro bonis aliquandiu vendidisset, tandem cuiusdam medici (qui forte fortuna partem artocreae istiusmodi comederat) iudicio et sermone diffamatus id crimen ipsum confessus fuit. Simul hoc etiam addidit se ante Polonum trucidatum multas ex felium carne artocreas confecisse; quas cum antehac tuto et magno precio pluribus vendidisset, se hac re audaciorem factum etiam carnes humanas artocreis addere voluisse, praesertim cum existimaret totum ipsius Poloni cadaver a se nullo in loco ita supprimi posse, ut non brevi repe-riretur.

Und ebendiese [sc. die Meinung, ausländische Studenten seien in der Regel reich] riss auch einen Pariser Bäcker dazu hin, mithilfe seiner Frau seinen Kostgänger, einen reichen polnischen Studenten, und dessen Diener zu ermorden. Dieses Verbrechen brachte er nachher selbst folgendermaßen ans Tageslicht: Der ermordete junge Mann war von ordentlich fleischigem und recht fettem Körperbau, sodass der verrohte Bäcker keineswegs zögerte, ihn zu faschieren und zu Pasteten zu verarbeiten. Nach einiger Zeit, als er bereits einige davon fein gewürzt verkauft hatte, als ob sie aus gutem Fleisch wären, wurde er endlich durch das sachkundige Urteil und die Darlegungen eines Arztes, der zufällig einen Teil einer solchen Pastete gegessen hatte, angeprangert und gestand auch das Verbrechen selbst ein. Dabei erzählte er außerdem, er habe vor dem Mord an dem Polen viele Pasteten aus Katzenfleisch gemacht; dadurch, dass er diese früher stets ohne Schwierigkeiten teuer verkauft habe, sei er kühner geworden und habe nun auch Menschenfleisch zu den Pasteten dazugeben wollen, zumal er der Ansicht gewesen sei, die Leiche des Polen als Ganzes nirgends so gut verstecken zu können, dass sie nicht bald gefunden würde.

studentische Lebenswelt

Während bei solch spektakulären Fällen die Frage nach ihrer Realität wohl offen bleiben muss, entstammen viele andere Beispiele und Illustrationen dem realistisch geschilderten Alltagsleben. Das Bild, das sich aus ihnen ergibt, ist alles andere als erbaulich: Betrügerische Wechselkurse (Bl. 343^{rv}), überteuerte Bücher (Bl. 342^{r}), erniedrigende studentische Initiationsriten (Bl. 346^{v}–347^{r}), schlecht bezahlte (Bl. 341^{r}–342^{v}) und verantwortungslose (Bl. 358^{v}–359^{r}) Professoren, sadistische Nachtwächter (Bl. 355^{r}–356^{v}), bornierte Bürgersfrauen (Bl. 362^{v}–365^{r}) – Geizkofler entwirft ein düsteres Panorama der studentischen und gelehrten Lebenswelt im ausgehenden 16. Jh. Sein Werk wird auf diese Weise auch zu einer bildungs- und sozialgeschichtlichen Quelle ersten Ranges.

Florian Schaffenrath

Geschichtsschreibung

Einleitung

Die historiographische Produktion des 16. Jhs.[1] in Tirol setzt sich in ihrer Art deutlich von den Texten der vorherigen Epoche ab und lässt sich am ehesten überblicken, wenn man das vorhandene Material[2] zunächst zwei Zentren zuordnet: dem Hof des Landesfürsten in Innsbruck und dem des Trientner Fürstbischofs. Vor allem bei Werken, die das Hochstift Trient betreffen, ist dabei die Grenze zwischen der allgemeinen und der Kirchengeschichte, die hier im Anschluss an jene betrachtet werden soll, oft nur schwer zu ziehen. Die religiösen Umwälzungen des 16. Jhs. brachten auch zahlreiche Klosterneugründungen in Tirol mit sich. Die Mönche und Ordensleute waren sehr daran interessiert, das fruchtbringende Wirken ihrer Gemeinschaft im Land zu dokumentieren, sodass auch aus diesem Gebiet eine größere Zahl an Geschichtswerken überliefert ist, die als dritter Bereich am Ende des Kapitels besprochen werden sollen.

allgemeine Tendenzen

Ein Zug, der den meisten der hier zu behandelnden Texte aus der Hochzeit des Humanismus gemeinsam ist, ist die starke Orientierung an den klassischen Historikern der römischen Antike. Der Zweck dieser Neuausrichtung war es, das Terrain der mittelalterlichen Geschichtsschreibung zu verlassen und neue Wege zu suchen: Nicht nur der Stil eines Livius, eines Velleius Paterculus oder eines Tacitus wurde imitiert, auch ihre Art, Ereignisse darzustellen, historischen Figuren Reden in den Mund zu legen oder moralische Schlüsse aus den Ereignissen zu ziehen, wirkte vorbildlich.

Produzenten

Hinsichtlich der Autoren gilt einerseits das, was etwa für die lat. Historiographie Frankreichs im 16. Jh. bereits festgestellt wurde (Demerson 1987, 362), zum Großteil auch für Tirol: Die Produzenten dieser Werke waren oft keine Stubengelehrten, sondern aktive Politiker oder Anwälte, die sich in ihrer Mußezeit mit der Geschichte ihrer Stadt oder ihres Landes beschäftigten: Hieronymus Stellimaurus und Innozenz von Prato etwa waren Bürgermeister von Trient, Christoph Wilhelm Putsch Beamter Erzherzog Ferdinands II. Andererseits traten in Tirol auch Schriftsteller

1 Allgemein zur österreichischen Historiographie des 16. Jhs. Lhotsky 1962, speziell zu Tirol Palme 1998, 135–145.

2 Vieles ist verloren und nur mehr aus sekundären Quellen bekannt, z.B. das *Chronicon Bulsanense* („Bozner Chronik") aus dem Jahr 1548, von dem Bonelli in seinen *Monumenta ecclesiae Tridentinae,* Bd. 3,2,99 berichtet.

hervor, die von der Gunst ihrer jeweiligen Mäzene abhängig waren, so etwa Giano Pirro Pincio, der Hofdichter des Trientner Bischofs, oder Schrenck von Notzing, der die Sammlungen Erzherzog Ferdinands II. auf Schloss Ambras betreute.

Trient

Das Mäzenatentum der Bischöfe Bernhard von Cles (1485–1539) und Cristoforo Madruzzo (1512–1578) brachte es mit sich, dass Trient in der ersten Hälfte des 16. Jhs. als Ort historiographischer Produktion heraussticht. Neben dem bekanntesten Autor, Giano Pirro Pincio, dessen Werke gedruckt wurden, sollen im Folgenden auch die nur hs. überlieferten Werke von Stellimaurus, Franco und Innozenz von Prato in chronologischer Reihenfolge beleuchtet werden.

Stellimaurus

Über das Leben von Hieronymus Stellimaurus ist relativ wenig bekannt (Gasser 4, 16, Morizzo 1889, 180–181, Ambrosi 1894, 25). Wie aus seinem Beinamen Brezio hervorgeht, stammt er aus Brez im Nonstal. Sein Vater Antonio war 1481 Mitglied des Stadtrates in Trient und war von Kaiser Friedrich geadelt worden. Hieronymus selbst war Arzt, 1500 Mitglied des Stadtrates und in den Jahren 1516 und 1522 Bürgermeister. Am 27. September 1522 bestätigte Kardinal Bernhard von Cles auch das Adelsprivileg für ihn (abgedruckt bei Sardagna 1889, 78). Aufgrund seiner großen Verdienste um die Stadt Trient erhielt er zahlreiche Auszeichnungen und Privilegien. 1525 begab sich Stellimaurus nach Padua, um die Nachfolge der Signoria von Nomi zu regeln. Aus dem Einleitungsbrief seines 1526 entstandenen Werkes *De bello rustico* („Über den Bauernkrieg")[3] erfährt der Leser, dass er in diesem Jahr die Tätigkeit als Arzt aufgegeben hat. Wie aus einem Dokument des Jahres 1530, in dem Stellimaurus bereits tot war, hervorgeht, war er verheiratet und hatte zwei Söhne.

Das Werk *De bello rustico* gliedert sich in zwei ungleich lange Bücher mit neun und 22 Kapiteln und schließt mit einer Epistel. Am Beginn des ersten Buches will Stellimaurus als Augenzeuge Unglaubliches berichten, das in den meisten großen Geschichtswerken übergangen wurde (Kap. 1). Wunder und Vorzeichen ließen großes Unheil erwarten (Kap. 2): Bei einem Bergsturz ging ein ganzes Dorf zugrunde, nur zwei Knaben überlebten auf wundersame Weise; ein Wucherer meinte am Vortag der Katastrophe, eher würde der Berg über ihm einstürzen, als dass er einen Preisnachlass gewährte (Kap. 3). Weitere Vorzeichen ereigneten sich (Kap. 4). Die in Deutschland ausgebrochenen Bauernunruhen griffen auch auf Trient über. Weil sich Bischof Bernhard von Cles nach Riva zurückgezogen hatte, richtete sich der Zorn der Bauern, die nur Kaiser und Gott als Herrn akzeptieren woll-

3 Das Original der Schrift soll im Franziskanerkloster Trient liegen (Morizzo 1889); es existieren zudem einige Abschriften, etwa TLMF, Dip. 834 und FB 3624 sowie BCT, ms. 214 und 1158. Die Einteilung in Bücher und Kapitel, nach der im Folgenden auf der Grundlage von TLMF, Dip. 834 zitiert wird, stimmt in diesen Hs. überein.

ten, gegen Kleriker, Adelige, Juristen und Beamte. Viele Adelige mussten sich überrascht ergeben (Kap. 5). Bevor der Aufstand Trient erreichte, hatten die Trientner Kundschafter ausgeschickt, die die Verwüstungen in Brixen und im Kloster Neustift beobachten sollten. Trient erhielt drei Tage Bedenkzeit und beriet sich mit Erzherzog Ferdinand II., während die Adeligen von Trient voreilig einen Vertrag mit den Bauern abschlossen. In einem Brief lobte Ferdinand den Vertrag und setzte Jörg von Frundsberg als Hauptmann von Trient ein. Dagegen machte Bischof Cles Franciscus de Castroalto zu seinem Statthalter. Den Adeligen, die sich durch ein Bündnis mit den Bauern möglichst schadlos halten wollten, stattete Castroalto einen Besuch ab und hielt folgende Rede (Kap. 6): Er sei vom Erzherzog und vom Bischof eingesetzt worden und wolle sich ganz und gar für Trient aufopfern. Bei innerer Zerrissenheit jedoch könnte sich keiner mehr gegen die Bauernhorden verteidigen. Die Adeligen sollten sich vielmehr gemeinsam zur Verteidigung aufmachen (Kap. 7). In der ganzen Stadt wurden daraufhin Verteidigungsmaßnahmen ergriffen (Kap. 8). Ein Täuschungsmanöver der Bauern konnte vereitelt werden, an die Spitze der Stadt trat nun ein Rat aus 16 Personen, aus jedem Quartier je ein Adeliger, ein Gelehrter, ein Bürger und einer aus der Unterschicht (Kap. 9).

Ausführlicher ist das zweite Buch gestaltet: Obwohl die Adeligen die Rückkehr ihres Bischofs nach Trient wünschten, ließ sich Cles erst lange bitten, bis er wieder in die Stadt einzog (Kap. 1). Die Sache wurde vergeblich vor Erzherzog Ferdinand gebracht (Kap. 2). In ganz Deutschland, das ohnehin schon von äußeren Feinden bedroht war, brachen Unruhen aus. Trient entsandte Bonaventura Tanzino als Friedensstifter ins Etschtal (Kap. 3). Die Bauern schickten Unterhändler zu Erzherzog Ferdinand und verlangten Erleichterungen, doch dieser forderte sie auf, zu ihrem alten Gehorsam dem Bischof gegenüber zurückzukehren. Daraufhin wollten sich die Bauern in einer Verschwörung auch gegen Ferdinand stellen. Die Sache wurde jedoch ruchbar und in Trient öffentlich gemacht (Kap. 4). Gegen die gemeinsamen Beschlüsse von Cles und Ferdinand kam es vielerorts zu Übergriffen (Kap. 5). Die Bauern belagerten das Castello del Buonconsiglio, doch Trientner Bürger – unter ihnen Stellimaurus' Söhne – griffen das Lager der Bauern an und konnten sie vertreiben (Kap. 6). Schließlich gaben die Bauern in Trient auf (Kap. 7) und ergaben sich auch im Etschtal und im Nonstal (Kap. 8). Die Verantwortlichen wurden in Trient zur Rechenschaft gezogen (Kap. 9–10). Bei der Gefangennahme der Schuldigen kam es immer wieder, etwa in der Valsugana, zu blutigen Auseinandersetzungen (Kap. 11). Die Urteile lauteten meist auf Freiheitsentzug, Geldstrafe oder Privilegienentzug (Kap. 12). Länger zogen sich die Unruhen noch im Nonstal hin (Kap. 13–16). In Trient wurden sogar grausame Todesstrafen vollzogen (Kap. 17), während der Bischof seine Forderungen an die jüngst unterworfenen Gebiete stellte (Kap. 18). Die Waffen der Bauern wurden eingezogen (Kap. 19), sodann letzte Strafen exekutiert und die zusätzlichen Truppen von Bischof Cles entlassen (Kap. 20–22).

Selbstbild

Während Stellimaurus im Widmungsbrief am Anfang noch Bescheidenheitstopik gebraucht – *aliquid memorare*, *opusculum compilare* („irgendetwas erwähnen, ein kleines Werk zusammenstellen") –, heißt es in der Schlussepistel, das Werk solle als *perpetuum monumentum* („ewiges Denkmal") der Nachwelt dienen. Es wird somit ein klarer Bezug zu einer mit Thukydides beginnenden Tradition von Geschichtswerken hergestellt.

politischer Standpunkt

Der zentrale Gedanke des Werkes ist die unangemessene Raserei der Bauern, die für das gesamte Leid dieses Krieges die Verantwortung trügen und denen zuletzt auch die gerechte Strafe widerfahren sei: Wiederholt werden die Bauern als *immanes* („Ungeheuer") bezeichnet (z.B. 2,4; 2,10), auch als *diri agrestes* (2,16; „grauenvolle Landleute"), die nur verstünden, *bona diripere*, *civitatem perdere*, *castella et urbem demoliri* (Widmungsepistel; „Güter zu rauben, Städte zu plündern, Burgen und Orte zu zerstören"). In ihnen herrsche *rabies* (1,5; „Raserei") und *saevitia* (Schlussbrief; „Wut"). Ihre Redeweise sei laut und rau (*elevata voce, ut rusticorum mos est*; 2,4), ihr Verstand gleiche dem von Sklaven (*ut servili et rustico ingenio convenit*; 2,7). Diese Unzivilisiertheit spiegle sich auch in der barbarischen Art ihrer Kriegsführung (1,5). Die einzige Stelle, in der die wahren Beweggründe des Bauernaufstandes zur Sprache kommen, nämlich die verweltlichte Herrschaft des Klerus und der Dünkel des Adels, ist in indirekter Darstellung gehalten (1,6). Zusammen mit den Fürsten und Adeligen werden immer auch die Gelehrten (*doctores*) als Feinde der Bauern genannt. Es mag für Stellimaurus durchaus von Vorteil gewesen sein, zeigen zu können, dass Erzherzog Ferdinand, Bischof Cles und er selbst einen gemeinsamen Feind hatten. Entsprechend umfangreich fällt auch das Herrscherlob aus: Ferdinand handle *mature* (1,8, 2,2; „nach reiflicher Überlegung"), zeichne sich durch *prudentia, modestia* und *sublimitas* (2,4; „Klugheit", „Bescheidenheit" und „Erhabenheit") aus. Auch Bischof Cles handle *mature* (1,5) und gebe sich als *pius pater* (1,8; „frommer Vater").

Gattung

Stellimaurus' Schrift über den Bauernkrieg stellt eine Mischform zwischen historischer Monographie und Chronik dar: Der erste Teil des Werkes, der sich nicht mit den neun Kapiteln des ersten Buches deckt, sondern die Kapitel 1,1 bis 2,4 umfasst, ist der monographische: Das Thema ist mit der Geschichte Trients in der Zeit der Bauernunruhen eng abgegrenzt. Es wird Ursachenforschung betrieben, das Geschehen wird dramatisch geschildert, Reden und Anekdoten tragen zum literarischen Reiz bei. Ab Kapitel 2,5 wird die Geschichte nochmals in chronologischer Weise dargestellt: Jedes Kapitel beginnt mit einer Datumsangabe. Es geht hier weniger um die begründende Darstellung eines geschichtlichen Ereignisses als vielmehr um das Festhalten von Fakten, Namen und Daten. Die Einteilung des Werkes in zwei Bücher dient dazu, die eigentliche Trennlinie zwischen den beiden Werkteile zu verschleiern.

Antikerezeption

Durch zahlreiche Anspielungen und Vergleiche mit antiken Gegebenheiten möchte der Autor seine klassische Bildung beweisen: Vom platonischen Gemeinbesitz (1,6) ist ebenso die Rede wie von der Brutalität Spartas (2,9), von den Rednern Demosthenes und Aischines (2,17) oder vom schwierigen Weg zwischen Skylla und Charybdis (1,8), auf den sich der Trientner Hauptmann Franciscus de Castroalto zwischen Bauern und Adeligen machen muss.

Sprache

Die Sprache des Werkes zeichnet sich durch intensiven Gebrauch von Partizipien aus. Die Sätze werden lang und blockhaft, es gibt kaum kunstvolle Perioden. Oft werden mehrere Ablativus absolutus-Konstruktionen aneinandergereiht. Bewusste Stilisierung findet sich etwa zu Beginn der Rede des Castroalto (1,8), die mit einem Zitat aus Lucan. 1,8 *(quis furor, o cives, quae tanta licentia ferri?)* beginnt. Neben stilistischen Merkmalen gibt es auch im Lexikon eindeutige Neolatinismen: Die Zeit wird *ad oroscopum italicum* (1,4) gemessen, *araldus* (1,7; „Bote") steht für *nuntius*, *campanea* (2,6) ist das Dorf. Nicht klassisch belegt sind z.B. auch *currus calcarius* (2,3), *superequitare* (2,13), *spletum* (2,14) und *subtaceo* (2,18).

Giano Pirro Pincio

Der bedeutendste Trientner Geschichtsschreiber des 16. Jhs., Giano Pirro Pincio († 1546), wurde in Mantua geboren und ging zu Studienzwecken nach Venedig, von wo er 1509 als Grammatiklehrer nach Trient kam. Im September 1515 hielt er dort die feierliche Rede im Rahmen der Primiz Bernhards von Cles (vgl. hier S. 282–283) als Bischof und tat sich auch als epischer Dichter hervor (vgl. hier S. 236). Am umfangreichsten ist jedoch sein historisches Hauptwerk *De vitis Pontificum Tridentinorum libri XII* („Leben der Bischöfe von Trient in zwölf Büchern"; gedruckt 1546 in Mantua bei Rufinelli), das ihn bis zu seinem Tod 1546 in Trient beschäftigte (vgl. Gasser 3, 80–81; Benvenuti 1994–1998, Bd. 4, 94; Šubarić 2001, 110–111).

kleinere Werke

Um seinen Plan zu verwirklichen, die ganze Geschichte Trients entlang der Lebensbeschreibungen seiner Bischöfe zu entwickeln, musste Pincio dem Hauptwerk im Druck zwei kleinere Werke voranstellen: In *De gestis ducum Tridentinorum* („Über die Taten der Herzöge von Trient") geht es um die Ereignisse in Trient unter der Langobardenherrschaft, wobei Paulus Diaconus als Hauptquelle auszumachen ist. Die Darstellung ist recht gedrängt, allein die Geschichte der 680 ausbrechenden Revolte gegen König Perctarit unter Herzog Alachis von Trient (vgl. Paulus Diaconus, hist. Lang. 5,36–41) fällt detaillierter aus. Die zweite Schrift, *De origine urbis Tridentinae* („Über den Ursprung der Stadt Trient"), beginnt mit den verschiedenen Theorien zur Gründung Trients, bespricht die römische Vergangenheit und schließt mit einer allgemeinen geographischen Beschreibung der Stadt.

Die zwölf Bücher *De vitis Pontificum Tridentinorum* folgen streng chronologisch der Reihenfolge der einzelnen Bischöfe von den Anfängen bis herauf zu Bischof Bernhard von

Cles.[4] Nachdem sich Pincio darüber beklagt hat, dass von vielen der frühen Bischöfe oft nur mehr die Namen bekannt sind, steht der Hl. Vigilius und sein für Trient folgenreiches Wirken im Zentrum des ersten Buches. Das zweite Buch erstreckt sich von Rugippus bis zu Albert II., wobei den Auseinandersetzungen zwischen Meinhard II. und Trient etwas breiterer Raum gewidmet wird. Das dritte Buch handelt von Georg von Lichtenstein und dem Aufstand unter Rodolfo Belenzani. Im Schlussteil liest man von der Vertreibung und Rückberufung von Georg Hack. Das vierte Buch ist dem angeblichen Martyrium des Simon von Trient, das unter Johannes Hinderbach stattfand, gewidmet, im Mittelpunkt des fünften Buches steht der Krieg Erzherzog Sigmunds gegen Venedig. Diese Bücher können als erster Teil des Werkes zusammengenommen werden, da die Bücher sechs bis zwölf ausschließlich von Bernhard von Cles dominiert werden.[5] Im sechsten Buch werden das Nonstal, Bernhards Heimat, Familie und Jugend des Bischofs, seine Studien und früheren Taten bis zu seiner Bischofswahl umfassend beschrieben. Das siebte Buch behandelt seinen pompösen Einzug in Trient, die Festmesse und das üppige Festmahl zu seiner Begrüßung. Den größten Teil des achten Buches bildet eine Rede des Bischofs, die dieser auf dem Reichstag von Augsburg 1518 gehalten hat und in der er sich für den Habsburger Karl V. und gegen den Franzosen Franz als Kaiser einsetzte. Das neunte Buch, in dem die Bauernaufstände des Jahres 1525 erzählt werden, gilt als das gelungenste von allen (so Egger 1867, 11). In seiner Funktion als Kanzler König Ferdinands ist Bischof Cles stark in die europäische Politik involviert, die in den Büchern zehn und elf zur Sprache kommt. Trient steht wieder im Mittelpunkt des zwölften und letzten Buches, v.a. die Festlichkeiten beim Einzug König Ferdinands faszinieren. Abgerundet wird das Werk durch allgemeine Bemerkungen über Trient.

Entstehungsgeschichte

Die Schrift *De vitis Pontificum*[6] ist Aliprand von Cles gewidmet, einem Neffen Bischof Bernhards, der von Kaiser Ferdinand zum Kammerherrn von Tirol ernannt wurde. Wie schon bei seiner Rede zu Bernhards Primiz, in der u.a. dessen Vater gelobt wurde (vgl. hier S. 282–283), verfolgt Pincio auch hier durch die Anrede an Aliprand eine Strategie der indirekten Huldigung. Die beiden kleineren Schriften hingegen sind Bischof Cristoforo Madruzzo, der Bernhard 1539 nachfolgte, ge-

4 Eine etwas detailliertere Inhaltsangabe bietet Egger 1867, 9–12.

5 Die Aufteilung des Werkes in zwölf Bücher, die eindeutig in zwei Teile zerfallen, erinnert auffällig an die Einteilung von Vergils *Aeneis* in zwölf Bücher, die sich in eine odysseische und eine iliadische Hälfte gliedern. Wie Vergil versucht auch Pincio die Urgeschichte seines Volkes zu schreiben, wenngleich er eine andere Gattung dafür wählt. Später wird Innozenz von Prato sein Geschichtswerk ebenfalls in zwölf Bücher einteilen.

6 Es gibt sichere Anzeichen dafür, dass *De vitis Pontificum* noch unter Bischof Bernhard von Cles geschrieben wurde; so heißt es z.B. auf Bl. 9^{r} *Clesius* […] *nostris temporibus pontifex* („Cles […], der zu unserer Zeit Bischof ist“).

widmet und dürften demnach erst nach *De vitis Pontificum* entstanden sein. Das Gesamtwerk mit allen drei Schriften wurde abschließend ebenfalls Cristoforo Madruzzo empfohlen.

Quellen

In der Benutzung und v.a. Zitierweise seiner Quellen zeigt sich Pincio von zwei Seiten: antike Autoren (die Historiker Polybios, Livius, Sueton, Tacitus, Florus, Paulus Diaconus, die Geographen Ptolemaios, Strabon u.a.) werden stets namentlich genannt, wohingegen jüngere Quellen nur sehr ungenau zitiert werden. Häufig sind Formulierungen wie *sunt*, *qui tradunt* („manche überliefern") oder *ut accepimus* („wie ich vernommen habe"). Manchmal ist von *monumenta* („Zeugnisse") oder von nicht weiter bestimmten „Annalen" die Rede.

Sprache

In seinem Dialog *Ciceronianus* („Der Ciceronianer") lässt Erasmus von Rotterdam einen gewissen Bulephorus gegen die v.a. in Italien wirkenden Neulateiner polemisieren, die sich weigern, ein lat. Wort zu verwenden, wenn es sich nicht schon bei Cicero finde. Pincio wäre ein Musterbeispiel für einen solchen Ciceronianer: Seine Diktion ist an den Klassikern geschult, und wenn er doch einmal ein unklassisches Wort verwenden muss, entschuldigt er sich dafür, z.B.: *ecclesia*, *quo vocabulo multis in locis ex usu horum temporum necesse est uti* (Bl. 13^{r}; „‚Kirche', ein Wort, das man an vielen Stellen aufgrund der heutigen Gepflogenheiten verwenden muss"). Sogar für die gängigsten Worte scheint er sich zu schämen: *comes* (Bl. 7^{v}; „Graf"), *cancellarius* (Bl. 12^{r}; „Kanzler"), *marescalchus* (Bl. 20^{v}; „Marschall").

literarische Technik

Nicht nur Pincios Sprache ist an den Klassikern geschult, sondern auch seine Darstellungsart: In die Erzählung sind immer wieder Exkurse verschiedenster Art eingebaut, Reden gewähren Einsicht in das Innenleben der Helden. Gewisse Gestalten werden ganz nach antiken Vorbildern stilisiert; so erscheint etwa Belenzani im dritten Buch als wahrhaft catilinarischer Revolutionär. Allgemein wechseln nüchtern berichtende und dramatisch gestaltete Passagen einander ab; ein Musterbeispiel für diesen Wechsel ist etwa die Erzählung vom Martyrium des kleinen Simon im vierten Buch.

Selbstbild

In der Widmungsepistel an Aliprand Cles brüstet sich Pincio damit, mit seinem Geschichtswerk einen Weg eingeschlagen zu haben, den keiner zuvor betreten habe *(viam nemini antea protritam).* Neben dieser Pionier-Metapher gebraucht er für sich und sein Tun noch das Bild des demütigen Vorarbeiters, wenn es am Ende von *De origine* auf Bl. 16^{r} heißt: […] *breviter perstrinximus*, *ut eorum*, *qui veritatis et historiae Tridentinae studiosi sunt*, *minueretur labor* („[…] habe ich kurz skizziert, damit diejenigen, die sich um die Wahrheit und um die Geschichte Trients bemühen, weniger Mühe haben"). Bei ungeklärten Fragen schildert er meist mehrere Versionen, ohne zu polemisieren, denn viel wichtiger ist es ihm, dass seine Geschichte *plena* („detailliert") und *iucunda* („ergötzlich") ist, wie es auf dem Deckblatt von *De vitis Pontificum* heißt.

Fortwirken

Nach der Veröffentlichung seines Geschichtswerkes konnte kein Regionalhistoriker mehr an Pincio vorbei, weder seine Nachahmer noch seine Kritiker. Zu Pincios Gegnern zählt etwa der im Dienst des Tiroler Landesfürsten schreibende Christoph Wilhelm Putsch, der v.a. in seiner *Assertio* (vgl. hier S. 323–324) eindeutig, jedoch ohne den Namen zu nennen, gegen Pincio Position bezieht. Pincios eigenes Werk wurde in Trient 1648 ins Italienische übersetzt: *Annali overo croniche di Trento*. In einem neuen Vorwort wendet sich der Übersetzer (vielleicht Carlo Zanetti, vgl. Dell'Antonio 1929) an Bischof Carlo Emanuele Madruzzo, dem er das nunmehr in 14 Bücher eingeteilte Werk, das über Pincio hinausgehend noch die Taten Kaiser Karls V. behandelt, widmet.[7]

Innozenz von Prato

Eindeutig zu Pincios *imitatores* ist Innozenz von Prato zu zählen, der ebenfalls ein Werk über die Geschichte Trients in zwölf Büchern verfasste. 1554 in Trient geboren, ging er zusammen mit seinem Bruder Germano in Padua dem Rechtsstudium nach. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er 1581 zum Bürgermeister gewählt und machte sich besonders durch die Berufung eines Buchdruckers nach Trient verdient. Eine wichtige Rolle scheint Innozenz bei der Ernennung Carlo Emanuele Madruzzos zum Koadjutor 1595 gespielt zu haben, zumindest nach seinem eigenen Zeugnis (BCT, ms. 4, 252). Innozenz von Prato starb 1615.[8]

Überlieferung

Sein im Autograph erhaltenes Werk *Tridentinae civitatis commendabilia totiusque episcopatus historia* („Berichtenswertes über die Stadt Trient und Geschichte der gesamten Bischofsherrschaft")[9] aus dem Jahr 1593[10] besteht nicht aus mehreren Hs. (so Ambrosi 1894, 25), sondern aus einer einzigen (BCT, ms. 4; im Folgenden wird, wenn nicht anders vermerkt, nach der Paginierung dieser Hs. zitiert), wobei die Hälfte des ersten Buches verloren ist. Für diesen Teil kann man auf zwei Abschriften des 18. Jhs. (BCT, ms. 5–7 und 8) zurückgreifen.

Innozenz teilt die Geschichte Trients in verschiedene *status* (etwa „Verwaltungszustände") ein und ordnet so auch den Stoff seiner ersten beiden Bücher an: Im ersten Buch wird beschrieben, wie Trient von den Galliern (*status* 1), dann von den römischen Konsuln (*status* 2) und schließlich von den römischen Kaisern (*status* 3) regiert wurde. Die Herrschaft der Goten (*status* 4) und der Langobarden (*status* 5) in Oberitalien ist Inhalt des zweiten Buches (35–69). Das dritte Buch (70–155) ist dem Wachstum der Macht der Trientner

7 Von dieser italienischen Übersetzung erschien 1967 in Bologna ein fotomechanischer Nachdruck als Bd. 27 der Reihe *Historiae urbium et regionum Italiae rariores*.

8 Vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 359; Ambrosi 1894, 24–25; Gasser 3, 100; Allegri 2004, 558, 572.

9 Der Titel des Werkes ist nicht dem Autograph (BCT, ms. 4) entnommen, da dort der Beginn fehlt, sondern folgt der Abschrift BCT, ms. 5.

10 Zur Datierung vgl. BCT, ms. 5, 15. Im Werk finden sich ergänzte Einträge bis ins Jahr 1595 (z.B. 288–289).

Bischöfe gewidmet, das von den Anfängen unter dem Hl. Vigilius bis herauf ins 15. Jh. oft anhand von wörtlich zitierten Urkunden beschrieben wird. Ein Lob der Stadt Trient stellt das vierte Buch (156–200) dar, in dem beispielsweise die Prachtbauten, die gute Verwaltung und die günstige Lage herausgestrichen werden. Das fünfte Buch (201–253) trägt den Untertitel *Annales Tridentinorum* („Trientner Chronik") und liefert in kurzen Stichworten nach annalistischem Schema Notizen zur gesamten Weltgeschichte bis ins Jahr 1595. Von Buch sechs bis zwölf wird die Geschichte der Trientner Bischöfe chronologisch aufgerollt: von Hermagoras bis Ulrich I. (6. Buch, 254–281), von Ulrich II. bis Aldrigetus (7. Buch, 282–301), von Egno bis Meinhard von Neuhaus (8. Buch, 302–329), von Albert II. bis zur Sedisvakanz 1423 (9. Buch, 330–365), von Alexander von Masowien bis Johannes Hinderbach (10. Buch, 366–405), von Ulrich von Frundsberg bis Georg von Neideck (11. Buch, 406–445), schließlich Bernhard von Cles (12. Buch, 446–562).

Quellen

Ganz anders als Giano Pirro Pincio handhabt Innozenz den Umgang mit seinen Quellen: Weniger antike Gewährsmänner werden zitiert, vielmehr sind es die modernen Historiker, mit denen sich Innozenz (oft kritisch) auseinandersetzt. Immer wieder werden die *Dekaden* Flavio Biondos, Marcus Antonius Sabellicus und Francesco Sansovino[11] – die im Gegensatz zu Pincio namentlich genannt werden – angeführt; Pincio selbst wird weitaus am häufigsten zitiert, wenn auch nicht immer wohlmeinend (z.B. BCT, ms. 5, 15 *Pincius longe erronee* [„Pincio hierzu ganz falsch"]). Vor allem bei der Beschreibung von Bauten in Trient wird Literatur aus dem Umkreis des Konzils herangezogen (z.B. 162 über das Castello del Buonconsiglio). Auch das Einarbeiten von wörtlich abgeschriebenen Urkunden und Inschriften zeigt Innozenz' Bemühen, seine Quellen möglichst getreu anzuführen.

Stil

Wie im Umgang mit den Quellen ist Innozenz auch stilistisch weit von Pincio entfernt: Sein Lat. orientiert sich nicht an klassischen Vorbildern, sondern gibt sich als Gebrauchsprosa, die nicht vor zahlreichen Neolatinismen zurückschreckt; italienische Wendungen werden ungezwungen eingebaut, an vielen Wortformen und Schreibweisen merkt man den Einfluss des Italienischen: Das Kapitol heißt etwa *Campidolio* (211) statt *Capitolinus mons*, der Plural von *pagus* („Dorf") lautet bei ihm *paghi* (210, statt *pagi*), Feuer heißt *ingnis* (217). Manchmal führt er Doppelformen an, etwa *Britannia sive Ingilterra* (214), manchmal wechselt die Sprache überhaupt abrupt ins Italienische.[12] Konsekutivsätze werden durchwegs mit *quod*

11 Von Francesco Sansovino zitiert Innozenz in der Hauptsache aus der 1580 in Venedig erschienenen und 1582 wieder aufgelegten *Cronologia del mondo*. Innozenz lobt dieses Werk immer wieder für seine Zuverlässigkeit, z.B. 212: *e fideli Chronica Sansovini* („aus der zuverlässigen Chronik des Sansovino").

12 Während etwa der Eintrag zum Jahr 1590 im fünften Buch (249) noch lat. ist, ist die Notiz zu 1591 schon italienisch; 1592 wird dann wieder lat. fortgesetzt.

statt mit *ut* eingeleitet. Innozenz' Sätze sind sehr lang, jedoch ohne sich in einen kunstvollen Periodenbau zu fügen. Hier scheint weniger Livius als vielmehr Ammianus Marcellinus Pate gestanden zu haben.

viertes Buch

Wie sehr Innozenz noch zwischen mittelalterlicher Chronik und humanistischem Geschichtswerk zu verorten ist, zeigt ein Vergleich der beiden jeweils recht eigenständigen Bücher vier und fünf: Im vierten Buch wird eine wohl durchdachte, kunstvoll gegliederte Kulturgeschichte Trients entworfen. Nach der Beschreibung der wichtigsten Bauten (158–164) werden das Umland und die Wirtschaftsgrundlage der Menschen behandelt. Ein Verzeichnis der Kirchen und Klöster sowie der nach Trient tributpflichtigen Pfarren aus der Umgebung zeigt den Reichtum der Kirche (167–183). An erster Stelle der Beschreibung der Menschen stehen Adelige, es folgen Politiker, Ärzte und Rechtsgelehrte (184–195). Abgesehen von den Katalogen ist das ganze Buch durchgehend ausformuliert und rhetorisch ausgefeilt.

fünftes Buch

Ein ganz anderes Bild bietet das fünfte Buch, das zwar mit *Annales Tridentinorum* („Trientner Chronik") überschrieben ist, in Wirklichkeit jedoch eine nach Jahren geordnete Weltgeschichte in kurzen Stichworten darstellt. Die Einträge beginnen mit dem Galliereinfall in Italien im 3. Jh. v.Chr. und reichen mit zunehmender Genauigkeit bis ins Jahr 1595 (BCT, ms. 4, 252). Das Hauptinteresse in der jüngeren Vergangenheit gilt Wetterkatastrophen und Missernten. In Tabellenform stehen sich Jahreszahl und kurze Notiz über das jeweilige Geschehen gegenüber, die Diktion ist die einer knappen und bündigen Materialsammlung.

Tendenz

Ein wichtiger Gesichtspunkt, unter dem ein Trientner Geschichtswerk des 16. Jhs. betrachtet werden muss, ist seine Einstellung in der Frage nach der Zugehörigkeit des Bistums zu Tirol. Innozenz ist hier eher – wenn auch zumeist implizit – dem italienischen Raum zugeneigt: Wenn die Stadt mit anderen verglichen wird, so werden stets oberitalienische, nie österreichische oder deutsche Beispiele herangezogen. Neben dem Lat. ist nur das Italienische, nicht aber das Deutsche präsent. Mit überraschender Ausführlichkeit werden am Ende der *Annales* auch der Tod Erzherzog Ferdinands II. und das Ausbleiben von Totenfeiern in Trient geschildert (249).

Selbstbild

Am Ende der Einleitungspartie des ersten Buches (BCT, ms. 5, 9–10) findet sich eine der ansonsten seltenen Aussagen von Innozenz über sein eigenes Schaffen:

> *Magna integritate singularique praestantia Tridentinum episcopatum administrarunt ac adeo summa cum laude rexere, quod rerum gestarum gloria Tridenti pontifices ipsi pluresque ex subiectis virtute militiae, doctrina ac praelatura praeclaris exemplis fulsere, prout in sequentibus libris singulorum praelatorum vitas et gesta clarissima clarorumque Tridentinorum insignium memorabilia perpetuae memoriae in patriae historia praesenti animus texendi est mihi ope divina.*

> Mit großer Verlässlichkeit und einzigartiger Vorzüglichkeit haben die Bischöfe die Diözese Trient verwaltet und mit so großem Lob gelenkt, dass sie selbst durch den Ruhm ihrer Taten und viele ihrer Untertanen durch militärische Tapferkeit, Gelehrsamkeit und Vortrefflichkeit in vielen Beispielen glänzten; daher will ich in den folgenden Büchern das Leben und die vortrefflichen Taten der einzelnen Bischöfe und anderer berühmter Trientner, die des ewigen Angedenkens würdig sind, in der vorliegenden Geschichte unserer Heimat mit Gottes Hilfe zusammenschreiben.

Nachwirken

Im TLMF liegt eine Hs. (Dip. 932) aus dem späten 17. oder frühen 18. Jh., in der verschiedene Exzerpte aus Tiroler Historiographen gesammelt sind. Das erste Exzerpt trägt den Titel *Synopsis historiae Tridentinae conscripta ab Innocentio a Prato* („Zusammenfassung der Geschichte von Trient des Innozenz von Prato") und fasst ohne Rücksicht auf die Struktur des Originals oder auf dessen Bucheinteilung die Fakten auf neun Blättern (1^r–9^v) zusammen, wobei am Rand die entsprechende Blattangabe des Originals vermerkt wird und gelegentlich auch Ergänzungen eingearbeitet werden.[13] Der letzte Eintrag bezieht sich auf ein „fol. 241". Unklar ist, welche Hs. als Vorlage gedient hat, denn sowohl BCT, ms. 4 als auch die Abschrift BCT, ms. 5–7 sind nach Seiten, nicht nach Blättern gezählt, und mit der Zählung der foliierten Abschrift BCT, ms. 8 stimmen die Angaben in der *Synopsis* inhaltlich nicht überein. Dass man Innozenz' Werk gerne exzerpiert und dann bis in die eigene Zeit fortgesetzt hat, belegt auch eine weitere Hs. aus der BCT (ms. 19) aus dem 18. Jh., die auf 136 Seiten in ergänzten Exzerpten aus Innozenz einen Katalog der Konsuln der Stadt Trient von 1415 bis 1763, einen Auszug aus den Stadtmatrikeln bis 1769 sowie Angaben zur Zeit der Trientner Sedisvakanz von 1677 zusammenstellt.

Ambrogio Franco

Von großer regionaler Bedeutung ist auch der 1559 in Arco geborene Historiker Ambrogio Franco. Nach dem Studium der Medizin und der Juristerei in Padua wurde er Notar in seiner Heimatstadt, wo er sich bis zu seinem Tod 1611 auch intensiv der Literatur widmete: Durch seine Kenntnisse in den drei klassischen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Lat. sowie als Gelegenheitsdichter hat er sich einen Namen in der literarischen Welt gemacht (vgl. Allegri 2002, 572). Die meisten seiner Werke sind jedoch nie gedruckt worden, sondern haben sich hs. in verschiedenen Abschriften erhalten. Bei seinen historischen Studien wurde Franco von seiner Familie tatkräftig unterstützt, wovon die Mitarbeit seines Bruders Giovanni Battista und seines Sohnes Giovanni Domenico bei verschiedenen Werken zeugt.[14]

13 Tartarotti 102 verweist z.B. auf die Erwähnung des Todes von Kardinal Lodovico Madruzzo im Jahr 1600.

14 Vgl. Tartarotti 93–105; Hirn 1885–1888, Bd. 1, 359; Ambrosi 1894, 24; Gasser 1, 241–242.

Urkundensammlungen

Zusammen mit seinem Bruder sammelte Franco etwa Urkunden und Dokumente, die ihm Grundlage seiner Beschäftigung mit der Geschichte der Grafen von Arco werden sollten. Aus dieser Sammeltätigkeit entstanden zunächst zwei Werke: In der 1584 in Arco gedruckten, fünfzigseitigen Sammlung *Privilegia et diplomata et quas investituras vocant olim a divis Romanorum imperatoribus*, *regibus*, *ducibus ac aliis principibus illustrissimis comitibus de Arco irrogata et concessa* („Privilegien, Urkunden und sogenannte Investituren, die den berühmtesten Grafen von Arco einst von den göttlichen römischen Kaisern, von Königen, Grafen und anderen Fürsten verliehen wurden") sind 23 Urkunden von 13 hochstehenden Persönlichkeiten[15] zusammengetragen, die allesamt die Grafen von Arco betreffen. Eine beträchtlich erweiterte Urkundensammlung ist nur hs. in einer Abschrift durch Giuseppe Hippoliti OFM aus Pergine[16] (vgl. hier S. 771) aus dem Jahr 1760 erhalten: *Antiquissima illustrissimorum comitum Arci prosapia atque ipsius origo* („Das uralte Geschlecht der berühmtesten Grafen von Arco und seine Herkunft", TLMF, Dip. 849). Die hier verzeichneten Dokumente wurden zunächst von Giovanni Battista Franco gesammelt und dann von Ambrogio Franco mit kommentierenden Noten versehen.

De fundatione

Eine erste historiographische Monographie Francos trägt den Titel *De Arcensis castri fundatione et qua ex gente coaluerint Tridentini historia* („Über die Gründung der Burg von Arco und historische Abhandlung, von welchem Stamm die Trientner abstammen")[17] und beschäftigt sich mit der Frage, welche Völkerschaften seit der Antike auf dem Trientner Gebiet gesiedelt haben.

Ausgehend von der Frage, von wem die heutigen Einwohner von Arco abstammen (Bl. 2^{r}), beginnt Franco mit einer Beschreibung der Räter, die dieses Gebiet ursprünglich bewohnten. Sie wurden später von den Kimbern und Teutonen vertrieben, die sich nach ihren Auseinandersetzungen mit den Römern hier niederließen (Bl. 2^{v}–5^{v}). Als die Römer die Alpen besetzten, zogen sich deren Nachkommen in entlegene Täler und auf geschützte Höhen zurück, womit sich die heute noch unterschiedlichen Sprachen im Land erklären lassen (Bl. 6^{r}–8^{v}). Ausgehend vom Tropaeum Alpium, einem bekannten römischen Siegesdenkmal in den französischen Alpen, werden in einem Katalog die Stämme beschrieben,

15 Neben berühmten Habsburgern (Leopold I., Maximilian I., Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II.) finden sich auch Philipp Maria von Mailand und Francesco Sforza II. unter den Ausstellern.

16 Zu Beginn der Hs. (7–11) werden alle Dokumente in Form einer Inhaltsübersicht tabellarisch aufgelistet. Zuvor findet sich (6) eine kurze „Notiz an den geneigten Leser", in der Hippoliti versichert, seine Vorlage getreulich kopiert zu haben.

17 Das Werk ist in mehreren Abschriften überliefert: BCT, ms. 28 und 421; TLMF, Dip. 1154; TLA, landsch. Archiv, Hs. 82. Im Folgenden wird nach der Hs. des TLMF zitiert.

die mit dem Gebiet von Trient in Verbindung standen (Bl. 9r–10r). Die Römer errichteten zur Sicherung des Landes Heerlager, während später Burgen entstanden, die eine wichtige Rolle in den oft nur lokalen Auseinandersetzungen des Mittelalters spielten (Bl. 10r–12v).

Quellen

Der Text dieser Schrift besteht auf weiten Strecken aus Zitaten aus antiken und neuzeitlichen Historikern, die jeweils ausgewiesen werden. Dem Johannes Baptista Varenaneus, einem Juristen aus Arco, der sich mit der Geschichte seiner Heimat befasste, setzt Franco durch namentliche Nennung ein lobendes Denkmal (Bl. 11r). Die Zitate stehen nicht kommentarlos nebeneinander, sondern werden interpretiert, oft sogar textkritisch hinterfragt. Als Zweck seines Werkes gibt Franco selbst an (Bl. 8v), dass es wenn nicht allen Menschen, so doch zumindest seinen Landsleuten Vergnügen bereiten werde, wenn sie wüssten, wer ihr Land in früheren Zeiten bewohnt habe.

Beispiel

Auf Bl. 4v findet sich im Zusammenhang der Abstammung der Trientner von den Kimbern und Teutonen eine Anekdote, die zeigt, in welch sonderbarer Form man früher dem Landesherrn seine Ehrerbietung bezeugte:

Saepissime audiisse memini quendam ex Fulgarida suorum popularium nuncium, quem syndicum et procuratorem vocant, Ferdinandum Caesarem convenisse eiusque manum praehensam nunquam dimisisse, donec more gentis suorum causam perorasset, Caesaremque ad proceres conversum ac subridentem dixisse: Haec gens vere priscae germanitatis verba, morem et indolem retinet.

Ich erinnere mich, sehr oft davon gehört zu haben, dass ein Gesandter aus Folgarida, den seine Leute *sindico* oder Prokurator nennen, mit Kaiser Ferdinand zusammengetroffen sei, seine Hand ergriffen und so lange nicht mehr losgelassen habe, bis er, wie zuhause üblich, sein Anliegen vorgebracht hatte; der Kaiser habe sich daraufhin an seinen Hofstaat gewandt und lachend gemeint: „Dieses Volk bewahrt wirklich noch die Sprechweise, die Sitte und den Charakter des alten Deutschtums!“

Arcensis comitatus descriptio

An diese landeskundliche Schrift fügt sich eine weitere an, die den Titel *Arcensis comitatus descriptio* („Beschreibung der Grafschaft Arco“; TLMF, Dip. 1154) trägt und die später von Francos Sohn Giovanni Domenico überarbeitete wurde (Allegri 2002, 572).

Die *Descriptio* lässt sich in vier Teile gliedern: In den Absätzen 1–6[18] wird das Gebiet definiert, die Grenzen der Grafschaft werden abgesteckt. Arco erscheint als eine bukolische

18 Zitiert wird hier nach der im Haupttext genannten Abschrift, in der der Text in Absätze gegliedert ist; das Original konnte nicht gefunden werden.

Landschaft, die mit Reichtümern aller Art gesegnet ist. Dann (Abs. 7–10) folgt die Darstellung dem Lauf des Flusses Sarca, von seiner Quelle bis zur Mündung in den Gardasee. Der dritte Teil (Abs. 11–21) zeigt in großen thematischen Blöcken die Besonderheiten des Landes: Weinbau, Viehzucht, Früchte, Jagd, Kräuter, Menschenschlag, Landwirtschaft, Frömmigkeit. Im umfangreichen vierten Teil (Abs. 22–34) wird die Geographie der Grafschaft im Detail Ort für Ort mit architektonischen Besonderheiten erklärt.

Verfasser

Welcher Teil der Schrift von Ambrogio und welcher von Giovanni Battista stammt, lässt sich nur an einer Stelle mit Sicherheit sagen: In Abs. 19 geht es um die wundersame Erscheinung einer unvergänglichen Rinde; wenn es dann weiter heißt, *ego quidem anno 1621* […] *deveni* („ich bin 1621 […] dorthin gekommen"), so kann mit *ego* nur Giovanni Battista Franco gemeint sein, da Ambrogio zu diesem Zeitpunkt bereits seit zehn Jahren tot war. Ansonsten ist es schwierig, die Autoren zu trennen. Zu kurzsichtig wäre es, alle Kapitel, die mit Wendungen wie *sed redeamus ad* („aber kommen wir zurück zu") enden, mit der üblicherweise Exkurse abgeschlossen werden, als spätere Einschübe Giovanni Battistas zu benennen: Solche Exkurse könnten bereits von Ambrogio Franco als bewusstes Stilmittel eingesetzt worden sein.

Quellen

An antiken Schriftstellern werden in diesem Werk hauptsächlich Dichter (Tibull, Vergil), aber auch Cicero zitiert. Wie bei Historikern des 16. Jhs. üblich, werden moderne Gewährsmänner oft im *name dropping*-Verfahren aufgezählt, wobei Biondo, Sabellini, Corius und Lazius auftauchen. Aus einem Brief des Scipio a Castro wird im Original zitiert, ebenso werden manche Inschriften im Wortlaut angeführt. Für die Behauptung, Sarca sei die Mutter des Benacus (Abs. 9), dürfte Berganus' Gedicht *Benacus* Pate gestanden haben, nicht die mythologische Dichtung *Sarca,* in der die Sarca als männlicher Flussgott erscheint.

Fortwirken

Das Geschichtswerk des Franco wurde später erweitert, so z.B. in der Hs. TLMF, Dip. 1154, ab Bl. 34. Zu den dort eingearbeiteten Erweiterungen gehört u.a. ein fünf Blätter umfassendes *Extractum de rebus gestis nobilissimorum duorum fratrum Roboretorum circa annum 1162 ex historia manuscripta Arcensi Ambrosii Franci* („Exzerpt über die Geschichte zweier hochadeliger Brüder aus Rovereto aus dem Jahr 1162, aus der hs. Geschichte von Arco des Ambrogio Franco"), das im Jahr 1668 abgeschrieben wurde. Francos Werke waren generell für die Regionalgeschichte von großer Bedeutung und wurden vielfältig benutzt: Tovazzi, Nr. 205 weiß etwa zu berichten, dass Baron Federigo di Castelbarco bis zu seinem Tod 1584 gerne in einem *commentariolum manuscriptum* („kleine hs. Monographie") las, das auf der Grundlage von Francos Geschichtswerk die Auseinandersetzungen zwischen den Herren von Castelbarco und Bischof Adelpret darstellte; das *commentariolum* ist heute verloren.

Innsbruck

In Nordtirol erhielt die historiographische Produktion v.a. durch das Eintreffen von Erzherzog Ferdinand II. 1567 in Innsbruck neue Impulse. Einerseits waren es

Männer, die bereits in seinen Diensten standen, wie Schrenck von Notzing oder Gerhard de Roo, die lat. Werke verfassten, andererseits versuchten sich auch Neueinsteiger der Gunst ihres Landesherren zu versichern.

Christoph Wilhelm Putsch

Einer von Letzteren war Christoph Wilhelm Putsch, der 1542 in Innsbruck als Sohn des Schatzarchivars Wilhelm Putsch und jüngerer Bruder des Dichters Johannes Putsch (vgl. hier S. 250–252) geboren wurde.[19] Seine Mutter Dorothea Müllerin starb früh. Vom Besuch der Lateinschule in Innsbruck zeugt das Lob, das er seinem Lehrer Peter Collatinus Posthumus zuteilwerden lässt. 1557 scheint Putsch in den Matrikeln der Universität Ingolstadt auf. Beruflich stand er später in den Diensten Erzherzog Ferdinands II. Seit den 60er-Jahren des 16. Jhs. war er mit umfangreichen Sammlungen für eine Topographie Deutschlands und speziell Tirols beschäftigt. Zu diesem Zweck hielt er sich 1564 in den Klöstern Marienberg[20] und St. Michael an der Etsch auf. Später besuchte er das Kloster Steinach an der Etsch, wo er nur mehr eine einzige Nonne antraf. Freundlich wurde er in der Stamser Zisterze aufgenommen, war doch der damalige Abt, Georg II. Berghofer (vgl. Album Stamsense 27–28), sein Verwandter. Intensiv waren seine Studien auch bei den Prämonstratensern in Wilten.[21] Neben seinen Reisen konnte sich Putsch bei seiner Arbeit auf eine für seine Zeit beachtliche Privatbibliothek von 325 Werken stützen (vgl. Neuhauser 2002). Putsch starb 1572 im jungen Alter von 30 Jahren.

Collectanea

Während Putsch auch als Dichter hervorgetreten ist (vgl. hier S. 231), dürfen die *Collectanea rerum memorabilium Tirolensium* („Sammlung denkwürdiger Ereignisse aus Tirol") als sein unvollendetes historisches Hauptwerk gelten.[22] Der Inhalt der *Collectanea* ist bei Egger 1867, 14–15 dargestellt, jedoch sollte dessen Kritik an dem Werk (14; „Vor allem fehlt ihm Ordnung und Plan") zurechtgerückt werden:

Konzeption

Im Proömium (Cod. 825, 3–6) der *Collectanea* erweist sich Putsch als an den Klassikern geschulter Humanist: Sein *operaeque pretium me facturum existimavi* („und ich war der Meinung, ich könnte etwas Sinnvolles machen") erinnert an den Beginn des Geschichtswerkes des Livius, den Putsch als „Fürsten der Geschichtsschreibung" (3) preist; die Bezeichnung der Geschichte als *lux veritatis*, *magistra*

19 Vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 353–358; Waldner 1893; Neuhauser 2002; zur Familie Putsch vgl. Egger 1867, 13; Huter 1937.

20 Putsch beklagt sich (ULBT, Cod. 825, S. 131, 148, 157) über die unfreundliche Aufnahme in Marienberg durch Abt Philipp God (reg. 1561–1571).

21 Hirn 1885–1888, Bd. 1, 355 Anm. 2 erwähnt ein inzwischen verlorenes *Chronicon Wiltinense* („Wiltener Chronik"), das Putsch geschrieben haben soll. Waldner 1893, 382 Anm. 1 identifiziert dieses *Chronicon* mit dem Werk *De Haymone gigante* („Über den Riesen Haymon"; vgl. hier S. 234–235).

22 Das Manuskript liegt heute in der ULBT (Cod. 825 und 826). Einen Auszug davon besitzt die Bibliothek des TLMF (Dip. 617), vgl. Nägele 1938, 285 Anm. 12.

duxque vitae („Licht der Wahrheit, Lehrmeisterin und Führerin des Lebens") lässt an Ciceros Hymnus auf die Philosophie (Tusc. 5,5) denken. Als Hauptteil seines Werkes kündigt Putsch *Comitatus Tirolensis perpetuos Annales* („fortlaufende Jahresaufzeichnungen aus der Grafschaft Tirol") an, denen *descriptiones* („geographische und allgemeine Beschreibungen") von Deutschland und Tirol im Speziellen vorausgehen sollen. Die strukturelle Grundidee des Werkes besteht also in der Aufteilung in einen geographischen Teil mit der Beschreibung von Klöstern, Kirchen, Städten, Flüssen, Bergen, Familien und berühmten Menschen sowie einen annalistischen Hauptteil. Somit hatte sich Putsch ein Raster zurechtgelegt, das er im Zuge seiner Recherchen in Archiven und Klöstern bzw. bei der Lektüre seiner Quellen langsam füllen wollte. Sein früher Tod erklärt die vielen Stellen, die leer geblieben sind.

descriptiones: Der geographisch-thematische Teil, den Putsch als *Liber primus* („erstes Buch") bezeichnet, beginnt mit einer Beschreibung Deutschlands (Cod. 825, 6), die jedoch nach einer halben Seite unvermittelt abbricht. Nach einigen leeren Seiten folgen Urkundenkopien, dann (71) eine Beschreibung der Alemannen und Schwaben. Daran schließt sich ein Block mit Tiroler Ortsbeschreibungen an (Thaur, Schwaz, Lienz, Bruneck, Brenner). Wiederum eine Einheit bilden die Lebensbeschreibungen der Brixner Bischöfe (93–131). Am Schluss des ersten Teiles werden die Klöster Marienberg, Stams, St. Michael an der Etsch und Steinach an der Etsch beschrieben. Dabei schildert Putsch zunächst jeweils die geographische Lage des Klosters sowie seine bauliche Anlage und lässt dann die Geschichte des Ortes folgen. Manche dieser Texte sind am Schluss datiert; so konnte etwa Putsch seine Arbeit über Stams im Juni 1567 abschließen, die über St. Michael an der Etsch bereits im September 1564. Die Anordnung der Texte im Codex entspricht also nicht der Chronologie ihrer Entstehung.

annales: Der annalistische Hauptteil (Cod. 825, 196 – Cod. 826, 188) entstand laut Überschrift ab 1564. Beginnend mit dem Jahr 961 wird in der Folge je eine Seite für ein Jahr reserviert und mit Jahreszahl, aktuellem Papst und regierendem Kaiser überschrieben. Die Einträge sind zunächst spärlich, werden aber umfangreicher, je näher sie an Putschs eigene Zeit herankommen. Neben Fakten der Kirchengeschichte und der politischen Geschichte werden v.a. Ereignisse wie Erdbeben, außerordentliche Schneefälle u.a. aufgenommen. Cod. 825 endet mit dem Jahr 1378 und wird durch ein (spärliches) Register abgeschlossen. Während das Titelblatt des Cod. 826 die Fortsetzung des Werkes bis 1556 ankündigt, findet sich in Wirklichkeit auf S. 188 der letzte Eintrag zum Jahr 1570.

Nachträge: Der letzte Teil der *Collectanea* ist Nachträgen und Ergänzungen vorbehalten, die das annalistische Schema gesprengt hätten. In Cod. 826, 189–214 findet sich Platz für Einzelbiographien, wobei meist nur Name und Titel am Anfang einer ansonsten leeren Seite stehen. Es folgen *mixtim conscripta* (215; „vermischt Zusammengeschriebenes"), worunter sich Epitaphien, Todesnachrichten, ein deutscher Bericht über die Übergabe Ti-

rols an Österreich 1363 und ein Gedicht des Eobanus Hessus finden. Wieder schließt ein knappes Register den Band ab.

Quellen

Am Beginn seines Werkes (Cod. 825, 2–3) legt Putsch in Form einer Liste von 51 Autoren über seine Quellen Rechenschaft ab: Neben einigen mittelalterlichen Autoren stehen sich in dieser Aufzählung 23 antike und 15 zeitgenössische Autoren des 16. Jhs. gegenüber. Weitere Autoren, die Putsch sicherlich benutzt hat, wie etwa Pincio, scheinen in dieser Liste jedoch nicht auf. Erfreulich für die Sammlung der poetischen Fragmente des Johannes Putsch, Christoph Wilhelms Bruder, ist es, dass in den *Collectanea* immer wieder aus ihm zitiert wird (vgl. hier S. 250–252).

Geschichtsbild

Putsch formuliert im Proömium als Ziel seines Unterfangens, einem breiten Forscherpublikum eine profunde Beschreibung der Geschichte Tirols an die Hand zu geben. Es sei die besondere Gabe der Geschichtsschreibung, Totem wieder Leben einzuhauchen (Cod. 825, 6; *mortuis vitam dare*); die Kenntnis der Geschichte sei notwendig für die Führung des Staates; wer sie nicht studiere, bleibe ewig ein Knabe. Putschs Argumentation mündet in das *exemplum*-Argument: Man müsse sich an den Taten der Vorfahren ein Beispiel nehmen. Es ist wohl dem unfertigen Zustand der *Collectanea* zuzuschreiben, dass wir keine direkte Anrede an den Leser finden und dass eine Verbindung zum herrschenden Erzherzog Ferdinand II. fehlt, obwohl man sich aufgrund der Ausführungen im Proömium hin und wieder die Züge eines Fürstenspiegels erwarten würde.

andere Werke

Neben den *Collectanea* hat uns Putsch noch weitere historische Werke hinterlassen: Bei den Anmerkungen zu einem deutschsprachigen Kalender, der 1565 in Innsbruck gedruckt wurde *(Annotationes ad calendarium Germanicum 1565 impressum Oeniponti),* die heute in der ÖNB (Cod. 8306) liegen, handelt es sich hauptsächlich um Geburts- und Todesdaten verdienter Männer. Mit dem Werk *Brevis et indubitata assertio de iis principibus, qui a Christi nativitate ad haec nostra usque tempora dominio integre potiti sunt civitatis Tridentinae* („Kurzer und unzweifelhafter Bericht über die Fürsten, die von Christi Geburt an bis in unsere Zeit herauf rechtmäßig über das Gebiet von Trient geherrscht haben")[23] ergreift Putsch in der Auseinandersetzung zwischen Erzherzog Ferdinand II. und den Madruzzo-Bischöfen in Trient (vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 291–311; Palme 1998, 97–102) beredt für jenen Partei: Das Werk gibt sich zwar vordergründig als Durchgang durch die Geschichte Trients von der Römerzeit bis in Putschs Gegenwart, doch ist es das oberste Ziel der Schrift zu zeigen, dass der Tiroler Landesfürst in jeder einzelnen Epoche der Geschichte Trients über die kirchlichen Herren in Trient gestellt war. Die Kritik

23 Die Edition von Schaffenrath 2005b fußt auf einer 16 Blatt umfassenden Abschrift des Werkes im TLMF (Dip. 1197). Das Original muss einstweilen als verloren gelten.

am Klerus, der sich viel zu wenig um die ihm anvertraute Herde kümmere, um lieber der großen Politik nachzugehen, war schon in den *Collectanea* zu spüren (vgl. Egger 1867, 17), kommt aber in dieser Schrift noch deutlicher zum Ausdruck. Die Biographien (z.B. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 356) berichten weiters, dass Putsch bis zu seinem Tod 1572 noch mit der Arbeit an einem österreichischen Stammbaum beschäftigt war, der als verschollen gelten muss.

Wirkung

Direkten Einfluss hat Putsch auf das Schaffen Gerhard de Roos genommen, der ihn in seinen *Annales* (97) im Zusammenhang eines Treffens zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen 1327 in Innsbruck zitiert. Auch in der *Sapientia Salomonis* (vgl. hier S. 252–256) widmete de Roo seinem Freund ein aus 33 Choliamben bestehendes Gedicht (Bl. Kiii^{v}–Kiiii^{r}). Christoph Wilhelm Putsch hatte ihn aus Anlass des Todes seines Bruders Johannes aufgefordert, einen poetischen Nachruf zu verfassen. In dem Gedicht würdigt de Roo auch Christoph Wilhelms Tätigkeit als Historiker (Hirn 1885–1888, Bd. 1, 356–357). Mit Gerhard de Roo kann nun auf einen Tiroler Historiker übergegangen werden, der sich vornehmlich mit Österreichischer Geschichte beschäftigte:

Gerhard de Roo

Wann genau Gerhard de Roo in Oudewater (Holland, Provinz Utrecht) geboren wurde, ist nicht bekannt; fest steht, dass es ein 9. Dezember war. Als Bassist verdingte er sich in der kaiserlichen Kapelle in Böhmen, wo er 1564 in die Dienste Erzherzog Ferdinands II. trat und diesen nach Tirol begleitete; dort wurde er 1571 Präzeptor der Kapellknaben. Große Geldnot, ein ständiges Ärgernis in de Roos Leben, brachte ihn dazu, eine Privatschule einzurichten, um sich so einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen. In den Jahren 1576 und 1577 waren es immerhin 24 Schüler, die er so unterrichtete. Nach dem Tod seines Vaters und seiner Brüder unternahm de Roo 1578 eine Reise in die Heimat, um sich um seine zwei noch lebenden Schwestern zu kümmern. Eine entscheidende Änderung in de Roos Leben stellte seine Bestellung zum Verwalter der Kunstkammer und Bibliothekar auf Schloss Ambras dar, wo er dem am 1. Oktober 1580 verstorbenen Jakob Wacker nachfolgte. So wird er in der Widmungsepistel der *Annales* (Bl. a2^{r}–[a4]^{r}) an Erzherzog Ferdinand II. auch als *celsitudinis tuae bibliothecarius* („Bibliothekar deiner Erhabenheit") angesprochen. Sein Gehalt wurde erhöht, er bezog freie Wohnung im Schloss und war weiterhin Mitglied der Kapelle des Erzherzogs. Dennoch besserte sich de Roos finanzielle Lage nicht: Die letzte Nachricht, in der er am 21. Juni 1588 erwähnt wird, ist die Anweisung einer Gnadenbeihilfe von 150 Gulden durch den Erzherzog zur Drucklegung seiner *Annales*. 1589 starb de Roo und hinterließ so wenig Vermögen, dass sich Ferdinand der Hinterbliebenen annehmen musste.

Annales: Fertigstellung durch Dietz

Im Gegensatz zu seinen poetischen Werken (vgl. hier S. 252–256) konnte de Roo die Veröffentlichung seines Geschichtswerkes *Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus gestarum* („Chronik der Taten der öster-

reichischen Fürsten aus dem Hause Habsburg in Krieg und Frieden") nicht mehr miterleben; sie waren bei seinem Tod 1589 noch nicht fertiggestellt, sondern wurden erst 1592 von Konrad Dietz von Weidenberg, dem lat. Schulmeister aus Feldkirch und späteren Sekretär Ferdinands,[24] zu Ende gebracht. Ausschließlich von Dietz stammen die fünfseitige Widmungsepistel (Bl. a2^{r}–[a4]^{r}) an Erzherzog Ferdinand II. und der umfangreiche Index am Schluss des Werks, in der Schrift selbst hingegen ist es schwer zu entscheiden, bis zu welchem Grad sie überarbeitet werden musste. Dietz selbst gebraucht für seine Arbeit in der Widmungsepistel den Ausdruck *adimplere*, hier vielleicht soviel wie „anreichern" bedeutet. Auf jeden Fall erhielt auch Dietz Zugang zur erzherzoglichen Bibliothek und allerlei Unterstützung durch Anton Klösel und Justinian Moser, Ferdinands Sekretäre.

Die *Annales* bestehen aus zwölf Büchern und behandeln die Geschichte der Habsburger von Rudolf I. bis zum Tod Kaiser Maximilians I. 1519: Das erste Buch (1–50) behandelt die Urgeschichte des Hauses Habsburg und den Beginn seiner Herrschaft in Österreich bis zum Tod Rudolfs I. 1291. Im Zentrum des zweiten Buches (51–92) steht Albrecht I., Buch drei (93–126) reicht bis zur Erwerbung von Triest 1382. Höhepunkte von Buch vier (127–166) sind der Tod Leopolds III. im Krieg gegen die Schweizer bei Sempach, der Streit um die Vormundschaft über Albrecht V. nach dem Tod seines Vaters, die Einberufung des Konzils von Konstanz und die Unternehmungen gegen die Hussiten. Das fünfte Buch (167–207) beginnt mit der Kaiserkrönung Sigismunds in Rom. Sein Nachfolger Albrecht musste sich zunächst im Streit um Böhmen durchsetzen und konnte dann Erfolge gegen die Türken erringen. Buch sechs (208–243) beginnt mit der Erhebung der österreichischen Adeligen unter Ulrich Eytzinger gegen Kaiser Friedrich. Ladislaus V. ließ sich zum König von Ungarn krönen. Sultan Mehmed II. wurde bei Belgrad zurückgeschlagen. Nach Ladislaus' Tod wählten die Böhmen Georg von Podiebrad zu ihrem König, die Ungarn Mathias Corvinus. Das Buch endet mit den Streitigkeiten zwischen Herzog Sigmund und Bischof Nicolaus Cusanus. Buch sieben (244–288) beginnt mit dem Krieg der Schweizer gegen Sigmund. Die Wiener verbannten den Kaiser aus ihrer Stadt, schließlich kam es jedoch zur Versöhnung zwischen den Brüdern Albrecht und Friedrich. Herzog Sigmund beschließt wiederum das Buch: Er versöhnte sich mit dem Papst. Im achten Buch (289–317) tritt Friedrich als Friedensstifter auf. Der Papst setzte Georg Podiebrad als König von Böhmen ab, dem Mathias Corvinus nachfolgen wollte, doch die Böhmen entschieden sich für Ladislaus. Maximilians Heirat mit Maria von Burgund wurde angebahnt. Mathias griff das österreichische Kerngebiet an, Friedrich setzte auf Verhandlungen statt auf Krieg. Am Be-

24 Vgl. Egger 1867, 13; Hirn 1885–1888, Bd. 1, 346–348; Lhotsky 1941/45, 200. Dietz bezeichnet de Roo in der Widmungsepistel (Bl. a2^{r}) als seinen „einzigartigen Freund" (*singularis amicus*), später als „alten Freund" (*veterem amicum*).

ginn von Buch neun (318–353) steht die Entrüstung der Franzosen über die Heirat Marias mit Maximilian, die in Belgien stattfand. Die Franzosen wurden im Kampf besiegt. Besondere Probleme bereitete Maximilian die Stadt Gent. Mathias Corvinus brach mit seinen Truppen wiederum in Österreich ein. Am Beginn des zehnten Buches (354–390) belagerte er Wien und zwang die Stadt zur Kapitulation. Maximilian kämpfte derweil in Flandern und wurde zum König des Heiligen Römischen Reiches gekrönt. In Brügge geriet er kurzfristig in Gefangenschaft. In Tirol brach der Krieg zwischen Herzog Sigmund und Venedig aus. Nach dem Tod des Mathias Corvinus marschierte Friedrich in Ungarn ein. Nach dem Friedensschluss mit Frankreich vereinbarte Maximilian seine zweite Ehe mit Bianca Maria Sforza und wurde nach dem Tod seines Vaters sein Nachfolger. Am Beginn des sehr sprunghaften elften Buches (391–426) stehen die Hochzeitsfeierlichkeiten in Innsbruck. König Karl von Frankreich eroberte indessen Neapel, verlor es aber bald wieder. Nach dem Tod Herzog Sigmunds wurde Tirol direkt dem Kaiser unterstellt. Maximilian begab sich auf Italienzug. Danach kam es zum Krieg gegen die Schweizer. In Frankreich folgte König Ludwig dem verstorbenen Karl nach und eroberte Mailand und Neapel. Philipp wollte durch Frankreich nach Spanien reisen. Die Kriege Maximilians in Geldern beschließen das Buch. Das letzte Buch (427–477) beginnt mit der Machtübernahme Philipps in Spanien. Venedig und Frankreich wandten sich wieder gegen Maximilian. Nach einigen Kriegsberichten in Italien endet das Werk mit dem Tod Kaiser Maximilians.

Quellen

Zu de Roos Quellen gibt es bereits eine ausführliche Untersuchung (Straganz 1907). Viele Quellen werden vage und anonym zitiert, etwa mit *sunt*, *qui dicant* (88; „es gibt welche, die sagen") oder *invenio in manuscriptis* (30; „ich lese in einer Hs."). Manche Schriften werden nach ihrem Entstehungs- bzw. Aufbewahrungsort zitiert, so eine Straßburger Chronik (14), eine Kärntner Chronik (57) oder eine Basler Chronik (76). Als Autoritäten werden häufig Lazius und Aventinus genannt, aber auch Thomas Ebendorfer von Haselbach oder Cuspinianus. Innsbrucker Ereignisse des Jahres 1336 berichtet de Roo nach der Vorlage der *Annales* Putschs (97); für die Belagerung von Petra 1508 ist Pincio der Gewährsmann. Eine durchaus kritische Tendenz im Umgang mit den Quellen erkennt man daran, dass ein Ereignis häufig aus mehreren Perspektiven geschildert wird, oft heißt es *alii habent* (z.B. 67; „andere aber meinen"). Gegen manche Autoren wird regelrecht polemisiert: *Nauclerus* […] *quem ego cum aliis sequi nolim*, *quod certiora invenisse mihi videar: nihil interim lectori praescribo.* […] *Si quis certius quid invenerit*, *id sequatur.* (22; „Nauclerus […], dem ich mit anderen nicht folgen möchte, weil ich meiner Meinung nach verlässlichere Informationen gefunden habe; dem Leser aber will ich hier keine Vorschriften machen. […] Wenn jemand etwas Verlässlicheres findet, möge er sich daran halten!") Wie frei de Roo dabei mit seinen Quellen umgeht, zeigt die Rede Antonio Giustinianis vor Kaiser Maximilian, die

mit vielen Änderungen (443–445) aus dem Geschichtswerk des Francesco Guicciardini übernommen wurde.

Struktur

Die zwölf Bücher der *Annales* sind recht unterschiedlich strukturiert, lassen sich aber in zwei Hauptblöcke unterteilen: Während das erste Buch die Vorgeschichte und den Ursprung der Habsburger bis zum Jahr 1291 berichtet, umfassen die Bücher 2–5 jeweils mehrere Jahrzehnte. In Buch 6 wird die Geburt Maximilians geschildert, der dann als Leitfigur der Bücher 7–12 auftritt, die jeweils nur mehr wenige Jahre behandeln. Programmatisch endet das Werk auch mit dem Tod Maximilians.

Reden

Als würdiger Vertreter der dramatischen Geschichtsschreibung erweist sich de Roo auch in den immer wieder eingebauten Reden. Wenn seine Diktion ansonsten auch ruhig und kühl ist, kann er hier doch zeigen, zu welchen rhetorischen Höhenflügen er fähig ist: Die erste direkte Rede des Werkes etwa ist Rudolf I. in den Mund gelegt, kurz vor der Belagerung von St. Gallen 1272 (12–13). Nicht zuletzt zahlreiche Zitate aus Ciceros *Catilinarien* sollen Rudolf als klugen und bedachten Mann erscheinen lassen. Auch Maximilian tritt als begnadeter Redner auf, der alle Register ziehen kann, etwa wenn er sich (433) an die Reichsfürsten wendet, um Unterstützung im Krieg gegen Frankreich zu erhalten.

Kriegslisten

Mit besonderer Erzählfreude schildert de Roo die Kriegslisten, wie sie in allen nur erdenklichen Varianten im Laufe der Geschichte angewandt wurden, sei es, dass die Venezianer Padua durch Tricks ohne Blutvergießen einnehmen konnten (446–447), sei es, dass allein der laute Ruf „Die Feinde fliehen!" diese erst in die Flucht getrieben hat (31), sei es, dass ein Feldherrnzelt präpariert wurde und sich als tödliche Falle herausstellte (27). Eine gewisse Freude zeigt de Roo auch an kuriosen Grausamkeiten, wenn etwa besonders harte Strafen vollstreckt werden (85).

Selbstbild

Während die Aussagen von de Roos (bzw. Dietz) über sein eigenes Schaffen in der Widmungsepistel recht ausführlich (und stark topisch gefärbt) sind, finden sich im Werk selbst nur wenige aussagekräftige Stellen: Bemerkenswert ist die deutliche Abgrenzung von der Panegyrik und die Beteuerung, stattdessen wahre *historia* zu betreiben (50). In der Widmungsepistel liest man die Verpflichtung zur Wahrheit *(fides et veritas),* de Roo beklagt jedoch seinen Mangel an Gelehrsamkeit *(doctrina)* – ein klarer Bescheidenheitstopos. Am Beispiel von Maximilians Schweizerkriegen wird demonstriert, was man an Unparteilichkeit zu erwarten hat: Die Geschichte soll so geschrieben werden, als hätte sie ein Schweizer geschrieben.

habsburgische Frömmigkeit

Ein wichtiges Anliegen des Werkes ist es, die Habsburger, allen voran Maximilian, als gute, christliche Herrscher erscheinen zu lassen. Albrecht I. vertraut etwa in der Entscheidungsschlacht gegen Adolf von Nassau auf Gott und siegt (66), Rudolf I. singt noch in der Schlacht ein Marienlied (30); als die beiden größten Tu-

genden Maximilians werden die Selbstüberwindung und die Gottesfurcht genannt (Widmungsepistel, Bl. a3^{v}).

Jakob Schrenck von Notzing

Wie Gerhard de Roo ist auch Jakob Schrenck von Notzing im Gefolge des Erzherzogs Ferdinand II. 1567 nach Tirol gekommen, nachdem er ihn zuvor auf den Türkenzügen begleitet hatte. Als sein Rat und Sekretär[25] bekam er den Auftrag, ein Werk über die Rüstkammer auf Schloss Ambras zu verfassen, wie sich de Roo der Bibliothek annehmen sollte.[26] Schrenk von Notzings Vorarbeiten[27] gingen jedoch langsam voran, das Werk war noch nicht fertig, als Ferdinand 1595 starb. Erst 1601 erschien in Innsbruck der Folio-Prachtband *Augustissimorum imperatorum, serenissimorum regum atque archiducum*, *illustrissimorum principum necnon comitum, baronum*, *nobilium aliorumque clarissimorum virorum* […] *verissimae imagines et rerum ab ipsis* […] *gestarum succinctae descriptiones* („Höchst getreue Abbildungen der höchsten Kaiser, erlauchtesten Könige und Erzherzöge, berühmtesten Fürsten, Grafen, Barone und Adeligen und anderer bekanntester Männer, […] dazu knappe Beschreibungen ihrer Taten").[28]

Übersetzungen, Ausgaben

Aus der Feder des Johann Engelbert Noyse stammt die erste deutsche Übersetzung, die 1602 (anders Schlosser 1908, 44) in Innsbruck gedruckt wurde. Johann David Köhler gab diese Übersetzung 1735 in Nürnberg neu heraus und vermehrte sie durch Quellenangaben, genaue Bildbeschriftungen, ergänzte Jahreszahlen usw. Im Biblio-Verlag (Osnabrück) erschien 1981 ein Nachdruck der Innsbrucker Ausgabe von 1601, in dem der lat. auch die deutsche Fassung gegenübergestellt wurde.

Proömium

Nach einigen kleineren vorangestellten Gedichten (vgl. Abb. 41; s. hier S. 434) reflektiert Schrenck von Notzing im Proömium *ad benevolum lectorem* („an den geneigten Leser") über seine Arbeit: Viele Helden strebten nach ewigem Ruhm bei der Nachwelt und förderten daher gelehrte Männer, die ihre Taten darstellten. Für diese fruchtbare Verbindung von heldenhaften Kriegstaten und literarischer Bildung gebe es zahlreiche Beispiele – genannt werden Alexander der Große, Julius Caesar und Alfons von Neapel. Nach einem Lob der Kriegskunst, die es dem Herrscher

25 Zu seiner offiziellen Tätigkeit als Rat und Sekretär der erzherzoglichen Kunstkammer vgl. Schmid 1971, 56.

26 Die verstreuten biographischen Informationen über den stets von Schulden geplagten Trinker Schrenck sind zusammengetragen bei Hirn 1885–1888, Bd. 1, 349–353; Überbacher 1972, 60–61.

27 1593 erschien ein *Verzaichnus der Römischen Kayser, König, Fürsten, Graffen,* […]*, welcher Leybharnisch und Rüstungen zum thail ganz und zum thail stuckweyß* […] *in dem Schloß Ambraß* […] *gesehen werden* in Innsbruck (vgl. Waldner 1890, 247), ein Verzeichnis in 119 Rubriken, noch ohne die entsprechenden Biographien.

28 Der wichtigste museumstheoretische Traktat dieser Zeit, Samuel Quicchebergs *Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi* („Inschriften oder Titel des weitesten Theaters"; München 1565) erwähnt Erzherzog Ferdinand II. als bedeutenden Sammler, dessen Sammlungen würdig wären, dereinst ausführlich beschrieben zu werden (Ausgabe von Roth 2000, 166–169). Diese Forderung löst Schrenck von Notzing ein.

erst erlaube, sein Volk zu beschützen, schließt sich der argumentative Kreis mit dem Hinweis, dass die Erinnerung an große strategische Talente bewahrt werden müsse. Ferdinand habe lange Dokumente solch bedeutender Kriegskunst gesammelt. Es sei außerdem sein Wunsch gewesen, seine Sammlung einem größeren Publikum zugänglich zu machen, weswegen er Schrenck von Notzing mit der Abfassung des vorliegenden Werkes beauftragt habe. Schrenck charakterisiert seine Texte selbst folgendermaßen: *vitas singulorum et res gestas per elogia brevi compendio* („Lebensbeschreibungen der einzelnen Helden und ihre Taten, in Lobeshymnen kurz zusammengefasst"). Weiters gibt er Auskunft über die Struktur seiner Schrift: Er wolle der Reihe nach Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Barone, dann die übrigen Männer behandeln, wobei sich auch ein chronologisches Muster in diese Ordnung drängt. Abschließend gibt der Autor zu, dass seine Bewertungen noch lebender Persönlichkeiten nach deren Ableben sicherlich überdacht werden müssen. Das Horazische *docere et delectare* als Ziel des Werkes beschließt das Proömium.

Abb. 41: Gedicht eines Henricus Ranzovius am Beginn von Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

Widmung

Der Widmungsbrief an Kaiser Rudolf II. und König Philipp III. von Spanien wiederholt bereits bekannte Motive aus dem Proömium: Helden streben Nachruhm an und brauchen dazu die Hilfe von Schriftstellern. Auch Ferdinand sammelte, um der Nachwelt *exempla* präsentieren zu können. Neu und reizvoll ist die Passage, in der Schrenck den Zweck des eigenen Werkes beschreibt: […] *hoc heroicum Theatrum oculis perlustrandi et propterea itineris capessendi cupiditate accenderentur* („[Menschen] sollen angespornt werden, dieses Heldentheater mit eigenen Augen anzusehen und dafür auch eine Reise auf sich zu nehmen").

Descriptiones

Der Hauptteil des unpaginierten Werkes besteht aus der Gegenüberstellung von 125 Kupferstichen (Waldner 1890, 230–232) mit der Biographie des jeweils Dargestellten (vgl. Abb. 42, 43). Durch die Kombination von Bild und Text greift Schrenck von Notzing eine Idee auf, die bereits in den *Parallelbiographien* Plutarchs

grundgelegt ist: Er wolle nicht Geschichte schreiben, sondern die Person wie auf einem Porträt darstellen, heißt es z.B. im *Leben des Kimon* (2,3; vgl. IJsewijn 1983, 2). Die Auswahl,[29] die Schrenck traf, ergibt ein buntes Bild von verschiedenen Habsburgern, bayerischen Herzögen, französischen Königen, zwei Osmanen, polnischen und dänischen Herrschern. Weiters findet man deutsche Fürsten (Brandenburg, Württemberg, Sachsen, Hessen, Jülich-Kleve) und italienische Potentaten (von Urbino, Mantua, Florenz, Ferrara, Parma, Venedig, Mailand, Bergamo). Während in der ersten Hälfte v.a. Machthaber dargestellt werden, dominieren große Feldherren bzw. Helden die zweite Hälfte.

Ferdinand

Die Biographien folgen nicht dem antiken Vorbild Suetons, der seine Viten in verschiedene Rubriken eingeteilt hat, sondern erzählen das Leben des Dargestellten chronologisch von seiner Geburt bis zu seinem Tod nach. Greift man die Biographie Erzherzog Ferdinands heraus, wird schnell klar, was diese Texte wollen: Nach einer kurzen Einleitung über seine Eltern und seine Jugend kommt ebenso kurz seine Zeit in Böhmen zur Sprache, an die sich eine ausführliche Beschreibung seiner Leistungen in den Türkenkriegen – hier war Schrenck Augenzeuge – anschließt. Über seine Herrschaft in Tirol verliert Schrenck von Notzing kein einziges Wort. Es geht in diesen sogenannten *vitae* nämlich ausschließlich um die militärische Karriere und um die Schlachtfelder, auf denen sich der Held bewährt hat.

Karl von Burgau

Eine weitere interessante Biographie ist die des aktuellen Förderers des Schrenck von Notzing: Karl Markgraf von Burgau. Schrenck nutzt die Gelegenheit, um in einem einzigen Text seine beiden Mäzene, Vater und Sohn, zu loben: „Tapfere Männer bringen tapfere Männer hervor, Ferdinands Tapferkeit hat sich auf seinen Sohn übertragen!" Karl habe in seiner Jugend bereits deutliche Neigungen zum Kriegshandwerk gezeigt und seine Talente in Belgien (für Philipp II.) und gegen die Türken (für Rudolf II.) einsetzen können. Mit einem schlichten Gebet an Gott, er möge Karl noch ein langes Leben schenken, schließt diese Vita. Kein Wort wird über die Waffensammlung verloren, die sich ja nun in Karls Besitz befindet, keines über das Schloss Ambras, keines über Tirol.

Francesco Terzio

Lhotsky 1962, 95 bringt Schrencks Werk mit Francesco Terzios *Austriacae gentis imagines* („Bildnisse des Hauses Österreich"), die zunächst 1558 und dann in einer erweiterten Auflage zwischen 1569 und 1573 in Innsbruck gedruckt wurden, in Verbindung (Menta 1993). Der 1523 in Bergamo geborene Maler und Kupferstecher Terzio arbeitete lange Zeit für Erzherzog Ferdinand, ehe er nach Italien weiterzog, wo er schließlich in Rom 1591 starb (Scheicher 1983). Mit Schrencks Werk verbindet

29 Dass es sich um eine Auswahl und um keine komplette Beschreibung der Rüstkammer handelt, zeigt ein Vergleich mit Sacken 1885, der in seinem vollständigen Verzeichnis der Ambraser Sammlungen stets anführt, wenn ein Stück nicht bei Schrenck vermerkt wurde.

Abb. 42, 43: Albrecht I., Kupferstich und Texttafel aus dem Folio-Prachtband von Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

seine *Imagines* einerseits die Gegenüberstellung von kunstvollem Kupferstich einer Persönlichkeit und biographischen Informationen, andererseits die relativ geringe Bedeutung als historisch-biographische Quelle. Für das zugrunde liegende genealogische Programm war Georg Resch von Geroldshausen (1501–1564), Hofrichter im Stubai und Rat des Erzherzogs, zuständig. Von ihm stammen wahrscheinlich auch die Daten für die Texte, die den einzelnen Figuren beigefügt wurden (Scheicher 1983, 49).

Werk

Das Werk, ein Groß-Folio-Prachtdruck auf 58 Blättern, beginnt mit einem mit 102 Hexametern umfangreich ausgefallenen Gedicht des Giovanni Mario Verdizotti[30] zum Lob der Malerei: Ihre Bedeutung bestehe darin, berühmte Personen dem Vergessen zu entreißen; somit erhält sie einen der Geschichtsschreibung vergleichbaren Stellenwert; Letztere wird zu Beginn des zweiten Teils in einem Gedicht des Claudio Cornelio Frangipani[31] gelobt.

30 Der um 1530 in Venedig geborene Maler und Dichter wirkte eine Zeit lang als Sekretär Tizians, vgl. Scheicher 1983, 46 Anm. 27.

31 Cornelio Frangipani di Castello war als Jurist und Literat tätig und verfasste v.a. Epigramme und Sonnette, vgl. Scheicher 1983, 47 Anm. 30.

Aufbau

Das Werk selbst gliedert sich in fünf Teile: Im ersten Teil (Bl. 3–16, Kaiser Maximilian II. gewidmet; vgl. Abb. 44) werden Kaiser, Könige und Fürsten des Hauses Habsburg behandelt, im zweiten Teil (Bl. 17–28; Erzherzog Ferdinand II. gewidmet) Grafen des Hauses Habsburg, im dritten Teil (Bl. 29–35; Erzherzog Karl von Österreich gewidmet) mit dem Haus Habsburg verwandte Herrscher, im vierten Teil (Bl. 36–42; Philipp dem Katholischen gewidmet) weiter entfernt verwandte Persönlichkeiten. Der fünfte Teil (Bl. 43–57; Maria, der Gattin Kaiser Maximilians II., gewidmet) ist berühmten Frauen der Habsburger vorbehalten. Während Terzio im Vorwort an den Leser die Struktur der ersten vier Bücher erklärt, erfährt das fünfte Buch dort keine Erwähnung.

Quellen

Die meisten der bisherigen Untersuchungen[32] zu den *Imagines* beschäftigen sich mit dem Verhältnis zwischen den Stichen und deren unmittelbaren Quellen: den Bronzestatuen in der Innsbrucker Hofkirche, die zwischen 1502 und 1584 gestaltet wurde. Bei Philipp I. von Spanien, Kaiser Friedrich IV. und Kaiser Albrecht II., bei Bianca Maria Sforza und Maria von Burgund ist die Vorbildwirkung der Statuen unumstritten (Menta 1993).

Ferdinand II.

Auf Bl. 18 wird Erzherzog Ferdinand II. behandelt (vgl. Abb. 45). Er geht den Darstellungen der alten habsburgischen Grafen voraus. Unter seinem Bildnis findet sich ein Widmungsbrief Terzios an seinen Gönner, dessen Verdienste um die schönen Künste und alle Wissenschaften ausdrücklich gelobt werden.

Klostergeschichtsschreibung

Im 16. Jh. kam es zur Gründung zahlreicher wichtiger Ordensniederlassungen in Tirol, beispielsweise der Jesuiten in Hall und Innsbruck oder der Serviten an mehreren Orten. Der Dokumentation des eigenen Wirkens, der Mehrung der Besitzungen und des Einflusses auf die örtliche Bevölkerung widmete man besonderes Augenmerk in Form von Chroniken oder Hausgeschichten.

Innsbrucker Jesuiten

Im Archiv des Innsbrucker Jesuitenkollegs, dessen Bücherbestände im Laufe der Zeit öfters dezimiert wurden, liegt eine Schrift, die die Gründung und die frühen Jahre des Kollegs in Innsbruck dokumentiert: *De initio et progressu collegii Oenipontani Societatis Iesu* („Über die Gründung und den Fortschritt des Innsbrucker Jesuitenkollegs"; ohne Signatur). Es handelt sich dabei um die *historia domus*, die Geschichte des Hauses, in der die Anzahl der Ordensmitglieder, Nachrufe für die Toten, die Tätigkeit der Prediger und Seelsorger, die Fortschritte der Schule, Wohltaten, Schenkungen, Erwerbungen und Bautätigkeiten beschrieben werden.[33] 1813

32 Grundlegend ist die Edition der Stiche durch Scheicher 1983, die jedoch explizit (44) von der Edition der beigegebenen Texte absieht.

33 Eine allgemeine Charakterisierung der *historiae* der Jesuiten liefert Heiss, G. 2004, der auch auf die mitunter schwierige Unterscheidung zwischen *historia domus* und *litterae annuae* (d.h. Jahresberichten in Briefform) eingeht.

Abb. 44: Kupferstich Kaiser Maximilians II. aus Dominicus Custos' *Atrium heroicum*, Augsburg 1600.

Abb. 45: Erzherzog Ferdinand II., Kupferstich aus Francesco Terzios *Austriacae gentis imagines*, Innsbruck 1558.

verfasste ein Unbekannter einen Auszug mit kulturkundlich relevanten Themen in drei Bänden (TLMF, Dip. 596).

Die Innsbrucker *historia* umfasst die Ereignisse von der Gründung im Jahr 1561 bis 1685, wobei die Schreiber Jahr für Jahr wechselten: Es handelte sich bei diesen nämlich um die jeweiligen Rektoren, die ihre Texte vor der eigentlichen Eintragung dem Provinzial zur Überprüfung vorlegten. Eine Grundtendenz durchzieht das gesamte Werk: Das heilsame Wirken der Jesuiten in der Welt zur höheren Ehre Gottes soll gezeigt werden.

Beispiel 1626

Um einen Einblick in die Art der jährlichen Einträge zu gewinnen, sei (obwohl wir damit schon jenseits der Epochengrenze liegen) das für die Innsbrucker Jesuiten interessante Jahr 1626 herausgegriffen. In diesem Jahr stürzte die im Bau befindliche Dreifaltigkeitskirche ein, deren Reste heute unter dem Karl-Rahner-Platz liegen. Wer nun glaubt, dieses Ereignis hätte großen Niederschlag in der *historia domus* gefunden, irrt. Dort wird (251–253) zunächst ausführlich über den Personalstand des Kollegs (Neuzugänge, Versetzungen, Todesfälle) berichtet. Ein Treffen mit Erzherzog Leopold und dem Pressburger Bischof und die Erfolge der Bürger-

kongregation rahmen die kurze Erwähnung des Kircheneinsturzes. Am Ende findet sich die Beschreibung einer Marienerscheinung in Maria Waldrast und die Erfolge der Mission in Brixen und Meran.

Franziskaner in Innsbruck

Kaiser Ferdinand I. berief 1564 die Franziskaner nach Innsbruck und übertrug ihnen die Hofkirche und das sogenannte „Neue Stift", das ab 1580 Sitz der neu errichteten Tiroler Franziskanerprovinz wurde (Nothegger 1936, 80–86). Eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen zur Provinzgründung spielte der aus Kleve gebürtige Franziskaner Heinrich Sedulius (1549–1621), dessen *Relationes* („Berichte") folgerichtig am Beginn der Tiroler Provinzchronik (*Protocollum provinciae Tyrolensis OFM*; OFM PA, Cod. 4a) stehen. Nach dieser Gründungserzählung[34] werden ab 1580 die Geschicke der Provinz Jahr für Jahr bis in unsere Tage herauf dokumentiert. Mit OFM PA, Cod. 2 hat sich auch noch das Original der Jahreseinträge des Sedulius erhalten, der Innsbruck bereits 1584 wieder verlassen hat. Ebenfalls mit dem Jahr 1580 beginnt das *Necrologium provinciae* („Sterbebuch der Provinz"; OFM PA, Cod. 46), das nach dem Ableben eines Bruders seine Grunddaten zusammenträgt und sein Leben meist recht kurz würdigt.

34 Dieser Bericht wurde auch außerhalb des Provinzprotokolles in OFM SW, PA Cod. 132 auf Pergament überliefert und trägt dort den Titel *Initium et origo cenobii sanctae Crucis Oeniponti provinciae Tyrolis* („Beginn und Ursprung des Innsbrucker Heilig-Kreuz-Klosters der Tiroler Provinz").

Martin Korenjak

Brief

Kanzlei-korrespondenz und Humanistenbrief

Im Tirol des 16. Jhs. kreuzen sich mit der Korrespondenz der fürstlichen Kanzleien auf der einen, dem nichtamtlichen Humanistenbrief auf der anderen Seite sozusagen eine ab- und eine aufsteigende Entwicklungslinie des nlat. Briefes. Die Kanzleikorrespondenz steht in einer mittelalterlichen Tradition: Sie folgt den Regeln der sogenannten *Artes dictaminis*, die mithilfe von Musterstücken und Formularen zum Verfassen verschiedenartiger Urkunden und Briefe anleiten, und orientiert sich darüber hinaus an den jahrhundertealten Usancen wichtiger Kanzleien wie derjenigen der päpstlichen Kurie. In formaler Hinsicht ist sie v.a. durch folgende Merkmale gekennzeichnet: unantike Anfangs- und Schlussformeln: zu Beginn direkte Anrede an den Empfänger, am Schluss Datum und Name des Schreibers, jeweils mit streng nach Rang und Verhältnis der beiden Parteien geregelter, oft hyperbolisch-exuberanter Titulatur; Gebrauch des *pluralis maiestatis* für die höhergestellte Partei, sowohl in der ersten als auch in der zweiten Person, oft in Formeln vom Typ *Vestra Celsitudo* („Eure Erhabenheit"); Hang zum ausufernden Periodenstil, dabei aber keine Scheu vor mittelalterlichen Wörtern und Wendungen sowie unklassischen Fachausdrücken; Briefgattungen, die in der antiken Brieftheorie und -praxis nicht vorkommen; fließende Übergänge zu anderen Arten von Kanzleischrifttum wie Dekret, Urkunde, Vertrag, Gesandtenbericht usw. Das Lat. wird hier in einem mehrere Jahrhunderte dauernden Prozess von den Volkssprachen zurückgedrängt (auch wenn es mancherorts, z.B. in den Klöstern, noch länger die ausschließliche Sprache des offiziellen Briefverkehrs bleiben wird, vgl. hier S. 995). Dagegen erlebt der Humanistenbrief (vgl. Palme 1993, 218–228) in der vorliegenden Epoche einen Aufschwung. Er orientiert sich v.a. an antiken Theoretikern und an Briefsammlungen wie denen Ciceros und des jüngeren Plinius. Dementsprechend bemüht er sich um antikes Briefformular (Beginn mit *A B salutem dicit* [„A grüßt B"], Schluss mit *Vale* [„Leb wohl"] o.ä.) und reine Latinität und strebt tendenziell einen urbanen Gesprächsstil an. Während beim Kanzleibrief zwischen Absender und Adressat meist große Standesunterschiede bestehen, will der Humanistenbrief in erster Linie ein Austausch unter Freunden sein. Nicht mehr das Wohlwollen des Höhergestellten und die Ergebenheit des Untertanen bestimmen den Ton, sondern die Herzlichkeit, die unter gleichgesinnten *amici* herrscht. In der Praxis kommen die beiden skizzierten Idealtypen allerdings nur selten ganz rein vor; Mischformen sind eher die Regel als die Ausnahme (vgl. Schaller 1980; Gruber u.a. 1983, 652–662; Smo-

lak 2006, IX–LXXV, v.a. XXII–XXXIII). Im Folgenden sei jeder von ihnen anhand eines repräsentativen Beispiels vorgestellt.

Kanzleikorrespondenz des Cristoforo Madruzzo

Kanzleien unterhielten im Tirol dieser Epoche die Höfe in Innsbruck, Brixen und Trient. Die wohl interessantesten Korrespondenzen sind uns aus Trient erhalten. Besonders die Briefwechsel des Bernhard von Cles und des Cristoforo Madruzzo (vgl. Farbtafel 11), zweier Figuren von europäischem Format, sind von beträchtlichem historischem und geistesgeschichtlichem Wert. Die Korrespondenz des erstgenannten, der u.a. sogar mit Erasmus von Rotterdam in Kontakt stand, wurde schon relativ intensiv erforscht.[1] Hier sollen kurz die lat. Briefe aus der Korrespondenz des Cristoforo Madruzzo vorgestellt werden, die nicht zuletzt aufgrund seiner Rolle als Gastgeber des Tridentinum von großer Bedeutung, aber trotzdem weniger bekannt ist. Immerhin ist ihr größter Teil, 1742 Briefe und andere Schriftstücke auf rund 3700 Blatt, die sich bis 1918 in Innsbruck befanden, heute wieder im Archivio di Stato in Trient liegen, bereits seit längerem katalogisiert und zusammenfassend beschrieben (Galante 1911). Das Material deckt Cristoforos gesamte Amtszeit von 1539 bis 1567 ab, reicht geographisch von Spanien bis Polen und von Italien bis England und zeigt Cristoforo in seinem Verhältnis zu Königen, Kaisern und Kardinälen ebenso wie zu einfachen Untertanen. Die Hauptmasse machen Schreiben an den Fürstbischof aus; Konzepte und Abschriften in seinem Namen verfasster Briefe haben wir nur wenige. Der größte Teil der Korrespondenz ist bereits in den Volkssprachen abgefasst, in erster Linie auf Italienisch, in zweiter auf Spanisch, daneben auch auf Deutsch und Französisch. Die Zahl der lat. Briefe beträgt genau 100, was knapp 6% des gesamten Materials entspricht.

lat. Briefe

Auf Lat. schreiben an Cristoforo verschiedene Personengruppen in diversen Briefgattungen und zu unterschiedlichen Themen. Humanistisch gebildete Privatleute wie etwa Johannes Küfner (vgl. hier S. 292–295) verwenden es für ihre Bittschriften und Bewerbungsschreiben (z.B. Galante 1911, Nr. 29). Cristoforos Untergebene ersuchen ihn auf Lat. um Instruktionen und senden Rapporte an ihn (Nr. 57). Solche Schreiben langen einerseits aus seinem eigenen Herrschaftsbereich ein, andererseits aber auch aus dem Ausland und von fremden Höfen – Gesandten- und Agentenberichte, die einen besonders interessanten Teil der Korrespondenz ausmachen (Nr. 152). Vertreter Trients informieren und befragen den Fürstbischof zu Angelegenheiten, die das Verhältnis zwischen der Stadt und ihm selbst betref-

1 Zur einschlägigen Sekundärliteratur vgl. BBKL 20, 313–346. Zu den Briefen des Antonio Quetta an Cles s. auch hier S. 379. Die Korrespondenz des Innsbrucker Hofs lagert im TLA, die der Brixner Fürstbischöfe zur Hauptsache in Brixen. – Für Informationen über die Tiroler Kanzleien und ihre Briefbestände danke ich herzlich Daniela Rando (Università degli Studi di Padova) und Heinz Noflatscher (Universität Innsbruck).

fen (Nr. 127). Lat. Empfehlungsschreiben und Bittschriften kommen von anderen Geistlichen, z.B. Bischofskollegen (Nr. 564) und Äbten (Nr. 1731). Besonders gerne verwenden gekrönte Häupter Europas, etwa die Kaiser Ferdinand I. (Nr. 1626) und Maximilian II. (Nr. 1738) sowie König Sigismund II. von Polen (Nr. 654), das Lat. für Beglaubigungs-, Empfehlungs- und Dankesschreiben. Schließlich sind auch verhältnismäßig viele von Cristoforos eigenen Briefen (Nr. 91), Dekreten (Nr. 71) und Vorladungen (Nr. 1358) lat. abgefasst. Tendenziell kommt das Lat. als Briefsprache also noch am ehesten unter gebildeten und hochrangigen Briefpartnern, unter Klerikern sowie in Auslandsbriefen zum Einsatz.

Briefe zwischen Hoch und Niedrig

Sprachlich und stilistisch weist dieses Corpus, wie nicht anders zu erwarten, eine große Spannweite auf. Zwischen einer ganz technisch gehaltenen Schlachtbeschreibung wie Nr. 152 und der Glätte eines königlichen Dankesschreibens wie Nr. 154 liegen in dieser Hinsicht Welten. Wenn es einen Aspekt gibt, der in den meisten Briefen ins Auge fällt, so ist es der gekonnte, situationsgemäße Umgang der Schreiber mit dem Standesunterschied und Machtgefälle zwischen ihnen selbst und ihren Adressaten. Der einschlägige Formelschatz, der sich über die Jahrhunderte hinweg entwickelt hat, engt den Geübten diesbezüglich nicht ein, sondern ermöglicht es ihm im Gegenteil, nahezu beliebig fein zu differenzieren. Das folgende, bei Galante nicht aufgeführte Schreiben an Cristoforo illustriert neben den meisten übrigen der eingangs genannten Merkmale des Kanzleibriefs (unantiker Anfang und Schluss, Periodenstil, mittelalterliches Lat., *pluralis maiestatis* usw.) auch diesen Aspekt. Es stammt anscheinend von einem höherrangigen Trientner Beamten, der während des Konzils für das Wohl eines Mitglieds der Familie Farnese, vielleicht Alessandro Farnese d.J., zu sorgen hatte. In wenigen Zeilen gelingt es dem Mann, den Fürstbischof seiner Dienstfertigkeit und Ergebenheit zu versichern, seine Abwesenheit zu entschuldigen, sich als tatkräftigen, selbständigen Untergebenen darzustellen, der gleichwohl nie den Beschlüssen seines Herren vorgreifen würde, und sein Engagement mit seinem Wohlwollen für die Farnese, seinem pflichtbewussten Bürgersinn und *last not least* seiner Sorge um Cristoforos Ruhm zu begründen.

Beatissime praesul, Domine mi colendissime,
Post beatorum pedum oscula humillimam et devotam commendationem. Quicquid praesentis temporis status exigat, pro mea in rempublicam et Farnesiorum Illustrissimam familiam perpetua voluntate et observantia, quum per meipsum non licet, per secretarium meum, qui has reddet, Beatitudini Vestrae significatum volui. Quare et eum audire et ex eius relatu statuere dignabitur, quod cum reipublicae utilitate gloriosaque Beatitudinis Vestrae commendatione sit coniunctum. Cuius ego interea pedibus me humillime submittens devotissime commendo. Tridenti Nonis Augusti MDXXXXVI.

> Seligster Bischof, mein allerehrwürdigster Herr,
> Nach Küssen für Eure seligen Füße meine demütigste und ergebene Ehrerbietung. Alles, was der gegenwärtige Stand der Dinge erfordert, wollte ich entsprechend meinem immerwährenden Wohlwollen und meiner Dienstfertigkeit gegen den Staat und die hochberühmte Familie Farnese, da es mir persönlich nicht möglich ist, durch meinen Sekretär, der dieses Schreiben überbringen wird, Eurer Seligkeit kundgetan haben. Daher wird sie geruhen, ihn anzuhören und aufgrund seines Berichts das zu beschließen, was mit dem Nutzen des Staates und der ruhmreichen Empfehlung Eurer Seligkeit verbunden ist. Bis dahin kauere ich mich überaus demütig zu ihren Füßen nieder und empfehle mich aufs Ergebenste. Trient, 5. August 1546.

Briefe von Tiroler Humanisten an Vadian

Trug die amtliche Korrespondenz der Höfe u.a. dazu bei, dass man innerhalb Europas politisch auf dem Laufenden und miteinander in Kontakt blieb, so kam dem stetig anschwellenden privaten Briefverkehr unter den humanistisch Gebildeten eine ähnliche Funktion in geistesgeschichtlicher Hinsicht zu. Er verbreitete, oft etablierten Handelsrouten folgend, neue Ideen landauf, landab und trug sie auch in Gebiete, die wie Tirol nicht unbedingt Brennpunkte des geistigen Lebens waren. Dieser Umstand verleiht Korrespondenzen zwischen bedeutenden Gestalten der europäischen Geistesgeschichte und Tirolern ein besonderes Interesse. Leider sind viele der betreffenden Briefwechsel noch unzureichend oder gar nicht erschlossen. Eine erfreuliche Ausnahme stellt in der vorliegenden Epoche die Korrespondenz des St. Galler Humanisten und Reformators Joachim von Watt (1484–1551) dar, der besser unter seinem latinisierten Namen Vadian(us) bekannt ist (vgl. etwa BBKL 12, 1003–1013). Die weit über tausend Briefe von und v.a. an ihn, die größtenteils in der Stiftsbibliothek St. Gallen erhalten sind, wurden schon um die vorletzte Jahrhundertwende ediert (Arbenz/Wartmann 1890–1913). Unter ihnen finden sich 14 lat. Briefe aus dem Tiroler Raum an Vadian, wenn auch leider keine seiner Antworten. Diese Schreiben illustrieren nicht nur die Kontakte, die zwischen Tiroler Intellektuellen und einem herausragenden Humanisten bestanden, sondern sind auch religionspolitisch brisant: Vadian bekannte sich seit 1523 offen zur Reformation und hatte an ihrer Durchsetzung in St. Gallen entscheidenden Anteil, während die reformatorischen Bestrebungen in Tirol bekanntlich mit Gewalt unterdrückt wurden.

Verfasser, Inhalte

Die 14 lat. Briefe[2] verteilen sich chronologisch auf die Zeiträume 1515–1518 (fünf Briefe), 1526–1527 (drei) und 1540–1544 (sechs), geographisch auf Hall

2 Nachfolgend eine chronologisch geordnete Übersicht (in Klammern jeweils die Nummer bei Arbenz/Wartmann 1890–1913): Johannes Dantiscus, Hall, 2. 10. 1515 (Nr. 55); Sebastian Reinald, Hall, 26. 10. 1515 (Nr. 56); Riccardo Bartolini, Innsbruck, 31. 3. 1516 (Nr. 62); Erasmus Strenberger, Trient,

(acht), Innsbruck (fünf) und Trient (einer). Unter den Briefschreibern sind zunächst Riccardo Bartolini, der bekannte Autor des panegyrischen Habsburgepos *Austrias*, und der bereits im Zusammenhang mit der Korrespondenz Cristoforo Madruzzos genannte Johannes Küfner hervorzuheben. Jener bittet Vadian, er möge dafür sorgen, dass Korrekturen Jakob Spiegels zur *Austrias* zusammen mit dem Werk selbst oder bald danach gedruckt und verkauft würden (Arbenz/Wartmann 1890–1913, Nr. 62),[3] dieser bewirbt sich im Anschluss an die Heilung eines St. Galler Tuchhändlers um die Freundschaft des großen Mannes. (Dass dieser Tuchhändler offenbar seinen Brief überbringt, illustriert ebenso wie ein Verweis auf Schweizer Salzhändler als Bücherkuriere in Nr. 1128 den oben angedeuteten Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen und geistigen Kontakten.) Der Versuch, mit Vadian in Verbindung zu treten bzw. zu bleiben, ist generell eines der wichtigsten Themen der Briefe: Bitten um Vadians Freundschaft, Empfehlungen Dritter (meist der Überbringer), Preis Vadians (einmal sogar in Gedichtform), Ergebenheitsbeteuerungen und Klagen über Vadians Schweigen kehren immer wieder. Auch um Bücher geht es häufig, wobei allerdings, wie wir gleich sehen werden, meist welche von Vadian erbeten werden.

Briefe des Sebastian Reinald

Während von allen anderen Verfassern nur je ein Brief überliefert ist, haben sich von Sebastian Reinald gleich sechs erhalten, einer von 1515, fünf aus den 1540er-Jahren; die letztgenannten bilden zumindest eine Hälfte eines kohärenten Briefwechsels. Da sie bereits beschrieben und ausgewertet wurden (Duft 1965/66), folgt hier nur eine kurze Zusammenfassung: Reinald (vor 1500–1558), Kaplan an der Haller Salvatorkirche, hatte Vadian zwischen 1510 und 1512 oder 1513 in Wien gehört und dabei auch dessen Poetikvorlesung mitgeschrieben. Sein erster Brief (26. 10. 1515, Nr. 56) bittet den ehemaligen Lehrer, er möge den Druck seiner *Poetik* beschleunigen; er, Reinald, habe ihm ja vor drei Jahren zu diesem Zweck seine eigene Mitschrift zur Verfügung gestellt. Als die Korrespondenz, zumindest für uns, 25 Jahre später wieder einsetzt (13. 8. 1540, Nr. 1128), hat Reinald immer noch kein Exemplar des 1518 in Wien erschienenen Werks erhalten, obwohl diesem auf

26. 6. 1516 (Nr. 70); Hieronymus Viromandus, Innsbruck, 31. 10.[?] 1518 (Nachträge 1509–1525, Nr. 41); Michael Scopegius, Innsbruck, [?]1526 (Nachträge 1516–1530, Nr. 10); G.E. Brixinensis, Innsbruck, 31. 10. 1527 (Nr. 496); Kaspar von Usenwang, Innsbruck, 31. 10. 1527 (Nr. 497); Johannes Küfner, Hall, 11. 8. 1540 (Nr. 1127); Sebastian Reinald, Hall, 13. 8. 1540 (Nr. 1128); Sebastian Reinald, Hall, 22. 5. 1541 (Nr. 1172); Sebastian Reinald, Hall, 21. 5. 1542 (Nr. 1240); Sebastian Reinald, (Hall), 19. 8. 1542 (Nr. 1254); Sebastian Reinald, Hall, 13. 8. 1544 (Nr. 1355).

3 Sie wurden tatsächlich sofort gedruckt und, soweit noch möglich, als Nachtrag zusammen mit dem Rest des Werks ausgeliefert. Eingeleitet werden sie u.a. durch einen bei Arbenz/Wartmann 1890–1913 nicht aufgeführten Brief, den Spiegel selbst einen Tag nach Bartholinus, also am 1. 4. 1516, aus Innsbruck an Vadian schickte; vgl. Füssel 1987, 194–196.

dem Titelblatt vier Distichen aus seiner eigenen Feder vorangehen. Dafür erfahren wir aus den nächsten vier Briefen (22. 5. 1541, Nr. 1172; 21. 5. 1542, Nr. 1240; 19. 8. 1542, Nr. 1254; 13. 8. 1544, Nr. 1355), dass Vadian ihm stattdessen einige seiner theologischen Schriften, insbesondere zwei Traktate über den Leib Christi, die auch für das Verständnis des Abendmahls relevant sind, verspricht und schickt. Die Dankbarkeit, ja Begeisterung, mit der Reinald sie aufnimmt, erweist ihn als heimlichen Anhänger der Reformation. Als solcher zeigt er sich auch in seinen sonstigen Äußerungen über Bücher: In Nr. 1172 bittet er Vadian um die Interpretation einer schwierigen Stelle aus Thomas Naogeorgus' Reformationsdrama *Pammachius* (Wittenberg 1538 u.ö.), das er offenbar besitzt. In Nr. 1240 lobt er die Schriften des lutherischen Theologen Johannes Brenz. In Nr. 1254 möchte er Vadian eine Hs. mit Briefen von Petrus de Vinea, dem antipäpstlichen Pamphletisten Friedrichs II., übersenden, die er in Hall gefunden hat (allerdings nicht, ohne als guter Humanist den *stilus barbarus et inconcinnus*, den „barbarischen und unharmonischen Stil", jener Zeit zu beklagen). Reinald spricht mit dem Reformator auch offen über Missstände in der katholischen Kirche, so etwa, wenn er in Nr. 1172 über das freizügige Liebesleben der Haller Augustinerinnen scherzt, denen er als Spiritual zugeteilt ist. In Nr. 1240 stellt er Vadian eine brisante Frage, die zugleich klar macht, welch hohe Autorität in kirchlichen Dingen dieser für ihn darstellt: Können Geheimehen „papistischer", d.h. katholischer Priester *(sacerdotum papisticorum),* die aber schriftgläubig sind, d.h. insgeheim mit der Reformation sympathisieren *(qui tamen scripturis fiderent),* als gültig erachtet werden? Für die zahlreichen reformatorisch gesinnten Haller Kleriker war dies offenbar ein Problem von praktischer Relevanz; Reinald legt es Vadian, wie er schreibt, deshalb vor, weil Kollegen ihn in dieser Angelegenheit um Rat gebeten haben. Wie bedrückend er seine eigene Situation als Kryptoreformierter in katholischem Gebiet empfindet, zeigt schließlich am deutlichsten ein Ausschnitt aus seinem letzten Brief, Nr. 1355:

> *Gratia deo, qui iussit etiam in his rigidis montibus nostris e tenebris lucem illucescere, quae luxit in cordibus multorum. Sumus quidem adhuc corpore in captivitate Babylonica. Videmus abominationem adhuc a multis coli; manifestatur tamen interim tum impietas, tum iniustitia hominum illorum, qui veritatem adhuc in iniustitia detinuerunt, quos tu etiam in tuis libellis sole clarius detegisti. Itaque ubique impii in circuitu ambulant, ut David ait. Sic et nos Nicodemos agere adhuc oportet et noctu Christum convenire, ne Pharisaeorum furor alienos nos a synagogis faciat.*
>
> Dank sei Gott, der auch in diesen unseren schroffen Bergen das Licht leuchten lässt, das schon in vieler Herzen aufgeleuchtet ist. Freilich sind wir mit dem Körper noch in der Babylonischen Gefangenschaft. Wir sehen, dass noch von vielen Götzendienst getrieben

> wird. Dennoch wird mittlerweile zum einen die Gottlosigkeit, zum anderen die Ungerechtigkeit jener Menschen handgreiflich, welche die Wahrheit bisher in ihrer Ungerechtigkeit gefangen gehalten haben und welche auch du in deinen Schriften klarer als Sonnenlicht bloßgestellt hast. Deshalb gehen die Gottlosen überall im Kreis, wie David sagt [Ps 11,9]. So müssen auch wir noch Nikodemoi spielen und nachts mit Christus zusammenkommen, damit nicht die Raserei der Pharisäer uns den Synagogen entfremde.

Die katholische Kirche als Babylon, ihre Vertreter als Götzendiener und Pharisäer, die Reformation als Licht, das die Finsternis erhellt – eindrücklicher lässt sich die religiöse Zerrissenheit Tirols in jenen Jahrzehnten kaum illustrieren.

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Theologie

Überblick, Abgrenzung

Wie in der vorhergehenden wurden auch in dieser Epoche in Tirol zahlreiche theologische Schriften aus der näheren und ferneren Umgebung rezipiert. Dies gilt umso mehr, als das Land von den religiösen Umwälzungen der Reformation und ihren Folgeerscheinungen massiv betroffen war und mit dem Konzil von Trient sogar ein religionspolitisches Großereignis ersten Ranges beherbergte. Im Umfeld des Konzils entstand ein umfangreiches theologisches Schrifttum, das jedoch sachlich nichts spezifisch Tirolisches an sich hat und deshalb an dieser Stelle nicht behandelt werden kann. Ähnliches gilt auch für ein großes, innovatives Doppelwerk der jesuitischen Erbauungsliteratur, die Kupferstiche der *Evangelicae historiae imagines* („Bilder zur Geschichte der Evangelien"; Antwerpen 1593) und ihre Kommentierung und meditative Weiterführung in den *Adnotationes et meditationes ad Evangelia* („Anmerkungen und Meditationen zu den Evangelien"; Antwerpen 1594; vgl. Rheinbay 1995). Zwar hat ihr Hauptautor Hieronymus Nadal SJ (1507–1580) einen Teil der Texte in den 1570er-Jahren in Hall verfasst, doch insgesamt ist die Rolle Tirols in der ungemein komplexen Entstehungsgeschichte zu unbedeutend, um eine ausführliche Behandlung zu rechtfertigen. Schließlich werden auch die im Land weiterhin produzierten kirchlichen Gebrauchstexte, die sich in ihrer Art nicht wesentlich von denjenigen aus der vorhergehenden Epoche (s. hier S. 154–159) unterscheiden, im Folgenden ausgeklammert. Sieht man von den genannten Ausnahmen ab, so sind im eigentlichen Sinne theologische Texte aus Tirol nach wie vor Mangelware. Die beiden Werke, die in diesem Kapitel diskutiert werden, sind insofern symptomatisch für ihre Zeit, als sie auf die zwei größten Gefahren reagierten, die das Land damals aus Sicht der katholisch gesinnten Machthaber und der Geistlichkeit bedrohten: die Wiedertäufer und das Luthertum.

Dick gegen die Wiedertäufer

Die Wiedertäufer, die in Tirol seit den 1520er-Jahren auftraten, wurden von Seiten der Obrigkeit aufgrund der sozialpolitischen Brisanz ihrer Lehren im Wesentlichen mit roher Gewalt unterdrückt (s. hier S. 218). Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren religiösen Vorstellungen fand kaum statt. Umso größere Bedeutung kommt einer dem Trientner Bischof Bernhard von Cles (reg. 1514–1539) gewidmeten Abhandlung des Juristen Leopold Dick zu. Sein Gutachten *Adversus impios anabapthistarum errores longe omnium pestilentissimos* […] *iudicium* („Urteilsspruch […] gegen die gottlosen, von allen weitaus verderblichsten Irrtümer der Wiedertäufer") unterzieht die Problematik einer subtilen theologischen Erörterung. Erst

im Anschluss hieran entwickelt der Autor Gedanken zu einer angemessenen Verfahrensweise gegen die Täufer. Das in Trient als Autograph erhaltene Schriftstück (BCT, ms. 1748 [G. 200]) erschien 1530 in Hagenau im Druck.[1]

Vita

Über Dicks Person ist nicht allzu viel bekannt. Dem Widmungsschreiben zum Täufer-Gutachten (Bl. 2r–6r) ist zu entnehmen, dass er als Anwalt am Reichskammergericht in Speyer tätig war. In jüngerer Vergangenheit habe er militärische Dienste geleistet und sich parallel dazu schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Außerdem sei er – was Zeit und Kräfte raube – verheiratet (Bl. 2r–3r). Den Titeln einiger weiterer von ihm verfasster Werke juridischen, didaktischen und religiösen Inhalts (vgl. VD 16 s.v.) lässt sich zudem entnehmen, dass er aus dem schwäbischen Babenhausen stammte und im Laufe seines Lebens mit verschiedenen diplomatischen Missionen betraut wurde.

Iudicium: allgemeine Charakterisierung

Das *Iudicium* ist nicht besonders stringent aufgebaut. Eine inhaltliche Disposition wird zwar angekündigt (s.u.), aber nicht streng durchgeführt. Die vielfache Wiederholung von Kerngedanken ist der Lesbarkeit nicht förderlich. Zumal im ersten Teil werden die kompositorischen Mängel des Textes jedoch durch ein hohes inhaltliches Niveau kompensiert.

Einleitung

Auf das Widmungsschreiben folgt zunächst eine allgemein gehaltene, z.T. emotionale Beschreibung der Lehre der Täufer, die deren Ablehnung der Kindertaufe wegen nicht gegebener Entscheidungsreife (vgl. LThK 5, 1448) ins Zentrum stellt, aber auch das sozialrevolutionäre Potential der Bewegung und ihren angeblichen Hang zur Sittenlosigkeit sowie ihren moralischen Laxismus unterstreicht. Damit verbunden ist die Ankündigung zweier Hauptteile, nämlich einer Erörterung der Thematik einerseits aus theologischer, andererseits aus juridischer Sicht (Bl. 7r–8r). Wiewohl zum Juristen ausgebildet, legt Dick den Schwerpunkt im Folgenden auf den erstgenannten Aspekt: Dies wird an der quantitativen Verteilung des Stoffes und an häufigen Hinweisen auf Bibelstellen sichtbar, während Rechtsquellen erst gegen Ende zitiert und kommentiert werden.

erster Hauptteil: Taufe

Im ersten Hauptteil (Bl. 8r–35v) wird die Lehre der Wiedertäufer vornehmlich auf indirektem Wege widerlegt, nämlich in Gestalt einer Erläuterung des Sakraments der Taufe in positiver Argumentation. Die Zurückweisung des als ketzerisch betrachteten Standpunkts kann dadurch über weite Strecken in maßvollem Ton erfolgen, was den Ausführungen – anders als es der polemische Titel und die Einleitung vermuten lassen – Sachlichkeit und Glaubwürdigkeit verleiht und sie auch heute in der Theologie gültigen Maßstäben gerecht werden lässt.[2] Im Zentrum steht der Hinweis auf den Charakter der Taufe als Befreiung von der Erbsünde,

1 Da der Druck nicht greifbar war, wird im Folgenden nach der Hs. zitiert.

2 Das Gutachten enthält mehrere der in LThK 9, 1283–1285 erläuterten Interpretamente.

die in mehreren synonymen Varianten umschrieben wird: *vitium genitale* (Bl. 13[r]), *morbus genitalis* (Bl. 9[r]), *morbus hereditarius* (Bl. 13[r]), *peccatum originale* (Bl. 13[v], 17[v]), *peccatum omnium* (Bl. 35[r]). Weiters wird die Parallele betont, die zwischen der christlichen Taufe und der bei den Juden üblichen Praxis der Beschneidung als Zeichen des Eintritts in den Bund mit Gott bestehe. Von tief gehendem Verständnis des Sakraments zeugt die Einsicht, dass es auf einem Irrtum beruhe, wenn die Erbsünde, wie das oft geschehe, als Schuld bezeichnet werde: Mit der Befreiung von ihr werde nur die einer jeden individuellen Schuld vorausgehende Schuldverfallenheit beseitigt (vgl. LThK 3, 744–747). Der Mensch könne so ins Leben als Christ eintreten, erhalte die Voraussetzungen, als solcher zu wirken, und damit die Möglichkeit des Heils und die Aussicht auf das ewige Leben. Einprägsam sind das Bild einer Wiedergeburt im Geist nach der fleischlichen Geburt sowie die Vorstellung eines durch die Taufe bewirkten Übergangs vom Irdischen zum Himmlischen. Im Folgenden ist der Hinweis hervorzuheben, die Taufe bewirke nicht prinzipielle Freiheit von Sünde und künftiger Verantwortung, sondern ermögliche nur das Verstehen des Gesetzes, dessen Befolgung die erwünschten Heilswirkungen habe. Des Weiteren setzt sich Dick mit der Bedeutung des Wassers auseinander, dessen Kraft er durch Hinweise auf Stellen aus der Schrift unterstreicht, in denen von Gewässern bzw. Brunnen die Rede ist. Das Wasser allein genüge als Zeichen jedoch nicht, es bedürfe der Verbindung mit der bekannten Formel: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Kindertaufe

Sein Plädoyer für die Kindertaufe bereitet Dick vor, indem er betont, die bisher diskutierten Aspekte seien letztlich Glaubensgeheimnisse, denen man mit dem Verstand nicht näher komme. Er grenzt sich von Menschen ab, die sich nur auf den Intellekt stützten – ihre Haltung wird mit den Begriffen *supercilium*/*superciliosus* (Bl. 11[r], 17[r], 21[v], 25[r], 28[r], 41[r]; „Hochmut"/„hochmütig") und *frivolus* (Bl. 11[r], 25[v]; „anmaßend") beschrieben –, und erklärt die *simplicitas columbina* (Bl. 14[v], 24[v]; „Einfalt einer Taube") zur ersten Voraussetzung, um das Geheimnis Christi zu erfassen. Einfalt und Lauterkeit seien aber wie die Unschuld Eigenschaften, die bei Kindern deutlicher hervorträten als bei Erwachsenen; in jenen wirke die göttliche Gnade daher umso stärker. Das sei so evident, dass der Mensch – auch mit Blick auf Bibelworte wie „Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen" (Mk 18,3) oder „Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht daran" (Mk 10,15; Lk 18,16–17) – überhaupt einen Prozess der *repuerascentia* (Bl. 23[r]; „Wieder-zum-Kind-Werden") anstreben solle. Auch der in der Schrift vielfach belegten Liebe Christi zu Kindern widmet Dick breiten Raum. Die Kindertaufe entspreche dem Wesen des Taufsakraments schließlich auch insofern, als es dessen Zweck sei, den Glauben allmählich wachsen zu lassen (vgl. Sattler 1996, 1449), ein Prozess, der möglichst früh einsetzen müsse.

Hinweise darauf, dass ja auch die Beschneidung an Kindern durchgeführt werde und dass sich ein Kind den Namen, den es bei der Geburt bekomme, auch nicht aussuchen könne, spiegeln v.a. das Denken des Juristen wider.

gegen Erwachsenentaufe und Anabaptisten

Den Standpunkt der Anabaptisten, wonach aktiver Glaube eine essentielle Voraussetzung der Taufe sei, die Kindern noch fehle, weshalb die Kindertaufe wirkungslos bleibe, referiert Dick zunächst recht neutral. Allerdings streut er in sein Referat immer wieder bissige Bemerkungen gegen die Täufer i.A. ein: Sie seien rohe Menschen, denen es an Sensibilität und echter Frömmigkeit fehle, und gefährdeten die Einheit der Kirche. Gegen Ende hin konzediert er, es gebe in der Bibel keine Stelle, die eindeutig für die Kindertaufe spreche, allerdings lasse sich diese durch die Schrift auch nicht widerlegen. Als indirekte Belege für sie hätten deshalb die einschlägigen Äußerungen so qualifizierter Befürworter wie Origenes, Augustinus, Cyprian und Chrysostomos zu gelten.

zweiter Hauptteil

Der zweite, kürzere Hauptteil (Bl. 35^{v}–47^{r}) wirkt inkonsistent. Zunächst scheint Dick die Ansicht zu vertreten, die Obrigkeiten sollten von einer undifferenzierten Bestrafung der Täufer absehen und stattdessen durch Überzeugungsarbeit eine Umkehr bewirken. Viel Raum wird dabei einem Bekenntnis zu Frieden und Ruhe gewidmet, bei dem neben dem religiösen Anliegen der politische Aspekt im Mittelpunkt steht. Dann jedoch werden in unsystematischer und emotionaler Weise bereits im ersten Teil vorgebrachte Aussagen zum Wesen der Taufe wiederholt und an ihnen der Irrtum der Wiedertäufer veranschaulicht. Diese werden dabei nicht mehr nur als Verfechter eines abweichenden theologischen Standpunktes behandelt, sondern in jeder Hinsicht negativ dargestellt. Besonders hervorgehoben wird ihre Unbeugsamkeit, aufgrund derer *indutiae* (Bl. 37^{v}; „Waffenstillstand“) ausgeschlossen erscheinen. Danach entsinnt sich Dick wieder des humanen Standpunktes, zu dem er sich davor bekannt hat, und gibt den Obrigkeiten zu bedenken: Nicht alle Täufer hätten sich der Bewegung aus freien Stücken angeschlossen, bei manchen habe Unwissenheit oder charakterliche Labilität den Ausschlag gegeben, sie hätten das Gedankengut nicht wirklich verinnerlicht. Mit diesen gelte es nachsichtig zu sein, zumal wenn sie auf Versuche der Unterweisung, die im Geiste Christi unternommen werden sollten, ansprächen. Jene aber, die unbeugsam blieben und geistliche wie weltliche Obrigkeit in Frage stellten, müssten mit dem Tod bestraft werden. Besonders skandalös sei es, wenn Geistliche selbst sich der Bewegung anschlössen. Als Jurist warnt Dick die Richter unter reichlichen Verweisen auf einschlägige Literatur vor übereiltem und unkritischem Vorgehen, wobei er auch die im Einzelfall jeweils unterschiedlichen Zuständigkeiten geistlicher und weltlicher Dikasterien betont. Gegen Ende tritt jedoch wieder die Schwere des Vergehens, dessen sich die Wiedertäufer schuldig machen, in den Vordergrund (Bl. 47^{r}):

> *Minus enim laedunt Christi populum, qui prorsus a Christo sunt alieni, quam hi, qui semel in illius castris versati mox transfugae facti sunt et Christi praesidiis et armis (quales anabaptistae) Christum oppugnant.*
>
> Weniger nämlich schaden jene dem Volk Christi, die überhaupt von ihm fern sind, als jene, die sich einmal in seinem Lager aufgehalten haben und dann zu Überläufern geworden sind und wie die Wiedertäufer Christus mit seinen eigenen Hilfsmitteln und Waffen angreifen.

Dick und Cles

Auf diese zwiespältige Entwicklung von Dicks Gedanken hinzuweisen, ist insofern von Belang, als sie eine gewisse Parallele in der Politik seines Adressaten Bernhard von Cles besitzen. Dieser vertrat im Umgang mit den Aufständischen anfänglich eine mildere Linie als der Tiroler Landesfürst, nahm dann aber unter dem Eindruck der Entwicklungen im Laufe der 1530er-Jahre einen härteren Standpunkt ein (Costa 1977, 146–147; Tisot 1985).

Druckerei des Donat Fätz

In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. bestand in Brixen eine von Donat Fätz betriebene Druckerei, in deren Produktion sich wichtige Äußerungen der Geistes-, v.a. der Kirchengeschichte der Zeit spiegeln. Der Betrieb dieses vom Sulzberg stammenden Geistlichen, der zunächst in der Pfarrseelsorge tätig gewesen war und von 1556 bis zu seinem Tod 1597 in Brixen mehrere Benefizien besaß (Trenkwalder 2003, Nr. 2266), ist als erste ständige Typographie der Bischofsstadt anzusprechen. Das dort gedruckte kirchliche Gebrauchsschrifttum bleibt hier aus den schon zu Beginn genannten Gründen außer Betracht.

Flasch, *Professio catholica*

Ein kurzes Verweilen rechtfertigt dagegen die 1578 gedruckte, dem Brixner Bischof Johann VI. Thomas von Spaur (reg. 1578–1591) gewidmete *Professio catholica* („Bekenntnis zum katholischen Glauben") eines Sebastian Flasch. Von diesem Autor wissen wir nur, was er uns in seinem Werk selbst mitteilt: Er stammt, wie schon das Titelblatt angibt, aus der Grafschaft Mansfeld, der Heimatregion Luthers, und ist vom Luthertum zum Katholizismus übergetreten. Die *Professio* ist sein Versuch, diese Konversion argumentativ zu begründen. Spaur hatte an dem Werk gewiss großes Interesse, galt dem Kampf gegen den Protestantismus doch sein besonderes Augenmerk (Gelmi 1984, 137).

Überblick

Am Beginn stehen ein Epigramm an Spaur, in dem die Reformation als Lernäische Hydra bezeichnet wird, und ein weiteres an den Leser, das die Hilfe des Druckers bei der Verbreitung von Flaschs Argumenten würdigt. Im 14 Seiten umfassenden und in 22 *causae* („Gründe") gegliederten Hauptteil erklärt Flasch dann im Detail, weshalb er, der im Geiste Luthers erzogen worden sei, sich in fortgeschrittenem Alter von dessen Lehre abgewandt habe. Seine Argumentation ist dabei vielfach ausgesprochen emotional und hat die Form heftiger Kritik am Protestan-

tismus bzw. an dessen Vertretern. Im Folgenden seien einige Schwerpunkte seiner Darlegungen etwas näher betrachtet.

theologische Inhalte

Zunächst lassen sich theologische Inhalte im engeren Sinn ausmachen: Luthers Konzept vom Primat des Glaubens ablehnend, plädiert Flasch für die traditionelle Werkgerechtigkeit, außerdem für so genuin katholische Elemente wie die Verehrung der Gottesmutter, der Heiligen und Reliquien, den Opfercharakter der Messe und die besondere Bedeutung des geistlichen Standes (z.B. *causae* 11, 22). Zumal beim erstgenannten Thema führt die auf Polarisierung angelegte Darstellung dazu, dass Möglichkeiten der Verständigung zwischen Luthers Rechtfertigungslehre und der katholischen Gnadenlehre, über die heute breiter Konsens herrscht (Kantzenbach 1972, 83–84; Schwarz 1998, 107–112), übersehen werden.

Luthers Bibelverständnis

Was den Umgang mit der Heiligen Schrift betrifft, so wirft Flasch Luther und seinen Anhängern vor, sie nähmen das *sola scriptura*-Prinzip zum Vorwand für eine unseriöse, vereinfachende Arbeitsweise: Einzig von eigenen Axiomen ausgehend, setzten sie sich nur mit den in ihr Konzept passenden Stellen auseinander und unterschlügen andere, was in vielen Fragen ein Abweichen von der Intention der Bibel zur Folge habe. Dasselbe gelte für ihr Verhältnis zu den Kirchenvätern (*causae* 4–7, 12). Diese Deutung beruht auf einer aus heutiger Sicht verfehlten Einschätzung der Arbeitsweise Martin Luthers, der nicht nur einen ausgeprägten Hang zur Selbstkritik hatte (Lohse 1981, 108), sondern zumal bei der Übersetzung der Bibel auch äußerste Sorgfalt an den Tag legte und laufend Korrekturen vornahm bzw. von qualifizierten Mitarbeitern vornehmen ließ. Studien zu seiner Übersetzungstechnik heben zwar Selbständigkeit und schöpferischen Geist hervor, erkennen jedoch keine Umdeutungen seinen eigenen Intentionen zuliebe; es wird ihm bescheinigt, er habe philologisches und theologisches Textverständnis vereint und einen breiten Fundus an Quellen herangezogen (Lohse 1981, 117, 123–125; Schwarz 1998, 137–138).

Luthers Charakter

Die den Lutheranern unterstellte Haltung der Anmaßung und Intoleranz hängt laut Flasch wesentlich mit dem Charakter Luthers zusammen, der nur das eigene Maß gekannt habe und deshalb gegen seine Gegner mit unangemessener Schärfe vorgegangen sei. Selbst mit Glaubensschwierigkeiten kämpfend, sei er eher durch Neid als durch echte Anliegen zum Schreiben veranlasst worden (*causae* 2, 10). Mit diesen Bemerkungen greift der Konvertit, wenn auch in unsachlicher Weise, ein Thema auf, das in der jüngeren Forschung durchaus ernst genommen wird: Aus theologisch-kirchengeschichtlicher Perspektive werden die Glaubenskrisen des Reformators – aus denen dieser nie ein Hehl gemacht hat –, v.a. seine Frage nach der Würdigkeit des Menschen vor Gott, als Anfechtungen gedeutet, mit denen er im ausgehenden Mittelalter keineswegs allein stand. Versuche, das Phänomen Luther aus psychiatrischer Sicht zu erfassen, haben zur Diagnose einer depressiven Veranlagung oder sogar einer Angstneurose geführt. Solche Probleme mögen Luthers

psychische Konstitution in dem von Flasch beschriebenen Sinn geprägt haben, freilich ohne seine intellektuelle Leistung zu schmälern (Lohse 1981, 35–39). Der von Flasch angeprangerte und in der Tat rüde Ton Luthers war im 16. Jh. Standard (Kantzenbach 1972, 9, 75; Lohse 1981, 91–96) – Flasch selbst ist diesbezüglich ja auch nicht zimperlich.

Auswirkungen des Luthertums

Relativ breiter Raum wird schließlich den moralischen, gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen der Lehre Luthers gewidmet: Während die Lutheraner die Katholiken nach übertrieben strengen moralischen Maßstäben beurteilten, seien unter ihnen selbst Rivalitäten, Feindseligkeiten und Unsittlichkeit weit verbreitet (*causae* 14, 18, 19). Die Forderung nach dem allgemeinen Priestertum habe zu einem Mangel an Bildung unter den Geistlichen geführt, der seinerseits den Verlust einer gediegenen Diskussionskultur und ein Chaos häretischer Ansichten zur Folge gehabt habe (*causa* 20). Viele Menschen seien aus diesem Grund in schwere persönliche Krisen geraten (*causa* 21). Auf politischer Ebene bedrohe das Luthertum zudem die weltliche Ordnung (*causa* 16). Die letztgenannte Anschuldigung ignoriert diejenigen Aussagen Luthers, die man heute unter dem Begriff der Zwei-Reiche-Lehre zusammenfasst (Lohse 1981, 190–196; Zahrnt 1986, 154–160; Schwarz 1998, 156–160): Luther forderte Freiheit nur vor Gott und erkannte Staat und Gesellschaft als unanfechtbare Autoritäten an (Kantzenbach 1972, 10, 55–59; Korsch 1997, 128–142). Seit 1521 distanzierte er sich wiederholt von jeglichen sozialrevolutionären Versuchen und sah im Landesstaat den einzig denkbaren Rahmen zur Umsetzung der Reformation (Brecht 1986, 71–72; Press 1986, 28–34; Schwarz 1998, 169–173, 216–221).

Fazit

Flaschs Fazit lautet hingegen: Wäre er Lutheraner geblieben, hätte er keine Ruhe finden können. Nun gewähre ihm das Bekenntnis zur katholischen Kirche Frieden, lasse ihn auf einen Hafen des Heils zusteuern und die Einheit des Geistes bewahren.

Stefan Tilg

Philosophie

Übersicht

In der Zeit von 1519 bis zum Ende des 16. Jhs. gibt es in Tirol weder qualitativ noch quantitativ bedeutendes philosophisches Schrifttum. Einerseits traten keine großen Einzelpersönlichkeiten – wie in der vorangegangenen Epoche Cusanus oder Ricius – hervor. Andererseits hatte sich die scholastische Schulphilosophie des Späthumanismus und des Frühbarocks in Klöstern und Schulen noch nicht so weit ausgebildet, dass sie literarischen Niederschlag gefunden hätte. Paulus Ricius lebte zwar noch bis 1542 (und zumindest seit 1536 permanent in Innsbruck), doch er veröffentlichte nur noch wenig. Die Philosophie betrifft davon unmittelbar nur das in Augsburg 1541 erschienene Werk *De coelesti agricultura* („Über den himmlischen Ackerbau"), in dem v.a. frühere Traktate gesammelt wurden – einen Einblick in ausgewählte Beispiele hat schon das vorhergehende Kapitel vermittelt. Der Trientner Jacopo Aconcio (1492–1566), der u.a. mit seiner 1558 in Basel erschienenen Methodenlehre (*De methodo*) einen bedeutsamen Beitrag zur Philosophie verfasste, war bereits 1557 als Anhänger der Reformation aus Tirol geflohen. Er verbrachte den Rest seines Lebens, und damit zugleich seine literarisch produktiven Jahre, in Basel, Zürich, Straßburg und schließlich in England, wo er königlicher Festungsingenieur wurde. Schulmäßige Philosophie wurde im 16. Jh. zu einem gewissen Grad sicher in der internen Ausbildung der Tiroler Klöster betrieben, doch ist keine selbständige Produktion nachweisbar. Auch die Jesuiten, die im 17. Jh. zur maßgeblichen philosophischen Instanz werden sollten, waren noch nicht so weit. Der Anfang ihrer philosophischen Studien im engeren Sinn datiert mit der Einrichtung einer Logik-Klasse im Innsbrucker Gymnasium 1606. So muss man sich, was die Produktion auf Tiroler Boden angeht, auf bescheidene Philosopheme auf anderen literarischen Gebieten beschränken. Verwiesen sei hier z.B. auf die im Theaterkapitel behandelten Dramen zur Hl. Katharina von Alexandria, in denen sich die von christlicher Weisheit inspirierte Protagonistin gegen eine Schar heidnischer Philosophen durchsetzt.

De Christiana philosophia

In ähnlicher Weise propagiert das Konzept einer überlegenen christlichen Weisheit die in der Sammlung *Scholastica Oenipontana* (s. hier S. 226–231) enthaltene Elegie *De Christiana philosophia carmen elegiacum* („Über die christliche Philosophie"; Bl. 5^{v}–7^{v}; s. auch S. 227–228). Das Gedicht steht unter dem Jahr 1581 unmittelbar vor der Preisverleihung an die Schüler, und schon die ersten Verse deuten an, dass es auch inhaltlich diese Preisverleihung vorbereitet: *Diva suas iterum*

nobis sapientia merces / *Attulit*, *et cornu divite prompsit opes* (V. 1–2; „Die göttliche Weisheit brachte uns wiederum ihre Waren und holte aus ihrem reichen Füllhorn Schätze hervor"). Das Folgende ist eine Mahnung an die Schüler, Laster zu vermeiden und nach Weisheit zu streben:

> Die ungezügelte Jugend ist wild und anfällig für alle Laster. Diese aber führen den Menschen in Ruin, Elend und Krieg. Gegenmittel sind *ratio*, *virtus*, *pietas* („Verstand", „Tüchtigkeit", „Frömmigkeit") und besonders die christlich verstandene *sapientia*. Sie führt zu Gott und zu den Sternen, zu Frieden, Recht und Gesetz, zu Selbstbeherrschung und Mäßigung. Wer der *sapientia* folgt, darf auf ein seliges Leben nach dem Tod hoffen. Die heidnischen Philosophen – namentlich genannt werden Aristoteles und Cicero – kannten diese *sapientia Christiana* noch nicht, im Gegensatz etwa zu Augustinus, Ambrosius, Thomas von Aquin oder Thomas Morus. All diese christlichen Philosophen sowie auch heutige tugendsame Menschen fahren zu den Sternen. Darauf folgt die Ermunterung an ein Du: Nimm auch du die Gaben der *sapientia* an! Bald werden dich Kirche und Staat brauchen. Werde den Hoffnungen gerecht, die deine Familie und deine Lehrer in dich setzen! Wenn du die Zeit zum Studium nutzt, wirst du allen Lastern ausweichen können.

Philosophie als Sittenlehre

Es ist offensichtlich, dass Philosophie hier auf eine verwertbare Sittenlehre reduziert wird. Der Grundgedanke erinnert v.a. an Cicero, dessen Lob der Bildung und der *virtus* (z.B. in den *Tusculanen*) durch das Lob der bildenden *sapientia Christiana* ersetzt wird. Auch der Zusatz, dass die *sapientia* tüchtige Staatsbürger hervorbringt, gemahnt an Ciceros eigentliches Ziel, die Verwirklichung der *virtus* im öffentlichen Leben. Dieser Ciceronianismus erklärt sich leicht daraus, dass die jesuitische ‚Philosophie' im Tirol des 16. Jhs. eben immer noch ausschließlich auf der philologisch geprägten Gymnasialstufe betrieben wird. Der Paradigmenwechsel hin zu dem in unserem Gedicht auch genannten Aristoteles wird sich erst in der späteren Logik-Klasse vollziehen.

Universitätsphilosophie

Wer Philosophie auf höherem Niveau betreiben wollte, musste damals an Universitäten im Ausland gehen, sei es im oberitalienischen, sei es im süddeutschen Raum. Dort war die aristotelisch geprägte Schulphilosophie[1] als direkte Fortsetzung der mittelalterlichen Scholastik etabliert. An den katholischen Universitäten, die für Tiroler im Regelfall allein in Frage kamen, hatte sich dabei ein fester, meist in drei Jahren zu absolvierender *cursus philosophicus* herausgebildet, der aus den Gegenständen Logik, Physik und Metaphysik bestand. Direkt aus dem Unterricht

1 Zum Phänomen der neuzeitlichen Schulphilosophie überhaupt vgl. Blum 1998; s. auch das Kapitel „Schulphilosophie" in Überweg 4,1, 291–606, besonders 302–391 zur Schulphilosophie in den katholischen Territorien. Vieles des dort für das 17. Jh. Gesagten gilt auch für das späte 16. Jh.

gingen auch literarische Werke hervor, von denen v.a. Lehrbücher und gedruckte Disputationen zu nennen sind. Von den Tirolern, die einen philosophischen Lehrstuhl an einer ausländischen Universität erwerben konnten und auch schriftstellerisch hervortraten, sei hier der in Straßburg und Tübingen wirkende Andreas Planer (1546 Bozen–1607 Tübingen) herausgegriffen, der einige Lehrbücher zu Aristoteles verfasste und sich im süddeutschen Raum einen Namen machte.

Disputationen

Während Planers Werke keinen unmittelbaren Tirol-Bezug aufweisen, gibt es einige gedruckte Disputationen von Tirolern, die durch ihre Widmung bewusst mit der Heimat verbunden bleiben. Ihre Grundlage im akademischen Unterricht haben diese Werke in den regelmäßigen mündlichen Disputationen, zu denen die Studenten antreten mussten, um vor dem Kollegium die Beherrschung des Stoffs durch das Diskutieren von Lehrsätzen zu beweisen. Feierliche Disputationen waren auch Voraussetzung für den Erwerb akademischer Grade. Zum Druck befördert wurden solche Disputationen allerdings nur selten, nämlich dann, wenn der Kandidat ein bestimmtes Interesse damit verfolgte und auch das nötige Kapital aufbrachte. Was ihm ein solcher Druck bringen konnte, wird aus den Widmungen an hohe Herren klar. Die gedruckten Disputationen hatten eine klare soziale Funktion als Empfehlungsschrift junger Akademiker, die nach ihrem Studium eine Anstellung im staatlichen oder kirchlichen Dienst suchten. Der ziemlich gleichförmige Aufbau der Widmungen läuft immer auf dieses Ziel hinaus: Die Wohltaten des Gönners gegenüber dem Kandidaten bzw. dessen Familie werden in Erinnerung gerufen und mit der Bitte um weitere Huld verbunden. Was den Schreiber für einen zukünftigen Dienst beim Patron qualifiziert, wird auch mehr oder weniger deutlich ausgesprochen. Entweder in der Widmung selbst oder in den dem Druck gewöhnlich beigegebenen Gedichten auf den Kandidaten wird auf die besondere Schwierigkeit der Materie hingewiesen, wobei auffällig oft Metaphern aus Kampf und Krieg gebraucht sind. Explizit oder implizit wird der Hinweis auf die besondere geistige Leistung desjenigen gegeben, der sich im Ringen mit vertrackten philosophischen Problemen durchgesetzt hat. Die in der eigentlichen Disputation verhandelten Lehrsätze, oft auch Thesen genannt, werden im Druck ohne den Dialog des Prüfungsgesprächs präsentiert. Es treten keine Sprecher auf, die ihre Positionen vertreten oder Einwürfe tätigen. Stattdessen werden den Thesen später Abhandlungen über ein bestimmtes Stoffgebiet vorgeschaltet, die mit ihnen inhaltlich zusammenhängen können, aber nicht müssen. Diese Abhandlungen sind in der Regel die Werke des vorsitzenden Prüfers *(praeses),* der die Gelegenheit für eine Publikation nutzt. Der Antwort gebende Prüfling *(respondens)* verfasst gewöhnlich nur die Widmungsreden. Von den wenigen erhaltenen Beispielen aus dieser Epoche wird im Folgenden je eines aus Oberitalien und Süddeutschland gegeben. Sie werden exemplarisch als Einführung in das Genre behandelt, nicht weil sie an sich bedeu-

tend wären. Um ihre soziale Funktion herauszustreichen, fällt in dieser Darstellung auf die Widmungsreden im Vergleich zum eigentlichen Inhalt überproportional viel Gewicht. Beide Beispiele stammen aus dem späten 16. Jh., was kein Zufall ist: Frühere Disputationen sind uns zumindest für Tirol nicht überliefert. Beide weichen auch in dem einen oder anderen Punkt von dem eben skizzierten Idealschema ab, das sich im späten 16. Jh. erst herauszubilden begann; insbesondere fehlt jeweils noch eine Abhandlung des *praeses*.

Savoianus/ Abundius: *Theoremata*

Ein ansonsten nicht bekannter, aus Trient stammender Claudius Abundius veröffentlichte 1587 in Venedig seine an der Universität Padua disputierten *Theoremata ex logica, philosophia nec non ex ipsa medicina desumpta* („Lehrsätze, die aus der Logik, der Philosophie sowie aus der Medizin selbst genommen sind"). Die Schrift ist insofern untypisch für gedruckte philosophische Disputationen, als sie den Namen des Vorsitzenden (Iacobus Savoianus, Dekan der philosophischen und der medizinischen Fakultät) erst am Ende nennt und den Stoff mit dem Einbezug der Medizin um ein außerhalb der philosophischen Fakultät liegendes Gebiet erweitert. Im Gegensatz zum Titel, der die Medizin besonders hervorhebt, spielen die wenigen medizinischen Thesen am Ende der Schrift aber keine wesentliche Rolle und erscheinen als ein etwas unmotivierter Zusatz. Der Grund für ihr Eindringen ist wohl in der Person des Vorsitzenden zu suchen, der eben auch Dekan der medizinischen Fakultät war.

Widmung

Abundius widmet seine Thesen dem geistlichen Herrn Eriprando II. Madruzzo, Dekan von Trient, den er in der Vorrede ohne jeden Realitätsbezug als den größten aller Madruzzo bezeichnet. Er vergleicht sich selbst mit den antiken Gladiatoren in der Arena. Wie jene unter dem Schutz des Hercules standen (vgl. z.B. Hor. epist. 1,4–6), sieht er sich im Schutz Madruzzos und weiht ihm seine Thesen zum Beweis, dass alles gedeiht, was unter dessen Obhut steht. Er und seine Familie stünden bei Madruzzo in großer Schuld. Abundius schließt mit einer Bitte um weitere Gunst und eine Anstellung beim Adressaten.

Thesenform

Im philosophischen Hauptteil ist die Schrift ein Beispiel für die ursprüngliche reine Thesenform gedruckter Disputationen, d.h. die behandelten Lehrsätze reihen sich ohne weiteren Kommentar aneinander. Die gedruckte Dissertation lehnt sich damit an die Form der sogenannten Thesenblätter an, auf denen die bei einer öffentlichen Prüfung zu disputierenden Sätze wie auf einem Plakat angekündigt wurden (vgl. hierzu exemplarisch Eiden 1992). Während die Thesenblätter aber großformatige Einblattdrucke ohne Widmung waren, haben wir es hier mit einem kleinen Heft von 16 Blättern im Oktavformat zu tun. Die Änderung der äußeren Form ist funktionsbedingt. Das Thesenblatt dient der Ankündigung einer Veranstaltung in akademischen Kreisen. Der nachträgliche Druck der Disputationsthesen richtet sich an Potentaten außerhalb der Universität. Es gilt also etwas zu re-

präsentieren. Ein Büchlein ist repräsentativer als ein Blatt und bietet überdies noch die Gelegenheit zur Einschaltung einer Widmungsrede sowie von – hier allerdings fehlenden – Gratulationsgedichten an den Respondenten.

> Die 202 präsentierten Thesen der Schrift stammen, wie schon am Titelblatt abzulesen, *ex logica*, *ex libris de physico auditu*, *ex libris de caelo*, *ex libris de generatione et corruptione*, *ex libris de anima*, *ex philosophia divina* („aus der Logik, aus den Büchern *Über den natürlichen Gehörsinn*, aus den Büchern *Über den Himmel*, aus den Büchern *Über das Werden und Vergehen*, aus den Büchern *Über die Seele*, aus der göttlichen Philosophie"). Daran schließen sich noch *Theoremata nonnulla ambigua* („einige zweifelhafte Lehrsätze") und wenige Thesen *ex medicina* an. Die Stoffgebiete entsprechen weitgehend Titeln aus dem aristotelischen Corpus – mit der „göttlichen Philosophie" ist wohl die *Metaphysik* gemeint.

Reindel/Burgklechner: *Assertiones Aristotelicae*

Neben den großen oberitalienischen Universitäten von Bologna und Padua war im Norden besonders die Universität Ingolstadt ein bevorzugtes Ziel der Tiroler Philosophiestudenten. Sie wurde seit der Mitte des 16. Jhs. von Jesuiten geleitet und entwickelte sich unter deren Führung zu einem der wichtigsten gegenreformatorischen Zentren des deutschen Sprachraums. Der spätere Tiroler Vizekanzler und Historiker Matthias Burgklechner (1573–1642) studierte Philosophie in Ingolstadt und veröffentlichte dort 1593 seine unter dem Vorsitz des Philosophieprofessors Rupert Reindel disputierten *Assertiones Aristotelicae de rebus naturalibus*, *quibus Aristotelis sententia de gravioribus physicis quaestionibus aperitur* („Aristotelische Sätze über die Dinge der Natur, durch welche die Ansicht des Aristoteles über die wichtigeren Fragen der Naturforschung eröffnet wird"). Der Aristotelismus ist hier schon im Titel festgeschrieben. Aus dem Stoff des *cursus philosophicus* wird äußerlich nur die Physik berücksichtigt, was aber nicht ohne die Terminologie des Organon und der Metaphysik abgeht.

Gratulationsgedicht

Auf das Titelblatt folgt ein Gedicht in elegischen Distichen an Burgklechner, das der Trientner Bartholomäus Benamatus, wahrscheinlich ein Studienkollege, verfasst hat: Burgklechner habe alle Tücken der Weisheit gemeistert und könne sich deshalb glücklich schätzen: *Te docti obstupuere viri solvisse sophisma*, / *Et Sophiae laqueos dissoluisse graves* (V. 11–12; „Gelehrte Männer haben über dich gestaunt, weil du die Trugschlüsse der Weisheit gelöst und ihre widrigen Fallstricke aufgebunden hast"). Er möge so fortfahren und positiv für seine Heimat wirken: *Perge bonis avibus faelix vestigia caeptis* / *Ponens*, *sic Patriae turgida vela dare* (V. 19–20; „Fahr glücklich unter guten Vorzeichen fort, wie du begonnen hast, volle Segel für die Heimat zu setzen!").

Widmung

Die Widmung der Disputation gilt Zyriak Haidenreich von Pidenegg und Matrai, dem Hofkammerpräsidenten von Erzherzog Ferdinand II. In ihr rollt Burgklechner

kurz die christliche Position zu Aristoteles im Lauf der Geschichte auf. Er zeigt, wie dieser von den frühen Christen noch wenig geschätzt wurde, wie sich mit der Zeit aber immer mehr die Einsicht durchsetzte, dass Aristoteles und das Christentum letztlich dasselbe sagen. Burgklechner scheint mit diesen apologetisch klingenden Ausführungen sein Zielpublikum am Innsbrucker Hof seiner Orthodoxie versichern zu wollen. Die Widmung endet mit der üblichen Dank- und Bittformel.

Form

In der Form der Darstellung des Stoffs fällt auf, dass sich Reindel nicht nur auf Aristoteles stützt, sondern sich auch ausschließlich mit ihm auseinandersetzt. Es wird kein einziger anderer Autor zitiert. Das ist (zumindest vor dem Hintergrund der zahlreichen späteren Disputationen) ungewöhnlich, da sonst verschiedene Positionen der Auslegung berücksichtigt und dialektisch verhandelt werden. Diese Dialektik fällt hier großteils weg. Die Schrift ist eine Erklärung des Aristoteles aus Aristoteles, in der es um die simple Definition von Begriffen und Gegenständen geht. Das Definiendum geht aus dem Einleitungssatz jedes Paragraphen hervor (z.B. 5, Nr. 14: *Tempus numerus motus est*, „Zeit ist die Zahl der Bewegung"), als Definiens dienen (kursiv gedruckte) Zitate aus dem Aristoteles Latinus, die durch eigenen Text verbunden sind.

Inhalt, Aufbau

Der Stoff wird in drei Abschnitte gegliedert: 1. *De principiis et affectionibus communibus corporis naturalis* (1–6; „Über die Prinzipien und allgemeinen Verfassungen eines natürlichen Körpers"). Hier werden Grundbegriffe der aristotelischen Physik wie Körperlichkeit, Bewegung, Zeit oder Kausalität besprochen. 2. *De coelo et elementis* (6–14; „Über den Himmel und die Elemente"). Dieser Abschnitt basiert neben der *Physik* v.a. auf *De coelo* („Vom Himmel") und *De meteoris* („Von den Dingen am Himmel"). 3. *De anima* (14–19; „Über die Seele"). Mit der Aufsparung der Seelenlehre für den Schluss folgt die Schrift dem üblichen Aufbau des Physiklehrgangs im *cursus philosophicus*. Die Darstellung der Seele als höchster Wesenheit im Reich der Natur galt nämlich als Krönung des Lehrgangs und als Übergang zur Metaphysik.

Lav Šubarić

Naturwissenschaft

Überblick

Die naturwissenschaftlichen Fächer, die im Tirol des 16. Jhs. am intensivsten gepflegt wurden, waren Astrologie und medizinische Botanik. Das einschlägige Schrifttum sei im Folgenden anhand dreier Texte bzw. Textgruppen vorgestellt.

Astrologie

Auch im 16. Jh. erfreute sich die Astrologie wie schon in den Jahrhunderten davor in allen Gesellschaftsschichten ungebrochener Beliebtheit. Sie bot den Menschen eine Orientierungsmöglichkeit, und zwar sowohl in den Fragen des täglichen Lebens als auch mit Blick auf das Schicksal der ganzen Welt. Letzteres schien beispielsweise im Jahr 1524 auf dem Spiel zu stehen: Die Planetenkonjunktionen – das scheinbare Zusammentreffen der Planeten auf einem bestimmten Grad des Himmelsglobus – zu diesem Jahr hatten schon lange vorher große Furcht ausgelöst und zu vielen düsteren Vorhersagen geführt. Die Konjunktionenlehre, welche v.a. in nachantiken, arabischen Schriften beschrieben war, erfreute sich schon bei mittelalterlichen Astrologen großer Beliebtheit. Den Planeten sowie den Sternzeichen, in denen diese zusammentreffen, wurden unterschiedliche Eigenschaften zugeschrieben. Dadurch konnten die Auswirkungen einer bestimmten Konjunktion prognostiziert werden. Auch bedeutende Ereignisse aus Religion und Politik, z.B. die biblische Sintflut, die Geburt Jesu oder das Auftreten Mohammeds, der Tod von Kaisern u.ä. wurden von den Astrologen im Nachhinein gerne mit den Planetenkonjunktionen des jeweiligen Jahres in Verbindung gebracht.

Sintflutdebatte

Der Februar des Jahres 1524 bot eine seltene Häufung von zwanzig solchen Konjunktionen, darunter auch eine nur etwa alle zwanzig Jahre stattfindende „große Konjunktion“ zwischen Jupiter und Saturn. Eine solche Häufung an Zeichen konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Schon 1499 wurde in den sogenannten *Ephemeriden* – astronomischen Tafeln, in welchen die Lage der Planeten Tag für Tag verzeichnet wurde – unter den Angaben für Februar 1524 vermerkt, dass der ganzen Welt bisher ungekannte Umwälzungen bevorstünden (Stoefflerinus Pflaum, *Almanach nova plurimis annis venturis inservientia*, Bl. [387]^{r}). Bald wurden allerorts Prognosen verkündet, die ihren schriftlichen Niederschlag, besonders ab 1519, sowohl in für das Volk bestimmten Flugblättern als auch in gelehrten Traktaten fanden. Über Bedeutung und Auswirkungen der Konjunktionen war man sich jedoch nicht einig. Einzelne Astrologen gingen von der sicheren Ankunft des Antichristen aus, die meisten aber schlossen aus der Tatsache, dass sechzehn von zwanzig Konjunktionen in einem mit Wasser assoziierten Zeichen, den Fischen, stattfinden

würden, dass die Welt v.a. durch Wasser bedroht werde. Über das Ausmaß einer befürchteten Überschwemmungskatastrophe war man ebenfalls uneins. Die am weitesten verbreitete Furcht war wohl die vor einer unmittelbar bevorstehenden neuen Sintflut. Einige gelehrte Astrologen wandten sich in ihren Schriften gegen eine solche Interpretation und vertraten die Meinung, es sei nur mit partiellen Überschwemmungen zu rechnen: Nicht die ganze Erde, sondern nur Italien, Deutschland oder irgendein anderes Land würde in den Fluten verschwinden. Auch den Zeitpunkt der Überschwemmungen legten viele nicht zwingend auf 1524 fest; die Auswirkungen der Konjunktionen müssten nicht unmittelbar auf diese folgen, sie könnten auch erst einige Jahre später stattfinden. Berichte von Leuten, die ihr Hab und Gut verkauften, um sich auf die Berge zurückzuziehen, oder sich weigerten, irgendwelchen Geschäften nachzugehen, beweisen jedoch, dass die Vorhersagen eines Weltuntergangs zumindest auf manche Zeitgenossen durchaus großen Eindruck machten (vgl. Thorndike 1959, 178–233; Talkenberg 1990).

Rozonus

An der Sintflutdebatte beteiligte sich auch Marcus Antonius Rozonus, Doktor der Freien Künste, der Medizin und der Theologie. Sein Lebensweg lässt sich – rudimentär – hauptsächlich aus in seinem Werk verstreuten Angaben rekonstruieren. Aus Treviglio in der Lombardei stammend, studierte er gegen Ende des 15. Jhs. in Pavia, wo er u.a. gründliche Kenntnisse der Astrologie erwarb. In seinen verlorenen *Commentarii de providentia, fato et ceteris* („Kommentare über die Vorsehung, das Schicksal usw.“) verteidigte er die Astrologie gegen Angriffe durch ihren berühmten Gegner Pico della Mirandola. Seit 1501 betätigte sich Rozonus als Arzt, spätestens 1516 praktizierte er in Trient (Morizzo 1889, 21), wo er bei Bedarf auch an den Hof Bischof Bernhards von Cles gerufen wurde. Als er einmal nach Cles geholt wurde, um Bernhards Bruder Balthasar, den Hauptmann des Nonstals und des Sulzbergs, zu behandeln, entwickelte sich beim Abendessen zwischen Rozonus, der mittlerweile zu einem Gegner der Astrologie geworden war, und dem Bischof ein Gespräch über die Macht des Schicksals. Da sich der Bischof interessiert zeigte, widmete ihm Rozonus seine Schrift über die Sintflutvorhersagen.

Compendium

Das in Nürnberg Anfang Januar 1524 gedruckte *Compendium de levitate vaticinantium futuros rerum eventus et vanitate pronosticantium diluvium* („Kurze Abhandlung über den Leichtsinn derer, welche künftige Ereignisse prophezeien, und das leere Geschwätz derer, welche eine Sintflut vorhersagen“) ist eine rationalistische Abrechnung mit der Astrologie. Obwohl Rozonus von den aktuellen Sintflutprognosen ausgeht, betrifft seine methodologische Kritik an der grundsätzlichen Möglichkeit eines Erkenntnisgewinns mit den Mitteln der Astrologie die Fundamente der gesamten Disziplin. Dabei greift er die Astrologie nicht, wie sonst üblich, mithilfe theologischer und philosophischer Argumente an, sondern zeigt v.a. ihre inneren Widersprüche und technischen Schwächen auf.

Das Werk beginnt mit einem Widmungsbrief an Bernhard von Cles und einem Vorwort, in denen Rozonus seine Motive und seine Eignung, die Schrift zu verfassen, darlegt. Den ersten Teil bildet eine Gegenüberstellung der Sintflutvorhersagen mit der Lehre des Ptolemaios, dem Fundament der abendländischen Astrologie. Rozonus weist Widersprüche zwischen den beiden nach; die Prophezeiungen entbehrten jeglicher Grundlage. Im zweiten Teil stellt er die verschiedenen Meinungen der Astrologen zur bedrohlichen Konstellation des Jahres 1524 dar und unterzieht sie einer strengen Prüfung. Rozonus sieht als Auslöser der gesamten Diskussion richtigerweise die schon erwähnte Anmerkung in den 1499 gedruckten *Ephemeriden*. Diese schreibt er nicht dem gelehrten Ephemeridenautor zu, dem ein solcher Fehler, wie er meint, unmöglich unterlaufen wäre, sondern sieht sie als Interpolation des in Astrologie dilettierenden Buchdruckers. Neben anderen Autoren kritisiert Rozonus Augustinus Niphus und Georg Tannstetter, die in den Titeln ihrer Schriften zwar vorgäben, mit dem falschen Sintflutglauben aufräumen zu wollen, letztendlich aber doch durch die Konjunktionen ausgelöste Überflutungen ankündigten. Dieser zweite Teil der Schrift mündet in eine kurze Auseinandersetzung mit der Lehre Pico della Mirandolas, des erwähnten Astrologiegegners. Diese wird auf ihre Übereinstimmung mit verschiedenen philosophischen und theologischen Lehrmeinungen hin untersucht. Der dritte Teil der Schrift beginnt mit einer systematischen Kritik. Zu Beginn werden Unzulänglichkeiten und Fehler der Astrologie dargestellt: Da sie auf fehleranfälligen astronomischen Messungen basiere, hätten ihre Erkenntnisse keine solide Grundlage und seien somit wertlos – *ac si caecus caecum duceret* (Bl. 26^{r}; „als ob ein Blinder einen anderen Blinden führte"). Als nächstes werden gravierende Fehler des astrologischen Systems an sich erläutert und kritisiert, anschließend aus den Widersprüchen zwischen den verschiedenen Gelehrtenmeinungen zur Sintflut die Fruchtlosigkeit der Prognose insgesamt abgeleitet. Rozonus widerlegt so in scholastischer Manier alle astrologischen Meinungen zum Jahr 1524 und formuliert abschließend seine eigene: Es werde vermutlich durchaus viel Regen geben, möglicherweise auch Überschwemmungen, aber nicht, weil die Sterne das so bestimmten, sondern weil auf eine lange Trockenperiode, wie man sie damals gerade erlebte, in der Regel reichliche Niederschläge folgen würden (tatsächlich war das Jahr 1524 zumindest in Italien sehr regenreich, vgl. Thorndike 1959, 231–232). Am Ende des *Compendium* wendet sich Rozonus in einem kurzen Epilog wieder an den Bischof und kündigt an, ihm demnächst einen *tractatum de fato et bona fortuna* („Abhandlung über Schicksal und Glück") zu widmen.

Sprache

Da das Thema sprachliche Präzision verlangt, verzichtet Rozonus um der Klarheit willen auf jeden stilistischen Mehrwert (Bl. 4^{rv}):

Aggrediar, inquam, stilo simpliciori, non fucis eloquentiae pleno, quoniam ornari res ipsa negat, contenta doceri, atque haec ipsa Astrologica facultas habet proprios terminos, quos trans-

gredi est perinde ac si apud Italicos Teutonice loquamur. Invertuntur enim et confunduntur termini scientiarum, quum sua nomina mutantur.

Ich werde, sagte ich, das Thema in einfacherem Stil angehen, der nicht voll von der falschen Schminke der Beredsamkeit ist, weil sich die Sache selbst einer Ausschmückung verweigert und zufrieden damit ist, gelehrt zu werden, und weil diese astrologische Disziplin ihre eigenen Begriffe hat, die zu überschreiten so wäre, als ob wir bei den Italienern Deutsch redeten. Denn die Begriffe der Wissenschaften werden durcheinander geworfen und in Unordnung gebracht, wenn ihre Ausdrücke verändert werden.

Horoskope

Die Polemik ihrer Gegner tat der Beliebtheit der Astrologie jedoch keinen Abbruch. Horoskope etwa wurden massenweise produziert. Um diesen Glaubwürdigkeit beim Publikum zu verschaffen, mussten die Astrologen dabei ihre Vorhersagen bekannten Tatsachen anpassen. Schön sieht man das etwa am Beispiel Erzherzog Ferdinands II., für den seit seiner Geburt mehrere Horoskope erstellt wurden. Während das 1556 vom königlichen Astrologen Paulus Fabricius (1529–1588) erstellte Horoskop dem Erzherzog eine gute Ehe in Aussicht gestellt hatte (TLMF, FB 32089, Bl. [1]^{r}–[14]^{v}), attestierte ihm das 1567 von Cyprianus Leovitius (1529–1574) angefertigte zwar grundsätzlich Ehefähigkeit und Fruchtbarkeit, unterstrich aber, dass die Konstellation zum Zeitpunkt seiner Geburt Ferdinand daran hindern würde, jemals eine legitime Ehe einzugehen (TLMF, FB 32089, Bl. 16^{v}–[51]^{r}; vgl. Abb. 46, Farbtafel 12). Leovitius weigerte sich, über illegitime Verbindungen und eventuelle Kinder aus ihnen zu schreiben, mit der Begründung, dass diese nicht Gegenstand astrologischer Forschung sein könnten. Dies spiegelt offensichtlich Ferdinands persönliche Situation zum fraglichen Zeitpunkt wider: Nachdem er 1557 eine nicht standesgemäße Ehe mit Philippine Welser eingegangen war, wurde die Ehe geheim gehalten, zuerst auf Wunsch Ferdinands selbst, seit 1561 auf Befehl des Kaisers; Philippine war als „Beywohnerin" bzw. Konkubine bekannt, während Ferdinand öffentlich vorgab, an einer Ehe kein Interesse zu haben. Erst im Jahr 1575 entband Papst Gregor XIII. das erzherzogliche Paar von der Geheimhaltungspflicht, wodurch die Ehe mit Philippine und die gemeinsamen Söhne legitimiert wurden.

Botanik

Zu den Bereichen der Naturkunde, auf denen im 16. Jh. intensive Forschungen betrieben wurden, zählt auch die Botanik. Die *materia medica* (der Vorrat an Substanzen, derer sich die gelehrte humoralpathologische Medizin zur Herstellung von Heilmitteln bediente) setzte sich hauptsächlich aus pflanzlichen, zu einem kleineren Teil auch aus tierischen und mineralischen Substanzen zusammen. Die intensive Auseinandersetzung der Ärzte und Philologen mit den medizinischen Schriften der Antike führte dabei zu dem Wunsch, alle darin beschriebenen Medikamente wieder für die Medizin nutzbar zu machen. Dazu mussten ihre Bestandteile, die *simplicia*,

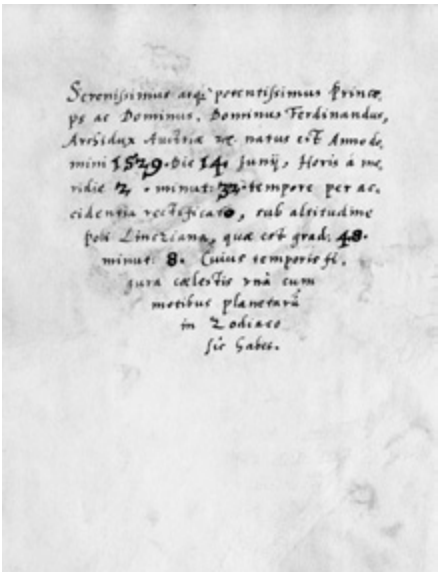

Serenissimus atq; potentissimus Princeps ac Dominus, Dominus Ferdinandus, Archidux Austriæ &c. natus est Anno Domini 1529. die 14. Junij, Horis à meridie 7. minut. 32. tempore per accidentia rectificato, sub altitudine poli Lincziana, quæ erat grad. 48. minut. 8. Cuius temporis sfera cælestis vna cum motibus planetarū in Zodiaco sic habet.

Abb. 46: Horoskop des Cyprianus Leovitius für Erzherzog Ferdinand II.

Abb. 47: Porträt des Pietro Andrea Mattioli.

welche seit der Antike z.T. in Vergessenheit geraten waren, eindeutig identifiziert werden.

Mattioli

Eine Schlüsselrolle bei diesen Bemühungen fiel Pietro Andrea Mattioli zu (1501–1578; s. Ferri 1997; vgl. Abb. 47). Er wurde in Siena geboren, studierte Philosophie und anschließend Medizin in Padua sowie Chirurgie in Perugia. Nach einem Aufenthalt in Rom kam er 1527 als Leibarzt an den Hof von Kardinal Bernhard von Cles, wo er seine ersten medizinischen und panegyrischen Werke veröffentlichte. 1542, wenige Jahre nach dem Tod seines Gönners, verließ Mattioli Tirol und übernahm die Stelle eines Stadtarztes von Görz. 1555 folgte er einer Einladung König Ferdinands an den Prager Hof, wo er Arzt von Erzherzog Ferdinand II., später auch von Maximilian II. wurde. 1567 kehrte er mit Ferdinand nach Tirol zurück, das er zu einem Zentrum der botanischen Forschung machte.

Dioskurideskommentare

1544 ließ Mattioli in Venedig die erste, italienische Version seiner Kommentare zum pharmakologischen Werk des griechischen Arztes Dioskurides (1. Jh.) drucken, die ihn bald berühmt machen sollten. Nach einigen beträchtlich erweiterten Neuauflagen des italienischen Originals erschien 1554 die erste lat. Version unter dem Titel *Pedacii Dioscoridis de materia medica libri VI interprete Petro Andrea Mattheolo cum eiusdem commentariis* („Sechs Bücher des Pedakios Dioskurides über die *materia medica*, übersetzt von Pietro Andrea Mattioli, mit den Kommentaren

desselben"), erstmals erweitert durch Abbildungen aller besprochenen Pflanzen und Tiere. In der Folgezeit ließ Mattioli neben einigen weniger bedeutenden Werken weitere, jeweils verbesserte und erweiterte italienische und lat. Ausgaben der Kommentare drucken; bald kamen auch eine französische und eine tschechische sowie eine erweiterte deutsche Übersetzung seines Assistenten Georg Handsch (vgl. Abb. 48, s. hier S. 364) heraus, deren Entstehung Mattioli persönlich überwacht hatte.

Charakteristik, Bedeutung

Mattiolis Kommentare hoben sich von sonstigen Kommentaren zu Dioskurides und von anderen ähnlichen Schriften einerseits inhaltlich ab, indem sie sich auf den praktischen Nutzen und die Identifizierung der Pflanzen konzentrierten und auf philologische und antiquarische Untersuchungen weitgehend verzichteten, andererseits sprachlich durch ihren eleganten Stil, sowohl in der italienischen als auch in der lat. Version. Sie waren ein Werk von europaweiter Bedeutung, nicht nur hinsichtlich ihrer Verbreitung, sondern auch insofern, als sich in ihnen das Wissen zahlreicher Gelehrter aus ganz Europa niederschlug. Seit der ersten Veröffentlichung der Kommentare waren Mattioli von überall her Informationen über die besprochenen Pflanzen zugeschickt worden, sei es durch von ihm initiierte Nachforschungen, z.B. im ostmediterranen Raum, wohin er selbst nicht reisen konnte, sei es weil Gelehrte spontan ihr Wissen weitergeben wollten. Die Kommentare wurden so zum Sammelbecken naturkundlicher Erkenntnisse ihrer Zeit, zu einem lebendigen, kontinuierlich wachsenden, kollektiven Unternehmen eines Korrespondentennetzes, dessen Zentrum und ordnende Instanz Mattioli war.

Opusculum

Als Folge der skizzierten Entstehungsumstände wurden Mattiolis Kommentare in den späteren Editionen durch die Fülle an Ergänzungen und Exkursen recht unübersichtlich. In seiner zweiten Tiroler Periode veröffentlichte Mattioli deshalb zwei Werke, in denen das wuchernde Material der Kommentare auf das Wesentliche reduziert wurde. Sie sollten einer ersten Orientierung dienen, während Details und Hintergrundinformationen weiterhin den Kommentaren zu entnehmen waren. 1569 publizierte er in Venedig das *Opusculum de simplicium medicamentorum facultatibus* („Werklein über die Wirkungen der unvermischten Medikamente"). Im Unterschied zum Folioband der Kommentare handelt es sich hier um ein kleines Taschenbuch im Duodezformat, welches dem Leser helfen soll, für die gewünschte Wirkung bzw. für eine bestimmte Krankheit das geeignete *simplex* zu finden und dessen Zubereitung für eine Therapie zu erfahren.

Compendium

Das *Compendium de plantis omnibus* („Kurze Abhandlung über alle Pflanzen") wurde 1571 ebenfalls in Venedig gedruckt und Erzherzog Ferdinand II. gewidmet. Das Werk im Quartformat sollte v.a. zur visuellen Bestimmung der Pflanzen dienen: Die einzelnen Pflanzen waren auf je einer Seite abgebildet und wurden, nach den Rubriken *forma*, *locus*, *qualitates* und *vires* („Gestalt, Vorkommen, Qua-

litäten i.A. und spezielle Wirkungen“, vgl. Farbtafel 13) gegliedert, vorgestellt. Durch diese Schematisierung und Reduktion büßte Mattiolis Darstellung allerdings an stilistischer Vielfalt und Lebendigkeit ein, Eigenschaften, die seine Kommentare auszeichneten und nicht wenig zu ihrer Popularität beitrugen.

Kreuterbuch
Deß Hochgelehrten vnnd
weitberühmten Herrn D. Petri Andreæ
Durch
Ioachimum Camerarium,
Gedruckt zu Frankfurt am Mayn

Abb. 48: Titelblatt der deutschen Übertragung von Mattiolis *Compendium* durch Georg Handsch in einer Neubearbeitung von Joachim Camerarius d. J., Frankfurt a. M. 1600.

Lukas Oberrauch

Medizin

Einleitung

Die Medizin entwickelte sich im 16. Jh. gegenüber den vorhergehenden Jahrhunderten nur unwesentlich weiter, was v.a. mit den schleppenden Fortschritten der Anatomie zusammenhing (Jütte 2001). Ihre Basis bildete immer noch die antike Humoral- und Temperamentenlehre des Hippokrates und des Galen, deren Lehrmeinungen nach wie vor maßgeblich die Bereiche Diagnostik und Therapie beeinflussten. Der durch die revolutionären Ansichten und Schriften großer Gelehrter wie Andreas Vesalius oder Theophrastus Paracelsus (der sich auch einige Jahre in Tirol aufhielt)[1] eingeleitete Umschwung hin zu einer moderneren, ‚wissenschaftlicheren' Verfahrensweise vollzog sich nur langsam und stieß im Tiroler Raum nur bei wenigen Ärzten und Gelehrten auf Interesse, etwa bei Michael Schütz, der ein Glossar zu den von Paracelsus verwendeten lat. Fachbegriffen verfasste.

Struktur

Im Wesentlichen prägen drei Schwerpunkte die medizinische Literatur Tirols dieser Zeit: 1. der Gesundheitszustand Ferdinands II. und seiner Familie; 2. die zunehmende Bedeutung der Wild- bzw. Naturbäder; 3. die großen Seuchen des Jahrhunderts. Im Folgenden sollen einige repräsentative literarische Beispiele für die genannten thematischen Bereiche vorgestellt werden, ehe abschließend die Galenkommentare des Giovanni Pietro Merenda besprochen werden.

Giulio Alessandrini

Über den Gesundheitszustand von Erzherzog Ferdinand II. sind wir bereits aus der Zeit vor seinem Einzug in Tirol 1567 gut informiert. Medizinische Ratschläge, sogenannte *consilia*, haben sich z.B. von Franciscus Emericus aus dem Jahr 1549 (ÖNB, Cod. 11207, Bl. 38^{rv}) oder von Renato Brassavola aus dem Jahr 1554 (ÖNB, Cod. 11155, Bl. 1^{v}–24^{v}) erhalten. Geraume Zeit später, etwa 1567/68, verfasste der aus Civezzano nahe Trient stammende Arzt Giulio Alessandrini (vgl. Abb. 49) in Zusammenarbeit mit Pietro Andrea Mattioli, dem bekannten Leibarzt Ferdinands (vgl. hier S. 359–361), einen weiteren medizinischen Ratgeber für den Tiroler Landesfürsten (*Consilium medicum*; ÖNB, Cod. 11155, Bl. 27^{r}–35^{r}).

Biographie

Bereits in jungen Jahren besuchte der 1506 in Trient geborene Alessandrini die Universität in Padua, wo er neben Medizin auch Mathematik, Literatur und Grie-

1 Eine ausführlichere Behandlung des Paracelsus wird an dieser Stelle nicht erfolgen, da sein *Büchlein von der Pest an die Stadt Sterzingen* aus dem Jahr 1534, in dem er sich in Innsbruck, Sterzing und Meran aufhielt, wie alle seine Werke in deutscher Sprache verfasst wurde. Vgl. z.B. Pisa 1991, v.a. 79–109.

chisch studierte. Seine hervorragenden Kenntnisse der griechischen Sprache ermöglichten es ihm, sich eingehend mit den Schriften Galens auseinanderzusetzen, als deren Übersetzer und Verteidiger er sich in der Fachwelt Anerkennung holte. Sein Ruf als Gelehrter und Arzt drang sehr schnell bis an den Kaiserhof, sodass sich während des Konzils von Trient neben Ferdinand I. auch Maximilian II. und Rudolf II. seiner Dienste versicherten. Zusammen mit den berühmten Humanisten Girolamo Fracastoro und Jan Paez del Castro widmete Alessandrini sich zudem noch der Philosophie; darüber hinaus zeigte er sich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften sehr interessiert (Fellin 2000, 8). Als Adeliger – 1573 hatte Kaiser Rudolf II. ihm für seine Verdienste das Prädikat „von Neuenstein" zugesprochen – kehrte er nach jahrelangen Reisen schließlich 1577 nach Civezzano zurück; er starb dort am 25. August 1590.

Abb. 49: Porträt des Giulio Alessandrini.

Consilium

Gemäß der klassischen, auf Galen zurückgehenden Diätetik versuchen die beiden Ärzte die Beschwerden Ferdinands vor verschiedenen Hintergründen zu analysieren. So ist die Schrift in acht Kapitel eingeteilt: *De aere* („Vom Klima"), *De cibo et potu* („Vom Essen und Trinken"), *De repletione et inanitione* („Von der Aufnahme und Ausscheidung [der Speisen]"), *De somno et vigilia* („Von den Ruhe- und Wachzeiten"), *De exercitio et quiete* („Von der körperlichen Ertüchtigung und Erholung"), *De balneo* („Vom Baden"), *De animi accidentibus* („Vom Gemütszustand"), *De medicamentis* („Von den Medikamenten").

Stil

Die Verfasser achten beim Erarbeiten ihrer Ratschläge sichtlich darauf, keine direkte Fehleranalyse zu betreiben. Niemals wird beispielsweise ein konkretes Fehlverhalten des Fürsten erwähnt und kritisiert, sondern höchstens diplomatisch angedeutet und durch Modaladverbien oder die Verwendung des Konjunktivs relativiert:

> *Si forte fortuna accidat, ut vestra serenitas, dum cum magnis principibus convivatur, plus potaverit, quam deceat, curabit deinde a mensa discedens illico per vomitum ventriculum deonerare.*
>
> Sollte es durch eine Fügung des Geschicks zufällig dazu kommen, dass Euer Durchlaucht beim Speisen mit anderen großen Fürsten mehr getrunken hat als Ihr bekommt, wird Sie

> dafür Sorge tragen, dass Sie unmittelbar, nachdem Sie die Tafel verlassen hat, durch Erbrechen den Magen entlaste.

Als sprachlich besonders geschickt gewählt erweist sich hier – wie auch an anderen Stellen – die Verwendung des iussiven Futurs, welches neben der eigentlichen Aufforderung auch die Zuversicht ausdrückt, dass diese erfüllt werden wird. Somit wird bereits sprachlich signalisiert, dass es sich eigentlich um einen obsoleten Ratschlag handle, da der Erzherzog ohnehin wisse, was er zu tun habe.

inhaltliche Schwerpunkte

Trotz aller stilistischer Finessen zeigt die inhaltliche Gewichtung der Schrift deutlich, dass sich Alessandrini und Mattioli in ihrem Befund den Aussagen ihrer Vorgänger Emricus und Brassavola anschließen. Die beiden Kapitel *De cibo et potu* sowie *De repletione et inanitione* umfassen beinahe die Hälfte der Schrift. Der (subtile) Tenor in besagten Abschnitten ist erwartungsgemäß, dass sich Ferdinand beim Essen und Trinken einschränken bzw. seine Mahlzeiten besser gestalten müsse. Zu diesem Zweck wird eine detaillierte Liste mit Speisen und Getränken angeführt, die empfehlenswert bzw. unbedingt zu vermeiden seien. Die Ratschläge in den anderen Kapiteln regen zu vermehrten Aufenthalten in wärmeren Klimazonen, geregelten Ruhezeiten, Leibesübungen (allerdings nicht nach den Mahlzeiten) und mäßigem Besuch von Bädern an. Außerdem solle der Fürst darauf achten, Kummer, Ärger und Stress von sich fernzuhalten. Schließlich wird eine Reihe von Medikamenten angeführt, welche dem Erzherzog bei seinen verschiedenen Beschwerden Linderung verschaffen sollen.

Diarium medicum

Den umfangreichsten und detailliertesten Einblick in die Krankengeschichte Ferdinands und der gesamten erzherzoglichen Familie gewährt das *Diarium medicum de archiduce Ferdinando Tirolensi eiusdem coniuge Philippina Welser et Andrea et Carolo filiis* („Medizinisches Tagebuch über Erzherzog Ferdinand von Tirol, seine Frau Philippine und seine Söhne Andreas und Karl"; ÖNB, Cod. 11204) aus der Feder des Georg Handsch von Limusa (1529–nach 1578; ADB 49, 749–751).

Handsch

Der 1529 geborene Handsch besuchte die Lateinschule in Goldberg und Prag, wo er sich bereits als vielseitig begabter junger Mann zu erkennen gab. Ab 1550 studierte er in Padua, Venedig und Pisa Medizin. Drei Jahre später kehrte er als Lehrer an die erzherzogliche Pagenschule nach Prag zurück. Finanzielle Probleme ließen ihn an Pietro Andrea Mattioli schreiben. Mattioli, der um die schriftstellerische Fertigkeit Handschs wusste, übertrug ihm daraufhin die Fertigstellung einer deutschen Version seines Dioskurideskommentars (vgl. hier S. 360). 1568 beerbte Handsch Mattioli, der sich in den Ruhestand zurückzog, übersiedelte nach Tirol und rückte in den Rang eines Leibarztes vor. In dieser Zeit beginnen auch seine Aufzeichnungen zum Gesundheitszustand der erzherzoglichen Familie.

Aufbau

Das *Diarium* ist im Wesentlichen ein Krankentagebuch mit Notizen und Aufzeichnungen über die gesundheitliche Verfassung der Familie, über angewandte

Therapien und deren Verlauf. Daneben enthält es noch Ratschläge von anderen Ärzten, verschiedene Rezepte und Medikamente und mehrere wissenschaftliche Exkurse. Ein strukturelles Konzept ist allenfalls mit Mühe zu erkennen. Die Einträge weisen nämlich, anders als es der Titel vermuten ließe, keine linear chronologische Abfolge auf. Stattdessen handelt der Verfasser die einzelnen Familienmitglieder nacheinander ab. Auch dieses Ordnungsprinzip wird aber nicht konsequent durchgehalten.

Die Ausführungen beschäftigen sich zu Beginn mit dem Kuraufenthalt der Philippine Welser in Karlsbad zwischen dem 29. August und dem 8. Oktober 1571 zur Bekämpfung ihres vermutlich chronischen Gallen- bzw. Nierenleidens (Boeheim 1894, 22; Martin 1906, 252) sowie Ratschlägen (auch seitens anderer Ärzte) zu den Behandlungsmöglichkeiten und -methoden bei Kurpatienten. Dieser Teil des *Diarium*[2] enthält auch eine Liste von prominenten Persönlichkeiten, die sich zur gleichen Zeit dort aufhielten, und berichtet über einige aus medizinhistorischer Sicht interessante Ereignisse, etwa über eine Hernie bei einem Sechsjährigen, welche ohne Betäubung operiert wurde, oder über einen Adeligen aus Bamberg, der mittels Bädern seine Impotenz zu kurieren versuchte. Über weite Strecken beschränkt sich Handsch allerdings darauf, in lapidarer Manier die von Philippine Welser im Wasser verbrachte Zeit, die Menge des aufgenommenen Wassers, Beschaffenheit und Häufigkeit der Ausscheidungen sowie die von der Patientin beschriebenen Schmerzen zu notieren. Trotz der Erwähnung einiger Kuriositäten erfährt man relativ wenig über den Lebensstil und Tagesablauf im Kurort. Auch eine Beschreibung der Landschaft sowie der Vorzüge des Bades fehlen. Nach einigen Einträgen zum Gesundheitszustand seiner Patientin im Jahr 1573 geht der Verfasser auf Ferdinand II. und dessen Kuraufenthalte über. Hierbei wird auch der gemeinsame Aufenthalt des Paares in Karlsbad im Jahr 1574 erwähnt. Weiters findet sich eine kurze Beschreibung der Thermen von Lucca. Die Beschreibung der Lebensverhältnisse Ferdinands in Innsbruck stellt die Überleitung zu einer allgemeinen Besprechung seines Gesundheitszustandes dar, welche bis ins Jahr 1575 reicht. Hier finden sich auch einige kurze Anmerkungen zu Andreas und Karl. Abschließend wendet sich der Verfasser wieder Philippine Welser und ihrer Krankengeschichte zwischen 1568 und 1575 zu.

Stil

Das Werk präsentiert sich sprachlich wenig anspruchsvoll. Der Stil ist schlicht und bisweilen auch elliptisch, auf Hypotaxe wird zugunsten einfacher Parataxe fast gänzlich verzichtet; es finden sich sogar Grammatikfehler. Dies entspricht den gattungs-

2 Der Arzt Joseph Eyerel transkribierte diesen Abschnitt (zusammen mit einigen kürzeren) und brachte ihn nach Innsbruck (TLMF, Dip. 791/1), als im 19. Jh. das Interesse an Philippine Welser wieder zunahm.

spezifischen Charakteristika der Krankengeschichte in der Renaissancezeit (Burg 1990, 49; Müller 1999, 94). Der karge und trockene sprachliche Duktus legt die Vermutung nahe, dass das Werk kaum für ein breiteres Publikum gedacht war, sondern eher als Informationssammlung für einen restringierten Kreis von Fachleuten, wenn nicht gar ausschließlich für den Eigengebrauch. Dafür spricht nicht zuletzt die Tatsache, dass das *Diarium* nie gedruckt wurde. Auffallend ist auch der uneinheitliche Gebrauch der Sprache. Immer wieder wechselt der Verfasser ins Deutsche, oftmals auch mitten im Satz. Diese bisweilen befremdliche Praxis ist bei Handsch nichts Ungewöhnliches (Rudel 1925, 74) und scheint einem gewissen Prinzip zu folgen. So fällt auf, dass Patienten bei der Beschreibung ihres Gesundheitszustandes häufig in ihrer (deutschen) Muttersprache zitiert werden, vermutlich deshalb, weil der Verfasser größtmögliche Genauigkeit bei der Wiedergabe der für Diagnose und Therapie wichtigen Aussagen erzielen und Ungenauigkeiten bzw. Missverständnissen, die durch eine Übersetzung ins Lat. hätten entstehen können, vorbeugen wollte.

Anekdoten

Besonders erwähnenswert sind zahlreiche Anekdoten, die Handsch immer wieder in seine Aufzeichnungen einfließen lässt und die meist vollkommen losgelöst vom wissenschaftlichen Zusammenhang sind. Zusätzlich wurden sie durch horizontale Linien optisch vom Rest des Textes getrennt. Auf die Besonderheit, dass im *Diarium* wie auch in anderen Werken Handschs das Hauptaugenmerk häufig weniger auf den eigentlichen Krankengeschichten als vielmehr auf Kuriositäten liegt, hat bereits Wolkan 1925, 124–133 hingewiesen. Viele der Anekdoten sind Beschreibungen einfacher physikalischer Experimente, die damals durchaus Erstaunen hervorrufen konnten. So findet sich etwa die Beschreibung eines Versuchs, dem die Oberflächenspannung von Wasser zugrunde liegt: *Si in poculum aqua plenum iniiciatur catena aurea, non effluet aqua, sed in margine attoletur quasi in cumulum.* (Bl. 57^{r}; „Wenn man in einen Becher, der randvoll mit Wasser gefüllt ist, eine goldene Kette gibt, wird das Wasser nicht ausfließen, sondern sich an den Rändern aufstauen und eine Art Hügel bilden"). Andernorts trifft man auch auf Witziges (Bl. 30^{v}):

> *Cuidam in ludo magnae balae, proiectus* [sic] *fuit ea pila in oculum, qui excussus cecidit in terram; ille subito reposuit eum, et vidit tam bene ut antea. Fuit vitreus oculus.*
>
> Beim Spiel mit dem großen Ball bekam jemand den Ball ins Auge, das heraussprang und zu Boden fiel. Er setzte es sofort wieder an seinen Platz und sah damit so gut wie vorher – das Auge war nämlich aus Glas.

Handsch beschränkt sich aber nicht nur darauf, seine eigenen Kenntnisse und Erzählungen wiederzugeben; auch hier führt er die oben angesprochene Gewohnheit,

seine Patienten selbst zu Wort kommen zu lassen, weiter. Dabei zeigen v.a. die angeführten ‚Ratschläge' Ferdinands, dass der Fürst dem Schalk nicht abgeneigt war (Bl. 47^{v}): „Wenn man einen wil schrecken und ein buberey thuen, so lade man das rohr mit weychem käs, und thue ein wenig pulver zuvor ein, und scheus es einem ins gesicht, das macht einen sehr scheuzlich, weiß und schwarz." Wenig später schreibt Handsch (Bl. 51^{r}):

> *Dixit de particula candelae sebaceae super lingua dormientis ponenda, et postea concutere, tunc ille perterritus devorat, et postea vomit.*
>
> Er [sc. Ferdinand] sagte, man solle einmal versuchen, einem Schlafenden ein Stück Talgkerze auf die Zunge zu legen. Wenn man ihn danach rüttle, werde dieser hochschrecken, das Stück verschlucken und danach erbrechen.

biographische Komponente

Neben für Medizin und Medizingeschichte interessanten und relevanten Gesichtspunkten bietet das *Diarium* auch biographisch wertvolles Material. Durch die Aufzeichnungen und Kommentare Handschs gelingt ein interessanter Einblick in einige Bereiche des privaten Alltags am Fürstenhof, der u.a. zeigt, dass die gesundheitlichen Beschwerden die Lebensqualität des Paares (zumal jene der Philippine Welser) nachhaltig beeinträchtigten und die beschränkten Mittel bzw. Kenntnisse der behandelnden Ärzte eine längerfristige Linderung bzw. ein Kurieren der Leiden unmöglich machten – was allerdings auch mit der mangelnden Kooperation Philippines zusammenhing. Aufgrund der ausgeprägten Genusssucht des Ehepaars v.a. beim Essen und Trinken wurden die erteilten medizinischen Ratschläge und häufigen Aufrufe zur Mäßigung oft missachtet. Sowohl Ferdinand als auch Philippine nutzten den beschränkten Erkenntnishorizont ihrer Ärzte sowie deren oft widersprüchliches Vorgehen bei der Therapie listig aus. So wusste beispielsweise Philippine Welser ganz genau, wie sie die übliche strenge Diät während ihres Kuraufenthaltes in Karlsbad 1571 (Kiby 1995, 34) umgehen konnte: *Et dicit sibi dulcia conferre ad pectus, sed hoc miror, quia cum edit cessat illa pressura pectoris* (Bl. 2^{v}; „Sie [sc. Philippine] sagt, dass Süßigkeiten ihr gegen den Druck auf der Brust helfen; aber es wundert mich, dass besagter Druck immer dann nachlässt, wenn sie isst"). Auch kam es öfters vor, dass beide zu irgendwelchen Hausmitteln griffen oder sich von Bekannten beraten ließen, anstatt den Ratschlägen ihrer Ärzte zu folgen, was für diese Zeit typisch war (Wear 1995, 239). Gerade bei Philippine Welser, die ein ausgeprägtes Wissen über Heilkräuter hatte (Auer/Irblich 1995, 23), stellte dies Handsch ein ums andere Mal vor Probleme. Ferdinand pflegte lästigen Einwänden und Bedenken seitens seiner Ärzte, v.a. hinsichtlich seiner Jagdleidenschaft, der er auch bei schlechtem Wetter frönte, oder der großen körperlichen Strapazen, wel-

chen er sich beim Spiel aussetzte, ähnlich zu begegnen wie seine Frau, wie Handsch an einer anderen Stelle klar macht: *Ante coenam lusit magna pila, ut incalesceret et sudaret, nam in calore dicebat sibi melius esse, nobis tamen non placebat* (Bl. 64^{v}; „Vor dem Abendessen vergnügte er sich noch beim Spiel mit dem großen Ball; dabei schwitzte er und erhitzte sich. Er behauptete, es gehe ihm besser, wenn ihm warm sei; uns jedoch gefiel das nicht"). Trotz dieser z.T. despektierlichen Behandlung findet sich im *Diarium* nur leise Kritik am Verhalten des Paares, etwa aus Anlass eines Austernessens, bei dem der Fürst über die Stränge geschlagen und somit den Ärzten wieder einige Umstände bereitet hatte: […] *ut per 4 noctes coacti fuerimus apud eum vigilare* (Bl. 62^{r}; „[…] sodass wir gezwungen waren, vier Nächte lang an seinem Bett zu wachen").

De praeservatione

Schließlich ist unter den Schriften für oder über Ferdinand II. noch ein anonymes und nicht genau zu datierendes Konsil mit dem sekundären Titel *De praeservatione a calculo et arenulis consilium medicum principi cuidam, ut videtur Austriae archiduci Tirolensi, datum* („Medizinischer Ratgeber für einen Fürsten, wahrscheinlich den Tiroler Erzherzog von Österreich, über den Schutz vor großen und kleinen Nierensteinen"; ÖNB, Cod. 11083) zu nennen. Ferdinand II. geht zwar an keiner Stelle dieser Schrift aus dem 16. Jh. zweifelsfrei als Adressat hervor, mehrere Hinweise machen diese Vermutung jedoch plausibel. Das Leiden des Patienten ist ähnlich wie bei Handsch dargestellt, die Beschreibung seiner Person kommt der Darstellung Ferdinands bei Alessandrini sehr nahe. Der Autor, der namentlich ebenfalls nicht aufscheint, dürfte aus dem Süden Tirols stammen; dies legt zum einen der Wechsel zwischen der italienischen und deutschen Sprache bei der Verwendung von Begriffen aus der Volkssprache nahe; andererseits zeigt sich der Verfasser besonders gut informiert hinsichtlich der Gepflogenheiten und Pathologien der Bozner den Weinkonsum betreffend (s.u.). Der unbekannte Arzt scheint nicht dauerhaft in direktem Kontakt mit seinem Patienten gestanden zu haben, sondern durch Berichte über dessen Gesundheitszustand informiert worden zu sein. Diese Annahme erscheint durch Formulierungen wie *sicuti audio* („wie ich höre") oder *pulsum non tetigi* („ich habe den Puls selbst nicht gemessen") wahrscheinlich.

Nach einem Gebet für das Wohl des Fürsten beschäftigt sich der Text zunächst mit der Entstehung von Nierensteinen: Die Voraussetzungen hierfür seien eine unmäßige Körperwärme sowie das Vorhandensein von Stoffen, die entweder fett *(crassa),* zähflüssig *(viscosa)* oder klebrig *(glutinosa)* seien. Durch die Hitze würden sich diese Stoffe, ähnlich wie beim Brennen von Ziegeln, verdichten und erhärten. Je nach Größe und Beschaffenheit der Steine könne man zudem genau bestimmen, wo bzw. aus welchen Stoffen sich diese gebildet hätten. Bei seinem Patienten kommt der Arzt zum Ergebnis, dass die Steine aus fetter Galle entstünden. Man müsse also verhindern, dass fette Stoffe in die Nieren gelangten.

Als Gegenmaßnahme wird empfohlen, beim Essen Maß zu halten sowie den Körper nicht zu sehr zu beanspruchen und zu erhitzen, v.a. nicht in der Lendengegend. Den Schluss macht eine detaillierte Liste verbotener sowie erlaubter Speisen und Getränke, welche derjenigen von Alessandrini und Mattioli ähnelt, dabei aber nicht nur nach kanonischen Vorgaben, sondern auch unter der Berücksichtigung eigener Erkenntnisse und Vermutungen erstellt worden ist, wie das Verbot zeigt, *vinum album torculatum*, d.h. naturtrüben Weißwein, zu trinken (Bl. 38^{r}):

[…] *quod Bolzani et circumvicinis illis locis infiniti laborant podagra, colica, epilepsia, paralisi* […] *ut infinities expertus sum* […] *ex nimio potu vini Tremeni et torculati; et ex omnibus qui passi sunt talia accidentia nullum repperi, qui non biberet torculatum vinum, defecatum vero neminem.*

[…] weil in Bozen und Umgebung Unzählige an Gicht, Koliken, Epilepsie und Lähmungserscheinungen leiden […] wie ich unzählige Male selbst feststellen konnte […], und das, weil die Leute zuviel Gewürztraminer und naturtrüben Wein trinken; unter all jenen, die unter den oben beschriebenen Krankheiten litten, konnte ich nicht einen ausfindig machen, der nicht naturtrüben Wein, und niemanden, der geklärten getrunken hätte.

Hier, wie auch bei den eingestreuten Ratschlägen zu den Essens- und Ruhezeiten, der körperlichen Betätigung und der Einnahme von Medikamenten oder bei der Empfehlung eines Badeaufenthaltes zeigt sich der Verfasser immer wieder als selbstsicherer Meister seines Fachbereichs, der auch die Behandlungsmethoden von Kollegen, welche oft unbedacht und überhastet seien, kritisiert. Die Schrift endet schließlich, wie sie begonnen hat: Gott wird gebeten, er möge alle Übel vom Fürsten fernhalten.

Antonio Maria Venusti

Wie aus den Schriften von Alessandrini, Mattioli und Handsch ersichtlich, spielte das Heilbad in den therapeutischen Überlegungen der Ärzte dieser Epoche eine wichtige Rolle. Parallel dazu erfuhr auch die balneologische Literatur seit dem 15. Jh. in Mitteleuropa einen immer größeren Aufschwung. Eines der bekanntesten Heilbäder der Zeit im südlichen Alpenraum war jenes in Bormio. Diesem widmete sich Antonio Maria Venusti in seinem 14 Seiten umfassenden Werklein *Balneorum Burmiensium descriptio, natura et virtus* („Beschreibung, Natur und Nutzen der Bäder Bormios"; Innsbruck 1584).

Biographie

Über das Leben des Verfassers lassen sich nur spärliche Informationen eruieren. Venusti wurde, wie dem Beginn des Werkes zu entnehmen ist, 1529 in der Valtellina (Veltlin) im italienisch-schweizerischen Grenzgebiet geboren. Anton Roschmann (vgl. hier S. 743) weiß in seinen *Collectanea pro historia litteraria Tyrolensi* („Gesammeltes zur Tiroler Literaturgeschichte"; TLMF, Dip. 1106/2) nicht mehr

von ihm zu berichten, als dass er „Erzher. Leibmedicus und ser glükl. Practicus" gewesen und am 17. Januar 1585 in Meran im Alter von 56 Jahren gestorben sei. An Werken Venustis sind v.a. sein im Jahr 1562 in Venedig gedruckter *Discorso generale* […] *intorno alla generatione, al nascimento, de gli huomini* […], der 1618 in Frankfurt auch in deutscher Sprache unter dem Titel *Allgemeiner Discurß Von Deß Menschen Geburt* erschien, sowie sein *Consilium de peste* („Pestratgeber"), das 1582 in Mailand veröffentlicht wurde, zu nennen.

Widmungsschreiben

Voran geht den eigentlichen Ausführungen über die Heilbäder ein Widmungsschreiben, das sie Adamus Gallus Popellius, dem Kämmerer Ferdinands II., zueignet. Zu Beginn gibt Venusti als Beweggrund für das Verfassen der Schrift an, dass sich noch kein Gelehrter ausführlich mit den genannten Bädern befasst habe. In Wahrheit hatte jedoch etwa der berühmte Arzt Pietro da Tossignano aus Bologna 1336 im Anschluss an seinen eigenen Kuraufenthalt seinen *De balneis Burmii apud Vulturrenos liber* („Buch von den Bädern Bormios im Veltlin") verfasst, und es fällt schwer zu glauben, dass Venusti keine Kenntnis hiervon gehabt haben soll. Noch unwahrscheinlicher scheint es, dass der Verfasser nichts von der Schrift *Delle virtù mirabili de' Bagni di Bormio e del modo di usarli* („Von den wundersamen Heilfähigkeiten der Bäder Bormios und ihrer Nutzung") aus dem Jahr 1540 gewusst haben sollte, war der Verfasser doch Andrea Mattioli, mit welchem Venusti durch seine Tätigkeit als Arzt Ferdinands II. bekannt gewesen sein müsste. Vermutlich wollte Venusti sein Werk als Pionierleistung darstellen und verschwieg seine Vorgänger deshalb bewusst. Die fehlende Rezeption seiner Schrift in der balneologischen Literatur[3] zeigt jedoch, dass er mit diesem Schachzug keinen Erfolg hatte.

Stil

Die *Descriptio* präsentiert sich stilistisch vielseitig und gehaltvoll, geschrieben in ansprechendem, großteils klassischem Lat. Der Verfasser verzichtet in der Regel auf überlange Sätze und verschachtelte grammatische Konstruktionen und zeigt auch in der Verwendung rhetorischer Stilmittel die gebotene Sparsamkeit, sodass die Klarheit der Aussagen nicht unter ihr leidet. Die Lektüre gestaltet sich außerdem durch die Verwendung von Marginalien übersichtlich und angenehm.

Inhalt

Inhaltlich orientiert sich der Verfasser an den gängigen Vorgaben der balneologischen Literatur, wie man sie etwa der Vorrede zu Johannes Hartliebs *Bäderbuch* aus dem 15. Jh. entnehmen kann (vgl. Fischer 1962, 298–300): Beschaffenheit der Bäder, Ursprung ihrer Heilsamkeit, Nutzen bei einzelnen Krankheiten, Baderegeln.

Der Schwerpunkt der Einleitung liegt, nachdem die geographische Lage der Valtellina und Bormios beschrieben ist, v.a. auf dem Lob der Heimat des Autors sowie der Bäder

3 Selbst bei Sosio 1985, dessen historische Zusammenschau recht umfassend ist, findet sich kein Verweis auf Autor oder Werk.

selbst. Der immer wieder durchbrechende Lokalpatriotismus bewirkt dabei bisweilen eine idealistisch übersteigerte Beschreibung der Schönheit der Gegend und der Annehmlichkeiten, welche die Bäder zu bieten hätten. So beeilt sich Venusti beispielsweise zu betonen, dass der etwa 60 Meilen lange Weg vom Comersee nach Bormio wenigstens alle drei Kilometer eine Raststätte aufweise, die den Reisenden Erholung biete. Ein Reisender müsse zudem auf seinem Weg durch das Tal keine Angst haben, da es so gut wie keine Räuber gebe; jene, die sich dennoch in Untaten versuchten, würden in der Regel alsbald ausfindig gemacht und hart bestraft. Weiters werden die Bewohner Bormios allesamt als äußerst gastfreundlich und zivilisiert im Umgang mit Fremden, v.a. aber als kerngesund[4] dargestellt. Außerdem schenke die außergewöhnlich gute Luft den Bewohnern Bormios ein langes Leben: Es fänden sich häufig Leute, die älter als 100 Jahre seien. Auch bei der Beschreibung der Heilquellen auf dem Monte Braulio sowie der Badequartiere oberhalb des Ortes ergreift Venusti sofort die Gelegenheit, die gut angelegten Fahrwege dorthin sowie den Komfort der Unterkünfte lobend zu erwähnen – vielleicht eingedenk des schlechten Zeugnisses, das manche Patienten der verkehrstechnischen Infrastruktur und der Hotellerei Wildbäder allgemein ausstellen.

Mit Verweis auf seine ärztliche Erfahrung mit den Wirkungen der Bäder (in den Ausführungen findet sich allerdings kein einziger konkreter Verweis auf eine Krankengeschichte) listet Venusti nun jene Krankheiten auf, die in Bormio kuriert werden könnten. Unter diesen (es sind insgesamt 48) findet sich fast alles, was ein Mediziner damals kannte, von der einfachen Hautreizung über Gallenprobleme bis hin zum Tinnitus. Der Verfasser erklärt allerdings auch, dass die Bäder bei gewissen pathologischen Phänomenen schädlich sein könnten, so z.B. bei Syphilis. Auch weist er darauf hin, dass ein Kuraufenthalt eine Form der medizinischen Behandlung sei, die nur Kranken zustehe: *Nam bene valentibus non opus est medico neque balneo* (7; „Denn ein Gesunder benötigt weder einen Arzt noch einen Kuraufenthalt"). Damit wendet er sich dezidiert gegen den Badebetrieb zum bloßen Zeitvertreib, wie ihn bereits der italienische Humanist Poggio Bracciolini und der Nürnberger Wundarzt Hans Folz angeprangert hatten (Kiby 1995, 35–36; Studt 2001, 40).

Bei den unterschiedlichen Behandlungsratschlägen, welche durch einen kurzen Katalog konkreter Fallbeispiele erläutert werden, zeigt sich der Verfasser der galenischen Temperamentenlehre noch stark verhaftet: Er fordert, dass man bei der Kur auf die unterschiedliche thermische Beschaffenheit bestimmter Zonen des Körpers achten müsse. Weiters gibt er konkrete Anweisungen zum Verhalten beim Baden, Duschen oder Trinken und regt dazu an, dass die Zeit des Badens bzw. die Menge des aufgenommenen Wassers streng nach Alter und Körpergröße sowie Gewicht festgelegt werde. Für die Zeit des Aufenthaltes

4 Venusti mutmaßt, dass dies von dem hervorragenden Rotwein der Gegend komme, den er als besten Italiens preist und der der Qualität des Wassers in nichts nachstehe, wie auch schon der Schweizer Chronist Johannes Stumpf 1548 festgestellt hatte (vgl. Martin 1906, 352).

empfiehlt er sexuelle Enthaltsamkeit, Mäßigkeit im Essen und Trinken und rät von Aufregung und großen körperlichen Anstrengungen ab.

Kurz darauf schlägt Venusti wieder den bereits erwähnten, Badegäste werbenden Tonfall an: Er berichtet von einem *lavacrum equorum*, einem Pferdebecken, als einer der vielen Besonderheiten der Bäder Bormios. Angesichts einer ganzen Reihe von Vorzügen überschlägt sich Venusti beinahe vor Begeisterung (9):

Tam commoda balnea, ita aedificiis ornata ego certe nusquam alibi vidi neque in Germania neque in Italia, quae tamen hoc etiam anno a Burmiensibus redduntur commodiora et ornatiora.

Ich freilich habe so bequeme Bäder, mit so schönen Gebäuden ausgestattet, nirgendwo sonst, weder in Deutschland noch in Italien, gesehen; noch dazu werden sie eben in diesem Jahr von den Bewohnern Bormios noch bequemer und luxuriöser ausgestattet.

Im Anschluss an diesen medizinisch-touristischen Teil erläutert der Verfasser in einem naturwissenschaftlichen Exkurs die Entstehung und den Ursprung der warmen Quellen in Bormio. Das Wasser des Bades, so der Verfasser, sei nicht von seinem Ursprung an warm, sondern nehme die Wärme erst in unterirdischen Kanälen auf, durch welche es fließe. Der Schwefel, welcher als unterirdische Wärmequelle diene, verleihe dem Wasser auch seine heilende Kraft. Mit seinen abschließenden Bemerkungen unterstreicht Venusti noch einmal die Ausnahmestellung des Kurortes mit der Erwähnung, der heilsame und selten vorkommende *Capillus Veneris* („Venushaar") wachse dort im Überfluss.

Werbung

Wiewohl es den heutigen Leser befremdlich anmuten mag, medizinisch-wissenschaftlichen Inhalt so eng mit wirtschaftlichen, ja ‚fremdenverkehrswerbenden' Inhalten verquickt zu finden, bleibt doch festzuhalten, dass dies innerhalb der balneologischen Literatur der Zeit kein Kuriosum, sondern eher ein gattungsspezifisches Merkmal darstellte. Besonders dann, wenn ein Kurort an Renommee zu verlieren drohte oder sich erst einen Namen verschaffen musste, ergab es sich oft, dass Ärzte – die solche Veränderungen selbst zu spüren bekamen – das Erklärende mit dem Werbenden verbanden.[5] Im Fall von Bormio scheint in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. trotz seines ausgezeichneten Rufs („Wormserbad heylt allen Schad";

5 Ein bekanntes Beispiel dafür stellt die 1470 entstandene Schrift über die warmen Bäder in Calw des Tübinger Arztes Johannes May dar. Besagter Kurort war zu seiner Zeit noch relativ unbekannt, sodass sich May dazu entschloss, unter seinen Fachkollegen etwas die Werbetrommel zu rühren, wohl auch deshalb, weil die Quelle, welche das Bad speiste, im Besitz der Grafen von Württemberg war, deren Leibarzt er war.

vgl. Martin 1906, 236) ein deutlicher Besucherrückgang eingetreten zu sein, wahrscheinlich als direkte Auswirkung der Pest, die in den 60er-Jahren im Veltlin gewütet hatte (Sosio 1985, 68). Es mag sein, dass dieser auch Venusti letztlich dazu bewogen hat, sein Werk zu verfassen.

Ottaviano Rovereti

Sieben Jahre nach dem Erscheinen der *Descriptio* 1591 wurde die Stadt Trient vom Fleckfieber heimgesucht. Auf Bitten der Stadtkonsuln versuchte der aus Civezzano stammende Arzt Ottaviano Rovereti zusammen mit einigen Kollegen, der Seuche entgegenzuwirken. Seine Schrift *De peticulari febre* („Vom Fleckfieber"; Trient 1592) ist eine Zusammenfassung der Erkenntnisse, die sich aus den verschiedenen Beratungen und Gesprächen der Gelehrten ergaben.

Biographie

In dieser Zeit befand sich der 1555 geborene Rovereti bereits am Zenit seines erfolgreichen Wirkens, das ihn viel in der Welt herumgebracht hatte. Nachdem er das Studium der Medizin in Padua 1580 abgeschlossen hatte, praktizierte er beinahe vier Jahre lang in Venedig. 1588 kam er nach Konstantinopel, wo er selbst vom Fleckfieber befallen wurde, wie er in seiner Schrift berichtet. Danach wurde er venezianischer Konsul in Ägypten. Im Jahre 1590 kehrte er in seine Heimat zurück, wurde jedoch bald darauf zum Hofarzt Kaiser Maximilians II. bestellt; dieses Amt versah er auch unter Rudolf und Matthias. Erst kurz vor seinem Tod kam er wieder in seine Heimat, der er stets innigst verbunden geblieben war. Dort starb er im Jahr 1626. Trotz seiner glänzenden Karriere erlangte Rovereti in Fachkreisen nicht dasselbe Ansehen wie etwa sein Kollege Giulio Alessandrini (Minoncio 2000, 71).

Stil

Wiewohl Rovereti im Vorwort versichert, er habe den Traktat *rudi admodum Minerva ac sine ullo verborum fuco, rem magis quam verba observans* („auf ganz einfache Art und Weise, nicht wortgewaltig, stets mehr mit Blick auf den Inhalt als auf die Form") geschrieben, folgt der Stil ciceronianischen Vorgaben. Rovereti zeigt sich als Liebhaber der Hypotaxe, bei dem auch Nebensätze dritten und vierten Grades keine Seltenheit sind. Ebenso finden sich häufig Stilmittel wie Prolepsis, Hysteronproteron oder Hyperbaton. Diese Tatsache, seine häufigen und weitläufigen Exkurse sowie recht häufige Redundanzen und inhaltliche Wiederholungen (die angesichts der 365 Seiten Umfang beinahe zwangsläufig auftreten) strafen sein oben wiedergegebenes Zitat Lügen und haben zur Folge, dass weite Teile der Darstellung unnötig kompliziert und umständlich wirken.

Die Schrift gliedert sich in 18 Kapitel, welchen eine Reihe von kurzen Gedichten vorangestellt ist. Nach einem kurzen Überblick über die Situation in und um Trient im Jahr 1591 sowie einer kurzen empirischen Beschreibung von Verlauf und Symptomatik der Krankheit widmet Rovereti sich der Klassifizierung der Seuche (Kap. 1–2). Nach einem methodischen Kapitel, das der Frage nachgeht, auf welche Art und Weise man beim Fin-

den einer Definition vorgehen sollte (Kap. 3), folgen lange Erklärungen über das Fieber allgemein und seine Unterscheidungsmöglichkeiten (Kap. 4–8). Es schließen sich Ausführungen über die Ansteckungsmöglichkeiten (Kap. 9), über die Ursachen für das Auftreten der verschiedenen Symptome, besonders der charakteristischen Hautflecken, der *peticuli* (Kap. 10–11), die Prognose (Kap. 12) und Prophylaxe (Kap. 13) an. Am Ende spricht Rovereti über die Möglichkeiten, die Patienten zu behandeln bzw. zu heilen (Kap. 14–16).

Ätiologie

Obwohl Rovereti um den eigentlichen Grund für das Auftreten und die rasche Verbreitung der Krankheit nicht wissen kann (die Kleiderlaus wurde als Überträger erst im Zuge von Untersuchungen während des Ersten Weltkrieges entdeckt) und gemäß der Theorie Galens die Luft als Trägerin des Ansteckungsstoffes ausmacht, werden in *De peticulari febre* erstaunlich viele korrekte sekundäre Gründe für die Genese der Seuche angeführt. Der Verfasser verweist z.B. darauf, dass im Jahr 1590 der Sommer sehr heiß und trocken, der Winter sehr kalt und schneereich gewesen sei; die Folge sei ein Getreidemangel im darauf folgenden Jahr gewesen. Dies ist deshalb nicht unerheblich, weil das Fleckfieber auch heute noch unter der Bezeichnung „Hungertyphus" bekannt ist, da es sich immer dort auszubreiten pflegt, wo der Lebensstandard sehr tief ist. Auch verweist der Arzt darauf, dass im Verhältnis mehr vermögende als arme Leute daran sterben würden. Zwar ist seine Erklärung dafür (nämlich dass sich die reicheren Bewohner durch den Verzehr importierten Weizens aus Deutschland infiziert hätten, während die einfache Bevölkerung das heimische Korn gegessen habe) aus heutiger Sicht verfehlt, seine Beobachtung erweist sich allerdings für eine retrospektive Diagnostik als wichtig: Die stoffreiche Mode höherer Schichten hatte Kleiderläusen einen perfekten Nährboden geboten (Schimitschek/Werner 1985, 76).

Vorbeugung

In puncto Vorbeugung orientiert sich Rovereti augenscheinlich an den damals gebräuchlichen Methoden der Pestprophylaxe (Schimitschek/Werner 1985, 111–129). So rät er, sich sofort aus dem Gebiet, in welchem die Seuche grassiere, zu entfernen. Wenn dies nicht möglich sei, müsse man im Umgang mit den Kranken äußerste Vorsicht walten lassen. Körperteile, welche nicht durch Kleidung bedeckt seien, müsse man mit Öl einreiben, um die Poren der Haut zu verschließen und somit eine Ansteckung durch die Luft zu vermeiden; wichtig sei es auch, die Luft im Zimmer des Kranken immer wieder zu wechseln und selbiges nicht zu betreten, wenn man außer Atem sei. Außerdem sei es ratsam, der verdorbenen Luft im Krankenzimmer durch das Verdunsten von Essenzen oder durch Zitronenschalen im Mund entgegenzuwirken. Patienten, die an der Krankheit gestorben seien, solle man nicht berühren, wenn sie nicht vorher mit Essig desinfiziert worden seien; auch könne ihr Bettzeug erst wieder verwendet werden, wenn man es einige Tage lang gut durchgelüftet oder gewaschen habe.

Symptomatik, Prognostik

An typischen Symptomen für die Seuche werden Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Krämpfe, Halsschmerzen, entzündeter Rachen, Schluckschwierigkeiten, Atemnot, trüber Urin sowie besonders die charakteristischen Hautflecken genannt. Aufgrund von Roveretis guten Kenntnissen der Seuche, welche er sich im Laufe der Zeit angeeignet hatte, fallen auch die Aussagen zur Prognose erstaunlich deutlich aus. So gab es beispielsweise für Patienten mit rötlichen Hautflecken oder mit Flecken im Gesicht kaum Heilungschancen.

Therapie

Bei der Therapie dieser Krankheit wird der Schwerpunkt im Bereich der Diätetik gesetzt. Fleckfieberpatienten sollten weniger, dafür mehrmals am Tag essen, um den angeschlagenen Verdauungsapparat zu entlasten. Rovereti ärgert sich hier über die Eigeninitiative mancher Frauen, die aus Mitleid den Kranken gegen den Rat der Ärzte üppige Speisen und Wein brächten. Wenn der Patient dann sterbe, wolle niemand dafür die Verantwortung übernehmen. Auch würden die Leute immer wieder in die Behandlung mit ihren Hausmitteln hineinpfuschen, oftmals mit demselben Resultat. Ganz unerträglich aber sei es mitanzusehen, wie ebendiese Laien sich ihrer Taten rühmten und die Mediziner diskreditierten, wenn der Kranke aus irgendeinem unerfindlichen Grund dennoch gesund werde. Hinsichtlich der chirurgischen und medikamentösen Maßnahmen gegen die Krankheit empfiehlt der Arzt Aderlass, Schröpfen, das Auftragen von Cremen und die Verwendung von Schlangengift. Schließlich werden noch Ratschläge zur Heilung bzw. Linderung der einzelnen Symptome des Fleckfiebers gegeben.

Giovanni Pietro Merenda

Nicht unerwähnt bleiben sollen abschließend die Werke Giovanni Pietro Merendas. Merenda († 1567), der ursprünglich aus Brescia stammte, wurde nach seinem Medizinstudium in Neapel von seinem Schwiegervater, Giovanni Cazan, nach Schwaz gerufen. Nach Jahren der Tätigkeit als Wanderarzt zusammen mit Cazan übernahm Merenda nach dessen Tod 1542 das Amt eines Physicus der oberösterreichischen Regierung (Bachmann 1953).

Werk

Die medizinischen Werke Merendas sind ausnahmslos Kommentare und Erläuterungen zu Schriften Galens und finden sich in einer Sammelhandschrift der ULBT, Cod. 543.[6] Dazu gehören der *Commentarius de alimentorum differentiis* („Kommentar zu den Unterschieden bei Speisen"), welcher im Wesentlichen auf die Traktate *De alimentorum facultatibus* („Über die Qualitäten der Speisen") und *De bonis malisque succis* („Über gute und schlechte Säfte") Galens zurückgeht, der Kommentar *De ratione victus in morbis* („Zur Lebensführung bei Krankheit") zur gleichlautenden Schrift Galens, der *Commentarius de differentiis signorum* („Kommentar zu den Unterschieden bei Krankheitsbildern") sowie *De evacuandi ratione*

6 Der Band ist weder mit einer Blatt- noch mit einer Seitenzählung versehen, weshalb auf ein exaktes Zitat der im Folgenden zu diskutierenden Passagen verzichtet werden muss.

(„Über die Art und Weise der Ausscheidung"), welche ebenfalls auf entsprechende Werke des Arztes aus Pergamon zurückgehen. Das Gesamtkonvolut weist den beachtlichen Umfang von über 400 Seiten auf und gehört damit zu den größten genuin tirolischen medizinischen Werken vor 1600.

practica

Die Erläuterungen erweisen sich als sehr genau und gewissenhaft recherchiert, wobei der Verfasser bestrebt ist, durch Marginalien dem Text Struktur zu verleihen und ein Auffinden bestimmter Themenkreise zu vereinfachen. Durch diese Praxisorientiertheit stellt Merenda sein Schaffen ganz in die Tradition der sogenannten *practica*, einer Art medizinischer Anleitung für Studenten und praktizierende Ärzte, welche sich in dieser Zeit in Fachkreisen großer Beliebtheit erfreute (Wear 1995, 255). Diesen Bezug drückt der Verfasser explizit in einem Widmungsbrief aus dem Jahr 1544 aus, welchen er an Ferdinand I. adressiert mit der Bitte, ihm *De evacuandi ratione* zueignen zu dürfen. Der Regent hat diesen Brief aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch nie zu Gesicht bekommen; im Basler Druck des Werkes aus dem Jahr 1547 findet sich der Brief nicht, in der Hs. ist er durchgestrichen. Dies mag vielleicht damit zu tun haben, dass Merenda 1548 nobilitiert wurde und somit das Erscheinen des Widmungsschreibens nicht mehr notwendig war. In besagtem Brief heißt es:

> *Veritatem dumtaxat ex antiquis et praestantioribus Medicine auctoribus, Hippocrate praesertim et Galeno, sine alteratione aliqua sic monstrare proposui, ut quae sparsim in multis voluminibus pro rei exigentia ab illis recte sunt conscripta, ea in compendium tali ordine a me redigerentur, quo facilius intellegi, celerius memoriae mandari firmiusque ac tenacius ab ea teneri possent.*
>
> Ich habe mir nur vorgenommen, die Wahrheit, die in den alten, herausragenden medizinischen Autoren, insbesondere Hippokrates und Galen, enthalten ist, ohne irgendeine Änderung so darzulegen, dass das, was sie je nach den sachlichen Erfordernissen auf viele Bände verteilt richtig niedergeschrieben haben, von mir in einer solchen Ordnung in eine Kurzfassung gebracht wird, dass es leichter verstanden, schneller auswendig gelernt, sicherer und fester im Gedächtnis behalten werden kann.

Stringenz

Diesem Anspruch kann Merenda voll und ganz entsprechen. Sprachlich einfach und doch klar erarbeitet er die fachlichen Inhalte in verkürzter Form, wobei er stets um Stringenz und logische Kohäsion bemüht ist. Seine Vorgangsweise bei der Abhandlung der Inhalte zeigt ein wiederkehrendes, einfaches Muster: Zuerst wird die Problematik i.A. erläutert, dann werden einzelne Nahrungsgruppen aufgelistet. Auf der Höhe der Zeit (Wear 1995, 256–257) sind seine *tabulae* im Anschluss an den Kommentar zu *De ratione victus in morbis*, graphische Zusammenstellungen von

Informationen nach Art von Merkblättern bzw. Diagrammtafeln, auf denen ausgedehnte Inhalte so kurz und übersichtlich wie möglich präsentiert werden, um so besser aufgenommen werden zu können, wie er in einem eigenen kurzen Vorwort zu diesen Skizzen betont. Durch diese Methode gelingt es Merenda, seinen 39 Seiten umfassenden Kommentar auf zehn Seiten darzustellen – bei deutlich besserem Überblick und keinerlei inhaltlicher Einbuße. Für den Inhalt von *De alimentorum differentiis* reicht sogar eine einzige Tafel. Ebenfalls beachtlich ist die Akribie, mit welcher Merenda bei den anschließenden Verzeichnissen der Nahrungsgruppen die Originalstellen auflistet. Dadurch gewinnt das Werk neben seiner Stringenz auch noch an Qualität als zuverlässiges und ausführliches Nachschlagewerk für weiterführende Studien.

Christine Lehne

Rechtswissenschaft

Überblick

In der vorliegenden Epoche ist zwar, wie etwa die zwei neuen Tiroler Landesordnungen von 1532 und 1573 bezeugen, eine recht intensive gesetzgeberische Aktivität und allgemein ein Ausbau des Rechtssystems zu verzeichnen, doch was sich an einschlägigem Schrifttum auf Lat. erhalten hat, ist eher mager. Größtenteils handelt es sich um Gerichtsakten sowie um Neufassungen der im vorhergehenden Kapitel (vgl. hier S. 200–202) besprochenen Statuten. Zusätzlich existieren diverse Urkundensammlungen, so z.B. der um 1520 in Neustift von einem Georg Kirchmair angelegte *Liber testamentorum* („Buch der Testamente"; Neustift, Cod. 1), die *Collectio diplomatum dominiae Rodenegg et Wolkenstein* („Sammlung von Urkunden zur Herrschaft Rodenegg und Wolkenstein"; TLMF, FB 1215)[1] des Pflegers von Wolkenstein, Simon von Permatin, und das Sammelwerk von Ambrogio Franco (vgl. hier S. 318). Juristische Fachliteratur im engeren Sinn scheint dagegen nur in geringem Umfang und nur aus Trient überliefert. Neben dem gleich näher zu betrachtenden Werk des Antonio Quetta kann man eigentlich nur auf zwei anonyme Sammlungen von Anmerkungen zu Rechtscorpora verweisen, die beide auf das Jahr 1567 zu datieren sind: *Aliquae adnotationes in iure civili* („Einige Anmerkungen zum Zivilrecht"; BCT, ms. 1607) und *Adnotationes regularum utriusque iuris in compendium collectae* („In einem Band gesammelte Anmerkungen zu Bestimmungen beider Rechte"; BCT, ms. 1758). Die Frage, weshalb die Überlieferung so dürftig ist, lässt sich vorderhand nicht zufriedenstellend beantworten.

Antonio Quetta

Der einzige Vertreter der Tiroler Jurisprudenz im 16. Jh., der als Schriftsteller wirklich hervorgetreten ist, ist Antonio Quetta (ca. 1480–nach 1545). Quetta wurde im Nonstal geboren, studierte Rechtswissenschaften in Padua und trat danach in Trient in die Dienste der Bischöfe Georg von Neideck, Bernhard von Cles und Cristoforo Madruzzo, die er juristisch beriet, auf diplomatischen Missionen vertrat[2] und maßgeblich in der Verwaltung des Bistums unterstützte. 1537 erhob

1 Der Verbleib des Originals aus dem Jahr 1528 ist unklar, das zitierte Exemplar ist eine 1888 von Anton Noggler angefertigte Abschrift.

2 Von einer Reise nach Rom im Jahr 1514 mit dem Ziel, vom Papst die Bestätigung der Wahl Bernhards von Cles zum Bischof zu erlangen, zeugt noch ein in nachlässigem Gebrauchslatein abgefasstes Tagebuch, in dem Quetta einerseits seine Ausgaben auflistet, andererseits über die einzelnen von ihm unternommenen Schritte Rechenschaft ablegt (Ausgabe: Quaresima 1914). Es stellt eine

Abb. 50: Titelblatt der *Trientner Statuten* des Antonio Quetta.

ihn Kaiser Ferdinand I. in den Adelsstand, 1545 wurde er zum kaiserlichen Rat ernannt (Ranieri 1987, 281–284). Quetta redigierte nicht nur, wie bereits erwähnt, im Auftrag von Cles 1528 ein neues Trientner Statut (s. Abb. 50; vgl. hier S. 201), sondern hinterließ auch eine Fülle juristischer Gelegenheitsschriften, von denen nur der kleinere Teil gedruckt wurde, während sich der größere hs. in der BCT befindet, sowie eine große Zahl von Briefen an Cles, die in der BCT und im AST liegen (Ranieri 1987, 308–310).

Centum consilia

Quettas bedeutendstes juristisches Werk ist das Resultat seiner ausgedehnten Tätigkeit als Verfasser juristischer Konsilien (s. zu dieser Gattung hier S. 202–203): Seine *Centum consilia* („Hundert Gutachten") behandeln verschiedenste Fälle aus dem Bistum Trient, deren Parteien zum größten Teil weltliche und geistliche Würdenträger waren. Sie wurden von Quettas Neffen Francesco gesammelt und erschienen unter leicht abweichenden Titeln 1601 in Frankfurt und 1609 in Hamburg (Ranieri 1987, 308–309).[3] Inhaltlich geht es meist um Fragen, die man heute zum öffentlichen Recht zählen würde, etwa um Regalien, Lehensrecht, Immunität und Kriegsrecht. Interessant sind diese Gutachten v.a. deshalb, weil sie auf dem Trientner Statut von 1528 fußen, das ja Quetta selbst redigiert hat, und dieses für den Einzelfall auslegen. Wir erfahren hier also aus erster Hand, wie der Schöpfer des Statuts dieses konkret verstanden wissen wollte (vgl. Ranieri 1987, 284, 288–291).

erster Fall

Der erste Fall behandelt die Frage, ob der Vertreter des französischen Königs beim Betreten einer Kirche vor oder nach dem des deutschen Kaisers gehen solle. Nach Aufzählung und Widerlegung der *rationes dubitandi*, d.h. derjenigen Argumente, die für den Franzosen ins Feld geführt werden könnten, entscheidet Quetta zugunsten des deutschen Kaisers. Was aus heutiger Sicht wie eine protokollarische

wertvolle Quelle zum Ablauf einer solchen Bestätigung und zu den Zuständen an der Römischen Kurie am Vorabend der Reformation dar.

3 Im Folgenden wird nach dem Hamburger Druck zitiert.

Quisquilie anmutet, hatte am Konsil von Trient zu ernsthaften Schwierigkeiten geführt. Aus diesem Grund erlangte Quettas Gutachten, das zur Lösung des Problems beitrug, eine gewisse Berühmtheit (Ranieri 1987, 284, 309).

fünfter Fall

Im fünften Fall wird ein lehensrechtliches Problem analysiert: Die Barone von Walsperg stritten sich mit dem *vicarius minerarum* („Bergwerksverweser") des Bischofs von Trient um das Eigentum an Bodenschätzen, die sich auf ihrem Grund befanden. Quetta nennt zunächst die Argumente, die für die Nutzung durch den *vicarius minerarum* als Stellvertreter des Lehensherrn sprechen: Zum Beispiel scheinen auch die Wälder, in denen besagte Bodenschätze gefördert wurden, in der Lehensurkunde nicht eigens auf, und Bodenschätze zählen zu denjenigen Regalien, die, wenn sie nicht ausdrücklich genannt werden, nicht mit dem Lehen zusammen vergeben werden. Schlussendlich befürwortet er aber dennoch die Fruchtziehung durch die Barone von Walsperg, da diese die Förderung schon seit längerem ausübten und bereits ein Urteil aus dem Jahr 1454 die Nutzung von Bodenschätzen durch den Vasallen gestatte (24–25):

> *Est ergo pro mea opinione honestissimum, quod iuxta qualitatem minerarum nunc exsistentium fiat aliqua designatio nemorum, quae pro praesenti indigentia minerarum necessaria sit, cum reservatione augendi, si auctae fuerint minerae, et auferendi omnem designationem, quae fieret, si minerae cessaverint, caeteris nemoribus remanentibus in libera regulatione et dispositione praefatorum magnificorum dominorum nobilium de Walsperg, ut illis pro suo arbitrio et voluntate uti et frui possent, tamquam ex investitura praedicta sint sua*[4] *et ad eos iure utilis dominii spectent ratione feudi.*
>
> Es ist daher meiner Meinung nach das Anständigste, dass gemäß der Beschaffenheit der jetzt vorhandenen Erzvorkommen eine Zuweisung der Wälder geschieht, wie sie bei dem gegenwärtigen geringen Umfang der Erzvorkommen notwendig ist, unter dem Vorbehalt der Vergrößerung, wenn die Erzvorkommen sich als größer herausstellen, und der Aufhebung jeglicher Zuweisung, die geschehen würde, wenn die Erzvorkommen erschöpft sein sollten, während die übrigen Wälder in der freien Regelungsgewalt und Verfügung der obgenannten hochmächtigen edlen Herren von Walsperg verbleiben, sodass diese an jenen nach ihrem Ermessen und Willen den Fruchtgenuss haben können, als ob sie ihnen im Gefolge der obgenannten Investitur zukämen und ihnen aufgrund der Belehnung gemäß dem Recht auf nützliche Herrschaftsausübung gehörten.

Stil

Wie dieses Beispiel in aller Deutlichkeit zeigt, schreibt Quetta für den juristischen Fachkollegen, dem er den jeweiligen Sachverhalt möglichst vollständig darstellen,

4 Der Druck hat *sui*.

alle denkbaren Argumente präsentieren und die getroffene Entscheidung bis ins Detail klarlegen möchte. Sich dem Laien verständlich zu machen gehört nicht zu seinen Zielen. Sein Stil ist geprägt durch Fachterminologie (z.B. *designatio*, *regulatio*, *ius utilis dominii*), unklassische Konstruktionen (*quod*-Satz mit Konjunktiv statt AcI, schwankender Gebrauch des Reflexivpronomens) und lange, sich schwerfällig hinschleppende Perioden. Er steht beispielhaft für ein Juristenlatein, das keinen Grund sieht, seine Genese in der Spätantike und im Mittelalter zu verleugnen, und an dem die klassizistischen Bestrebungen des Humanismus nahezu spurlos vorübergegangen sind.

Das 17. Jh. bis zum Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger (1665) und zur Gründung der Universität (1669)

Stefan Tilg

Epochenbild

Übersicht

Den Beginn dieser Epoche[1] markiert der Tod Erzherzog Ferdinands II. von Tirol, weil damit die mit seinem Namen verbundene Blüte höfischer Kultur und höfischen Mäzenatentums zu Ende geht. Ihr Ausgang wird durch das Aussterben zweier bedeutender Fürstengeschlechter gekennzeichnet, der Madruzzo in Trient (1658) und der Tiroler Habsburger in Innsbruck (1665). Noch wichtiger für den Literaturbetrieb ist aber die Zäsur, welche die Gründung der Universität in Innsbruck 1669 darstellt. Diese wird die Gelehrsamkeit und die Produktion von Literatur in Tirol auf eine völlig neue Grundlage stellen. Zu den wichtigsten Faktoren, die das geistige Leben Tirols zwischen diesen Eckdaten prägten, gehören der zunehmende Absolutismus und die Herausbildung einer neuen höfischen Hochkultur; die tridentinische Reform, die katholische Restauration in all ihren Facetten, ein gesteigertes Selbstbewusstsein der Kirche und die sich daraus ergebenden Konflikte zwischen Staat und Kirche. Der Dreißigjährige Krieg, der in vielen Teilen Europas ein zentrales und erschütterndes Ereignis darstellte, machte sich in Tirol nur am Rand bemerkbar. Insgesamt ist eine starke quantitative Zunahme des lat. Schrifttums zu beobachten. In der vorliegenden Epoche wurde ungefähr doppelt so viel lat. Literatur geschrieben wie in der etwa gleich langen, die ihr voranging. Neben der allgemeinen Ausbreitung der Schriftkultur in ganz Europa sind dafür in Tirol auch besondere Gründe zu finden, v.a. die verbesserten Möglichkeiten des Buchdrucks, die von den Jesuiten getragene breitere und bessere Schulbildung und die Propagierung der katholischen Reform. Besonders auffallend ist der Aufschwung der Geschichtsschreibung, der zumindest teilweise mit einem gesteigerten Nationalbewusstsein der frühabsolutistischen Herrschaften erklärt werden kann.

Höfe als Literaturzentren

Wie auch in den vorhergehenden Epochen prägten die Tiroler Herrscherpersönlichkeiten bzw. ihr Hof nicht nur die Politik, sondern als Auftraggeber, Adressaten und Mäzene auch einen guten Teil der lat. Literatur. Die führende Rolle nahmen dabei die Tiroler Landesherren ein, gefolgt von den Fürstbischöfen von Trient. Die Brixner Fürstbischöfe, die sich mehr der religiösen Reform als der weltlichen Repräsentation widmeten, stehen hier etwas zurück.

Maximilian III.

Nach dem Tod Erzherzog Ferdinands II. gab es in Tirol bis 1602 ein Interregnum, in dem verschiedene Parteien am Hof der Habsburger um eine Nachfolgeregelung

1 Vgl. zu ihrer Geschichte Palme 1998, 153–246; für Trient auch Chemelli 1983.

kämpften. Kaiser Rudolf II. hatte 1596 die Huldigung der Tiroler Stände entgegengenommen und lenkte zwischenzeitlich die Verwaltung. 1602 kam es dann zu einem Vertrag, dem sogenannten „Prager Rezess", durch den Tirol für sieben Jahre einem Bruder Rudolfs, Maximilian III. (1558–1618), zur Administration überlassen wurde. Maximilian trat schon in jungen Jahren in den Deutschen Orden ein, dem er seit 1585 als „Hoch- und Deutschmeister" vorstand. Sein Name wurde und wird deshalb oft mit dem Attribut „der Deutschmeister" versehen. Da von einem Geistlichen keine neue Nebenlinie drohte, verzichtete die habsburgische Konkurrenz nach Ablauf der siebenjährigen Frist 1609 auf ihre Ansprüche. 1612 wurde Maximilian schließlich zum Statthalter mit allen Regierungsbefugnissen erhoben. Mit dem Titel eines Landesfürsten durfte er sich allerdings nie schmücken. Maximilians Persönlichkeit war unter den meist lebenslustigen und verschwenderischen Tiroler Erzherzögen eine Ausnahmeerscheinung. Er war tief religiös, bescheiden und sparsam, pflegte eine spartanische Lebensweise und fand sein größtes Vergnügen darin, sich häufig in eine Eremitage zurückzuziehen. Während seiner Regierungszeit fand kein einziges größeres Hoffest statt. Maximilian hatte auch wenig Sinn für teure Kunst. Den Wissenschaften dagegen, besonders der Geschichtsschreibung und der Astronomie, war er sehr zugetan. Als loyaler Vertreter des habsburgischen Gesamthauses unterstützte er das ehrgeizige, von Franciscus Guillimannus am Innsbrucker Hof angebahnte Projekt, die globale Ausbreitung der österreichischen Weltmacht historisch und geographisch darzustellen (*Habspurgica sive de antiqua et vera origine domus Austriacae*, „Habsburgische Geschichte, oder über den alten und wahren Ursprung des Hauses Österreich"). Der heute noch für seine *Aquila Tyrolensis* (vgl. Abb. 51) bekannte Matthias Burgklechner widmete Maximilian den zweiten Teil seiner Universalgeschichte *Thesaurus historiarum* („Schatz historischer Ereignisse"; Innsbruck 1602 bzw. 1604). Ab 1614 holte der Erzherzog mehrmals Christoph Scheiner zu astronomischen Unterweisungen nach Innsbruck, wo dieser auch unter Maximilians Nachfolger, Leopold V., noch in großer Gunst stand. Zwei astronomische Werke Scheiners, der *Sol ellipticus* („Elliptische Sonne"; Augsburg 1615) und die *Refractiones caelestes* („Himmlische Brechungserscheinungen"; Augsburg 1617), sind dem Deutschmeister gewidmet.

kirchliche Reform

Nachdem unter Ferdinand II. die Gegenreformation in Tirol mit aller Härte erfolgreich durchgeführt worden war, ging es unter Maximilian um eine Konsolidierung des Katholizismus. Der Landesherr förderte aufstrebende Orden wie die Kapuziner oder die Serviten, die nach der Aufhebung ihrer deutschen Klöster während der Reformationszeit in Innsbruck erstmals wieder im deutschen Sprachraum Fuß fassten. Die Jesuiten, deren Verhältnis zu Ferdinand nicht unbelastet gewesen war, fanden in Maximilian einen großen Freund und konnten ihre Stellung als führender Orden der katholischen Reform ausbauen. Sie waren u.a. auch als Volks-

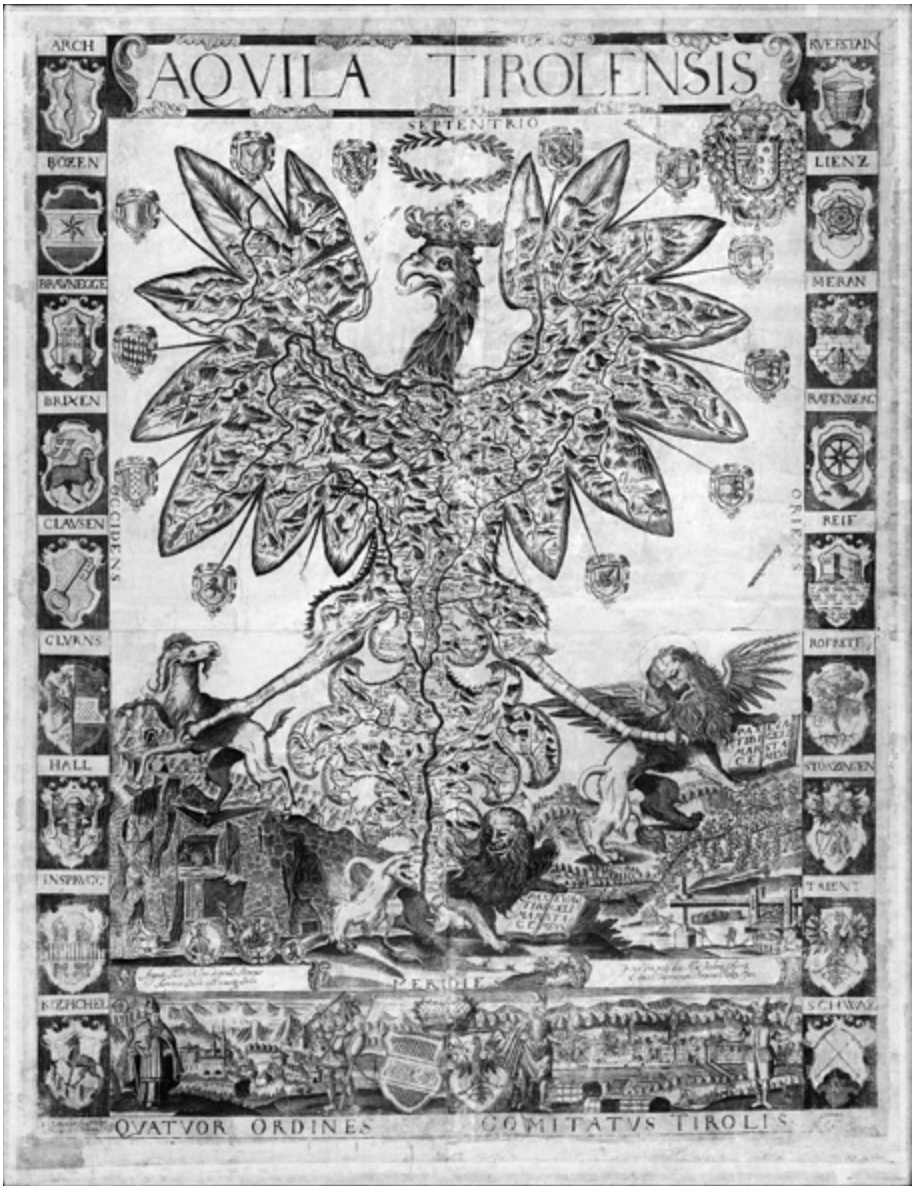


Abb. 51: *Aquila Tirolensis*: Matthias Burgklechners Tirolkarte in Form eines Adlers.

missionare und ‚Nachhilfelehrer' des Weltklerus tätig und schufen so den Boden für die in weiten Teilen der Bevölkerung aufblühende barocke Frömmigkeit.

Brixen und Trient

Im Gefolge des Tridentinum war auch den Bischöfen von Brixen und Trient die kirchliche Reform ein Anliegen. Häufiger als zuvor wurden Diözesansynoden einberufen. Besonders wichtig waren die Synode von Trient 1593 und jene von Brixen 1603, in denen sich die Diözesen neue, mit geringfügigen Modifikationen für zwei Jahrhunderte gültige lat. Statuten gaben. Beide erschienen im Druck und wurden in der Folgezeit mehrfach aufgelegt. Auch die Visitation der Klöster wurde vorangetrieben, wobei langsam, aber kontinuierlich eine Besserung der oft desolaten Verhältnisse festgestellt werden konnte. Ende des 16. Jhs. – das genaue Datum steht nicht fest – wurde in Trient ein Priesterseminar gegründet, 1607 eines in Brixen. Hier wurden Knaben ab dem zwölften Lebensjahr auf eine geistliche Laufbahn vorbereitet. Auch diese Gründungen waren im Geist des Konzils von Trient, das die Institution der Priesterseminare definiert und gewünscht hatte. Von einem tief gehenden Reformbewusstsein kann man allerdings im Fall des Trientner Fürstbischofs Carlo Gaudenzio Madruzzo (reg. 1600–1629) nicht sprechen. Wie bei seinen Vorgängern aus dem Haus der Madruzzo war seine Politik eher von Familieninteressen, weltlicher Prachtentfaltung und humanistischem Mäzenatentum bestimmt (vgl. die ihm schon 1583 gewidmete *Madrucias* des Johann Engerd). Der 1604 in den Kardinalsstand erhobene Carlo Gaudenzio war häufig von Trient abwesend und überließ die Leitung der Diözese in der Praxis weitgehend seinem Weihbischof Pietro Belli. 1622 installierte er seinen Neffen Carlo Emanuele als Koadjutor und setzte sich selbst für den Rest seiner Amtszeit nach Rom ab.

Ein anderes Bild bot sich in Brixen. Der hier von 1601 bis 1613 regierende Christoph IV. Andreas von Spaur gilt als erster konsequenter Reformbischof Tirols im Sinn des Tridentinum. Mit Ausnahme seines unmittelbaren Nachfolgers Karl von Österreich (reg. 1613–1624) wurde sein kirchliches Engagement auch von den folgenden Brixner Fürstbischöfen bewahrt. Sowohl für Trient als auch für Brixen gilt, dass die Reorganisation der Diözesen nicht nur religiösen, sondern auch politischen Zielen galt. Die Fürstbischöfe entwickelten ein zunehmendes Selbstbewusstsein gegenüber den Tiroler Landesherren. Daraus entspann sich ein langwieriger und gelegentlich heftiger Streit, in dem die Fürstbistümer mehr Autonomie und weniger Steuerverpflichtungen forderten. Zu einem besonderen Stein des Anstoßes wurden die schon erwähnten Brixner Synodalstatuten von 1603, die der Einmischung des Landesfürsten in kirchliche Angelegenheiten offen den Kampf ansagten (vgl. Bücking 1972).

Leopold V.

Ein Jahr nach dem Tod Maximilians 1618 folgte ihm Leopold V. (1586–1632), ein Bruder Kaiser Ferdinands II., in der Regierung Tirols nach. Leopold war zuvor bereits Bischof von Passau und Straßburg geworden, trat aber 1625 in den

Laienstand zurück und wurde 1626 zum Landesfürsten von Tirol erhoben (zuvor war er nur Statthalter). Politisch war seine Regierung u.a. gekennzeichnet durch den Ausbau des Absolutismus und durch einen langwierigen Krieg mit dem nach Unabhängigkeit strebenden Graubünden, dessen heutige Grenze zu Tirol 1652 staatsrechtlich festgelegt wurde. Diese auch konfessionell geprägte Auseinandersetzung betraf Tirol wesentlich direkter als der im Norden tobende Dreißigjährige Krieg, von dem das Land bis auf einen Einfall der Truppen Bernhards von Weimar ins Außerfern 1632 weitgehend verschont blieb. Die Schauplätze vermischten sich allerdings, nachdem sich 1631 Franzosen und Schweden in Graubünden festsetzten. Den 1641 erreichten Friedensschluss erlebte der 1632 verstorbene Leopold nicht mehr.

Abb. 52: Erzherzog Leopold V. mit Ehefrau Claudia de' Medici.

kulturelles Leben

Für das Mäzenatentum dieses Landesfürsten wurde seine 1626 eingegangene Ehe mit Claudia de' Medici (1604–1648), einer Tochter des toskanischen Großherzogs Ferdinand I., bedeutsam (vgl. Abb. 52). Sowohl Leopold als auch Claudia hatten eine ausgeprägte Vorliebe für Kunst und Hochkultur. Damit waren die Zeiten der Sparsamkeit am Innsbrucker Hof fürs Erste vorbei. Die toskanische Fürstin sorgte dafür, dass das italienische Hofleben mit seinen prächtigen Festen auch in Innsbruck wieder Einzug hielt. Einen besonders hohen Stellenwert hatten dabei Musik und Theater. Der seit 1607 in Innsbruck als Hofkapellmeister tätige Johann Stadlmayr (ca. 1575–1648), einer der bedeutendsten Komponisten in Tirol überhaupt, vollzog unter Leopold den Übergang von der Polyphonie zum neuen, aus Italien kommenden Stil der Monodie. Bis zu seinem Tod blieb Stadlmayr eine der markantesten Gestalten in der süddeutsch-österreichischen Musikszene, seine Sakralwerke, z.B. der in Innsbruck 1645 erschienene *Apparatus musicus sacrarum cantionum concertantium* („Musikalische Zurichtung von konzertierenden heiligen Gesängen"), erlangten internationale Bedeutung. Während Stadlmayr die sakrale Musik perfektionierte, kam es gleichzeitig auch zu einer Verweltlichung der Musikkultur und – zweifellos in Anlehnung an die noch junge Kunstform der Oper – zu einer Verbindung mit dem Theater. Von 1628 bis 1630 ließ Leopold einen

Teil des Hofballhauses (des heutigen „Congress") zu einem „Comedihaus" nach italienischem Vorbild ausbauen. Da uns keine Titel von Aufführungen überliefert sind, muss offen bleiben, was hier gespielt wurde. Wahrscheinlich waren Ballette darunter, von denen bei der Beschreibung von Hoffesten immer wieder die Rede ist, vielleicht auch schon die eine oder andere italienische Oper. Das Jesuitendrama, das nun stärker als je zuvor als heimliches Hoftheater agierte, passte sich den neuen Entwicklungen schnell an. Schon 1626 wurde zur Hochzeit von Leopold und Claudia – offensichtlich mit Musikbegleitung – ein *Rudolphus Habspurgicus* gespielt, in dem Leopold als Nachfahre des ersten habsburgischen Königs Rudolf gefeiert wird. Auch in der bildenden Kunst und Architektur gab es bedeutende Leistungen. Seit Leopolds Heirat mit Claudia de' Medici waren immer wieder florentinische Maler wie etwa Lorenzo Lippi am Innsbrucker Hof beschäftigt. Der Bildhauer Caspar Gras schuf 1622–1630 den Leopoldsbrunnen, der den Erzherzog hoch zu Ross auf einem Pferd in der Levade zeigt – ein Typ, der in dieser Größe nördlich der Alpen bisher noch nicht verwirklicht worden war. Christoph Scheiner, der 1619 in Innsbruck sein ophthalmologisches Hauptwerk *Oculus*, *hoc est fundamentum opticum* („Das Auge als Fundament der Optik") veröffentlichte und bis zum Tod Leopolds in einem Briefwechsel mit ihm stand, wurde auch mit der Leitung des Baues der neuen Jesuitenkirche beauftragt. Dass diese dann 1626 wegen Baumängeln einstürzte, ist freilich ein weniger rühmliches Kapitel in Scheiners Biographie. Unbeirrt von diesem Missgeschick, ging man bereits im nächsten Jahr nach Plänen des Salzburger Dombaumeisters Santino Solari an einen noch eindrucksvolleren Neubau (1627–1640), der unter maßgeblicher Beteiligung des Innsbrucker Baumeisters Christoph Gumpp durchgeführt wurde.

Brixen: Durchsetzung der Reform

In den Tiroler Fürstbistümern setzte sich indessen die unter Maximilian eingeschlagene Richtung fort. Brixen setzte konsequent auf die tridentinische Reform, die auch von den Landesfürsten und den Jesuiten betrieben wurde und in der ganzen Diözese weite Kreise zog. Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang auch der Arzt und Polyhistor Hippolytus Guarinonius, der durch seine zahlreichen, z.T. auch lat. verfassten hagiographischen Schriften an der Neubelebung von Kult und Frömmigkeit maßgeblichen Anteil hatte und als eine der bedeutendsten Gestalten der katholischen Restauration in Tirol gilt. Dass er sich bei seinem gegenreformatorischen Tun im Einklang mit den kirchlichen Autoritäten sah, beweisen u.a. seine lat. Lobreden auf den Trientner Fürstbischof Carlo Gaudenzio Madruzzo und dessen Brixner Amtskollegen Daniel Zenn. Abgesehen von Karl von Österreich (reg. 1613–1624) stellten sich alle Brixner Bischöfe dieser Epoche in den Dienst der Reform, was z.T. an eigenen literarischen Werken ablesbar ist. Es handelt sich um Hieronymus Otto Agricola (reg. 1625–1627), der in seiner Jugend das Drama *Deiparae virginis tutela* („Schirmherrschaft der jungfräulichen Gottesgebärerin";

1592) verfasste; Daniel Zenn (reg. 1627–1628), der zwar nicht selbst als Autor hervortrat, aber zum Empfänger der erwähnten, als Fragment erhaltenen Lobrede von Guarinonius wurde; Wilhelm von Welsberg (reg. 1628–1641), der die intensivsten Konflikte mit Leopold und Claudia in der Frage der Autonomie Brixens ausfechten musste; Johann VII. Platzgummer (reg. 1641–1647), Verfasser eines Gesangbuches mit Liedern zu Ehren Marias (*Mariale*; 1609); Anton von Crosini (reg. 1647–1663), einen vielseitigen Trientner Gelehrten, dessen Leitfaden für die Beichte postum gedruckt wurde (*Euthynon*; 1679); schließlich Sigmund Alfons von Thun (reg. 1663–1667).

Trient

In Trient folgte dem 1629 verstorbenen Carlo Gaudenzio sein schon 1622 zum Koadjutor bestellter Neffe Carlo Emanuele Madruzzo (reg. 1629–1658) nach und führte dessen weltlich orientierte Familienpolitik fort. Dementsprechend waren auch die unter Carlo Emanuele beschäftigten Literaten bemüht, das Ansehen des Hauses Madruzzo in Gedichten, Reden und Theaterstücken zu heben. Besonders hervorgehoben sei der im Trientner Priesterseminar ausgebildete Vigilio Vescovi (1610–1679), der lange Zeit Haushistoriker des Bischofs war und sowohl Arbeiten zur Familiengeschichte der Madruzzo als auch solche zur Geschichte Trients verfasste. Die in Trient ohnehin weniger energisch angegangene religiöse Reform kam 1630, als Suffragan Pietro Belli verschied, fast ganz zum Erliegen. Mit Carlo Emanuele starb das Geschlecht der Madruzzo 1658 aus. In die Zeit der folgenden siebenjährigen Vakanz des Bischofsstuhls fallen neuerliche Verhandlungen mit Tirol um die jeweiligen Hoheitsrechte, die schließlich 1662 in einem bis zur Säkularisierung des Hochstifts Trient gültigen Vertrag geregelt wurden. Nachfolger des letzten Madruzzo wurde der greise Prager Erzbischof Graf Ernst Albrecht von Harrach (reg. 1665–1667), der mit den Einkünften aus der Diözese Trient hauptsächlich seine eigenen Finanzen aufbesserte und nur selten persönlich anwesend war.

Claudia de' Medici

Beim Tod Erzherzog Leopolds 1632 war sein ältester Sohn, Ferdinand Karl, noch ein Kind. Deshalb übernahm seine Frau Claudia de' Medici bis zur Volljährigkeit Ferdinand Karls 1646 stellvertretend für den Kaiser die Regierungsgeschäfte Tirols. Claudia erwies sich als energische und umsichtige Landesherrin, die ökonomisch mit den Mitteln umging und das Land u.a. für ein mögliches Übergreifen des Dreißigjährigen Krieges wappnete (man denke etwa an die nach ihr benannte Festung *Porta Claudia* in Scharnitz).

Ferdinand Karl

Die Politik des ihr 1646 als Landesfürst nachfolgenden Ferdinand Karl (1628–1662; vgl. Abb. 53) war dagegen unglücklich. Er führte den seit Leopold kontinuierlich zunehmenden landesherrlichen Absolutismus in Tirol auf seinen Höhepunkt, ohne selbst als kluger Herrscher aufzutreten. Mit einer aufwendigen Hofhaltung zerrüttete er die Finanzen, musste im Westfälischen Frieden 1648 den Verlust aller linksrheinischen Besitzungen des Hauses Habsburg (u.a. des Elsass)

Abb. 53: Porträt Erzherzog Ferdinand Karls (Stich von Pieter de Jode II.).

Abb. 54: Porträt der Erzherzogin Anna de' Medici (Tiroler Maler, um 1670).

hinnehmen und spielte eine dubiose Rolle im Justizskandal um seinen zum Tod verurteilten Kanzler Wilhelm Biener.

höfische Kultur

Die Schwächen in der Regierung Ferdinand Karls rührten nicht zuletzt daher, dass er selbst sich für die Politik nur wenig interessierte. Seine Leidenschaft galt vielmehr Festen und Spielen aller Art, besonders der Oper (die damals immer eine höfische Festveranstaltung war). Ferdinand Karl setzte großen Ehrgeiz in ihre Einbürgerung in Innsbruck. Als Schüler des Jesuitengymnasiums machte er schon früh Erfahrungen mit dem Theater und spielte selbst in einigen Stücken die Hauptrolle. Generell war er als Sohn der Florentinerin Claudia de' Medici mit der italienischen Festkultur bestens vertraut. Der Innsbrucker Hof glich mittlerweile schon ziemlich einem italienischen: viele Hofleute waren Italiener, und Italienisch war die übliche Sprache bei Hof. 1646 feierte Ferdinand Karl Hochzeit mit seiner Florentiner Nichte Anna de' Medici (vgl. Abb. 54). Aus diesem Anlass ehrten ihn die Jesuiten mit dem Musikdrama *Tyrolis pacifica*, das ihn als Friedensfürst nach der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bejubelte und formal weitgehend dem Stil der Oper angepasst war. Das war für Ferdinand Karl aber nur der Auftakt für Größeres. Er ließ 1652–1654 an der Stelle des heutigen Tiroler Landestheaters ein eigenes Opernhaus bauen, das erste frei stehende Theatergebäude nördlich der Alpen überhaupt. Hier und – in kleinerem Stil – in einem Theatersaal der Hofburg wurden bis zu

seinem Tod mindestens sechs Opern bedeutender italienischer Komponisten und Librettisten aufgeführt, u.a. *L'Argia* von Marc'Antonio Cesti und Giovanni Filippo Apolloni. *L'Argia* war Teil der Feierlichkeiten, die 1655 für Königin Christine von Schweden in Innsbruck abgehalten wurden. Die Tochter Gustav II. Adolfs, des protestantischen Führers im Dreißigjährigen Krieg, trat auf ihrer Reise nach Rom zum Katholizismus über und legte in Innsbruck öffentlich das Glaubensbekenntnis ab, ein Ereignis, das die Aufmerksamkeit ganz Europas für kurze Zeit auf Tirol und seinen Landesfürsten lenkte. Dementsprechend geizte Ferdinand Karl nicht mit repräsentativem Aufwand. Im Zusammenhang mit dem Besuch und der Konversion Christines ist auch eine ganze Reihe lat. Schriften entstanden (vgl. Schaffenrath 2004), u.a. aus der Feder des 1651–1659 am Innsbrucker Hof als Geschichtsschreiber tätigen Franziskaners Diego Lequile. Dieser ist eine der bedeutendsten literarischen Gestalten, die von Ferdinand Karl gefördert wurden. Von ihm erhoffte sich der Landesfürst ähnlich wie einst Maximilian von Franciscus Guillimannus eine repräsentative, dezidiert habsburgische Geschichtsschreibung. Im Unterschied zu Guillimannus konnte Lequile aber tatsächlich auch einige Werke vollenden. Als besonders wirkmächtig für die weitere Selbstdarstellung des Hauses Habsburg sollte sich sein mehrbändiges, in Innsbruck erschienenes Werk *Pietas Austriaca* erweisen, in dem zum ersten Mal der spätere Topos von der katholisch-rechtgläubigen „österreichischen Frömmigkeit" als Grundlage der panegyrischen Darstellung des Hauses verwendet wurde.

Ende der Tiroler Habsburger

Als Ferdinand Karl 1662 nach einer plötzlichen Erkrankung starb, hinterließ er keinen Erben. Sein Bruder Sigmund Franz (1630–1665), der ihm als Landesherr von Tirol nachfolgte, teilte bald sein Schicksal und starb verfrüht. Das bedeutete das Ende der Tiroler Habsburger. Das Land fiel an den Kaiser und römisch-deutschen König Leopold I. zurück. Der Innsbrucker Hof verlor damit auch seine herausragende Stellung als Zentrum von Kunst und Literatur.

Jesuitengymnasien

Neben den Höfen haben die Schulen der Jesuiten den größten Beitrag zur lat. Literatur in der behandelten Epoche geleistet. Da die Jesuiten in der Regel die Nähe des Hofs suchten und meist auch seine Gunst fanden, kam es zu zahlreichen Überschneidungen zwischen den beiden Zentren Hof und Gymnasium. Das oft auf höfische Anlässe zugeschnittene Jesuitendrama wurde schon erwähnt. Hinzu kommt eine ganze Reihe von panegyrischen Dichtungen und Reden. Allerdings ist die politische Dimension der jesuitischen Literaturproduktion nur ein Teilaspekt, über dem das erzieherische und religiöse Moment nicht vergessen werden darf. Das öffentliche Bildungswesen ist in dieser Epoche fast gänzlich in die Hand der Jesuiten übergegangen. Die schon vor der Niederlassung der Jesuiten bestehenden ‚Mittelschulen' (v.a. Klosterschulen, städtische Lateinschulen) wurden zusehends von den neuen Gymnasien verdrängt (vgl. Engelbrecht 1982–1988, Bd. 2, 173–184). Bezeichnend

für diese Umstrukturierung des Bildungssystems ist das Beispiel von Hall, wo der Lateinschulmeister sich nach der Ankunft der Jesuiten auf die Ausbildung der Singknaben und die Leitung des Pfarrchors verlegte (vgl. Senn 1938, 223). In Trient bekamen die Jesuiten im Schulwesen seit Beginn des 17. Jhs. eine gewisse Konkurrenz durch die Somasker (vgl. De Finis 2002, 639), doch traten diese kaum mit lat. Literatur hervor. Das zunächst noch lückenhafte Schulsystem der Jesuiten wurde laufend verbessert und komplettiert. Unter Maximilian erhielt der Orden 1606 erstmals ein eigenes Schulgebäude, das dem in den vorausgehenden Jahrzehnten chronischen Platzmangel abhalf. Gleichzeitig wagte man einen Schritt in Richtung universitäre Bildung. Zu den bisherigen gymnasialen Klassen der *studia inferiora* kam mit Kursen in Logik und Kasuistik auch ein Teil der *studia superiora* hinzu, die auf die Hochschule vorbereiteten und neue Schüler anzogen. Doch nicht nur nach oben, auch nach unten hin wurde ausgebaut: 1615 richtete man am Innsbrucker Gymnasium eine *principia* („Anfänge") genannte vorgymnasiale Grundschule ein. Mit der – von den Habsburgern geförderten, von den Madruzzo lange verhinderten – Niederlassung der Jesuiten in Trient 1625 ergriff die jesuitische Bildung auch den Süden des Landes. Dort verfügte das Gymnasium zunächst über fünf Klassen, 1627 kam die Rhetorik hinzu, 1635 eine Klasse für Logik und 1639 eine für Kasuistik. Schließlich wurden auch in Hall 1630 die bisher bestehenden fünf Klassen durch die wichtige Rhetorikklasse ergänzt. Die intensive Übung in der lat. Sprache führte an all diesen Orten zu einer reichen, meist mittelmäßigen, manchmal aber auch raffinierten literarischen Produktion sowohl von Seiten der Schüler als auch der Lehrer (vgl. Zwanowetz 1981; De Finis 1983–1984).

Klöster

Während die Jesuiten das öffentliche Bildungswesen in großem Stil ausbreiteten und modernisierten, blieben die Klöster der anderen Orden mit ihren hauseigenen Schulen, den persönlichen Studien ihrer Bewohner und ihren (wie bei den Jesuiten auch) weit gespannten Briefnetzen nach wie vor ein wichtiges literarisches Zentrum. Abseits der Universitäten konnte man in den Klöstern Philosophie und Theologie studieren. Daneben verfassten Ordensmitglieder eine Vielzahl mehr oder weniger bemerkenswerter Arbeiten, die sich meist der lat. Sprache bedienten und deren Spannweite schon anhand weniger Beispiele klar wird: So publizierte der Augustiner Felice Milensio einen Traktat *De quantitate hostiae* („Über die Größe der Hostie"; 1604) über das Seefelder Hostienwunder, der Stamser Zisterzienser Wolfgang Lebersorg schrieb eine Chronik seines Klosters (1. Hälfte des 17. Jhs.) und Bonaventura O'Connor, Lektor der Theologie bei den Bozner Franziskanern, schuf ein außergewöhnliches theologisches Lehrgedicht in Hexametern (*Helicon Theologicus*; 1658). Das Briefcorpus des Stamser Priors Benedikt Stephani OCist (1613–1672) gibt ein hervorragendes Beispiel für das breite Spektrum von Herausforderungen, denen sich ein bedeutendes Kloster im Alltag dieser Zeit gegenübersah.

Aufschwung des Buchdrucks

Der Tiroler Buchdruck des 16. Jhs. war noch recht exklusiv. Bis zu Beginn unserer Epoche wurden in ganz Tirol nur etwa 100 Werke gedruckt. Das sollte sich nun rasch ändern, einerseits weil sich die Produktionsbedingungen durch bessere Ausrüstung und Technik verbesserten, andererseits, weil neue Druckereien hinzukamen. In Innsbruck hatte Johannes Paur (latinisiert „Agricola") 1577 die von Rupert Höller eingerichtete Regierungsbuchdruckerei übernommen und brachte sie auf ein ansehnliches Niveau (vgl. etwa den kunstvollen Druck von Gerhard de Roos *Annales* 1592). Bei seinem Tod 1602 gab er den Betrieb an seinen Sohn Daniel weiter, der sich schon bald mit dem Titel „Hofbuchdrucker" schmücken konnte. 1626 gründete Johann Gäch, ein früherer Lehrling Daniel Paurs, eine zweite Druckerei in Innsbruck. Die damit herbeigeführte Konkurrenzsituation zwischen zwei Betrieben blieb bis zum Ende der Epoche bestehen. Paur und Gäch starben beide im selben Jahr, 1639. Die Paur'sche Druckerei blieb durch die Weitergabe an Daniels Sohn Hieronymus in Familienbesitz. Das Konkurrenzunternehmen fiel zunächst an die Witwe von Johann Gäch, die aber schon bald den schwäbischen Buchdruckergesellen Michael Wagner heiratete und diesem die Gäch'sche Offizin übertrug. Die von Michael begründete ‚Dynastie' Wagner spielte fortan über Jahrhunderte eine zentrale Rolle im Innsbrucker Buchdruck, von der heute noch der Universitätsverlag Wagner Zeugnis gibt. Der geschäftstüchtige Schwabe kaufte 1668 nach dem Tod des kinderlosen Hieronymus Paur dessen Betrieb und führte ihn mit seinem eigenen zusammen, sodass für kurze Zeit wieder nur eine Druckerei in Innsbruck bestand. Die Innsbrucker Drucker des 17. Jhs. arbeiteten insgesamt sehr qualitätvoll, was u.a. aus ihren schönen, auch aus dem Ausland in Auftrag gegebenen Notendrucken hervorgeht.

Brixen, Trient

In Brixen kam der Buchdruck nach dem Tod von Donat Fätz 1597 für längere Zeit zum Erliegen. Die Diözese gab ihre Druckaufträge währenddessen an die in Innsbruck ansässigen Daniel und Hieronymus Paur. Letzerer errichtete 1638 in Brixen eine Zweigstelle seines Betriebs. Relativ spät, nämlich erst ab 1584, lässt sich eine ständige Druckerei in Trient nachweisen. Ab diesem Zeitpunkt waren dort die Brüder Giovanni Battista und Giacomo Gelmini tätig. Nach dem Tod von Giacomo führte Giovanni Battista die Druckerei allein und gab sie 1615 an seinen Sohn Giovanni Maria weiter, der aber nur bis 1619 wirkte. Danach übernahm offenbar der frühere Lehrling Santo Zanetti den Betrieb. Schon 1599 hatte Gelmini Konkurrenz durch Simone Alberti bekommen, der das Unternehmen 1612 seinem Sohn Giovanni vermachte. Nach dessen Tod 1630 war Zanetti ohne Konkurrenz. Seit 1635 durfte er sich bischöflicher Buchdrucker nennen. Sein Sohn Carlo Zanetti, der die Druckerei seit 1645 führte, übernahm dieses Privileg und behielt die Monopolstellung bis zum Ende unserer Epoche. Schließlich sei noch erwähnt, dass sich mit dem aus Venedig stammenden Carlo Simone Girardi 1659 auch in Bozen ein Buchdrucker niederließ (vgl. Waldner 1888; Chemelli 1983, 484–509).

Braindrain und ein gewisser Ausgleich

Noch stärker als in den vorausgehenden Epochen kam es in der hier behandelten zu einer Abwanderung literarischer Talente ins Ausland. Zumindest z.T. ist das darauf zurückzuführen, dass Tirol noch über keine Universität verfügte, andererseits aber bereits von bedeutenden Hochschulen umgeben war. Auch die erst relativ spät einsetzende Kultur des Buchdrucks und ihre anfänglich noch mangelnde Etablierung wirkte sich bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jhs. aus. Als ‚Landesuniversität' diente weiterhin die Hochschule in dem von den Tiroler Fürsten regierten Freiburg. Daneben waren im Norden besonders die Universitäten Ingolstadt und Dillingen, im Osten Salzburg und im Süden Padua ein beliebtes Ziel der Tiroler Studenten. Ein gutes Beispiel für eine Karriere, die mit einer Hochschule in Tirol vielleicht anders verlaufen wäre, ist die des Bauernbuben Johann Thuille (1590–1631), der mit einem landesfürstlichen Stipendium in Freiburg i.B. studieren konnte, dort anschließend zwei Jahre lang Philosophie unterrichtete und schließlich 1625–1631 als Professor der schönen Künste in Padua wirkte. Bereits 1621 hatte er dort einen bemerkenswerten Kommentar zu Andrea Alciatis Emblemsammlung drucken lassen. Besonders auffallend ist die Reihe von Tiroler Jesuiten, die im Ausland berühmt wurden: die Theologen Adam Tanner (1572–1632) und Paul Laymann (1575–1635) fanden ihre Wirkungsstätte ebenso in Bayern wie der vielseitige Humanist Matthäus Rader (1561–1634) oder der Historiker und Hagiograph Andreas Brunner (1589–1650). Der Dramatiker und Lyriker Nikolaus Avancini (1611–1686) lebte v.a. in Wien; der Sinologe Martino Martini (1614–1661) studierte, bis er zu seinen China-Reisen aufbrach, in Rom. Jede dieser Biographien ist natürlich für sich zu betrachten, trotzdem bestätigt sich an ihnen das Faktum, dass Tirol mit den großen Bildungszentren des Auslands insgesamt nicht konkurrieren konnte. Dennoch war es auch aus internationaler Sicht für Literaten verschiedenster Prägung nicht ganz unattraktiv. Einige der bedeutendsten Teilnehmer am Tiroler Literaturbetrieb unserer Epoche kamen aus dem Ausland. Christoph Scheiner wurde schon im Zusammenhang mit Erzherzog Maximilian dem Deutschmeister und Erzherzog Leopold V. erwähnt. Sein Ordenskollege Jakob Balde, einer der bedeutendsten nlat. Dichter überhaupt, unterrichtete von 1628 bis 1630 in Innsbruck, führte vor Leopold sein Theaterstück *Iocus serius theatralis* („Ein ernster Scherz auf der Bühne") auf, schrieb während dieser Zeit mehrere seiner Oden und vielleicht auch schon den Grundstock seiner prosimetrischen Dichtung *Maximilianus Primus Austriacus*. Der Eidgenosse Franciscus Guillimannus arbeitete in Innsbruck ebenso an der habsburgischen Hausgeschichte wie der Neapolitaner Diego Lequile, während der Ire Bonaventura O'Connor im Bozner Franziskanerkloster von der Muse geküsst wurde.

Martin Korenjak

Dichtung

Überblick, Gliederung

Überblickt man die Dichtung dieser Epoche, so fällt im Vergleich mit anderen Zeiten v.a. die außergewöhnlich gute Dokumentation der jesuitischen Schulpoesie ins Auge. Als ihre Fortführung erweist sich in Machart und Thematik insbesondere die geistliche Dichtung, die sich in ihren erbaulichen, didaktisch-theologischen und narrativen Spielarten breit entfaltet. Daneben findet sich wieder eine reiche panegyrische Produktion, die sich wie in der vorhergehenden Epoche auf den Innsbrucker und den Trientner Hof konzentriert. Die übrigen Adressaten, unter denen sich erstmals auch der Brixner Fürstbischof befindet, spielen demgegenüber eine eher untergeordnete Rolle. Im Folgenden werden die einschlägigen Texte in der eben angegebenen Reihenfolge besprochen.

Praeteritio: Baldes Tirolensien

Beginnen muss dieses Kapitel jedoch mit einer Praeteritio, welche die Tirolensien Jakob Baldes (1604–1668) betrifft. Balde, einer der größten nlat. Dichter überhaupt, hat sich zweimal, 1628–1630 und 1640, in Tirol aufgehalten, und sein Œuvre enthält eine Reihe von Stücken, die in dieser Zeit entstanden sind und Tiroler Themen behandeln: Ein an Ovids *Heroides* anknüpfender elegischer Brief der Diana an Venus über den Tod des Adonis (*Opera poetica omnia*, Bd. 5, 318–322) ist ein vermutlich während des ersten Tirolaufenthalts verfasstes Jugendwerk. Dasselbe dürfte im Wesentlichen vom *Maximilianus Primus Austriacus* („Maximilian I. von Österreich"; *Opera poetica omnia*, Bd. 8, 333–436) gelten, der formal ein umfangreiches Prosimetrum, inhaltlich weniger eine Biographie Maximilians denn ein allegorischer Fürstenspiegel ist. Im Jahr 1640 hat Balde dann eine ganze Reihe von horazischen Tirolensien verfasst. Unter ihnen ist an erster Stelle die Ode auf Maria Waldrast (lyr. 2,11) zu nennen, in der seine Marienfrömmigkeit vor dem Hintergrund der Tiroler Gebirgslandschaft Ausdruck findet. In lyr. 3,1 bricht der Erzähler von Hall aus zu einer Bergtour auf, die bald in eine geistige Himmelsreise übergeht. Lyr. 3,8 vergleicht den Redeschwall einer Predigt von Baldes Ordensbruder Andreas Brunner *(nomen est omen)* in Innsbruck wohl nicht ganz ohne Ironie mit einer gleichzeitigen Überschwemmung des Inn. Recht konventionell feiert dagegen lyr. 4,25 den damals zwölfjährigen Tiroler Thronfolger Ferdinand Karl. Epode 14 übersteigert, z.T. im Anschluss an Hor. epod. 8, den angeblichen Ritualmord an Simon von Trient[1] (vgl. hier S. 67–69) in grotesker Weise und markiert damit zweifellos

1 Das Gedicht dürfte eher an diesen als an die Anderl von Rinn-Legende anknüpfen, da die Orts-

den traurigen Höhepunkt der Simondichtung. Das düster-grandiose Stück sylv. 7,3 schließlich beschreibt in alkäischen Strophen einen Besuch des Bergwerks von Schwaz als regelrechte Unterwelts- und Höllenfahrt und stellt so ein Gegenstück zur Haller Himmelsreise dar. So verlockend es wäre, auf all dies näher einzugehen und damit zugleich einen großen Namen wenigstens teilweise für Tirol zu reklamieren, so gewichtig sind die Gründe, die gegen ein solches Vorgehen sprechen. Baldes Werk ragt nicht nur qualitativ weit über das hinaus, was sonst in Tirol auf dem Gebiet der Dichtung geleistet wurde, es ragt auch sozusagen als Fremdkörper in die Tiroler Poesie hinein: weder knüpft Balde spezifisch an diese an, noch wurden seine poetischen Texte ihrerseits in Tirol intensiv rezipiert. Ihre angemessene Analyse und Würdigung würde den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen und ist zudem, anders als bei der restlichen Tiroler Dichtung der Zeit, in einigen Aufsätzen von Karlheinz Töchterle zumindest teilweise bereits geleistet. Auf diese sei deshalb hier pauschal verwiesen.[2]

Schuldichtung der Jesuiten

Die lat. Dichtung wurde in den Poesie- und Rhetorikklassen der Jesuitengymnasien intensiv geübt (Duhr 1896, 243–254). Aus dem Innsbrucker Kolleg, wo diese beiden Klassen fast während des ganzen hier behandelten Zeitraums bestanden,[3] haben sich eine Hs. mit einem Querschnitt durch das Übungspensum einiger Rhetorikklassen sowie zwei Hefte einzelner Schüler erhalten.

Epigrammata

Bei der erstgenannten handelt es sich um die 270 Seiten starke Hs. TLMF, Dip. 473/2 mit den *Epigrammata composita ab auditoribus rhetorices Oeniponti annis 1610, 1611, 1612 et 1613* („Epigramme, welche die Schüler der Rhetorikklasse in Innsbruck in den Jahren 1610, 1611, 1612 und 1613 verfasst haben"), die eine wohl nach qualitativen Gesichtspunkten getroffene Auswahl aus der poetischen Produktion dieser Jahre darstellen. Wie der Titel angibt, handelt es sich dabei zum größten Teil um Epigramme in Distichen oder allenfalls um kürzere Elegien – ein Schwerpunkt, welcher mit der Dominanz des elegischen Distichons in der lat. Dichtung der Zeit generell in Einklang steht. Seltener begegnen Hendekasyllabi, noch seltener (katalektische) jambische Dimeter (82, 86, 89–90, 132) und Trimeter (256), Hexameter (133–134, 255–260) sowie Prosa im Inschriftenstil (98). In der Regel findet sich zu ein und demselben Thema gleich eine ganze Serie von Gedich-

angabe *qua se Tirolis ultimo pandit iugo* (V. 11; „wo sich Tirol mit seinem letzten Gebirgskamm erstreckt") v.a. aus Nordtiroler Perspektive besser auf Trient als auf Rinn zutrifft, doch nennt Balde, wohl um die antijüdische Aussage zu verallgemeinern, keine Namen.

2 Töchterle 1997 (alle Tirolensien); 2002 (lyr. 3,8); 2006 (*Maximilianus Primus Austriacus*), jeweils mit ausführlicher Bibliographie.

3 Duhr 1907–1913, Bd. 1, 189–190, Bd. 2,1, 214. In Hall gab es eine Rhetorikklasse seit 1630 (Bd. 1, 193, Bd. 2,1, 218), in Trient wurde seit 1625 unterrichtet, seit 1627 existierte auch eine Rhetorikklasse (Bd. 2,1, 220–221).

ten verschiedener – stets namentlich genannter – Schüler, was den Gepflogenheiten des Unterrichts entspricht: alle hatten jeweils dasselbe vom Lehrer gestellte Thema zu behandeln (Duhr 1896, 244–245, 247, 252). Darüber hinaus ist es eher die Regel als die Ausnahme, dass ein bestimmtes Generalthema in mehrere Aspekte aufgegliedert wird (z.B. ein Martyrium in seine verschiedenen Stadien), wodurch dann umfangreiche Zyklen entstehen können. Nicht ganz klar ist, zu welchem Zweck die Sammlung angelegt wurde, aber es wird wohl das Bestreben der Jesuiten dahinter stehen, das hohe Niveau ihres Unterrichts zu dokumentieren. Die im Titel und dann wieder zu Beginn der einzelnen Abschnitte (1–65, 67–135, 136–196, 197[4]–270) genannten Jahreszahlen dürften nicht kalendarisch zu verstehen sein, sondern für die Schuljahre 1610/11 bis 1613/14 stehen. Hierfür spricht neben der sachlichen Logik i.A. auch der Umstand, dass die Abfolge der Gedichte teilweise dem Verlauf des Schuljahrs entspricht, das damals Anfang November begann und bis gegen Ende September ging (Duhr 1896, 66). Ein kurzer Überblick über den Aufbau der einzelnen Jahresabschnitte mag dies veranschaulichen.

Verlauf des Schuljahrs

Die unter der Jahreszahl 1610 verzeichneten Gedichte beginnen mit einer Serie, die das Martyrium der Hl. Katharina von Alexandria zum Thema hat (1–10) und das Schuljahr sozusagen dem Schutz dieser bei den Jesuiten überaus populären Patronin der Studien (Tilg 2005b, v.a. 8–12; vgl. hier S. 277) unterstellt. Nach einer längeren Meditation über die Unausweichlichkeit des Todes (11–12) folgen Epigramme über die vier menschlichen Lebensalter (12–15), Polemik gegen das wahnsinnige Treiben der Bacchantinnen (15–17) und ein kurzes Einzelgedicht gegen das Würfelspiel (17). Den Kern des Pensums stellt eine lange Sequenz dar (17–58), welche, von einem kurzen Einsprengsel gegen Ende abgesehen, Ereignisse und Personen vom Beginn der Passion bis zum Pfingstwunder behandelt und dementsprechend gut über die Winter- und Frühlingsmonate hinweg entstanden sein könnte: Christus am Ölberg, wo er Blut schwitzt (17–23), Geißelung (23–25), Dornenkrönung (25–29), Tragen des Kreuzes (29–32), Kreuzigung (32–35), Sonnenfinsternis (35), Grab Christi (35–38), Auferstehung (38–41), Wunden des Auferstandenen (42–44), Engel am Grab (44–46), Erscheinung vor Maria (46), Grabwächter (47–48), Erscheinung in Gestalt eines Gärtners vor Maria Magdalena (49–50), Hl. Katharina von Siena (50–51), Pfingstwunder (52–58). Den Abschluss bilden kürzere Zyklen und Einzelgedichte zu Johannes dem Täufer (58–59), Ignatius von Loyola (60), einem Gespräch mit einem Schutzengel (61), dem Geburtstag Marias (61–62), einer Anekdote zu Mariä Himmelfahrt (62), gegen einen Juden, der das Begräbnis Marias zu stören versucht (63–64), sowie auf Simon

4 Die Angabe *Anno MDCXIII* zu Beginn dieser Seite ist aus unklaren Gründen durchgestrichen; sie steht noch einmal auf S. 241. Der annähernd gleiche Umfang der sich ergebenden Abschnitte und thematische Erwägungen (s.u.) sprechen aber dafür, die Streichung zu ignorieren.

von Trient (64–65) – Themen, die z.T. kalendarisch, z.T. weil man zu ihnen bei den Jesuiten und in Tirol einen besonderen Bezug hatte, gut zum Ausklang des Schuljahrs passen. Auch viele der Gedichte der übrigen Jahre lassen sich auf ähnliche Weise in dessen Ablauf einbetten: Die des Jahres 1611/12 beginnen wieder mit Katharina von Alexandria (67–79), es folgt die im Vorjahr fehlende Weihnachtsgeschichte (80–95), später wird noch das Pfingstwunder behandelt (113–117). Für 1612/13 ist immerhin die Abfolge Ostern (136–153) – Pfingsten (166–175) zu notieren; Katharina bildet in diesem Fall den Abschluss (177–196). Im letzten Jahr folgen einander Weihnachtsgeschichte (197–213), Heilige des Januar und Februar (216–225), Lichtmess (225–228) und Ostergeschichte (229–236).

Thematik

Damit sind auch schon die zentralen Themen benannt, welche die Schüler zu bedichten hatten: die Erzählungen des NT zu den drei höchsten kirchlichen Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten sowie die Hl. Katharina. Ergänzend treten weitere Episoden aus der Bibel (z.B. 196: die klugen und die törichten Jungfrauen) und aus dem Leben anderer Heiliger (117–121: ein frommes Schaf des Hl. Franziskus), Fragen der christlichen Lebensführung (124–135: sieben Fragen über den Tod), erbauliche Anekdoten (123: ein Betrunkener wird vom Teufel heimgesucht), Beschreibungen religiöser Bildwerke (157–166), Themen mit Lokalbezug (213–215: Lob Tirols) und antijüdische Polemik (162, 175) hinzu. Demgegenüber sind einige auffällige Leerstellen zu verzeichnen: Antireformatorische Polemik fehlt gänzlich. Profane Panegyrik (vgl. etwa 96–99 auf das Grab eines hohen Tiroler Beamten) ist erstaunlich selten. Antike Geschichte, Mythologie und Literatur werden ebenfalls an den Rand gedrängt. Wo sie doch auftauchen, liefern sie entweder abschreckende Beispiele (z.B. 100–108: Catilinas Bluteid, Caligulas Pferd) oder unverfängliche erbauliche Maximen (250–261 werden etwa zwei Sentenzen aus Senecas *Hercules Furens* variiert.) So klassisch-heidnisch der poetische Lektürekanon der Jesuiten, so gut christlich ist insgesamt das Übungspensum ihrer Schüler selbst. Noch konsequenter als im Rhetorik- (vgl. hier S. 476–479) hat die Gesellschaft Jesu im Poesieunterricht ihr Programm, der klassischen Literatur nur die Form zu entlehnen und sie zu einer Waffe zur Verteidigung des wahren Glaubens zu machen, in die Praxis umgesetzt.

Schulgedichte von Andreas Castner

Eine willkommene Ergänzung zu den *Epigrammata* bildet ein unter der Signatur T42 in der Bozner Propsteibibliothek erhaltener, 105 Seiten starker Band mit Reinschriften von Gedichten und Reden (vgl. hier S. 477) eines nicht weiter bekannten Andreas Castner. Wie aus dieser Mischung hervorgeht, legte auch Andreas sein Heft an, während er die Rhetorikklasse eines Jesuitengymnasiums besuchte, bei dem es sich ebenfalls um das von Innsbruck handeln muss, und zwar, wie einige Datierungen ([25], [57], [79]) zeigen, im Schuljahr 1607/08.[5]

5 In den *Epigrammata* erscheinen in den Jahren 1611/12 und 1612/13 mehrfach ein Johann Konrad

Überblick, Vergleich mit den *Epigrammata*

Die Sammlung ist wie die *Epigrammata* großteils in Form von Gedichtzyklen organisiert. Inhaltlich überschneidet sie sich mit diesen v.a. in der Behandlung der Weihnachtsgeschichte, sonstiger biblischer Stoffe sowie diverser Heiligenlegenden und moralischer Maximen; auf letzteren liegt bei Andreas ein besonderes Schwergewicht. Formal und metrisch trifft sie sich mit ihnen in der Konzentration auf das elegische Distichon, neben dem sich wieder einige Hexameter und Hendekasyllabi, zusätzlich auch sapphische Strophen (z.B. [4]–[5]) und einmal ([10]) ein Epodenmaß finden. Nicht vertreten sind die Themen Ostern und Pfingsten, nur am Rande kommt Katharina zur Sprache ([6]). Dafür enthält die Sammlung einige Fabeln ([10], [50]–[52]) und Gedichte, die den Schulbetrieb selbst zum Thema haben: ein Geburtstagsgedicht für einen Lehrer ([7]), Panegyrik auf den *imperator scholae*, wohl den Klassenprimus, samt dessen Antwort ([11]–[12], [20]) sowie eine Elegie auf den Aderlass eines Lehrers ([54]–[56]). Noch häufiger finden sich Texte mit Bezug zu inhaltlichen Anliegen des Unterrichts wie z.B. eine längere Elegie auf die Beredsamkeit ([30]–[33]). Neu sind gegenüber den *Epigrammata* auch einige Paraphrasen und Übersetzungen: Andreas überträgt das *Salve Regina* ins elegische Versmaß ([49]–[50]), schreibt einen lat.-deutschen Zyklus von Distichen über die Trauerfeierlichkeiten für das Begräbnis einer Kaiserin Anna in Innsbruck ([91]–[95]),[6] übersetzt Thomas von Aquins eucharistische Sequenz *Pange lingua* in griechische Prosa ([76]–[77]) und verfasst sogar ein griechisches Epyllion auf das Pfingstwunder ([66]–[68]), ein erstaunliches Gemisch aus christlicher Dogmatik, homerischer Metrik und Formelsprache und z.T. elementaren orthographischen und Grammatikfehlern. Schließlich findet sich eine Reihe poetischer Spielereien wie Rätselgedichte *(Aenigmata)* mit und ohne Lösung ([33], [56], [78], [101]–[102]), ein *Carmen serpentinum*, bei dem jedes Distichon mit derselben Phrase beginnt und endet ([99]), oder auch das folgende Geschichtlein, das an Christian Morgensterns ästhetisches Wiesel erinnert: *Quem nive nocte peto*, *nucis hic me stipite cedit.* / *Sic mihi nex nix nox nux fuit ante diem.* ([19]; „Einer, den ich nachts mit einem Schneeball beschoss, verprügelte mich mit einem Knüppel aus Nussholz: so

Castner bzw. ein nicht näher spezifizierter Castner als Autoren, vermutlich Brüder oder anderweitige Verwandte von Andreas (und Thobias, s.u.). – Vor Rätsel stellt, wenn sie korrekt ist, die sehr schlecht leserliche Datierung einer Rede auf den 17. 1. 1609 ([84]): Hat Andreas Castner selbst oder jemand anderer die ursprüngliche Sammlung nachträglich erweitert?

6 Die Geschichte kennt keine Kaiserin Anna, die vor 1607/08 in Innsbruck begraben worden wäre. Die aus Tirol stammende Kaiserin Anna starb 1618 in Wien, könnte aber in Innsbruck zumindest betrauert worden sein. Wurde also dieser Zyklus – und vielleicht noch mehr – nachträglich hinzugefügt? Die Schrift ähnelt aber stark der im Rest des Bandes. Noch rätselhafter wird die Sache dadurch, dass der ganze Zyklus (ohne Übersetzung) in nahezu identischer Form bei Thobias Castner wiederkehrt (s.u.).

hatte ich vor Tag Gemetzel, Schnee, Nacht, Nuß" [*nex nix nox nux*]). So wirkt es programmatisch, dass schon das Titelblatt von einem elegischen Distichon aus zwei perfekt palindromen Versen geziert wird, welches der Legende nach der Teufel in Gestalt eines Esels von sich gab, als der Hl. Martin auf ihm nach Rom ritt: *Signa te, signa; temere me tangis et angis. / Roma tibi subito motibus ibit amor* („Bekreuzige, bekreuzige dich; mutwillig berührst und quälst du mich. Rom, der Gegenstand deiner Liebe, wird durch meine Bewegungen rasch zu dir kommen").[7] Offenbar hatte in der jesuitischen Didaktik neben katholischer Indoktrination und sprachlichem Drill auch das humorvolle Spiel mit der Sprache seinen Platz.

Schulgedichte von Thobias Castner

Das Analogon zu Andreas Castners Gedichten für die vorangehende Schulstufe stellt ein ebenfalls in der Propsteibibliothek Bozen (T44) erhaltener Band dar, der auf rund 250 Seiten die poetischen Werke eines Thobias Castner enthält. Abgesehen davon, dass Thobias Besitzer, vielleicht auch Mitautor einer hs. Einführung in die aristotelische Logik war (*Introductio in logica Aristotelis*; PBBZ, X 40, v.a. Bl. 1^{r}), fehlen auch zu ihm weitergehende biographische Hinweise. Offenbar hat er wie Andreas das Innsbrucker Jesuitengymnasium besucht; dass er mit diesem verwandt war, ist eine nahe liegende Annahme. Dass seine Gedichte in der Poesieklasse entstanden sind, bezeugt der Titel auf der Einbandinnenseite: *THOBIAS CASTNER POETAE ANNO A PARTU VIRGINEO 1625* („[Buch] des Thobias Castner, Schüler der Poesieklasse, 1625 n.Chr.").[8] Ob der Umfang des Bandes zeigt, dass Thobias in dieser Zeit Dichter nicht nur aus Pflicht, sondern auch aus Leidenschaft war, ob sein Unterrichtspensum einfach so umfangreich war oder ob er in größerem Umfang auch fremde Gedichte aufgenommen hat – zumindest einen Zyklus auf eine Kaiserin Anna (201–204) scheint er von Andreas übernommen zu haben, s.o. –, muss offen bleiben.

metrische Form, Inhalt

Bei den hunderten meist kurzen Gedichten handelt es sich auch hier zum größten Teil um Epigramme. Metrisch dominiert wieder das Distichon, in weitem Abstand gefolgt vom Hexameter; viel seltener begegnen äolische Versmaße (z.B. 127–128, 157–158, 237–238) und ambrosianische Hymnenstrophen aus vier jambischen Dimetern (vgl. etwa den Marienhymnus 152–153). Der Inhalt ist wieder fast ausnahmslos geistlicher oder zumindest erbaulicher Natur. Den am häufigsten behandelten Themenkomplex, dem etwa die Hälfte aller Verse gewidmet ist, stellen in diesem Fall Heilige, v.a. Frauen dar, ein Großteil des Rests entfällt auf Stoffe aus dem NT, insbesondere aus dem Leben Jesu. Des Weiteren finden sich Eschatologie,

7 Der Ursprung des vielzitierten Distichons liegt im Dunkeln; vgl. (für den Pentameter) Sidon. epist. 9,14,4; Henke 2007, v.a. 220–224.

8 Vgl. auch [ii], [250]. Den Vermerk *Thobias Castner rhetor* („Thobias Castner, Schüler der Rhetorikklasse") auf der Innenseite des rückwärtigen Einbands fügte der Verfasser wohl nachträglich hinzu.

erbauliche Reflexionen, selten Themen aus der antiken Dichtung (z.B. 223: bei einer Venatio wird eine trächtige Sau durch einen Lanzenwurf verletzt und gebiert aus der Wunde [nach Mart. 1,12–14]; 225–227: Beschreibung der vier Unterweltsflüsse) sowie etwas Panegyrik, v.a. Grabgedichte auf kürzlich verstorbene Habsburger (145: Erzherzogin Eleonore [† 1620], 236: Kaiser Matthias [† 1619]). Viele der kurzen Gedichte sind wieder zu Zyklen zusammengefasst, daneben begegnen auch einige längere Einzelstücke. So hat das *Somnium natale* („Weihnachtstraum"; 1–13), das in 37 Epigrammen schildert, wie der Dichter im Traum die Weihnachtsgeschichte nacherlebt, ein Gegenstück in dem hexametrischen *Poema de natali Christi* („Gedicht über die Geburt Christi"; 98–103), dem sich seinerseits ein weiteres geistliches Epyllion über das Pfingstwunder zur Seite stellen lässt (228–235). Zwei weitere Epigrammzyklen behandeln die Kreuzigung (128–143) bzw. – wieder in 37 Einzelgedichten – Episoden aus dem Leben Jesu und der Apostelgeschichte (180–199). Das Jüngste Gericht ist Gegenstand einer Elegie (105–109). In der *De morte* („Über den Tod"; 110–122) betitelten Serie von Kurzelegien und Epigrammen folgt auf eine Charakterisierung des Todes *ex persona poetae* eine Art Totentanz, in der Vertreter verschiedener Altersgruppen, Charaktere und Stände (der Knabe, der Unvorbereitete, der Höfling usw.) auftreten und ihr Sterben kommentieren; ihre Bemerkungen beginnen und enden jeweils mit der seit dem 13. Jh. in den sogenannten *Vado Mori*-Sprüchen auftretenden Formel *vado mori* („ich gehe sterben"; vgl. Briesemeister 1999, 900). Als einziger Heiliger wird schließlich auch Katharina ein längerer Epigrammzyklus gewidmet (204–214).

Charakterisierung

Von einigen Ausnahmen abgesehen hält sich das Vergnügen, mit dem man diese Sammlungen liest, in Grenzen. Die jungen Autoren bemühen sich, in korrekten Versen moralisch und religiös korrekte Gedanken auszudrücken, doch gerade das macht die Lektüre etwa so spannend und abwechslungsreich wie die heutiger Gymnasialaufsätze. Anders als bei solchen ist hier jedoch das sprachliche Niveau, das die fünfzehn- bis sechzehnjährigen Schüler erreichen, beeindruckend hoch. Zwar finden sich immer wieder Härten und gezwungene Formulierungen, sprachliche oder metrische Fehler im eigentlichen Sinne begegnen indes kaum. Die Lexik erscheint im Vergleich zur klassischen lat. Dichtersprache einerseits etwas reduziert, andererseits um Material aus der christlichen Tradition erweitert. Die Syntax ist insgesamt nicht auffällig simpel oder monoton. In literarischer Hinsicht fällt v.a. bei den Epigrammen ins Auge, dass sich bestimmte stereotype Aufbauschemata wie z.B. „(Feststellung eines Sachverhalts) – erstaunte Frage – Antwort" durchsetzen, aber das ist auch nicht anders zu erwarten, wenn man Schüler jahrelang in einem Genus üben lässt, das aufgrund seiner Kürze nur beschränkte Variationsmöglichkeiten zulässt. Im Übrigen werden im Epigramm hauptsächlich diejenigen Vorzüge angestrebt, die es traditionell auszeichnen, nämlich Prägnanz, Kontrastwirkung,

Pointe. Hinzu kommt ein ausgeprägtes Streben nach dem Paradoxen, wie es die immer wieder behandelten Grundparadoxien des christlichen Glaubens (Gott als Mensch, Kreuzigung als Sieg, Tod als Leben usw.) nahe legen. Vor allem bei den etwas längeren Gedichten und in den Zyklen sieht man aber, dass die Schüler auch komplexere literarische Techniken und Bauformen beherrschen, beispielsweise die Dialogisierung (Andreas, [6]), die Einkleidung einer Erzählung in einen Traum oder die Orientierung an einem außerliterarischen Strukturschema wie dem des Totentanzes (Thobias, 1–13 und 110–122, s.o.). Bildsprache und Metaphorik sind mitunter eindrücklich, v.a. in den häufig behandelten Bereichen Tod und Martyrium, kippen aber gerade dort auch schnell ins Gesuchte und Groteske: So werden etwa in einer Elegie auf das Martyrium der Hl. Ursula (Thobias, 238–240) die Pfeile, mit denen das Mädchen beschossen wird, als *calami* bezeichnet, was auch „Schreibgriffel" bedeuten kann, und notieren auf den von ihnen getroffenen Körperteilen erbauliche Epigramme. Dabei lassen sich zwischen den drei Corpora deutliche qualitative Unterschiede feststellen: Thobias merkt man es an, dass ihm noch ein Jahr Unterricht fehlt. Unter den Rhetoren wiederum wirkt Andreas souveräner und auch spielerischer als die anderen Schüler.

Beispiel

Interessanter als das Verteilen von Noten ist es aber, im Detail zu beobachten, wie die Schüler versuchen, den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Am besten geht das bei den Epigrammen, deren Vorzüge sich ja wie gesagt recht klar angeben lassen. Ein beliebig herausgegriffenes Epigramm von Thobias auf die Haare, mit denen Maria Magdalena die Füße Jesu getrocknet hat (198), lautet etwa folgendermaßen:

De illius capillis, quibus Christi pedes tergebat […]
O quam diversos crinis formatur in usus!
Arma sua invictus ponere nescit Amor.
Magdala crine potest, solitae memor artis, eodem
Illa querare homines, illa querare Deum.

Über ihre Haare, mit denen sie Christi Füße abwischte […].
O zu wie verschiedenartigem Gebrauch wächst das Haar! Seine Waffen strecken – das kann der unbesiegbare Liebesgott nicht. Magdalena erinnert sich ihrer gewohnten Kunst und vermag mit demselben Haar Menschen zu umgarnen – und Gott!

Interpretation

Das Epigramm ‚springt' mit einem Ausruf in die Situation (V. 1) und formuliert anschließend eine Sentenz (V. 2), wobei beides vorerst noch erklärungsbedürftig bleibt. Die Erklärung wird dann in der zweiten Gedichthälfte durch den Verweis auf die bekannte Episode aus Lk 7,38 gegeben. Der gedanklich zugrunde liegende

Gegensatz zwischen körperlicher und himmlischer Liebe bleibt bis zum Ende implizit, erst der streng antithetisch gebaute V. 4 bringt ihn im Sinn einer Schlusspointe zum Ausdruck und löst die entstandene Spannung. Das dort verwendete „Umgarnen" stellt dabei gerade im vorliegenden Zusammenhang eine treffende Metapher dar. Soweit erscheint das Epigramm durchaus als geglückt. Gleichzeitig weist es jedoch eine Reihe unübersehbarer Schwächen auf: Das Staunen über die verschiedenen Zwecke, zu denen sich Frauenhaar gebrauchen lässt, dürfte Thobias von seinem Lehrer einen Vermerk wie *puerile* („kindisch") oder *frigidum* („frostig, platt") eingetragen haben. Die Wiederholung von *crinis* ist kunstlos (*coma*, *capilli* u.a. hätten sich als Synonyme angeboten). Im Schlussvers lässt den jungen Poeten dann sogar sein Vokabelgedächtnis im Stich und er bildet ein neues Verb *illaquerare* statt des richtigen *illaqueare*.[9]

Wie lernt man nlat. dichten?

Die drei Sammlungen zeigen aus erster Hand und im Gegensatz zu Studienordnungen oder Lehrbüchern aus der Perspektive der Schüler selbst, wie ein Zögling der Jesuiten das poetische Handwerk erlernte. Damit bieten sie wertvolle Einblicke in eine fundamentale, aber noch wenig erforschte Voraussetzung der nlat. Literatur.

Schul- und geistliche Dichtung

Dass und wie die jesuitische Schuldichtung in ihrer geistlichen Ausrichtung tatsächlich das spätere poetische Schaffen vieler ehemaliger Zöglinge prägte, lässt sich an zahlreichen Beispielen belegen. Unter der im Folgenden vorzustellenden geistlichen Dichtung kann man v.a. die Epigrammzyklen von Giovanni Savioli und Giulio Perotti als ihre direkte Weiterführung verstehen.

Savioli

Der aus einer adeligen Roveretaner Familie stammende, ebenso literarisch interessierte wie religiöse Giovanni Savioli (1594–1640) besuchte zunächst das Jesuitengymnasium Innsbruck, wo er als Johannes Saviol unter den Verfassern der *Epigrammata* der Rhetorikklasse von 1610/11 figuriert (vgl. dort etwa 1, 3, 7 usw.). Nach einem Jurastudium in Padua wurde er unter dem Ordensnamen Bonaventura Kapuzinermönch in seiner Heimatstadt, wo er den Rest seines Lebens verbrachte und ein umfangreiches poetisches Œuvre verfasste, das aus größtenteils religiös-erbaulichen Epigrammen und Elegien bestand (Perini 1907, 11).

Zanettis geplante Gesamtausgabe; *Flammulae*

Gegen Ende von Saviolis Leben machte sich der Trientner Drucker Carlo Zanetti daran, dieses Œuvre dem Vergessen zu entreißen. Er brachte zunächst 1638 mit den *Flammulae divini amoris carmine adumbratae* („Im Gedicht umrissene Flämmchen göttlicher Liebe") eine knappe Auswahl heraus und plante dann eine Gesamtedition in zwei Bänden, von denen jedoch, wohl weil der Autor unterdessen verstarb, nur der erste erschien. Bei den *Flammulae* handelt es sich um ein schlampig gedrucktes

9 Unklar ist, was es mit der Getrenntschreibung *illa querare* auf sich hat. Es könnte sich um einen Flüchtigkeitsfehler handeln, provoziert durch *illius* im Titel des vorliegenden oder *illa* in dem des folgenden Gedichts.

Bändchen von 24 Seiten, das in erster Linie Appetit auf mehr machen und so den Markt für die Gesamtausgabe vorbereiten sollte. Inhaltsübersicht und Widmungsbrief des Druckers an den Präfekten der Jugendsektion der Marianischen Kongregation Trients, einen Christoph Ernst von Schulthaus (II–III), weisen ausdrücklich auf jene hin und nennen das Büchlein *praegustanda libamina*, etwa „Kostproben im Voraus". Tatsächlich stammt die eine Hälfte der Epigramme aus im ersten Band der Gesamtausgabe vollständig abgedruckten Gedichtzyklen (s.u.), die andere z.T. aus solchen, deren Edition in dessen Inhaltsverzeichnis für den zweiten Band angekündigt wird: *Lacrymae Christi nascentis* („Tränen Christi bei seiner Geburt"; *Flammulae* X–XI), *Eiusdem gaudia morientis* („Desselben Freuden bei seinem Tod"; XI–XIII), *Encomiastica* („Panegyrik"; XIV–XVIII) und *Funebria* („Grabepigramme"; XX) auf Päpste, Kaiser und Kardinäle sowie auf Carlo Emanuele Madruzzo. Der interessanteste unter diesen Zyklen dürfte derjenige mit dem Titel *Nihil* („Nichts") gewesen sein; wie die aus ihm mitgeteilten Proben (XVIII–XIX) zeigen, bestand er aus Epigrammen und Rätselgedichten, die den Standpunkt vertraten, alles Irdische sei eitel und damit strenggenommen nichts.

Epigrammatum sacrorum liber primus

In Saviolis Todesjahr erschien dann der aufwendiger und v.a. sauberer gedruckte, rund 120 Seiten starke *Epigrammatum sacrorum liber primus* („Erstes Buch geistlicher Epigramme"). Der den Band einleitende Brief an die beiden jungen Erzherzöge Ferdinand Karl und Sigmund Franz von Tirol (3–6) stammt von Giovannis Bruder Paolo (vgl. Perini 1907, 11–12), das Titelblatt spricht aber vom Autor als *hodie viri religiosi* („gegenwärtig Geistlicher") und impliziert damit, dass er noch lebt. Aus einer Bemerkung auf S. 44 geht hervor, dass Giovanni noch während des Drucks zusätzliche Gedichte verfasst und eingefügt hat. Vermutlich wurde dieser also noch von ihm selbst vorbereitet, nach seinem Tod aber von Paolo zu Ende geführt.

> Die Sammlung gliedert sich in mehrere Gedichtzyklen, wobei die aus einer großen Zahl kurzer Einheiten bestehenden tendenziell am Beginn, die aus einer kleineren Zahl längerer Gedichte aufgebauten am Schluss platziert sind. Die genaue Anzahl der Gedichte innerhalb der einzelnen Zyklen orientiert sich an heiligen Zahlen wie 3, 7, 10, 33 und 100. Den Anfang machen die schon für den Auswahlband titelgebenden *Flammulae divini amoris*, 70 in sieben Dekaden eingeteilte Epigramme, in denen die menschliche Seele über das schwierige Unterfangen berichtet, sich in Liebe Gott anzunähern (11–28). Es folgen drei je hundert *Monosticha* (d.h. Einzeldistichen) umfassende Sammlungen, die dem Leben Jesu, dem Fronleichnamsfest – das in der Gegenreformationszeit stark an Bedeutung gewann – und dem Kreuz gewidmet sind (29–47, 49–61, 62–74). In dreimal zehn längeren Epigrammen drücken sich die *Affectus pii animae Christianae erga Christum cruci affixum* („Fromme Gemütsregungen einer christlichen Seele angesichts des gekreuzigten Christus";

75–87) aus. Die *Miscellanea sacra* („Vermischte Gedichte zu heiligen Themen"; 88–101) behandeln in 33 – nicht bis zum Schluss durchgezählten – Epigrammen Themen aus AT, NT, Hagiographie und Ordensgeschichte; bei dieser geht es v.a. um Saviolis eigenen Orden, die Kapuziner, und ihren Patron Franz von Assisi. Drei Briefpaare beschließen den Band (102–119): Die christliche Seele schreibt an ihren Gemahl im Himmel und beklagt sich über die Anfechtungen, denen sie von Seiten der Welt, des Fleisches und der Dämonen ausgesetzt ist. Er antwortet ihr mit guten Tipps, wie sie diesen Anfechtungen entgehen kann.

Paratexte

Der Band enthält auffällig viele Paratexte. Der Sammlung als Ganzer sowie ihren einzelnen Bestandteilen sind insgesamt rund drei Dutzend prosaische und poetische Widmungsbriefe, Vorworte an den Leser und sogenannte *Programmata* – Gedichte mit Widmungen an Instanzen wie die Jungfrau Maria (9) oder den Heiligen Geist (11) oder poetologischer Programmatik – voran- und nachgestellt. Sie gewähren einerseits Einblick in Saviolis weitgespanntes Beziehungsnetz, das von den erwähnten Erzherzögen über Angehörige des niederen Adels (z.B. 79), Kanoniker (17, 51, 88), Ordensbrüder (64) und Mitglieder Marianischer Kongregationen (8, 10) bis zu sonstigen Bekannten (84) und Verwandten (28) reicht. Andererseits äußert sich der Autor in ihnen immer wieder zur Machart seiner Dichtung und erklärt, wie und wozu er gelesen werden will. Er betont die formale Nachlässigkeit seiner Poesie (z.B. 12–13), die immer wieder denselben engen Kreis von Themen variiere (45, 64), setzt sich von der witzigen, unterhaltsamen Tradition des antiken Epigramms – gemeint ist v.a. Martial – ab (12) und beteuert im Anschluss hieran, nicht Unterhaltung, sondern geistliche Erbauung anzustreben; ob der Leser aus seinen Gedichten Gewinn ziehe, hänge dabei freilich von dessen eigener Anstrengung ab (63, 75). Auch wenn diese Aussagen z.T. topisch sind, charakterisieren sie Saviolis Dichtung in ihrer Gesamtheit recht gut.

Thematik und Wirkintention

Tatsächlich kreist diese Dichtung thematisch in erster Linie um einen einzigen Gegenstand, die Beziehung des Menschen zu Gott: Sie ist es, die der Leser ständig überdenken und immer weiter vertiefen soll. Auch wo Savioli über biblische und heilsgeschichtliche Themen spricht, steht im Zentrum mit der Kreuzigung derjenige Akt, der diese Beziehung auf eine neue Grundlage gestellt hat. Die Fronleichnamsgedichte weiten sich ebenfalls zu Betrachtungen über die rechte Einstellung zu Gott generell aus (49–50). Dabei insistiert Savioli auf seinem Anliegen geradezu obsessiv und entfaltet in immer neuen Anläufen all seine Seiten. Oft ordnen sich die einzelnen Epigramme dabei zu Serien, die demselben Aspekt gewidmet sind oder von denen eines das andere fortsetzt; so stehen etwa die meisten der Dekaden der *Flammulae* unter einem Leitmotiv, die dritte z.B. unter der Idee von Gott als Lehrer der Liebe. Mitunter wird die thematische Einförmigkeit noch durch Kehr-

verse unterstrichen: beispielsweise kehrt in den Fronleichnamsepigrammen die Aufforderung *Currite (non ludo)*, *vah*, *currite*, *currite cuncti* („Lauft – ich scherze nicht –, auf, lauft, lauft alle!") immer wieder. Auf diese Art versucht Savioli, die Konzentration des Lesers auf einen einzigen Gegenstand zu fokussieren und ihn zu immer tieferem Eindringen in diesen anzuleiten. Der hiermit gegebenen Gefahr der Ermüdung und des Erlahmens der Aufmerksamkeit begegnet er mit einer Reihe von Mitteln: Er vergegenwärtigt dem Leser die beschriebene Situation und führt sie ihm bildlich vor Augen; ein gutes Beispiel hierfür sind die Distichen auf das Kreuz, die größtenteils mit den Worten *En* oder *Ecce* („Sieh da!") beginnen. Er belebt die meisten Gedichte, indem er sich, oft in Form eines Ausrufs oder einer Frage, an ein Du wendet, entweder an die heilsgeschichtlich bedeutsame Gestalt, von der die Rede ist, oder wiederum an den Leser. (Gelegentlich spricht er sogar sich selbst an, etwa um sich dafür zu schelten, dass er seinen eigenen Aufforderungen nicht Folge leiste; vgl. z.B. das 95. Fronleichnamsepigramm [60].) Schließlich kultiviert er in offensichtlichem Anschluss an das bei den Jesuiten Gelernte eine regelrechte Poetik des Paradoxen, die neben den fundamentalen Paradoxa des Christentums insbesondere die Komplikationen verwertet, welche ein Durchdenken der Beziehung zwischen Gott und Mensch zu Tage fördert. Man vergleiche etwa *Flammula* 5,1 (20):

O Amor, haud amo te, quamvis adamare peroptem;
Num quia non vere, quod puto velle, volo?
An quia non possum, quod vellem? Oh, te fac amari,
Seu nolim et possim sive velim et nequeam.

O Liebe, ich liebe dich nicht, obwohl ich so sehr wünsche, dich lieb zu gewinnen: etwa deshalb, weil ich nicht wirklich will, was ich zu wollen glaube – oder weil ich nicht kann, was ich wollte? Oh, mach, dass du geliebt wirst, sei's, dass ich nicht will und kann, sei's dass ich will und nicht kann!

Ausblendung der heidnischen Tradition

Die heidnische Tradition des Epigramms wird bei alldem, wiederum in gut jesuitischer Schultradition, weitgehend ausgeblendet. Das betrifft nicht nur inhaltliche Aspekte wie Witz und Sexualität, sondern auch Metrik und Sprache. Jene entspricht mit ihren Lizenzen (z.B. Kurzmessung des auslautenen Ablativ-*o*) nicht immer antiken Standards, diese greift stärker auf die Bibel als auf die Klassiker zurück (und wirkt dabei oft gezwungen und schwer verständlich). Ein scheinbares Gegenbeispiel zu dieser Absenz der antiken Tradition stellt nur der Briefwechsel am Schluss des Bandes dar, der das Modell von Ovids *Heroides* aufgreift: Diese schließen ja ebenfalls mit drei Briefpaaren. Hier werden auch einzelne ovidische Topoi übernommen, so etwa, wenn die Seele beteuert, ihr Brief sei von ihren eigenen

Tränen durchweicht (116). Tatsächlich wurden aber die *Heroides* in Renaissance und Barock generell intensiv rezipiert, imitiert und dabei auch christianisiert:[10] Diese Sekundärtradition, vielleicht verbunden mit der ebenfalls christlichen des Himmelsbriefs (Schmolinsky 1999), ist es, die hier fortgeführt wird.

Savioli und der katholische Diskurs

Savioli ist ein Dichter, der seine Ziele plakativ ankündigt und sie z.T. mit recht mechanischen Mitteln zu erreichen versucht. Gerade deshalb kann man an ihm gut erkennen, wie sich der katholische Diskurs seiner Zeit im Medium der geistlichen Dichtung niederschlägt. Die künstlerischen und literarischen Exponenten des Katholizismus bemühten sich zur Zeit von Gegenreformation und Barock stärker als früher, ihre Rezipienten emotional zu überwältigen und sie so *nolentes volentes* ihrem Heil zuzuführen. Während diese Absicht und die Art ihrer Realisierung für Bereiche wie die sakrale Architektur, die Predigt oder das Jesuitendrama schon gut dokumentiert sind, fehlen entsprechende Arbeiten zur geistlichen Poesie bislang weitgehend. Das Beispiel Saviolis zeigt, dass auch hier mit einer ähnlichen Grundintention zu rechnen ist, die aber in spezifischer, gattungstypischer Weise umgesetzt wird.

O'Connor, *Helicon theologicus*

Im Jahr 1658 veröffentlichte in Trient der als theologischer Schriftsteller auch sonst fruchtbare irische Mönch Bonaventura O'Connor (s. hier S. 503 und 525; vgl. Giblin 1984) im Namen des Bozner Franziskanerklosters, dem er angehörte, den *Helicon theologicus sacra concinens vena de Deo Uno* („Theologischer Helikon, der, heilig inspiriert, von dem einen Gott singt"). Die Vorrede ([V]–[VIII]) empfiehlt das Werk dem Schutz des Antonio Girardi, eines aus einem Rittener Adelsgeschlecht stammenden Höflings und Verwaltungsbeamten unter Ferdinand Karl. Ob O'Connor seinen Inhalt wirklich, wie im ausführlichen Titel angekündigt, auch im Rahmen einer öffentlichen Disputation bekannt machte ([III]; *publica* […] *disputatione ventilandus*), wissen wir nicht.

Inhalt, Aufbau

Nach der Widmung an Girardi und einer Vorrede an den Leser ([IX]–[X]) enthält das Werk auf 47 Seiten 23 hexametrische *demonstrationes* („Beweise"), von denen jede eine bestimmte theologische These verteidigt. Dabei lassen sich drei aufeinander aufbauende Abschnitte unterscheiden: Ein erster (dem. I–VIII) wendet sich gegen Nichtchristen, z.B. Atheisten, Anhänger des antiken Polytheismus, Pythagoräer und Manichäer, und widerlegt deren Gottesvorstellungen; seine Stoßrichtung wird schon aus den Titeln der einzelnen *demonstrationes* klar, die größtenteils die Form *Demonstratur non* […] („Es wird gezeigt, dass nicht […]") aufweisen. Im Anschluss hieran widmet sich der zweite Abschnitt (dem. IX–XVIII) dem Wesen des katholischen Gottes an sich. Die ersten beiden *demonstrationes* klären die Exis-

10 Dörrie 1968, v.a. 381–427. Allerdings kennt Dörrie Savioli nicht, und unter seinen Beispielen für die Seele als Briefschreiberin (509) findet sich keine Konstellation, die der vorliegenden entspräche.

tenzfrage und das Problem der Trinität, danach wird Gottes Wesen definiert, meist *ex negativo* und in Kontrast zu dem seiner Geschöpfe (Unendlichkeit, Unermesslichkeit, Ewigkeit usw.); den passenden Abschluss bildet Gottes *ineffabilitas* („Unaussprechlichkeit"). Der dritte und letzte Abschnitt (dem. XIX–XXIII) zeigt Gott in seinem Verhältnis zur Welt und zu den Menschen, wobei insbesondere nachgewiesen wird, dass er uns gerecht und liebevoll behandelt und dass sein Vorwissen *(praescientia)* sich mit dem freien Willen verträgt (vgl. hiermit das fünfte und letzte Buch von Boethius' *Consolatio*). Inhaltlich richtet O'Connor sich in alldem nach seinem Ordensbruder Duns Scotus, den er auch sonst verehrt und dessen Denken die Barockscholastik des 17. Jhs. auch und gerade in Tirol entscheidend geprägt hat (vgl. hier S. 501, 503 und 531).

Disputation und Lehrgedicht

Der interessanteste Aspekt des *Helicon* besteht wohl darin, dass er zwei wissenschaftliche bzw. didaktische Formen in sich vereint, die sonst streng voneinander getrennt sind: die akademische Disputation über eine Reihe von Thesen und das hexametrische Lehrgedicht. In dem Schreiben an Girardi ([VI]) erklärt O'Connor diese Gattungsmischung mit dem aus Lukrez, dem gegebenen Vorbild im Bereich der Lehrdichtung, stammenden Gedanken, er wolle dem Publikum den theologischen Lehrinhalt durch die poetische Form schmackhafter machen und besser einprägen (vgl. Lucr. 1,935–950). Dass er in dieser aber mehr sieht als ein bloßes Mittel zum Zweck, zeigt die Vorrede an den Leser: In ihr beruft er sich auf das Beispiel christlicher Dichter von Arator bis Balde, bittet um Entschuldigung dafür, dass er manchmal im Anschluss an sie das Versmaß lässig handhabe, und ersucht um Würdigung seiner Imitation der Klassiker, ja selbst der Übernahme längerer Partien aus ihnen (vgl. v.a. dem. II, IV). Tatsächlich sind Dichter wie Vergil und Ovid sprachlich durchaus präsent, ebenso Lukrez selbst. An diesen erinnern neben einzelnen Ausdrücken v.a. das Nebeneinander von poetischen, terminologisch unspezifisch gehaltenen, und technischen Passagen (wobei allerdings erstere bei weitem überwiegen), die hinter den Ausführungen stehende existenzielle Dringlichkeit und die hieraus entspringende Schärfe der Polemik gegen abweichende Positionen. Noch über Lukrez hinaus geht etwa folgende Attacke gegen Calvins Prädestinationslehre, die diese auf syphilitische Demenz ihres Erfinders zurückführt: *Calvitium vitium, cuius sit morbus origo / Gallicus aut animi vitium, quod faedius illo est; / Calvinus, Gallus, calvus,* […] (dem. XXIII, 45; „Glatzköpfiges Laster, dessen Ursprung die Französische Krankheit sein dürfte oder eine Geisteskrankheit, die noch grausiger ist; Calvin, Franzose/geiler Gockel, Glatzkopf, […]").[11] Sie ist allerdings insofern atypisch, als gegenreformato-

11 Das lat. *calvus*, „kahl", und die Tatsache, dass Calvin Franzose war, dienen als assoziative Verbindungsglieder zwischen ihm und der Haarausfall verursachenden „Französischen Krankheit".

rische Polemik sonst in auffälliger Weise fehlt. Die Verbindung von christlichen Anliegen und lukrezischem Ton kommt besser in den Anfangsversen der ersten *demonstratio* zum Ausdruck:

Infandum vitium dominatur mentibus aegris,
Neglectu nescire DEUM vel temnere scire.
Quem tamen (esto procul) quae fecerat indice produnt
Inque videt ratio cupiens effectibus ipsum;
Quae non gnara Dei est, temnit vel negligit, inquit
Beda pius, Cleri lux et Venerabilis author,
Nam natura DEI tot signis obvia nostrae
Obicitur menti […]

Ein unsagbares Laster herrscht in kranken Geistern: Aus Nachlässigkeit kennen sie GOTT nicht oder verschmähen es, ihn zu kennen. Das sei fern von uns! Verraten ihn doch zeichenhaft die Dinge, die er gemacht hat, und die Vernunft, die will, sieht ihn selbst in den Folgen seines Wirkens – die, welche ihn nicht kennt, verschmäht oder vernachlässigt ihn! Dies sagt der fromme Beda, Licht der Geistlichkeit und ehrwürdiger Gewährsmann. Denn die Natur GOTTES tritt unserem Geist durch so viele Zeichen entgegen […]

Wirkintention und Zielpublikum

Über die Absichten, die ihn beim Verfassen seines Werks geleitet haben, und über die Leserschaft, für die es gedacht ist, schweigt O'Connor sich aus. Die i.A. leichtfassliche Darstellung komplexer theologischer Fragen, die Tatsache, dass der Autor über sein Werk in Bozen eine öffentliche Disputation abhalten wollte, und der Umstand, dass er in der besseren Gesellschaft Bozens hohes Ansehen genoss (Straganz 1926–1927, 152), lassen aber immerhin vermuten, dass er sich in erster Linie an die gebildeten Schichten Bozens und Tirols i.A. wandte.

Arcionus, *De ascensione*

Die erzählenden Formen der geistlichen Poesie reichen thematisch von der Christus- über die Heiligendichtung bis zur Kloster- und Ordensgeschichte. Als erstes ist ein in der Hs. BCR, 14.9 erhaltenes, etwa 130 Hexameter umfassendes *Heroicum poema de sublimi ascensione Domini nostri Iesu Christi* („Epos auf den Aufstieg unseres Herrn Jesus Christus in die Höhe") zu nennen. Seine Niederschrift datiert der vollständige Titel auf den 23.5.1634: Offenbar wurde es zum Feiertag Christi Himmelfahrt verfasst, der 1634 auf den 25.5. fiel. Über den Autor, einen Curtius Arcionus, wissen wir nichts.[12]

12 „Cuzzio Arcione" (so der Katalog der BCR) dürfte auf eine falsche Lesung des Namens im Titel zurückgehen.

Der Erzähler durchstreift die Wälder, um einen Schwan zu schießen und sich durch dessen Federn – die er als Schreibfedern verwenden möchte? – dichterische Inspiration zu verschaffen, doch seine Mühen sind vergeblich ([2]–[3]). Als nächstes bittet er die Musen, ihn zu inspirieren, damit er den Allmächtigen besingen kann ([3]–[4]). Darüber wird es Nacht, und er ist gezwungen, im Wald zu kampieren ([4]–[5]). Auf einmal ertönt vom Himmel Gesang, ein Licht erglänzt ([5]–[6]): Christus erscheint in Begleitung aller Heiligen, bittet in einer Rede an Gottvater um Aufnahme in den Himmel, fährt zum Himmel auf und setzt sich zur Rechten des Vaters. Die Vision verschwindet, und der Erzähler beendet sein Gedicht ([6]–[8]).

Charakteristik

Mit der Himmelfahrt Christi (vgl. Apg 1,9–11) greift das Kurzepos einen Stoff auf, der in der Antike kaum selbständig in längeren Gedichten behandelt, sondern nur *en passant* in epischen Bearbeitungen der Evangelien und der Apostelgeschichte angesprochen wird (z.B. Sedul. 5,422–428; Arator act. 1,21–68). Auch Arcionus stellt der Himmelfahrt zumindest eine Einleitung voran, die sogar ein wenig mehr Raum beansprucht als jene selbst. Das Gedicht erhält dadurch eine Gesamtstruktur, die gerade in der nlat. Poesie nicht selten anzutreffen ist (vgl. etwa Jakob Fischers *Poema paraeneticum*, hier S. 244–246): Der Dichter erzählt, wie er vergeblich nach einem Stoff bzw. nach Inspiration sucht und auf dieser Suche etwas erlebt – meist einen Traum oder wie hier eine Vision –, durch dessen Bericht er seine Schreibblockade überwindet. Das Motiv der Schwanenjagd hat dabei insofern seine Berechtigung, als der Schwan als besonders sangesfroh und als Vogel Apollos gilt, wirkt aber dennoch gesucht und idiosynkratisch. Es soll wohl dazu dienen, dem skizzierten Erzählschema eine persönliche Note zu verleihen. Sprachlich ist das Gedicht wenig originell: Es weist einen hohen Anteil an vergilischen und ovidischen Junkturen und Halbversen auf und wiederholt einzelne Wörter und Phrasen ohne Scheu.

Perotti über den Hl. Alexius

Im Jahr 1666 publizierte ein nicht weiter bekannter Giulio Perotti CRSP, vielleicht ehemals Hoftheologe unter Ferdinand Karl,[13] in Trient eine Sammlung „vermischter Gedichte“ über das Leben des Hl. Alexius, die er einem aus dem Trentiner Adelsgeschlecht der Castelbarco stammenden Carlo, Graf des Heiligen Römischen Reichs und Kanonikus in Salzburg, widmete (vgl. Abb. 55). Alexius, Ende des 4. Jhs. als Sohn senatorischer Eltern in Rom geboren, soll sich seiner Hochzeit aufgrund einer göttlichen Eingebung durch Flucht entzogen und in der Folge zunächst 17 (oder 7, 10 oder wie hier 14) Jahre als Bettler in Edessa gelebt haben. Vor seiner dort einsetzenden Verehrung als Heiliger floh er nach Rom zurück, wo er weitere 17 (hier [vgl. 25–26] wiederum 14) Jahre als unerkannter Almosenempfänger im Haus seiner Eltern zubrachte. Als er sein Ende nahen fühlte, gab er sich durch ein Schrei-

13 Das Titelblatt nennt ihn *Fer(dinandi) Caroli Arch(iducis) Aust(riae) The(ologus?) etc.*

HOSPITIS ALEXII
PRINCIPIS ROMANI
GESTA SACROSANCTA,
Mitis Poematibus Expofita.
Illuſtriſſimo, ac Reuerendiſſ. D. D.
CAROLO DE CASTRO BARCO
S. R. I. Co: Can. Salisburgenſi, ſacrata.
AVCTORE
IVLIO PEROTTO BERNABITA,
F. R. Ser. Ferd. Caroli Arch. Auſt. The. &c.
Tridenti, Ex Typ. Epiſc. Prin. Caroli Zanetti,
SVPERIORVM PERMISSV, M. DC. LXVI.

Abb. 55: Titelblatt des Gedichtbandes über das Leben des Hl. Alexius von Giulio Perotti, Trient 1666.

ben zu erkennen, das der herbeigerufene Papst entzifferte. Sein Leichnam vollbrachte mehrere Heilungswunder. Alexius' Biographie wurde im Lat. wie in den Volkssprachen breit überliefert und liegt in unzähligen Bearbeitungen vor (Decuble 2002). Im Barock und besonders im Tirol der Zeit genoss Alexius außergewöhnliche Verehrung; so wurde z.B. sein Gedenktag, der 17. 7., in Innsbruck seit 1670 feierlich begangen (Gelmi 1986, 111).

Aufbau, Inhalt

Perotti behandelt Alexius' Vita auf insgesamt 26 Seiten in 39 kurzen (2 Verse bis 3 Seiten) Gedichten. Die meisten sind Epigramme und kurze Elegien in Distichen, daneben steht eine Reihe von Stücken in horazischen Oden- und Epodenmaßen. Der Autor bietet keine gleichmäßig voranschreitende Nacherzählung der Legende, die er als bekannt voraussetzt. Er übergeht viele wichtige Aspekte, z.B. die Anwesenheit der Kaiser Honorius und Arcadius bei Alexius' Tod, oder trägt sie später *en passant* nach, so etwa das Exil in Edessa (24) oder die Rolle des Papstes (30). Stattdessen konzentriert er sich auf drei markante Momente bzw. Abschnitte aus Alexius' Vita, denen er je einen Teil der Sammlung widmet: seine Flucht aus dem Elternhaus (5–15), seine Rückkehr und seinen unerkannten Aufenthalt ebendort (17–21) und seinen Tod (23–30). Zwischen diese thematischen Blöcke sind eine Ode und eine Epode eingeschoben (15–17, 21–22), die Alexius' Leben i.A. preisen.

Vielfalt

Die drei genannten Abschnitte werden nun aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, wobei nicht nur Alexius' Taten selbst, sondern auch den Reaktionen seiner Umwelt Raum gegeben wird. Neben dem Erzähler und dem Heiligen kommen auch sein Schutzengel, seine Braut und sein Vater zu Wort. Die beiden Letztgenannten bringen neben dem religiös motivierten Preis des Alexius auch das menschliche Leid, das sein Handeln verursacht, zur Sprache (ein Motiv, das schon in früheren Fassungen der Legende breiten Raum einnimmt: Decuble 2002, 145–147). Manchmal entspinnen sich zwischen diesen Stimmen kurze Dialoge: Alexius kann seine klagende Verlobte trösten (11), sein Vater einen Tröstungsversuch des Erzählers zurückweisen (29–30). Der Vielzahl der Blickwinkel entspricht die der Sprechakte

und poetischen Genera: Es wird geklagt, getröstet, gepriesen, reflektiert, überredet usw., und zu den schon erwähnten metrisch definierten Gattungen treten z.B. noch die Ekphrasis eines fingierten Gemäldes bzw. die Anleitung zu seiner Herstellung (17–18), das ‚Emblem ohne Bild' (20–21, vgl. hier S. 428), der (von Ov. trist. 4,10 inspirierte) autobiographische Brief (23–25) und das Grabepigramm (27–28).

gesuchter Stil: Beispiel

Sprachlich und gedanklich sind die Gedichte oft schwierig und in ihrer Suche nach ungewöhnlichen Assoziationen und originellen Allegorien mitunter verstiegen. Als Beispiel sei eines der ‚Embleme ohne Bild' angeführt, in dem die Tatsache, dass Alexius' im Irdischen befangene Braut diesen nicht erkennt, durch das Bild einer Mondfinsternis ausgedrückt wird (20):

Patria hospitalitas Alexii parentibus obscura symbolo lunae deficientis ob interpositas terras inter ipsam et solem expressa cum lemmate

TERRA VETAT
Deficit in solis subtracto lumine luna,
Quod media obscuro pondere TERRA VETAT.
Talia Roma videt patrios repetente penates
Hospite Alexi: virum noscere sponsa nequit.
Terra vetat terris defixaque lumina sponsae,
Ne dium videat, quem tenet ante, virum.

Alexius' Aufenthalt im Vaterhaus bleibt seinen Angehörigen verborgen, was im Bild des Mondes, der sich verfinstert, weil sich die Erdmassen zwischen ihn selbst und die Sonne schieben, mit einem Sinnspruch ausgedrückt wird

DIE ERDE VERBIETET'S
Es verfinstert sich der Mond, dem das Sonnenlicht entzogen worden ist, weil DIE ERDE, die sich mit ihrem dunklen Gewicht dazwischen schiebt, ES IHM VERBIETET. Solches sieht auch Rom, als Alexius als Gast den väterlichen Herd wieder aufsucht: Seine Braut kann ihren Mann nicht erkennen. Die Erde verbietet's der Braut und ihre zur Erde gehefteten Augen, so dass sie ihren heiligen Mann, den sie vor sich hat, nicht sieht.

Würdigung

Hier verfinstert die Erde nicht nur Mond und Braut, sondern beinahe auch den Sinn des Gedichts. Sieht man von solchen Übertreibungen ab, ist Perotti jedoch ein bemerkenswertes Heiligenleben gelungen, das in seiner Konzeption originell, durch die Vielfalt seiner Perspektiven und Ausdrucksformen anregend und vergleichsweise unterhaltsam zu lesen ist.

Heufflers Hartmannvita

Ein ganz andersartiges Heiligenleben, das teilweise in den Bereich der Klostergeschichte hinüberführt, verfasste im Jahr 1609 der junge Neustifter Chorherr Ma-

ximilian Heuffler, der seinem Nachnamen auch die latinisierte Form Aggestor gab (ca. 1583–1623; vgl. Giner 1942, 17): Er schrieb die ursprünglich um 1200 verfasste Vita des Seligen Hartmann (vgl. hier S. 35–37) in 1408 Hexameter um. Die als Cod. 38 des Neustifter Archivs erhaltene Reinschrift besitzt eine durchlaufende Verszählung und enthält neben dem eigentlichen Text noch drei Begleitgedichte: Am Schluss zwei Epigramme oder Kurzelegien auf Reimbert von Säben und seine Frau Christina, die Stifter des Klosters Neustift, sowie auf den Hl. Augustinus, zu Beginn ein Epigramm auf Wappen und Tugenden des Neustifter Propstes Jakob Fischer (reg. 1589–1611). Das Letztgenannte legt es nahe, dass das Werk auf die Initiative Fischers hin verfasst wurde, der sich vermutlich eine zeitgemäße Version der Biographie des Gründungsvaters seines Klosters wünschte.

Inhalt, Aufbau, Quellenfrage

Die Darstellung gliedert sich in zwei durch Seitenumbruch getrennte, aber nicht als eigene Bücher ausgewiesene Teile. Der erste (V. 1–739) erzählt nach dem Prooömium Hartmanns Geburt in Passau, seine Erziehung am dortigen Nikolausstift, seine Berufung nach Salzburg durch Bischof Konrad, seine Bestellung zum Propst des Stiftes Chiemsee, seine Übersiedlung nach Klosterneuburg auf Betreiben Leopolds III. und schließlich seine Einsetzung zum Bischof von Brixen sowie den Beginn seines dortigen Wirkens. Der zweite (V. 740–1408) beginnt mit Hartmanns Initiative zur Gründung des Klosters Neustift und führt bis zu seinem Tod. Die Zweiteilung hat in der Urfassung kein Vorbild, doch inhaltlich und hinsichtlich des Gangs der Erzählung bleibt Heuffler ganz in deren Rahmen (vgl. Sparber 1940, 3); oft entspricht ihr sein Bericht bis ins Detail. Da er sich jedoch v.a. im zweiten Teil kürzer fasst als die Originalversion und einen Großteil ihrer dort ausufernden Wundergeschichten weglässt, muss einstweilen offen bleiben, ob er sie selbst oder ihre bislang unedierte Kurzfassung aus dem 15. Jh. (Sparber 1940, 4–5) zur Vorlage genommen hat.

Heiligenvita und Epos

Wie schon angedeutet, versucht Heuffler, eine Heiligenvita, die sprachlich deutlich mittelalterliche Züge trägt, in die moderne Form des Heiligenepos umzugießen. Damit bietet er nach der *Symonis* des Ubertinus Pusculus (vgl. hier S. 71–74) das zweite Tiroler Beispiel für diese seit dem 15. Jh. gepflegte epische Untergattung (Hoffmann 2001, 171–173). Allerdings weist schon die Übernahme von Inhalt und Aufbau der alten Vita darauf hin, dass er nicht den Ehrgeiz hat, aus dem Stoff ein Epos im klassisch-antiken Sinn zu machen, d.h. eine einheitliche Handlung zu gestalten, die auf ein bestimmtes Telos zuläuft und in diesem zur Ruhe kommt (vgl. Aristot. poet. 23).[14] Stattdessen zerfällt die Erzählung wie

14 Hartmanns Aufnahme in den Himmel, auf die im Schlussvers hingewiesen wird, wäre zwar an sich ein solches Telos, doch sie ist so selbstverständlich, dass von ihr zuvor nie die Rede ist, und stiftet somit auch keine Einheit.

in der Vorlage in eine Reihe relativ unverbundener Episoden und bleibt dabei, da Hartmann in diesen – im Gegensatz zur historischen Realität – kaum auf ernstzunehmende äußere oder innere Widerstände trifft, im Einzelnen so spannungsarm wie im Ganzen. Im Zentrum steht stattdessen unangefochten die Gestalt des Seligen selbst, der sich in seinem Handeln immer wieder als exemplarische, vorbildliche Persönlichkeit bewährt. Der Erzähler unterstreicht diesen Schwerpunkt nicht nur durch zahlreiche verallgemeinernd-moralisierende Kommentare, sondern kündigt ihn auch schon im Proömium (V. 1–35) an: Statt an die antiken Archegeten der Gattung anzuknüpfen oder sich Gedanken über die Umsetzung einer Heiligenlegende ins Epos zu machen, betont er dort, er wolle den Geist selbst *(mens ipsa)* und die Tugend *(virtus)* seines Helden porträtieren, wie sie sich in dessen berühmten Taten *(clara facta)* zeigten (V. 21–24). Die epische Überformung des Stoffes manifestiert sich unter diesen Umständen hauptsächlich in der Übernahme des Hexameters samt der an diesen gebundenen Diktion, in zweiter Linie auch in einer ausgeprägten Vorliebe für Gleichnisse und einigen episch kolorierten Szenen. Jene fallen weniger durch ihre Zahl als durch ihren Umfang auf: Sie können sich über mehrere Seiten erstrecken (vgl. z.B. V. 263–298, wo ein strenger Abt als geistlicher Feldherr dargestellt wird). Im zweiten Teil geht ihr Gebrauch stark zurück, vielleicht, weil Heuffler, um ein Gleichgewicht zwischen beiden Teilen herzustellen, seine Vorlage hier wie erwähnt kräftig kürzt. Zwei Beispiele für episierende Szenen bieten die originelle Beschreibung der Havarie eines Donauschiffs, das Hartmann dann durch sein Gebet errettet, im Stil einer Seesturmerzählung (V. 454–506) und die überhöhende Schilderung der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Grafen von Eppan und von Tirol (V. 1325–1367). Viele Möglichkeiten der epischen Erzähl- und Darstellungstechnik, die sich angeboten hätten, werden jedoch beiseite gelassen oder nur sehr beschränkt genutzt: Jenes gilt z.B. für die Götterhandlung und die Rückblende, dieses für die direkte Rede (was u.a. auch zur Folge hat, dass die Charaktere der handelnden Personen meist blass bleiben).

Heuffler als Erzähler

Trotzdem erweist Heuffler sich stellenweise durchaus als begabter Erzähler, der es versteht, dem Leser inneres wie äußeres Geschehen anschaulich, mitunter sogar packend vor Augen zu führen. Gute Beispiele für solche Passagen bieten etwa die erwähnte Schiffbruchschilderung sowie eine lange Wundererzählung gegen Schluss (V. 1073–1243), die auch deshalb bemerkenswert ist, weil Hartmann in ihr zum ersten und einzigen Mal menschliche Schwäche zeigt. Er lässt sich durch das Geschenk eines kostbaren Kelchs dazu bestechen, in das kirchliche Begräbnis eines im Zustand der Exkommunikation Verstorbenen einzuwilligen, und wird deshalb von Höllenflammen gepeinigt (V. 1189–1199):

Extemplo recipit se lecto mollia linquens
Strata thori, gradibus semet currentibus infert,
Qua per reclusas placide meat aura fenestras.
Nil iuvat aura, nihil ventus, captare levamen
Vis vetat […]
Quid faceret, quanam re forte incendia et ignes
Sedaret, quaenam capienda medela doloris?
Mens suspensa iacet, partes variatur in omnes […]

Sofort springt er aus dem Bett und verlässt das weiche Lager der Matratze, eilt im Laufschritt dorthin, wo durch die offenen Fenster sanft frische Luft hereinströmt. Nichts hilft die Luft, nichts der Wind – Erleichterung zu erhaschen verbietet ihm höhere Gewalt […]. Was sollte er tun, wodurch vielleicht Brände und Feuer besänftigen, welches Heilmittel für seinen Schmerz ergreifen? Sein Geist ist im Ungewissen, wendet sich überall hin […]

Erst als Hartmann sein Vergehen bereut und wieder gut macht, lassen seine Qualen nach.

Einleitungsgedicht

Schließlich sei noch auf ein Einleitungsgedicht zu einem längeren Werk hingewiesen, das insofern aus dem üblichen Rahmen solcher Stücke fällt, als es nicht in erster Linie dem Lob des Autors oder seines Gegenstandes dient, sondern über *raison d'être*, Entstehungsgeschichte und Inhalt des Werks informiert. Jakob Schrenck von Notzing stellt seiner Geschichte des Deutschen Ordens (vgl. hier S. 491) 50 Hexameter *Ad lectorem* („An den Leser"; Bl. III^{r}–IIII^{v}) voran. Er geht in ihnen kurz auf die Anfänge des Ordens während des Dritten Kreuzzugs ein, spricht von seiner Vertreibung aus dem Heiligen Land, der Verlagerung seines Schwergewichts nach Deutschland und seinem Niedergang in der Reformationszeit und gibt zum Schluss an, sein Werk auf Befehl Maximilian des Deutschmeisters verfasst zu haben. Eingelagert sind Bemerkungen zur schwierigen Quellenlage und eine Rechtfertigung der Themenwahl mit dem Hinweis, die beiden anderen Ritterorden, Templer und Johanniter, seien schon hinreichend erforscht. Auffällig ist, dass die Ostkolonisation und der Ordensstaat nicht erwähnt werden. Der Text ist, anders als man es sich von einer solchen Einleitung wünschen würde, streckenweise sehr voraussetzungsreich und wird nur dem voll verständlich, der die folgende Darstellung bereits kennt.

Leopold und Claudia: Beitrag Roveretos

Die aus panegyrischer Sicht wichtigsten Ereignisse der Epoche waren zweifellos die Ende April 1626 in Innsbruck gefeierte Hochzeit zwischen Erzherzog Leopold und Claudia de' Medici und die Geburt ihres Sohnes Ferdinand Karl zwei Jahre später (vgl. Weiss 2004, 73–81, 88–90). Zur Hochzeit steuerte zunächst ein anonymer Autor im Namen der Stadt Rovereto einen Band mit dem Titel *Parallela serenissimorum principum lumina* („Einander entsprechende Lichter durch-

lauchtigster Fürsten"; Rovereto 1626) bei. Das bemerkenswerte, schon im Wortlaut des Titels und in der Einleitungsepistel (Bl. 2^{r}–3^{r}) angedeutete Konzept des Bandes ist von Plutarchs *Parallelviten* inspiriert, die jeweils einer bedeutenden Gestalt aus der griechischen eine ihr entsprechende aus der römischen Geschichte gegenüberstellen. Allerdings bemühen sich die *Parallela lumina* im Gegensatz zu Plutarch nicht ernsthaft darum, ihre Persönlichkeiten zueinander in Beziehung zu setzen, und verzichten auch auf deren abschließenden Vergleich. Sie präsentieren einfach in chronologischer Reihenfolge zunächst drei berühmte Mitglieder des Hauses Habsburg, nämlich Maximilian I. (Bl. 4^{r}–7^{r}), Karl V. (Bl. 7^{r}–9^{v}) und Ferdinand II. (Bl. 10^{r}–13^{r}), danach mit Leo X. (Bl. 13^{r}–16^{r}), Clemens VII. (Bl. 16^{v}–17^{r}) und Pius IV. (Bl. 17^{r}–20^{r}) drei wichtige Medici. Die Bedeutung der Familien von Bräutigam und Braut und die Tragweite der Hochzeit selbst werden so durch drei Kaiser bzw. Päpste unterstrichen. Das Metrum ist in der Regel der Hexameter, nur das Gedicht auf Clemens VII. steht in einem horazischen Maß, dem Alcaicum, wohl weil es dieser Papst war, der erstmals das Hymnar der katholischen Kirche in klassische, v.a. horazische Maße umschreiben ließ (Moss 1986, 374). Das Lat. ist dicht und nicht immer leicht verständlich. In allen Fällen gibt sich der Dichter Mühe, das Lob des jeweiligen Ahnen mit der Situation der Hochzeit zu verknüpfen: Karl V. erscheint vor dem geistigen Auge des mit der Organisation der Feierlichkeiten beschäftigten Amor. Der Rahmen des Gedichts über Ferdinand II., dessen Mittelteil seine Kriegstaten ausfüllen, ist seiner Beziehung zu seinem Bruder Leopold, dem Bräutigam, gewidmet. Clemens VII. und Pius IV. werden vom Dichter in eigener Person zur Hochzeit herbeigerufen. Maximilian entsteigt gar, als er den Hochzeitslärm vernimmt, seinem – in Wirklichkeit leeren – Grab in der Innsbrucker Hofkirche, zieht dem Paar umgeben von seinen Gefolgsleuten auf einem Prunkwagen entgegen und wünscht diesem, das sich vor ihm niederwirft, alles Gute: *Ut propius nomen LEOPOLDI contigit aures / INDUPERATORIS, disclusa protinus urna / Progreditur passuque gravi vultuque sereno* […] (Bl. 4^{v}; „Als der Name LEOPOLDS aus größerer Nähe an die Ohren des KAISERS drang, öffnete er sogleich sein Grab und trat mit würdigem Schritt und heiterem Antlitz hervor […]"). Ein Gegenstück hierzu – gleichzeitig die einzige auffällige Parallele zwischen zwei einander entsprechenden Gedichten der beiden Hälften – bildet der Auszug Leos X. mit einem Gefolge von Eroten aus seinem Grab in Rom. In allen sechs Gedichten impliziert die Verbindung eines Herrschers mit der Hochzeitsthematik generisch eine zwischen Epithalamium und Herrscherlob angesiedelte Mischform. Am nächsten kommt einem Epithalamium im eigentlichen Sinne dabei das Schlussgedicht mit seiner ausführlichen Beschreibung der Festfreude samt mythologischem Personal (Hymenaeus, Eroten) und den abschließenden guten Wünschen an das Brautpaar.

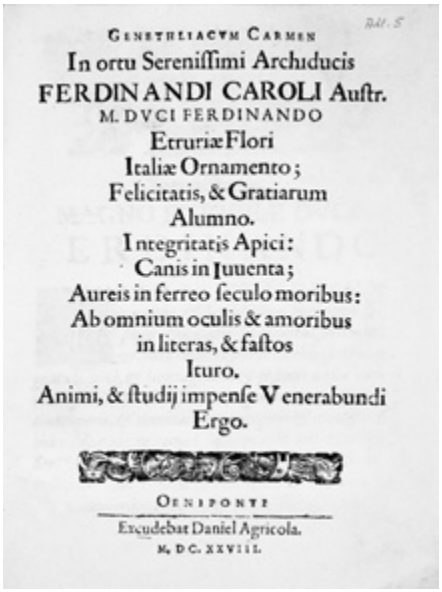
Sammlung von Mauretus und Verpffe

Zum selben Anlass veröffentlichten auch der Doktor beider Rechte Claudius Mauretus und der Magister der Künste und der Philosophie Guilielmus Verpffe de Vandia in Innsbruck eine kleine Sammlung panegyrischer Gelegenheitskompositionen unter dem Titel *In nuptiis celeberrimis serenissimae Claudiae* („Anlässlich der hochberühmten Hochzeit der durchlauchtigsten Claudia"; vgl. Tilg 2005a, 18–20 mit Textbeispielen). Da sie nur Claudia im Titel trägt und ihre Aufmerksamkeit zum größten Teil dieser zuwendet, ist anzunehmen, dass die sonst unbekannten Autoren zu ihrem Gefolge gehörten. Das Büchlein gliedert sich in drei Teile. Der erste ([3]–[5]) umfasst drei Ellogia von Mauretus, die sich durch den häufigen Einsatz des Homoioteleuton auszeichnen und sich stellenweise wie regelrechte Reimprosa lesen. Es folgen ([6]–[8]) vier kürzere Stücke in Distichen und Hexametern; das letzte, das einzige, das von Verpffe stammt, basiert ganz auf dem Spiel mit Claudias Namen, der anzeige, dass sie alle möglichen Vorzüge in sich „schließe" (*claudere*). Eine Vorliebe für Klangfiguren und Wortspiele kennzeichnet übrigens generell das barocke Lat. der Sammlung. Den Schlussteil bilden zwei Epithalamien. Das erste, von Verpffe, steht in Hexametern und stellt sich mit seiner (allerdings nicht besonders detailliert ausgeführten) Götterhandlung in die auf Stat. silv. 1,2 zurückgehende Traditionslinie dieser Gattung. Das zweite, von Mauretus, gibt sich durch seine Gliederung in Strophen aus vier Glykoneen und einem abschließenden Pherekrateus als Imitation von Catulls Hochzeitslied carm. 61 zu erkennen.

anonymes Genethliacon

Als am 17. 5. 1628 Leopolds und Claudias Sohn Ferdinand Karl geboren wurde, erschien in Innsbruck ein anonymes *Genethliacum carmen in ortu* […] *Ferdinandi Caroli* („Geburtstagsgedicht zur Geburt […] Ferdinand Karls"). Vollständiger Titel und Widmungsadresse ([1]–[4]) eignen den Band Ferdinando II. de' Medici zu, der als Ferdinand Karls Taufpate fungierte (vgl. Abb. 56, 57). Der Inhalt des rund 540 Hexameter umfassenden Gedichts lässt sich etwa folgendermaßen paraphrasieren:

> Die Gebete des Dichters um einen Thronfolger sind erhört worden, und er will sich dafür bei den himmlischen Mächten mit einem Gedicht bedanken. Allenthalben herrscht nun Feststimmung, am meisten aber in Tirol ([5]–[7]). Die Landesgöttin hatte sich zuvor bitter darüber beklagt, dass sie unter Fremdherrschaft dahinsiechen musste ([7]–[9]). Da erschien ihr Schutzengel und tröstete sie: Er habe bereits die Geburt eines künftigen Landesherren in die Wege geleitet ([9]–[11]). Da ist das Kind auch schon geboren und ganz Tirol, selbst die Natur, bricht in Jubel aus ([11]–[12]). Auch der Hof freut sich natürlich, und zwei Hofdamen, Jula und Violantis, lassen sich zu einem Stickwettkampf inspirieren, dessen Resultate ausführlich geschildert werden: Jula bestickt einen Gürtel mit Szenen, die Leopold und Claudia auf der Jagd zeigen ([12]–[15]); Violantis schmückt ein Tuch mit den Festlichkeiten in Florenz, dem Zug der Braut nach Tirol und ihrem Empfang in Innsbruck ([15]–[19]). Anschließend wird noch die Wiege des kleinen Prinzen beschrieben



GENETHLIACVM CARMEN
In ortu Sereniſſimi Archiducis
FERDINANDI CAROLI Auſtr.
M. DVCI FERDINANDO
Etruriæ Flori
Italiæ Ornamento;
Felicitatis, & Gratiarum
Alumno.
Integritatis Apici:
Canis in Iuuenta;
Aureis in ferreo ſeculo moribus:
Ab omnium oculis & amoribus
in literas, & faſtos
Ituro.
Animi, & ſtudij impenſe Venerabundi
Ergo.

OENIPONTI
Excudebat Daniel Agricola.
M. DC. XXVIII.

Sereniſſimo
MAGNO ETRVRIÆ DVCI
FERDINANDO

ISTHÆC TVA, DVCVM maxime, & florentiſſime, in ſummo faſtigio ſingularis humanitas hortatus, vt quod meus in publica orbis chriſtiani gratulatione, & lætitia gratus & geſtiens ardor carmen effudit, ipſi tibi offeram magno parvum, æſtimatione operis, & tenuitatis mea, ingenii & excelſitatis tuæ: Non abs re tamen, quippe cui, non vna cum Ser.mæ Infante, nec parua eſt amoris, & ſanguinis neceſſitudo. An fruſtra ſperem opitularem excelſam iſtam manum infantiæ mea, quam ſibi in regia, luſtrali

Abb. 56, 57: Titelblatt und Widmungsschreiben eines anonymen Gratulationsgedichts zur Geburt Ferdindand Karls 1628.

([19]–[21]), danach wendet sich der Erzähler seiner künftigen Erziehung und seinen Taten als Herrscher zu ([21]–[24]). Den Abschluss bildet eine Anrede an den eben einschlafenden Knaben ([24]).

Charakterisierung und Würdigung

Das Genethliacon ist als durchaus geglückt zu bezeichnen. Seine Themen und Motive sind alle überkommen, werden aber sinnvoll dem Anlass angepasst. So adaptiert z.B. der Stickwettkampf den Webewettstreit zwischen Athene und Arachne bei Ovid (met. 6,1–145), doch passend zum freudigen Ereignis der Hochzeit gibt es keine Verliererin und keine bestrafte Hybris: Beide Bilder werden vom Erzähler gleichermaßen gelobt. Sie ergänzen sich insofern, als das eine das Innsbrucker Hofleben, das andere die Feiern in Florenz schildert; das zweite Bild rollt zudem die Vorgeschichte der Geburt auf. Durch ihre zentrale Position erinnert diese umfangreiche Doppelekphrasis darüber hinaus an die berühmte Bettdecke mit dem Ariadnemythos aus Cat. 64 und verleiht dem Gedicht eine Art Axialsymmetrie: Zu ihren beiden Seiten kontrastieren die vergangenen Klagen der Tyrolis über ihr Elend mit der künftigen Herrlichkeit Ferdinand Karls (deren Beschreibung ungefähr dem biographischen Schema des rhetorischen Personenenkomions folgt), während Anfang und Schluss der glücklichen Gegenwart selbst gewidmet sind. Insgesamt entsteht

so ein buntes, aber durchaus strukturiertes Panorama der Ereignisse um die Geburt des Thronfolgers, das alle drei Zeitstufen durchläuft und (trotz seiner Widmung an einen de' Medici) beide involvierten Familien und ihre Herkunftsorte ausgewogen berücksichtigt. Nicht zuletzt steht das Gedicht auch sprachlich auf hohem Niveau. Sein Autor schreibt dichte, prunkvolle Hexameter und zieht dabei je nach Thematik ganz verschiedene Register. So charakterisiert er beispielsweise die Arbeit der Stickerinnen mit geschliffener Präzision: *Celeri cursu micat atque recursu* / *Punctim acus ac figit pretioso vulnere telam* ([13]; „In schnellem Lauf hin und zurück blitzt Stich für Stich die Nadel auf und durchbohrt mit kostbarer Wunde den Stoff"). Die Anrede an den einschlafenden Prinzen erweckt dagegen den Eindruck echter Zärtlichkeit: *Gemmeus in somnum sed iam connivet ocellus*, / *In somnum aspirant aurae: bellissime dormi* / *Pupule* […] ([24]; „Doch schon schließt sich das Juwel seines Auges, zum Schlaf fächeln die Lüfte ihm zu: Schlaf, schönstes Knäblein […]").

Appendix: Genethliacon für Maria Eleonora

Als Appendix enthält der Band noch ein zweites, nur knapp ein Drittel so langes Genethliacon, das die Geburt Maria Eleonoras (1627–1629; vgl. Weiss 2004, 82–84) im Vorjahr besingt. Bemerkenswert ist die Offenheit, mit der es zu Beginn auf die Enttäuschung eingeht, welche die Geburt einer Tochter statt des ersehnten Thronfolgers offenbar hervorgerufen hat. Diese wird zunächst mit Hilfe des Topos „Alles Große entwickelt sich aus kleinen Anfängen" bekämpft ([25]–[27]) – wobei die Konklusion, die Geburt eines Sohnes sei so gut wie sicher, den Dichter im Nachhinein als echten, prophetischen *vates* erweist –, dann unter Verweis auf die Nützlichkeit von Frauen unter dynastischen Gesichtspunkten. Erst im abschließenden Teil ([27]–[31]) wendet sich der Sprecher wie im ersten Gedicht dem Kind selbst zu, das wieder einerseits als süßes Baby geschildert, andererseits unter dem Gesichtspunkt seiner künftigen Entwicklung (Schönheit, Tugend, Möglichkeiten der Verheiratung, Vorbilder unter den Vorfahren) betrachtet wird.

Jesuiten zum selben Anlass

Geburt und Taufe Ferdinand Karls riefen auch die Innsbrucker Jesuiten auf den Plan, die mit dem gut 120 Hexameter umfassenden Genethliacon *Ferdinando Carolo* […] *nato et renato* („Für Ferdinand Karl […] zu seiner Geburt und Taufe") gratulierten. Die Gratulation ist in die geläufige Form einer Traumerzählung gekleidet: Der anonyme Dichter schläft am Vorabend der Geburt ein und sieht sich auf den Parnass versetzt, wo eine Reihe berühmter Habsburger versammelt ist. Karl V. erklärt Rudolf I. und den anderen Majestäten, bald werde in Innsbruck ein neuer großer Habsburger geboren werden, der seinen, Karls, Namen tragen und ihm auch in seinen Taten und Tugenden nacheifern werde. Die Formulierungen sind in diesem Teil öfters Vergils vierter Ekloge entlehnt, die ja ebenfalls von der Geburt eines wunderbaren Kindes handelt, inhaltlich finden sich, v.a. in der Betonung der fürstlichen *clementia* („Milde"), Elemente eines Fürstenspiegels. Karls Rede wird mit begeistertem Applaus aufgenommen. Der Dichter erwacht von dem Lärm und

merkt, dass tatsächlich bereits laute Festlichkeiten zur Geburt Ferdinand Karls im Gang sind. Mit einer Anrede an Vater und Sohn schließt das Genethliacon. Bemerkenswerter als das Gedicht selbst ist indes seine äußere Gestalt: Der Innsbrucker Drucker Daniel Agricola hat das einzige erhaltene Exemplar (TLMF, Dip. 1370/5) auf ein großes Stück Seide gedruckt. Möglicherweise wurden es und allfällige weitere Exemplare dem Landesfürsten und anderen hochrangigen Persönlichkeiten bei den Tauffeierlichkeiten als Geschenk überreicht.

Martin, *Ehrengedicht* für Sigmund Franz

Last not least ist unter der Panegyrik für Tiroler Habsburger ein 1659 in Innsbruck gedrucktes *Ehrengedicht* zu nennen, das Johann Martin, bekannter unter seinem späteren Ordensnamen Laurentius von Schnüffis,[15] 1659 anlässlich der Rückkehr von Erzherzog Sigmund Franz aus Wien verfasste, wo Leopold I. diesem vergeblich die Statthalterschaft der Niederlande angetragen hatte. Es ist eines der ganz wenigen als Lieder konzipierten Gedichte, zu denen sich auch die Noten erhalten haben.

Biographie

Martin wurde 1633 in Schnifis (Vorarlberg) geboren, besuchte wahrscheinlich die Lateinschule in Hohenems und schrieb sich danach an der Universität Salzburg ein. Dort dürfte er sich 1656 der Wanderbühne des Joris Joliphous angeschlossen haben, mit der er in der Folge Österreich bereiste. Nach einem Gastspiel in Innsbruck trennten sich die deutschen Mitglieder dieser Truppe von ihren englischen Kollegen und gründeten eine eigene Bühne, mit der sie zwei Jahre lang Gastspiele im deutschen Sprachraum gaben, ehe sie 1659 wieder in Innsbruck von Erzherzog Ferdinand Karl ein Dauerengagement als Hofschauspieler erhielten. Martin bezog jedoch trotz der Sonderstellung, die er als Dichter genossen zu haben scheint, nur ein dürftiges Gehalt. Diese und andere Misslichkeiten bewogen ihn 1662, Innsbruck zu verlassen, um in das Kapuzinerkloster Zug einzutreten. Im Jahr 1668 übersiedelte er dann nach Konstanz, wo er 1702 verstarb.

Entstehungsumstände

Das *Ehrengedicht*, das einzige erhaltene Werk aus Martins weltlicher Zeit, gilt gemeinhin als Auftragswerk für den Innsbrucker Hof. Das Vertrauen, das sich in diesem Auftrag ausspreche, wird gerne als Hinweis auf das hohe Ansehen gewertet, das Martin genossen habe (Thurnher 1960, XVII–XVIII; Gstach 2003, 266). Dem widerspricht allerdings dessen schon angedeutete Frustration über seine schlechte Behandlung in Innsbruck. Wahrscheinlicher ist es deshalb, dass er von sich aus tätig wurde, um die Gunst des Erzherzogs zu erwerben oder den Hofstaat auf seine Fähigkeiten aufmerksam zu machen (Senn 1954, 279).

Inhalt, Form

Inhaltlich ist das *Ehrengedicht* eine Allegorie, die Tirol als glückliche Sommerlandschaft mit Vögeln, Bächlein, Blumen und fleißigen Arbeitsbienen (dem Volk) darstellt, über der nun die Sonne in Gestalt des Erzherzogs aufgeht, um nie mehr un-

15 Vgl. zu Person und Werk Thurnher 1949 und 1960 sowie Gstach 1983 und 2003.

Abb. 58: Notensatz zur ersten Strophe des *Ehrengedichts* von Johann Martin, Innsbruck 1659.

terzugehen.[16] In sprachlicher Hinsicht handelt es sich um ein lat.-deutsches Mischgedicht: Auf jede der sieben lat. Strophen folgt eine metrisch genau entsprechende, inhaltlich freie Übersetzung (vgl. später etwa den *Helicon Oenipontanus*, hier S. 620–621). Die Strophen selbst bestehen jeweils aus acht Versen: quantitierende akatalektische und katalektische jambische Dimeter wechseln sich ab, das Reimschema ist *ababcddcee* (wobei *dd* und *ee* Binnenreime in den Versen 6 und 8 bezeichnen).

Vertonung

Die Vertonung wird im Druck anhand der ersten Strophe exemplifiziert (Abb. 58). Sie steht in F-Dur und weist eine Sopran- und eine Bassstimme auf. In rhythmischer Hinsicht gliedert sich der Satz in zwei gleich lange Teile: Der erste steht im ¾-Takt, der zweite, ein Allegro, wechselt in einen schnellen Dreier-Rhythmus, wobei das Mensurzeichen „3" auf ein diminuiertes Tempo im Sinne eines *alla breve* verweist. Trotzdem ist die Phrasierung so angelegt, dass sich das jambische Versmaß leicht heraushören lässt.

Aufführung

Unklar bleibt leider, wie das Lied zur Aufführung gelangt ist. Der Wechsel zwischen lat. und deutschen Strophen lässt auf alle Fälle einen Wechselgesang plausibel erscheinen, doch ob dieser zwischen zwei Chören (Thurnher 1949, 114) oder zwischen einem Chor und dem Dichter-Komponisten selbst stattfand (Gstach 2003, 269), ist nicht mehr zu eruieren.

weitere Habsburgpanegyrik

Während mit den *Carmina serenissimo principi Maximiliano archiduci Austriae dicata* („Dem durchlauchtigsten Fürsten Maximilian [dem Deutschmeister], Erzherzog von Österreich, gewidmete Gedichte"; Innsbruck 1606) eine panegyrische Sammlung für einen früheren Tiroler Landesherrn als verschollen gelten muss, haben sich zwei einschlägige Texte auf andere Habsburger erhalten. Der eine, die *Ecloga* des Biagio Aliprandi, wird aus darstellungstechnischen Gründen weiter unten besprochen werden. Der andere entstand anlässlich der Reise Maria Annas (1634–1696) und ihres Bruders Ferdinand IV. (1633–1654) von Wien nach Mad-

16 Ähnlichen Inhalts ist auch das noch folgende Gedicht in deutschen Alexandrinern mit dem Akrostichon SIGISMUND FRANCISC ERZHERZOG ZU ÖSTERREICH, mit dem der Druck schließt.

rid, wo Maria Anna mit ihrem verwitweten Onkel Philipp IV. verheiratet werden sollte. Als die kaiserlichen Geschwister im Dezember 1648 Trient durchzogen, verfasste das dortige Jesuitenkolleg ihnen zu Ehren einen prosimetrischen *Plausus Apollineus* („Apollinischen Beifall"), der noch im selben Jahr in Trient erschien.

Nach einem kurzen Widmungsbrief ([3]) besingt zunächst Apollo alleine den frohen Anlass, holt aber bald zu seiner Unterstützung die Musen herbei, die alle neun erscheinen ([4]–[6]). Er erklärt ihnen, wozu er sie herzitiert hat, und schickt einige von ihnen zur – wohl wegen des Fortgangs Maria Annas – trauernden Austria, um diese zu trösten ([6]–[7]). Mit den restlichen will er nach Kräften versuchen, dem freudigen Ereignis gerecht zu werden. Man unterhält sich über die Festvorbereitungen, zu denen u.a. Trients Stadtgott Neptun angereist kommt ([7]–[10]), und bestaunt dann insbesondere die Triumphpforte, die dem Geschwisterpaar errichtet worden ist ([10]–[12]). Als Ergänzung zu deren Inschriften diktiert der Dichtergott den Musen drei Ellogia auf Maria Anna und Ferdinand sowie zwei Anagramme aus ihren Namen ([12]–[17]). Schließlich kehren die zu Austria gesandten Musen zurück und bringen von ihr (die selbst offenbar nicht besonders trostbedürftig war) ein Trostschreiben an Philipp mit, das insbesondere Maria Annas Vorzüge rühmt. Apollo und die Musen kehren heim, um weitere Dichter zu Werken auf die Geschwister zu inspirieren ([17]–[18]).

historische Quelle und formales Experiment

Panegyrische Aussage und Motivik des Werks sind weitgehend topisch, wenn auch (etwa in dem Übergewicht, das Maria Anna über ihren Bruder eingeräumt wird) dem Anlass gut angepasst, und bieten vom einleitenden Vergleich der Geschwister mit Sonne und Mond über die Götterhandlung (Neptun) bis zum abschließenden Preis Maria Annas kaum Überraschungen. Bemerkenswert ist das Opus dagegen einerseits inhaltlich durch seine Beschreibung der Triumphpforte, nach der man diese fast rekonstruieren könnte und die es zu einer interessanten Quelle für den sonst kaum dokumentierten Empfang der Geschwister in Trient macht, andererseits v.a. durch seine Form. Was diese angeht, nimmt es in manchem spätere panegyrische Werke aus der Zeit um 1700 vorweg: Das Personal, Apollo und die Musen, sowie das Prosimetron begegnen im ebenfalls anlässlich des Durchzugs einer Prinzessin auf dem Weg zu ihrer Hochzeit verfassten *Helicon Oenipontanus* (vgl. hier S. 620) wieder, das Prosimetron allein auch in zwei menippeischen Satiren der Innsbrucker und – wie hier – der Trientner Jesuiten (vgl. hier S. 629). Dem *Plausus Apollineus* eigen ist gegenüber diesen Werken neben der rein dramatischen Darstellungsform insbesondere die Behandlung der nichtprosaischen Partien. Was die Vielfalt der klassischen Metren betrifft, ist er seinen Nachfolgern allerdings unterlegen: Es begegnen nur Hexameter, Distichen und ([16]–[17]) jambische Dimeter. Dafür finden sich akzentrhythmische und z.T. gereimte Verse, die Inschriften der Triumphpforte sowie die Ellogia, sonst

Abb. 59, 60: Ausschnitt aus dem *Plausus Apollineus* des Jesuitenkollegs Trient.

meist nur nach rhetorischen Kola abgeteilte Prosa, enthalten viele rhythmisierte Zeilen vom Typ *Fave coelum, terra plaude* ([12]; „Gunst gib, Himmel, Erde klatsche!“) und selbst in den eigentlichen Prosapartien klingen immer wieder Hexameter an. Wie sehr diese Formen auf kleinstem Raum miteinander verzahnt sein können, zeigt etwa folgende Aussage der Kalliope über die zu Feiernden, die aus einem Hexameter, einer hexametrisch beginnenden Zeile und zwei daktylischen Trimetern besteht ([6]):

Cernimus attonitae geminum iubar ire per auras,
Non secus ac quondam Latonae liberos,
aurea caeli *sidera*,
inclyta terrae *Numina*.

Doppelter Glanz, so sehen wir bestürzt, durchschreitet die Lüfte,
ganz genauso wie einst Latonas Kinder,
himmlische goldene *Sterne*,
ruhmreiche *Götter* auf Erden!

Auch das Druckbild gibt diese Durchmischung der Formen wieder, ja überhöht sie noch durch seine eigenwillige bis irreführende Verteilung von Normal- und Kursivdruck (vgl. das eben vorgeführte Beispiel und Abb. 59, 60). Prosa, quantitierender

und akzentuierender Vers durchdringen sich hier in einer Weise, zu der zumindest die Tiroler Latinität kein Gegenstück kennt.

Madruzzo-panegyrik: Maffiolus, *Flosculi*

Wie in der vorhergehenden Epoche profilieren sich auch in der vorliegenden die Trientner Fürstbischöfe aus dem Geschlecht der Madruzzo als nach den Habsburgern zweitwichtigste Abnehmer panegyrischer Dichtung. Im Jahr 1608 publizierte ein sonst nicht weiter bekannter Caelius Maffiolus aus Salò am Gardasee in Verona *Flosculi* […] *Caroli cardinalis Madrutii* […] *comas ambientes* („Blüten, die […] das Haar des Kardinals Carlo [Gaudenzio] Madruzzo […] umschlingen") und widmete sie dem adeligen Veroneser Literaten Girolamo Verità (vgl. Carlini 1905), der ihn bei dem Gefeierten eingeführt hatte. Es handelt sich um eine 33 Seiten starke Sammlung von insgesamt 55 panegyrischen Gedichten und Gedichtlein, großteils in elegischen Distichen, aber auch in Hexametern, Hendekasyllabi, horazischen Maßen und Hinkjamben. Einige Stücke sind absichtsvoll an ihrer Stelle platziert und verleihen dem Buch dadurch eine gewisse Struktur. Den Anfang macht eine Reihe einleitender Gedichte: drei Epigramme an das Buch, den kritischen Leser und (von einem Grafen Raymundus Turrianus) an den Autor selbst (2), drei längere Stücke an Verità (3–5), darunter eine Beschreibung und platonisierende Deutung seines auf dem Titelblatt abgebildeten Wappens (vgl. Abb. 61), und eine Einführung des *libellus* bei Carlo Gaudenzio (6–7). Das Herzstück der Sammlung bilden aufgrund ihrer Länge, gattungsmäßigen Dignität und symmetrischen Anordnung vor, in und nach der Buchmitte drei Oden. Die erste (12–13) steht, an Hor. carm. 1,1 anknüpfend, im ersten asklepiadeischen Maß und preist Carlos Qualitäten als Herrscher von Trient. Die mittlere und längste (17–20), im klassischen Epodenmaß aus jambischem Tri- und Dimeter (aber, wie in dieser Zeit nicht unüblich, trotzdem mit *Ode* betitelt),[17] vergleicht seine Hilfe gegen Ungerechtigkeit mit Sonnenschein nach Regen. Die dritte (24–26) lobt in alkäischen Strophen seine konservative Gesetzgebung.[18] Bei den restlichen Gedichten handelt es sich v.a. um Epigramme, welche diverse Tugenden des Kardinals preisen und die Dankbarkeit des Dichters ventilieren. Unter ihnen ist etwa noch ein dunkles Rätselgedicht auf Carlos Vornamen (28) hervorzuheben, weiters eine Reihe ana-

17 Poetische Theorie und Praxis der Zeit scheiden oft nicht zwischen Oden und Epoden, da man den Titel von Horaz' Epodenbuch fälschlich als „Gedichte nach den Oden" verstand und es deshalb als eine Art Appendix zu diesen auffasste. In dieser Haltung sah man sich bestärkt einerseits durch die Reihenfolge der Handschriften und Ausgaben, andererseits durch Servius' der Frühen Neuzeit durch die populären metrischen Handbücher Niccolò Perottis vermittelte Schrift *De metris Horatianis* („Über die Metren des Horaz"), welche die Oden- und Epodenmaße bespricht, ohne zwischen ihnen zu differenzieren; vgl. Schäfer 1976, 21, 117, 261; Leonhardt 1989, 160–164.

18 Costa 1977, 165 zitiert verschiedene Gesetze Carlo Gaudenzios, allerdings nur solche aus den Jahren 1609–1625.

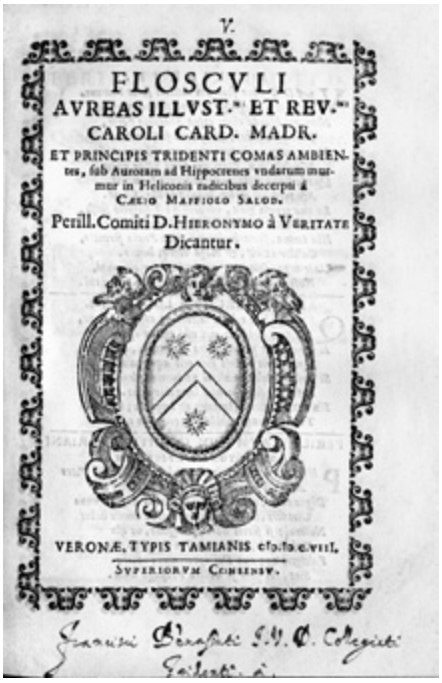

V.
FLOSCVLI
AVREAS ILLVST.^mi ET REV.^mi
CAROLI CARD. MADR.
ET PRINCIPIS TRIDENTI COMAS AMBIEN-
tes, sub Auronam ad Hippocrenes vndarum mur-
mur in Heliconis radicibus decerpti à
CAELIO MAFFIOLO SALOD.
Perill. Comiti D. HIERONYMO à VERITATE
Dicantur.
VERONÆ, TYPIS TAMIANIS cIↃIↃCVIII.
SVPERIORVM CONSENSV.

Abb. 61: Titelblatt der *Flosculi* […] *Caroli cardinalis Madrutii* […] *comas ambientes* des Caelius Maffiolus, Verona 1608.

grammatischer Stücke (7, 15, 20, 23, 32), die aus CAROLUS oder MADRUTIUS durch Umstellung Phrasen wie *SOL CURA* („Sonne, trag Sorge“) oder *ITUR AD ORACULUM* („man geht zum Orakel“) gewinnen und diese auf mehr oder weniger überzeugende Weise in Epigramme einbauen.

jesuitische Panegyrik für Carlo Emanuele

Ende Oktober und Anfang November 1626 empfing Carlo Emanuele Madruzzo, der schon seit einigen Jahren als Nachfolger seines Onkels Carlo Gaudenzio feststand, in Trient die Priesterweihe, feierte seine Primiz und wurde zum Titularbischof von Aureliopolis in Lydien ernannt (Costa 1977, 166). Anlässlich dieser Ereignisse, die faktisch seinen Amtsantritt als Fürstbischof markiert zu haben scheinen, brachten ihm die Trientner Jesuiten einen Band Panegyrik dar, dessen Konzeption etwas vom sonst Üblichen abweicht: Weder handelt es sich um eine reine Gedichtsammlung, noch sind die enthaltenen Gedichte nur schmückendes Beiwerk zu einer Preisrede; vielmehr stehen sich nach Titel und Widmungsschreiben ([1]–[4]) eine Rede ([5]–[21]; vgl. hier S. 470) und ein poetisches Florilegium ([22]–[55]) als gleichwertige Bestandteile gegenüber. Vermutlich wollte der erst im Vorjahr mit der Leitung des Trientner Gymnasiums betraute Orden (Costa 1977, 165) Carlo Emanuele seine Kompetenzen und die bereits erzielten didaktischen Erfolge möglichst umfassend vor Augen führen. Zu dieser Annahme passt der Umstand, dass bei der Gedichtsammlung im Schlussgedicht ([55]) betont wird, sie sei von den Schülern verfasst, und dass diese als Autoren der einzelnen Gedichte meist namentlich genannt werden. In dieser Hinsicht lässt sich die Sammlung eng an die zu Beginn dieses Kapitels besprochene jesuitische Schuldichtung anschließen, allerdings mit dem einen Vorbehalt, dass hier die Schüler wohl tatkräftig von ihren Lehrern unterstützt wurden.

Gedichtsammlung: erster Teil

Die Sammlung gliedert sich ihrerseits in zwei Teile. Der erste besteht nach einem schwierigen Rätselepigramm, dessen weggelassene Buchstaben vom Leser zu ergänzen wären (das erste Distichon lautet z.B. *Perv n iuv nis S lym Aem th re / E*

iens e o as a ius a es), aus einer längeren hexametrischen *Sylva* (wörtlich „Wald"; der Titel verweist auf die panegyrischen *Silvae* des Statius als Inspirationsquelle) eines Johannes Bonomus ([23]–[37]):

> Athesis, der Gott der Etsch, opfert mit seinen Nymphen Neptun, um die drohenden Schrecken des Dreißigjährigen Krieges von Trient abzuwenden. Als der Meeresgott erscheint, staunt er über das ungepflegte Äußere der Flussnymphen ([23]–[25]). Auf die Erklärung hin, man trauere über die Abwesenheit des in Rom weilenden Carlo Gaudenzio, schickt er Triton zum Flussgott Tiber, um den Bischof zurückzuverlangen ([25]–[28]). Der Tiber winkt ab: Carlo Gaudenzio sei unabkömmlich. Als Ersatz schlägt er Carlo Emanuele vor. Sein Vorschlag löst bei Athesis und den Nymphen Begeisterung aus ([28]–[29]). Sie machen sich sofort an die Vorbereitungen zu einem großen Fest und verfertigen für Carlo Emanuele ein goldenes Diadem mit zwölf Edelsteinen, die seinen verschiedenen Tugenden und geistigen Leistungen entsprechen ([29]–[35]) – und samt ihrer jeweiligen Bedeutung ebenso ein Produkt des Augenblicks scheinen wie die sieben Juwelen in einer älteren Rede Nicolao Inamas für Lodovico Madruzzo (vgl. hier S. 465–467). Mit einer Beschreibung der allgemeinen Festfreude schließt das Gedicht ([36]–[37]).

Epithalamium

Die elaborierte Götter-Rahmenhandlung steht in der Tradition von Statius' und Claudians Epithalamien (Stat. silv. 1,2; Claud. 10). Auf das Epithalamium verweist auch ein zweizeiliger Kehrvers, der die Herstellung des Diadems und die Festbeschreibung ([29]–[37]) gliedert: Er dürfte von Catulls Hochzeitsgedicht carm. 62 inspiriert sein. Der Anschluss an diese Gattung ergibt bei einem Gedicht auf die Amtseinführung eines Bischofs durchaus Sinn, da diese auch sonst gern allegorisch als Heirat mit seiner Kirche dargestellt wird.

zweiter Teil

Der zweite Teil der Gedichtsammlung besteht aus oft zu Serien zusammengefassten Epigrammen und anderen kürzeren Gedichten. Ein erster Zyklus umfasst zwölf Epigramme ([38]–[43]), welche die Arbeiten des Herakles als Allegorien für Tugenden und Leistungen des Bischofs deuten oder diese vorteilhaft mit jenen vergleichen. Sie werden im gemeinsamen Titel als *Emblemata* bezeichnet und sind tatsächlich wie Embleme ohne Bild (vgl. auch hier S. 414) aufgebaut: Dem Emblemtitel entspricht der Epigrammtitel (etwa *Leo Nemeaeus*, „Der Nemeische Löwe"); das Bild wird durch eine Beschreibung der jeweiligen Arbeit vertreten; die Schlussverse deuten diese allegorisch und entsprechen so der Bildunterschrift. Drei nach demselben Schema gebaute Einzelepigramme folgen ([44]–[45]). Ein zweiter Zwölferzyklus ([45]–[50]) behandelt verschiedene Themen wie Carlo Emanueles Aussicht auf den Kardinalsrang (Nr. 1–4; diese Hoffnung, auf die auch die *Sylva* auf den S. [35]–[36] anspielt, sollte sich nicht erfüllen) oder Kritik an den ungläubigen – d.h. muslimischen – Einwohnern seines Titularsitzes Aureliopolis (Nr. 7–9,

11–12). Wiederum folgen drei Epigramme, die diesmal Anagramme des Namens des Gefeierten enthalten ([51]–[52]). Abgerundet wird die Sammlung durch zwei Oden (die zweite in einem Epodenmaß, s.o.), die Carlo Emanuele als guten Hirten und wiederum als Titularbischof der unfrommen Aureliopolitaner preisen ([52]–[54]), und durch das schon erwähnte Schlussgedicht.

gelungene Leistungsschau

Insgesamt ist den Jesuiten der poetische Teil ihrer Leistungsschau durchaus gelungen. Die Sammlung ist einleuchtend strukturiert, die Gedichte sind abwechslungs- und ideenreich und stehen insbesondere sprachlich fast durchwegs auf hohem Niveau. Die folgende sorgfältig ausgearbeitete Überleitung aus der *Sylva* – Triton schwimmt von Trient zur Tibermündung ([27]) – mag den letztgenannten Punkt verdeutlichen:

At celer incumbit pelago ludensque per undas
Et cauda et manibus diverberat aequora Triton.
Iamque propinquabat Latiali Thybridos Urbi
Semifer; inspirat conchae: cum murmure fluctus
Undique et ingenti resonant cava littora bombo.

Doch Triton stürzt sich rasch ins Meer, durchschwimmt spielerisch die Wellen und teilt mit Schwanz und Händen die Meeresfläche. Und schon näherte er sich der Stadt am Tiber in Latium, das Halbtier; er bläst in die Muschel: Überall werfen mit Gemurmel die Fluten, die buchtigen Ufer mit ungeheurem Getöse den Schall zurück.

Scientia, *Panegyrica ode*

Eine weitere, ebenfalls recht interessante Publikation zu Carlo Emanueles Amtsantritt ist ein nur 8 Seiten umfassendes Bändchen, das ein nicht näher bekannter J.B. Scientia unter dem Titel *Panegyrica ode* („Panegyrische Ode") 1626 in Trient herausbrachte. Von den vier Einzelstücken, die es enthält, bieten die letzten drei, ein Epigramm auf die Überreichung der Bischofsinsignien, ein anagrammatisches Epigramm und ein ‚kabbalistisches' Chronogramm (vgl. hier S. 626), wenig Bemerkenswertes. Anders sieht es mit dem ersten und längsten Gedicht aus, das dem ganzen Band den Namen gegeben hat und selbst noch einmal den Titel *Tricolos pentastrophos* („Ode in dreierlei Versmaßen und fünfzeiligen Strophen")[19] trägt. Inhaltlich variiert zwar auch dieses Gedicht nur geläufige Topoi (Carlo Emanueles Tugend, sein Eintreten für Recht und Ordnung, seine Förderung der Künste, Trients Glück

19 Die Charakterisierung von Odenstrophen durch die Anzahl verschiedener Versmaße und die Anzahl von Versen pro Strophe war in der Frühen Neuzeit geläufig. Vgl. etwa die Bezeichnung einer Ode im zweiten asklepiadeischen Maß – Strophen aus drei Asklepiadeen und einem Glykoneus – in Perottis Alexiusgedichten (14–15; s.o.): *Dicolos tetrastrophos*.

unter einem solchen Herrscher usw.), formal ist es dagegen sehr speziell. Es gliedert sich in 17 Strophen aus drei Asklepiadeen, einem Vers aus fünf langen Silben und einem jambischen Dimeter. Die erste Strophe lautet beispielsweise:

Felix o superum munere civitas,
O felix iterum, cui Deus altior
Fortuna dominus praeficit et suo
Decretum fato
Vult imperare CAROLUM.

Selig durch das Geschenk der Himmlischen die Stadt, o selig zum zweiten Mal, welcher Gott, ein höherer Herr als das Glück, CARLO als Herrn gibt und will, dass dieser, durch sein Geschick dazu bestimmt, über sie herrsche!

metrisches Experiment

Scientia scheint dieses metrische Gebilde selbst erfunden zu haben, wobei er wohl (ähnlich wie Seneca in seinen freien Cantica) von horazischen Bestandteilen ausgegangen ist: Drei Asklepiadeen sind ein geläufiger Beginn horazischer Odenstrophen, ein jambischer Dimeter schließt viele Epodenstrophen. Den Übergang zwischen beidem vermittelt ein ambivalenter Vers, den man ebenso als äolisch (unter Ersetzung der Doppelkürze durch eine Länge) wie als (hink)jambisch interpretieren kann. Eine Anregung zu diesem metrischen Experiment könnte Scientia von Maffeo Barberini (1568–1644, seit 1623 Urban VIII.) empfangen haben, von dem 1621 in Paris drei pindarische Oden erschienen waren, deren Strophen aus frei zusammengesetzten horazischen Versen – allerdings ausschließlich aus solchen – bestanden (Schäfer 1976, 115).

Inama auf Spaur

Das einzige panegyrische Gedicht dieser Epoche auf einen Brixner Fürstbischof veröffentlichte Nicolao Inama, der sonst v.a. durch seine Reden auf Trientner Fürstbischöfe hervortrat (vgl. hier S. 465–468), 1603 in Trient. Ob sein 14 Seiten und rund 350 Verse langes elegisches *Carmen panegyricon* auf Christoph Andreas von Spaur (reg. 1601–1613) einen bestimmten Anlass hatte und wenn ja, welchen, ist unklar, da ihm außergewöhnlicherweise keine Vorreden, Widmungsbriefe oder Begleitgedichte beigegeben sind; man könnte allenfalls an die Diözesansynode von 1603 (Gelmi 1986, 94–95) denken. Der Trientner Inama gibt auch ausdrücklich an, Spaur nie persönlich gesehen zu haben (13).

Inama beginnt mit einer (von Ov. trist. 1,1 inspirierten) Aufforderung an das Gedicht selbst, sich zu Spaur zu begeben (3). Dieser wird samt seinem Geschlecht mit Lob bedacht (3–4). Er erscheint als leuchtende Ausnahme in finsterer Zeit, was eine längere Invektive gegen die Zeitverhältnisse nach sich zieht (4–7). Nur Brixen, wo Spaur mithilfe Gottes

ein gutes Regiment führt, ist eine Insel der Seligen (7–10). Ein neuerliches Lob derer von Spaur wird mit einem der Habsburger verzahnt, denen jene treu ergeben sind; gemeinsam kämpft man gegen die Türken (10–12). Spaurs Herrschaft und Hofhaltung werden noch einmal gepriesen (12–13). Schließlich sehen wir den Dichter selbst bei der Arbeit: Er sammelt poetische Blüten und windet daraus einen Kranz für den Gefeierten. Am Ende gibt er nochmals seiner Elegie das Geleit (13–14).

Dichter in Eile

Die Ringkomposition, die das Gedicht zusammenhält, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Themen in seinem Inneren eher wahllos aufeinander folgen. Auch Leitmotive, die dem Text eine gewisse Einheitlichkeit verleihen könnten, sucht man vergeblich, obwohl manche von Inamas Bildern, so etwa die allegorische Darstellung Spaurs als leuchtende Fackel (3–4) oder als guter Weinbauer (7–8; passend aufgrund der biblischen Assoziationen wie des um Brixen betriebenen Weinbaus), durchaus das Potenzial zu solchen hätten. Der Kehrvers *BRIXINA ter felix*, *numina nosce tua* (7–9; „Dreimal glückliches BRIXEN, erkenne deine Gottheit!“) wird ebenfalls nicht durchgehalten. Die Metrik ist schlampig: Unter anderem begegnen viele irrationale Längen und Kürzen, fehlerhaft gebaute Pentameter und sogar ein um einen Fuß zu kurz geratener Hexameter (7; *Terra luem alma parens non ferre recusas?*, „Nährende Mutter Erde, weigerst du dich nicht, diese Verderbnis zu ertragen?“). Auch plumpes und unidiomatisches Lat. kommt vor. Was bedeutet es z.B. genau, wenn von Spaur gesagt wird: *Omnibus affatu*, *interdum trans pondera*, *dulcis* (13; „Er hat für jeden ein freundliches Wort übrig, mitunter jenseits seiner Lasten“)? Anscheinend drängte die Zeit, und Inama hat den Text hastig heruntergeschrieben. Seine Reden zeigen, dass er zu Besserem imstande war.

Geburtstag eines Abtes

Ein recht reizvolles, aber auch rätselhaftes Einzelstück ist dagegen eine 20 Verse kurze Elegie, die hs. in der Klosterbibliothek von St. Georgenberg-Fiecht überliefert ist (Fiecht, L 49, 17). Der sonst unbekannte Benediktinermönch Placidus[20] hat sie zum Geburtstag seines Abtes Benedikt – wohl Benedikt Herschl, reg. 1639–1660 (Pockstaller 1874, 187–200) – verfasst. Er lobt in ihr einen Maurus, der zum offenbar in die Wintermonate fallenden Geburtstag des Abtes über gefrorene Wogen nach St. Georgenberg gekommen sei, was einen großartigen Beweis der Liebe und Ergebenheit darstelle, und will selbst diesem Vorbild nacheifern: *Dic*, *iube: nunc tua iussa sequor*, *Benedicte*, *per undas* / *ibo*, *per ardentes atque redibo focos* (V. 11–12; „Sprich, befiehl! Jetzt befolge ich deine Befehle, Benedikt: Ich werde Wogen durchqueren, ja durch glühendes Feuer zurückkehren“). Wer aber ist Maurus? Sicher

20 Der Zusatz *Mons.* oder eher *Nons.*, den sein Name in der Hs. trägt, hilft nicht weiter: Die Lesung ist unsicher und man weiß nicht, ob es sich um einen Familiennamen oder eine Herkunftsbezeichnung, eine Vollform oder eine Abkürzung handelt.

lässt sich die Frage nicht mehr beantworten, doch ein plausibler Kandidat wäre der durch sein Tagebuch aus dem Dreißigjährigen Krieg bekannte Maurus Friesenegger (Killy 4, 32), der 1640–1655 Abt des Benediktinerklosters Andechs war. Ein Freundschaftsbesuch eines so profilierten Ordensbruders und Abtkollegen wäre wohl wichtig genug gewesen, um in einem Geburtstagsgedicht hervorgehoben zu werden. Bei den gefrorenen Wogen könnte man in diesem Fall neben diversen bayerischen Seen v.a. an den Achensee denken.

Biagio Aliprandi

Vor Rätsel stellt auch die Identität des Priesters und Doktors des Kirchenrechts Biagio Aliprandi, der aus Livo im Nonstal stammt. Ist er mit dem gleichnamigen Autor, der eine Leichenrede auf Eufemia Madruzzo verfasst hat (vgl. hier S. 285), identisch oder dessen Verwandter und Namensvetter?[21] Auch das offenbar traurige Schicksal des Mannes lässt sich, wie wir gleich sehen werden, nicht wirklich aufklären. Klar ist nur, dass er 1600 in Pavia *Carmina* […] *ad varios sibique arctissimo necessitudinis vinculo coniunctissimos viros conscripta* („Gedichte […] an verschiedene, ihm durch engste Verwandtschafts- und Freundschaftsbande verbundene Männer") und 1603 in Trient eine (in Bozen verfasste) *Ecloga* („Hirtengedicht") herausgab.

Carmina

Die 36 Seiten umfassenden *Carmina* – sie stehen abgesehen von einigen Hexametern und horazischen Strophen (s.u.) im elegischen Distichon – beginnen mit einem Vorspann ([1]–8), bestehend aus dem Titelblatt, einem Widmungsbrief an den Trientner Kanoniker Beltramo Pezzano, ein paar italienischen Versen und zwei emblemartigen Kompositionen von Freunden des Autors, die auf dessen rosengeschmücktem Wappen basieren. Im Hauptteil folgt auf einige geistliche Gedichte (9–14) eine längere Partie, die v.a. aus Panegyrik auf diverse Freunde besteht (14–27); hervorzuheben sind ein mehrmaliger Austausch von Komplimenten mit einem Augustinus Comascus (15–19) und drei horazische Oden (19–24). In einem dritten Teil (28–31) klagt Aliprandi dann – einmal (28–29) im zweiten archilochischen Maß (Hexameter gefolgt von Hemiepes) – ausschließlich über die schon zuvor (25–26) kurz berührte Tatsache, dass er aus seiner Heimat und von seinen dortigen Landgütern vertrieben wurde und sich momentan in Pavia aufhalten muss; auch bittet er (31) einen Landsmann um Hilfe. Den Abschluss bilden zwei Distichen auf den im Erscheinungsjahr des Bandes verstorbenen Lodovico Madruzzo und die Geschichte eines von Gott bestraften Verbrechers (32–36).

21 Name, Herkunftsort und geistlicher Stand stimmen überein, doch der Verfasser der Grabrede ist angeblich selbst schon 1571 verstorben (Vareschi 1996a). Sollte diese Angabe falsch sein, könnte man die beiden Autoren ohne weiteres miteinander identifizieren. Der zeitliche Abstand wäre deshalb kein Problem, weil der Verfasser der gleich zu besprechenden *Ecloga* sich implizit als Greis bezeichnet.

Aliprandis Exil

Interessant ist an dem literarisch mittelmäßigen Büchlein in erster Linie seine inhaltliche Heterogenität und die durch diese aufgeworfene Frage, welche Gründe Aliprandi bewogen haben könnten, so Disparates in einem Band zu versammeln. Das Motiv, das er im Widmungsbrief hierfür angibt, *ne iucundissimum utilissimumque contexendi carmina studium penitus oblivioni traderem* (6; „um nicht das überaus angenehme und nützliche Bemühen um das Verfassen von Gedichten gänzlich dem Vergessen anheimfallen zu lassen"), erklärt in Wirklichkeit nur die Abfassung, nicht die gemeinsame Herausgabe. Einen Grund für diese könnte dagegen die Verbannung des Autors darstellen, unter der er anscheinend sehr leidet (25):

Quid tuus hic faciat Blasius, si quaeris, amice,
Orbus amat tenebras, odit splendentia solis
Lumina, fatales ducentes fila sorores
Nunc opus accelerent supplex humilisque precatur,
Tempora constipent[22] *celeres labentia soles.*

Falls du fragst, Freund, was dein Biagio hier macht, muss ich dir sagen: Er fühlt sich verwaist, liebt die Finsternis, hasst das glänzende Sonnenlicht, fleht kniefällig und unterwürfig, die Schwestern, welche die Schicksalsfäden spinnen, möchten nun ihr Werk beschleunigen und die Sonnenläufe möchten rasch die gleitende Zeit zusammendrängen.

unklare Umstände

Die Tatsache, dass viele der panegyrischen Gedichte sich an Persönlichkeiten aus Pavia richten, könnte so gesehen dazu dienen, im Exil neue, einflussreiche Freunde zu gewinnen. Leider bleibt Aliprandi hinsichtlich der Umstände seiner Verbannung ganz vage und erklärt weder, ob er aus Livo oder aus Trient, noch von wem er eigentlich vertrieben wurde; seine anachronistisch wirkenden Anschuldigungen gegen *populares* (28; „Angehörige der Volkspartei") verbreiten hinsichtlich des zweiten Punktes mehr Dunkel als Licht. Hatte seine Vertreibung vielleicht etwas mit dem Tod Lodovico Madruzzos zu tun? Hatte er sich so offenkundige Vergehen zuschulden kommen lassen, dass er nicht deutlicher werden konnte (vgl. 30, wo er sich als *sontes*, „schuldig", bezeichnet)? Man kommt über Spekulationen nicht hinaus.

Ecloga

Ebenso dunkel bleiben die historischen und biographischen Hintergründe in der *Ecloga*, die noch dazu nur in einem verstümmelten Exemplar erhalten ist (TLMF, W 11373). Aliprandi widmet sie in einem einleitenden Schreiben (3–4) den sonst unbekannten kaiserlichen Räten Ferdinand und Ottoman von Chiepoch, Herren

22 Das *constipant* der Ausgabe ist ein offensichtlicher Druckfehler.

zu Riert (?), Chimerlehem und Hocelburg und erklärt, er wolle in der Nachfolge der (von ihm als Panegyrik verstandenen) Bukolik Vergils Deutschland, das von den Habsburgern und anderen guten Fürsten beherrscht werde, als Land des Friedens und des Überflusses preisen. Das dramatische Hexametergedicht selbst (5–8) beginnt damit, dass ein bejahrter italienischer Hirt Amyntas – anscheinend das *alter ego* des Dichters –, der gerade nach Deutschland gekommen ist, seiner Verwunderung über die dort herrschenden paradiesischen Zustände Ausdruck verleiht. Ein deutscher Kollege, Alphesibaeus, der ihn belauscht hat, bietet ihm Obdach, Essen und Wein an, fragt ihn nach dem Grund seines Hierseins und bekommt zur Antwort, er sei vor einem Krieg und Plünderungen aus Brescia geflohen. Wie und weshalb Amyntas-Aliprandi überhaupt nach Brescia gekommen ist, erfährt der Leser so wenig wie die Ursachen für die dortigen Wirren, die im Übrigen historisch nicht belegt scheinen. Anschließend beginnt Alphesibaeus damit, Deutschlands Glück auf seine großen Herrscher zurückzuführen, wobei er Gestalten wie Rudolf I. oder Maximilian I. wie Zeitgenossen aufzählt. Hier bricht der Text ab. Verloren ist wohl v.a. weiteres Herrscherlob, vermutlich auch eine Bezugnahme auf Aliprandis Adressaten und allegorisch verkleidete Bitten um Unterstützung. Wichtigstes Vorbild für die geschilderte Situation ist Vergils erste Ekloge, bei der sich Aliprandi auch sprachlich ausgiebig bedient (v.a. 6–7). Das Deutschlandlob zu Beginn (5–6) greift daneben auch auf die *Georgica* zurück. Punktuell tauchen noch weitere antike Modelle auf und belegen wenn schon nicht Aliprandis poetisches Ingenium, so doch seine Bildung; so adaptiert beispielsweise Alphesibaeus' reimende Anrede an Amyntas, *obsitus* […] *hospes pannis miserandus et annis* (6; „Gast […] mit Lumpen bedeckt und durch dein Alter erbärmlich"), einen Terenzvers (Eun. 236).

Begleitgedichte

Schließlich seien noch die als Gattung schon im letzten Poesie-Kapitel (vgl. hier S. 259–260) besprochenen, auch in dieser Epoche wieder zahlreich anzutreffenden Begleitgedichte zu größeren Publikationen erwähnt, die meist den Autor loben oder (bei panegyrischen Werken) den Preis des von diesem Gefeierten unterstreichen. Einige Beispiele wurden bereits weiter oben in anderen Zusammenhängen genannt. Unter den restlichen[23] erscheinen am ehesten einige der einleitenden Gedichte zu Jakob Schrenck von Notzings 1601 in Innsbruck erschienenem *opus magnum* über die Rüstkammer Ferdinands II. auf Schloss Ambras (vgl. hier S. 328–330) bemerkenswert. Das zweite und dritte, eine Elegie und ein Epigramm eines Anselm Stoeckel, unterstreichen ihre Aussage, die Rüstkammer mache die

23 Gedichte in größerer Zahl begleiten z.B. noch die Reden Nicolao Inamas auf Lodovico und Carlo Gaudenzio Madruzzo (Trient 1600 und 1604; vgl hier S. 465–468) und Bonaventura O'Connors Sammlung lobender Urteile über Duns Scotus (Bozen 1660; vgl. hier S. 503). Caspar Pansa (vgl. hier S. 473–476) preist Christoph Scheiners *Oculus* (vgl. hier S. 557).

ursprünglichen Besitzer der dort ausgestellten Waffen unsterblich, durch ein Wortspiel, das die *arx Ambrosiana* („Ambraser/Ambrosisches Schloss") mit dem Unsterblichkeit verleihenden Göttergetränk aus der antiken Mythologie assoziiert. Die beiden letzten stammen von einem der größten nlat. Dichter seiner Zeit, Paulus Melissus (1539–1602; vgl. Killy 10, 167–169). Das eine wendet sich in jambischen Trimetern an den Besucher der Sammlung bzw. den Leser und warnt ihn unter Verweis auf Schencks solide Quellenbasis vor Kritikastern, welche die Echtheit einzelner Stücke anzweifeln könnten – im Zeitalter der gelehrten Antiquare keine ganz unbegründete Befürchtung. Das andere, ein Epigramm, spricht die Helden an, die zu der Sammlung beigetragen haben.

Stefan Tilg

Theater

Überblick

Im Vergleich zum Jesuitendrama unter Erzherzog Ferdinand II. sind aus der vorliegenden Epoche relativ wenig Spieltexte erhalten.[1] Besonders dürftig ist die Überlieferung für Hall und Trient. Die 1626 aufgeführten Haller Stücke von Simon Scharl sind ein erst vor kurzem gemachter Glücksfund. Für Trient ist nur ein einziges Stück erhalten. Die u.a. von De Finis (1983–1984, 31 Anm. 347; 33) erwähnten – epischen, nicht dramatischen – *Selecta heroum spectacula* von Guiglielmo Dondini („Ausgewählte Heldenschauspiele"; Dillingen 1622; zahlreiche Neuauflagen, u.a. in München und Trient [1700]) haben keinen nachweislichen Bezug zum Trientner Jesuitentheater. BS 8, 207 geben zwar eine Hs. für einen 1657 in Trient gespielten *Conradus Secundus* an, doch fehlt diesem Hinweis eine Standortangabe.

Periochen

Eine gewisse Entschädigung für den Mangel an Spieltexten sind die gedruckten Periochen (vgl. hier S. 268). In Tirol kennt man diese Institution seit dem Katharinendrama von 1606 (s.u.). Die Überlieferungsbedingungen waren für die in Auflagen von mehreren hundert Stück gedruckten Periochen natürlich viel günstiger als für die ungedruckten und selten abgeschriebenen Spieltexte. Die Rekonstruktion von Spielplänen und eine – wenn auch vergleichsweise oberflächliche – Einsicht in die Natur der Stücke ist deshalb seit Beginn des 17. Jhs. vielfach von den erhaltenen Periochen abhängig.

neue Spielformen

Neben den im Herbst gegebenen Schauspielen zu Beginn des neuen bzw. Ende des alten Schuljahres tauchen im 17. Jh. neue Spielformen auf: zum einen seit der Jahrhundertwende Faschingsspiele, von denen sich allerdings nur sehr wenige erhalten haben, zum andern gegen Ende unserer Epoche Meditationsspiele, worüber im

1 Vollständig erhaltene lat. Spieltexte von Tiroler Gymnasialdramen 1595–1669 sind: aus Innsbruck 1606: *Catharina tragoedia* (Valentin, Nr. 568), Ausgabe: Tilg 2005b (mit Perioche); 1622: *Ovinius Gallicanus* (Valentin, Nr. 887), Hs. und Perioche: ÖNB, Cod. 13348 – Perioche ediert bei Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 135–141; 1625: *Guilielmus conversus* (Valentin, Nr. 949), Hs. und Perioche: ÖNB, Cod. 13245; 1629: Jakob Balde, *Iocus serius theatralis* (Valentin, Nr. 1035), Ausgabe: Valentin 1972a (mit Perioche); 1646: *Spes aurei saeculi/Tyrolis pacifica* (Valentin, Nr. 1437), Ausgabe: Tilg 2002 (mit Perioche); aus Hall 1626: *Sancta Caecilia* (Valentin, Nr. 965), Hs: St. Blasien, Da o184 – Perioche ediert bei Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 1141–1148; 1626: *Misologus resipiscens* (nicht bei Valentin), Ausgabe: Leutenstorfer 1998; 1644: *Ephrem Syrus adolescens* (Valentin, Nr. 1371), Hs: BSB, Clm. 24674, Bl. 149–183 – Perioche ediert bei Szarota 1979–1987, Bd. 3,1, 209–216; aus Trient 1660: *Invidia triumphata sive Iosephus patriarcha a fratribus olim recognitus* (nicht bei Valentin), Hs.: TLMF, Dip. 647/1 – Perioche: TLMF, W 3519/7.

nächsten Theaterkapitel ausführlicher gehandelt wird (vgl. hier S. 663–668). Die ‚klassischen' Herbstspiele, die hier im Zentrum stehen, lassen sich stoffgeschichtlich grob einteilen in solche mit geistlichen (Märtyrer, Heilige, biblische Figuren) und solche mit weltlich-höfischen Protagonisten (Fürsten, Feldherrn, Höflinge). Erstere führen das seit dem Beginn des Jesuitendramas bedeutsame Paradigma des Seelenheils fort, Letztere entwickeln im Lauf unserer Epoche unter dem Einfluss des Frühabsolutismus ein neues, zusätzliches, Paradigma weltlicher (Haus-)Macht, wobei die inszenierten Führergestalten freilich gute Christen sind und das Christentum – teilweise auch kämpferisch – vertreten. Gerade in Innsbruck scheint dieses neue Paradigma nicht zuletzt auch durch eine Häufung von Festspielen zu fürstlichen Hochzeiten angeregt worden zu sein.

Faschingsspiele

Zunächst kurz zu den Faschingsspielen. Ein Beispiel gibt uns die – ausnahmsweise hs. überlieferte – Perioche eines 1646 in Innsbruck aufgeführten kleinen Stücks namens *Vitia vini et virtutes in Baccho* („Laster des Weins und Tugenden in Bacchus"; TLMF, FB 572/3). Das Stück basiert auf der Idee, dass der Wein wegen Fehlverhaltens vor Gericht kommt und zuerst eine Reihe von Zeugen gegen, dann eine zweite Reihe für ihn spricht. Den Schluss bildete der Richterspruch, dessen Inhalt uns die Perioche leider nicht mitteilt. Zweifellos handelt es sich hier um ein lustiges Stück, wie man es für eine so fröhliche Gelegenheit wie den Fasching erwarten darf. Faschingsspiele konnten aber auch als ein Gegenmittel für die Heiterkeit dieser Jahreszeit konzipiert sein. Ein Beispiel dafür ist der erste Innsbrucker Beleg, ein 1600 aufgeführter *Doctor Parisiensis*. Der Titel lässt an Jakob Bidermanns 1602 uraufgeführten *Cenodoxus* denken, dessen gleichnamiger Protagonist auch als Doktor von Paris bekannt ist. Das Innsbrucker Stück könnte ein bisher nicht gewürdigter Vorläufer Bidermanns sein. Darüber lässt sich aber nur spekulieren, weil wir einzig durch den Bericht der *historia domus* (vgl. hier S. 332–334) davon wissen, und dieser Bericht sagt wiederum mehr zum Aufführungszweck als zur Aufführung selbst: *Bacchanaliorum tempore*, *ut populus ab intempestivis gaudiis abstraheretur*, *in theatrum productus Doctor Parisiensis* („Zur Zeit der Bacchusfeiern wurde auf dem Theater ein Doktor von Paris aufgeführt, um das Volk von unmäßigen Freuden abzuhalten").

Maximilian III. und das neue Gymnasium

Ansonsten beschäftigte sich das Tiroler Jesuitendrama des frühen 17. Jhs. fast ausschließlich mit Stoffen aus der Heiligen- und Märtyrerlegende. Der neue Landesherr Maximilian III. war an dieser Entwicklung sicher nicht unbeteiligt, wenn auch nur dadurch, dass er gerade *keinen* besonderen Einfluss auf das Jesuitendrama nahm. Maximilian galt als überaus fromm und frönte in seiner Freizeit asketischen Tendenzen. Sakralgeschichtliche Helden und Stoffe auf der Jesuitenbühne waren ihm von daher sicher recht, andererseits hatte er für das Theater insgesamt nicht jene Leidenschaft, wie sie Erzherzog Ferdinand II. und teilweise Maximilians Nach-

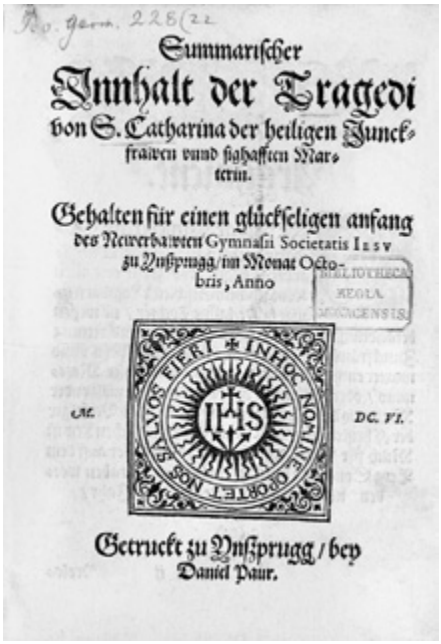


Abb. 62: Perioche des Stücks *Catharina tragoedia* von 1606.

folger an den Tag legten. Die Periode von 1602 bis 1618 ist somit ein schönes Beispiel dafür, was passiert, wenn das Jesuitendrama des frühen 17. Jhs. aus der Pflicht fürstlicher Repräsentation entlassen wird: Es wendet sich spirituellen Helden zu. Maximilian erwarb sich freilich dadurch große Verdienste um die jesuitische Bildung – und indirekt um das Jesuitendrama –, dass er den seit ca. 30 Jahren ersehnten Bau eines eigenen Schulhauses (vgl. hier S. 276–277) energisch vorantrieb. Das neue Gymnasium konnte 1606 eröffnet werden. Die darin befindliche Aula wurde bis ins 18. Jh. als Theatersaal genutzt. Die fest montierte Bühne entsprach allen modernen Anforderungen und war u.a. mit technischen Raffinessen wie etwa Flugmaschinen ausgestattet. Das Jahr 1606 ist damit eine wichtige Zäsur in der Aufführungspraxis des Innsbrucker Jesuitentheaters. Das ist nicht zuletzt auch daran abzulesen, dass für das am Eröffnungsfest des Gymnasiums gespielte Drama erstmals in der Geschichte des Tiroler Jesuitentheaters eine Perioche gedruckt wurde. Bei dem Drama handelte es sich – auch das programmatisch – um eine weitere Bearbeitung jener Katharinendramen, mit denen dem Wunsch nach einem eigenen Schulgebäude 1576 und 1577 erstmals Ausdruck verliehen worden war.

Catharina Tragoedia

Eine allgemeine Einleitung zu den Innsbrucker Katharinendramen wurde schon an früherer Stelle gegeben (vgl. hier S. 275). Was noch aussteht, ist eine Einzelanalyse des – leider am Schluss verstümmelten[2] – Stücks von 1606 (s. Abb. 62; vgl. die Edition von Tilg 2005b). Der Verfasser der *Catharina tragoedia* („Katharina. Eine Tragödie") ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der in Innsbruck geborene Wolfgang Starck (1554/55–1605), der an verschiedenen Jesuitenkollegien in Süddeutschland wirkte und dessen Bearbeitung in seiner Heimatstadt postum aufgeführt wurde. Starck gelang es, dem schon in zweifacher Adaption vorliegenden Text neue Fa-

2 Die zwei letzten Blätter der Hs. sind herausgeschnitten, sodass, wie der Vergleich mit der Perioche zeigt, der Schluss der letzten Szene und der Epilog fehlen.

cetten abzugewinnen und insbesondere die ausufernde ‚Festversion' des Johannes Sonhovius wieder zu einem dramaturgisch geschlossenen Drama zu machen. Die *Catharina tragoedia* hat keine ihren Vorgängerinnen vergleichbare außerliterarische Wirkungsabsicht, da der Wunsch nach einem eigenen Schulgebäude ja gerade erfüllt wurde. Sie konzentriert sich daher stärker auf literarische Qualitäten und auf die jesuitischen Grundthemen von Bildung und Religion. Literarisch reizvoll sind u.a. die Auflockerungen des jambischen Sprechverses durch lyrische Einlagen. Die Chöre sind nicht wie oft im Jesuitendrama stereotyp ans Aktende verschoben, sondern stehen spannungsreich im dramatischen Dialog. Starcks Orientierung an Seneca – mit der er in den Spuren des Autors des ersten Innsbrucker Katharinendramas, Gregorius Holonius, wandelt (vgl. hier S. 275–276) – ist allein schon an den vielen Zitaten ablesbar. Dazu kommt der Einsatz von Anapästen in den Chorpartien, ein Reichtum an Sentenzen und keine Scheu vor der Darstellung von Grausamkeit. Drastisch illustriert den letztgenannten Punkt etwa III,3 wo zumindest in einem Fall (V. 825–830) nicht nur beschrieben, sondern auch gezeigt wird, wie die Soldaten des Maxentius (hier ein gewisser Schurius) den Müttern von Alexandria ihre Kinder entreißen und sie töten, damit der Kaiser deren Herzen den heidnischen Göttern opfern kann.

Sch: *Sic*, *sic agendum*. Mater: *Heu*, *heu ferina immanitas!*
Heu beluina ferocitas! Mea viscera,
Meumque sanguinem abripi crudeliter.
Meme perime, en iugulum paratum! Ah, gnate mi!
Ah, gnate mi, collisus es! Sch: *Corpusculum*
Tibi dono, corculo imperator utitur.

Sch: So muss es sein. Mutter: Ach, ach, die wilde Grausamkeit!
Ach bestienhafte Wildheit! Mir mein Innerstes,
Mein eignes Blut gefühllos fortzureißen. Töt
Auch mich, da halt ich meine Kehle hin! Ach Sohn!
Ach Sohn, du bist zerquetscht! Sch: Das Körperchen, das schenk
Ich dir, das Herzchen aber braucht der Kaiser noch.

Allegorien

Unter den drei Innsbrucker Katharinentexten nähert sich die *Catharina tragoedia* am weitesten dem klassisch-römischen, d.h. dem senecanischen Drama an. Durch den Einsatz des typischen allegorischen Apparats schließt sie sich im Unterschied zu den bisherigen Innsbrucker Adaptionen des Katharinendramas gleichzeitig eng an die ‚Normalform' des zeitgenössischen Jesuitentheaters an. Ein Textbeispiel kann Starcks Neuerung schön illustrieren: Während im Drama von 1576 Maxen-

tius seine aufkommende Leidenschaft für Katharina in einem Monolog entwickelt, mischt sich im späteren die Liebe erst mit dem Eingreifen Cupidos zu dem anfänglichen Gefühl des Hasses:

De fortissimo Sanctae Catharinae certamine (1576), V. 332–346

Max: *Commovit illa turbidum virgo caput*, […]
Rapuitque mentem dispari affectu meam.
Saevire bilis suadet et deum ultio
Palamque nostra despicata dignitas:
Impune divisne procax illuserit?
Amor sed intus me mihi aversum trahit.
Irrepsit istuc ex diserto gutture,
Forma venusta, iunceove pectore.
Fatebor, ipso est digna virgo Caesare.
Ut illa roseis verba manabant genis!
Ut lumen acre frontis ornabat decus!
Ipsa est venustas, quam dii ornant caelites –
Hinc maior illam fastus in deos tenet.

Max: Die Jungfrau dort hat mir doch glatt den Kopf verdreht: […]
Und raubte mir mit ungleich' Leidenschaft den Sinn.
Die Galle, meine Rache für die Götter und
Die offne Ehrenrührigkeit sind Grund zum Zorn:
Hat sie die Götter keck verspottet ungestraft?
Die Liebe reißt mich innerlich jedoch entzwei.
Sie schlich sich durch die redefert'ge Kehle ein,
Durch ihre Schönheit und die binsenschlanke Brust.
Ich muss gestehn, sie ist selbst eines Kaisers wert.
Wie ihre Rede von den Rosenwangen floss!
Welch heller Blick hat ihr die Zier der Stirn geschmückt!
Sie ist die Anmut selbst, von Göttern ausgeschmückt –
Deshalb begegnet sie den Göttern auch zu stolz.

Catharina tragoedia (1606), V. 661–673

Max: *Commovit illa turbidum virgo caput*
Rapuitque mentem dispari affectu meam.
Saevire bilis suadet et divum ultio,
Palamque nostra despicata dignitas.
Impune divisne procax illuserit?
Cup: *Ipsane venustas occidat? Telum cape!*
Max: *Amor sed intus me mihi aversum trahit.*
Cup: *Haec una digna Caesare est.* Max*: Heus, milites*,
Cito sistite virginem domi nostrae abditam!
Cup: *Ut illa roseis verba manabant genis!*
Max: *Ut lumen acre frontis ornabat decus!*
Cup: *Ut eminebat e gravitate suavitas!*
Max: *Hinc maior illam fastus in divos tenet.*

Max: Die Jungfrau dort hat mir doch glatt den Kopf verdreht
Und raubte mir mit ungleich' Leidenschaft den Sinn.
Die Galle, meine Rache für die Götter und
Die offne Ehrenrührigkeit sind Grund zum Zorn:
Hat sie die Götter keck verspottet ungestraft?
Cup: Soll Anmut selbst zugrunde gehn? Nimm dein Geschoß!
Max: Die Liebe reißt mich innerlich jedoch entzwei.
Cup: Nur sie ist eines Kaisers wert. Max: Soldaten, rasch,
Bringt die in meinem Haus versteckte Jungfrau her!
Cup: Wie ihre Rede von den Rosenwangen floss!
Max: Welch heller Blick hat ihr die Zier der Stirn geschmückt!
Cup: Wie sich von ihrer Würde Lieblichkeit abhob!
Max: Deshalb begegnet sie den Göttern auch zu stolz.

Aus Sicht der inneren Logik ist die Einführung allegorischer Figuren freilich nicht immer vorteilhaft. Holonius – und mit ihm der Innsbrucker Bearbeiter der Katharina von 1576 – setzte noch ganz auf Psychologie. Wenn Maxentius im früheren Text anfangs seinen *dispar affectus*, seine „ungleiche Leidenschaft" betont, so deshalb, weil ihm seine Befindlichkeit zwischen Hass und Liebe schon bewusst ist und weil er dies im Folgenden auszuführen gedenkt. In Starcks Adaption der Stelle wird die Rede von einem *dispar affectus* sinnlos, weil die Gefühlslage des Kaisers erst durch das *telum* Cupidos umschlägt.

weitere sakralgeschichtliche Stoffe

Das sakralgeschichtliche Paradigma war natürlich nicht nur zur Zeit von Maximilian III. und in Innsbruck maßgeblich. Es blieb neben neuen Tendenzen während des ganzen 17. Jhs. bedeutsam. Von den erhaltenen Tiroler Spieltexten sind hier z.B. das Haller Ephräm-Drama von 1644 – *Ephrem Syrus adolescens* („Der junge Ephräm der Syrer") – und das Trientner Joseph-Drama von 1660 – *Invidia triumphata sive Josephus Patriarcha a fratribus olim recognitus* („Triumph über den Neid, oder der Patriarch Joseph, wie er einst von den Brüdern erkannt wurde") – zu nennen. Das Haller Stück von Michael Pexenfelder (1613–1685) dramatisiert eine vom syrischen Kirchenlehrer Ephräm (ca. 306–373) selbst berichtete und für seine Hinwendung zum asketischen Leben entscheidende Episode. Das Trientner Drama ist eine Adaption der in der Weltliteratur i.A. und im frühneuzeitlichen Theater im Besonderen überaus beliebten biblischen Erzählung vom ägyptischen Joseph (vgl. besonders Wimmer 1982). Diese Stücke folgen in ihrer Stoffwahl freilich populären Mustern und weisen vergleichsweise wenige lokalspezifische Eigenheiten auf. Anders verhält sich das mit einem in vieler Hinsicht außergewöhnlichen Beispiel aus dem Beginn der Regierungszeit Erzherzog Leopolds V., dem 1621 in Hall inszenierten Drama über den Knaben Anderl von Rinn (vgl. dazu Tilg 2004).

Anderl von Rinn

Die Legende vom Anderl von Rinn ist ein trauriges und folgenreiches Kapitel der Tiroler Kulturgeschichte, zu dem die Jesuiten mit ihrer Aufführung maßgeblich beitrugen. Die hier erzählten Ereignisse reihen sich in die lange Tradition mittelalterlicher antisemitischer Ritualmordlegenden ein. Einen wichtigen Vertreter dieser Gattung haben wir mit der Legende des Simon von Trient schon kennen gelernt (vgl. hier S. 67–69). Die Figur Simons ist auch das Hauptvorbild für die Gestaltung des Anderl, das 1462 als dreijähriger Knabe in dem nahe bei Hall gelegenen Dorf Rinn einem jüdischen Ritualmord zum Opfer gefallen sein soll. Das Thema blieb bis in die jüngste Zeit brisant: Der 1753 unter Papst Benedikt XIV. genehmigte Kult und die damit verbundenen alljährlichen Wallfahrten wurden erst 1994 – unter heftigen Protesten einer kleinen Gruppe eingefleischter Anderl-Anhänger – durch den damaligen Bischof Reinhold Stecher endgültig verboten.

Hippolytus Guarinonius

Im Gegensatz etwa zum Fall des Simon von Trient gibt es für die Ereignisse rund um Anderl von Rinn überhaupt keine zeitgenössischen Quellen. Heute gilt

Abb. 63: Titelblatt des von Hippolytus Guarinonius verfassten Anderl-Liedes, Innsbruck 1642.

als erwiesen, dass seine Legende die Erfindung eines einzelnen fanatischen Kämpfers für die Gegenreformation in Tirol war, nämlich des Haller Stadtarztes und Schriftstellers Hippolytus Guarinonius (vgl. Schroubek 1985 und 1986; hier S. 564–576). In den Jahren 1620–1623 schrieb dieser die erste Version seiner *Histori der Marter deß Haillig-Vnschuldigen Khindtß Andreae von Rinn* nieder. Nach fast 30 Jahren überarbeitete er 1651 diesen Entwurf und schuf so die heute hs. überlieferte Fassung.[3] Eine breitere Öffentlichkeit konnte von diesen Aufzeichnungen des Guarinonius allerdings nichts wissen. Die Propaganda wurde, zumindest bis zum Erscheinen seines Anderl-Liedes im Jahr 1642 (vgl. Abb. 63, 64) über andere Medien geführt, und hier liegt die Bedeutung unserer Theateraufführung. Das Anderl-Drama der Haller Jesuiten 1621 ist das erste rezeptions- und wirkungsgeschichtliche Zeugnis der Legende.

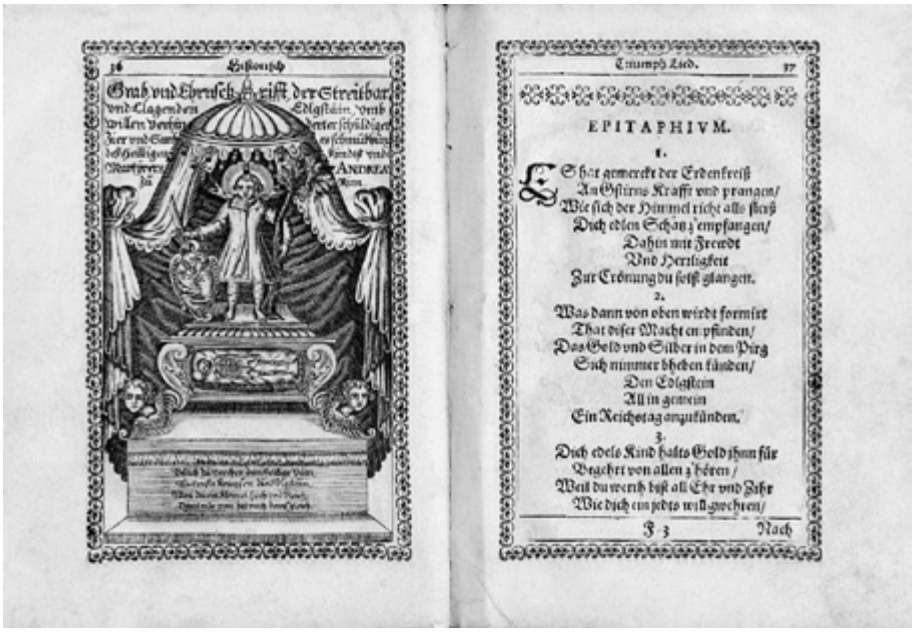
Form und Inhalt

Der Spieltext des Dramas ist leider verloren. Erhalten hat sich aber die dazugehörige Perioche,[4] welche die Grundlinien der Dramaturgie und die Tendenz des Stückes zu erkennen gibt. Obwohl die Perioche in diesem Fall rein deutsch ist, muss man für die Aufführung einen lat. Text annehmen. Eine volkssprachliche Aufführung hätte jedenfalls den Gepflogenheiten widersprochen.

1. Akt: Maria, die Mutter des Knaben Andreas, beklagt ihren Witwenstand und ihre Armut. Auf Rat des Schutzengels von Andreas gibt sie diesen in die Obhut seines wohlhabenden Taufpaten Radulphus, bei dem sie auch selbst wohnen darf. Eine Gruppe von Juden zieht auf der Reise zum Bozner Markt durch Rinn. Sie sehen das kleine Anderl vor der Tür

3 Im Folgenden als *Histori* zitiert; Hs. Wilten, Lade 38 A 1–3. Das Manuskript wurde bislang noch nie publiziert.

4 *Summarischer Innhalt der Action. / Von dem H. dreyjärigen Kindlein Andrea / welches zu Rinn nit weit von Hall im Ynthal gelegen / von den Juden gantz listig entführt / und Anno Christi 1462 im Monat Julio grausam gemartert worden* (abgedruckt bei Tilg 2004).



Triumph Lied. 37

EPITAPHIVM.

1.

Es hat gewecket der Erdenkreiß
An Gstirns Krafft vnd prangen/
Wie sich der Himmel richt alls steiß
Dich edlen Schatz empfangen/
Dahin mit Freudt
Vnd Herrligkeit
Zur Crönung du seist glangen.

2.

Was dann von oben wirdt formirt
That diser Macht empfinden/
Das Gold vnd Silber in dem Pirg
Sich nimmer thecken künden/
Den Edlestein
All in gemein
Ein Reichstag anzukünden.

3.

Dich edele Kind halts Gold jhnn für
Begehrt von allen z'hören/
Weil du werth bist all Ehr vnd Zier
Wie dich en jetzts will mehren/

F 3 Nach

Abb. 64: Grabstätte mit den Gebeinen Anderls von Rinn aus Guarinonius' Anderl-Lied.

und beratschlagen, wie sie es am besten in ihre Gewalt bringen können. Da sie glauben, gegen die Mutter nichts ausrichten zu können, wenden sie sich an Radulphus. Obwohl dieser anfänglich zögert und auch von seinem Schutzengel gewarnt wird, lässt er sich von einer großen Summe Geld überzeugen. Die Juden einigen sich mit Radulphus auf einen Termin für die Übergabe des Knaben und ziehen erfreut zum Markt nach Bozen weiter. Dort treiben sie beim Verkauf ihrer Waren Lug und Trug. Einmal aber werden sie von den christlichen Käufern enttarnt und zur Rechenschaft gezogen.

2. Akt: Mit reichem Gewinn aus ihren Machenschaften kehren die Juden von Bozen nach Rinn zurück. Als am nächsten Tag Anderls Mutter Maria, die schon Böses ahnt, zur Arbeit aufs Feld gerufen wird, findet bei Radulphus heimlich die Übergabe statt. Die Juden führen Anderl weg, martern ihn grausam auf dem – später so genannten – Judenstein zu Tode, entnehmen ihm sein Blut und hängen ihn danach an einer Birke auf. Crudelitas, die personifizierte Grausamkeit, triumphiert mit einem Becher von Anderls Blut, der ihr aber von Engeln entrissen wird. Anderl wird im Himmel von den Märtyrern begrüßt.

3. Akt: Der auf dem Feld arbeitenden Mutter Maria fallen während des Mordes drei Blutstropfen auf die Hand. Darüber erschrocken, läuft sie nach Hause und sucht ihren Sohn. Radulphus gibt seine Tat schließlich zu. Das Geld, das er Maria zu seiner Rechtfertigung zeigt, verwandelt sich in Laub. Während Maria weiter nach Anderl sucht, entdecken einige Christen seinen an der Birke hängenden Leichnam. Maria kommt hinzu und bricht

in furchtbares Klagen aus. Radulphus wird von einem Engel der göttlichen Gerechtigkeit mit Wahnsinn geschlagen. Nach Anderls Begräbnis erzählen Engel von seiner künftigen Wundertätigkeit.

Alles deutet darauf hin, dass das Stück in enger Kooperation mit Guarinonius entstanden ist. Wie aus seinen eigenen Aussagen hervorgeht, wurde er bei seinen ‚Recherchen' zur Geschichte des Anderl u.a. vom Rektor des Haller Jesuitenkollegs unterstützt und besprach sich laufend mit Mitgliedern des Ordens. Auch die Perioche selbst scheint einen Hinweis auf Guarinonius zu geben. Im letzten Satz des *argumentum*, der Erzählung des Stoffes, heißt es nämlich unvermittelt: „Wie dessen weiteren Bericht der günstige Leser künfftiger Zeit zuerwarten hat." Hier wird wohl auf Guarinonius' geplante Veröffentlichung seiner *Histori* angespielt. Die Formulierung ist überdies bemerkenswert, weil sie ganz gegen die sonstige Gewohnheit das Publikum nicht auf das folgende (mündliche) Schauspiel, sondern auf ein schriftliches Werk hinweist. Das Schauspiel selbst zeigt aber typische Merkmale jesuitischer Dramatik, z.B. im Einsatz von allegorischen Figuren, die in das Geschehen eingreifen oder es auf einer höheren Ebene spiegeln: Neben Engeln und Heiligen tritt v.a. die *Crudelitas*, *Iudaeicae immanitatis auctor* („Grausamkeit, Urheberin der jüdischen Bestialität") in Erscheinung.

Zweck

Mit dem Jesuitendrama hatte Guarinonius das ideale Propagandainstrument zur Verbreitung seiner Legende gefunden.[5] Den Jesuiten war ihrerseits auch ein drastisches Mittel zur Hebung der Volksfrömmigkeit und Heiligenverehrung recht. Ein neuer Märtyrer aus der Region als patriotische Identifikationsfigur kam ihren gegenreformatorisch-missionarischen Absichten entgegen. Bei der Umsetzung des Stoffes konnten sie überdies bereits auf eine Tradition von Simon-von-Trient-Spielen zurückblicken. Der Trientner Ritualmord wurde erstmals 1605 in Augsburg, entweder von Jeremias Drexel oder von Kaspar Rhey, auf die Bühne der Jesuiten gebracht. Weitere Dramatisierungen gab es in Innsbruck 1610 und Fribourg 1619.[6]

5 In der Forschungsgeschichte wurde das Jesuitentheater wiederholt mit modernen Massenmedien verglichen, so z.B. von Szarota 1975.

6 Vgl. Valentin, Nr. 539, 643, 819, zu Drexel und Rhey 1043–1044 und 1103. – Jüdische Ritualmorde blieben auch nach der Haller Anderl-Aufführung von 1621 ein Thema des Jesuitentheaters. In Ingolstadt spielte man 1630 einen *Wernerus martyr* (über den angeblich 1287 von Juden ermordeten 14-jährigen Werner von Oberwesel), in München 1654 einen *Iuvenis musicus a Iudaeis occisus et redivivus* („Ein junger Musiker, der von den Juden ermordet wurde und wieder ins Leben kam"). In der Schlussphase des Jesuitendramas begegnet in Feldkirch 1753 nochmals ein Simonsdrama mit dem Titel *Divi Simonis fortior morte pro fide constantia* („Die Standhaftigkeit des Hl. Simon für den Glauben, die stärker als der Tod ist"; vgl. Valentin, Nr. 1060, 1720, 6402).

Wirkung

Der Anderl-Stoff musste durch die Haller Aufführung schlagartig bekannt werden. Durch die Freiluftaufführung konnte man ein großes Publikum erreichen. Guarinonius selbst berichtet in seiner *Histori*, dass mehrere umliegende Dorfgemeinschaften, darunter namentlich die von Rinn und Tulfes, eingeladen waren. Neben dem gemeinen Volk ließ es sich aber auch Erzherzog Leopold V. mit einem hohen Gast, einem Prinzen aus dem polnischen Fürstengeschlecht der Radziwill, nicht nehmen, bei der theatralischen Inauguration des neuen Märtyrers dabei zu sein. Die beiden wurden von zahlreichen Mitgliedern des Innsbrucker Hofes begleitet. Zwei Formulierungen der Perioche, die eine am Anfang, die andere am Ende des Schauspiels, zeigen deutlich das Bestreben, die noch nicht bekannte Anderl-Legende populär zu machen. Im Prolog treten Simon von Trient und Anderl von Rinn zusammen auf, zwei Schutzengel wünschen sich für jeden von ihnen eine Tragödie: „Wirdt aber Andreas / als welcher noch unbekandter / vorgezogen / und darumb erzehlen sie kürtzlich mit einandern den Verlauff seiner heiligen Marter." Am Ende des Dramas mahnen wiederum Engel ausdrücklich die Verehrung des seligen Knabens Andreas ein: „Zaigen beynebens seine mit Bluet besprengte Klaidlein / und ermahnen menigklich / daß dises klaine Knäblein / hinfüran in grosser Ehr und Reverentz solle gehalten werden." Der hier von der Bühne herab aufgetragene Kult des Anderl setzte in den folgenden Jahren auch tatsächlich ein. In der *Histori* von 1651 konnte Guarinonius bereits auf die jährlichen Wallfahrten zum Judenstein, dem Ort des angeblichen Martyriums, hinweisen. Seine gegenreformatorische Allianz mit den Jesuiten hatte nicht zuletzt dank des rasch produzierten Dramas von 1621 ihren Zweck erreicht. Die Anderl-Aufführung ist damit ein eindrucksvolles, wenn auch schauerliches Beispiel für die Flexibilität und rhetorische Effizienz des Jesuitentheaters.[7]

Frühabsolutismus: Einfluss des Hofs

Im Fall des Anderl-von-Rinn-Dramas waren zwar hohe fürstliche Zuschauer anwesend, doch wirkte sich das offensichtlich noch nicht auf die Dramaturgie aus. In der weiteren Geschichte des Tiroler Jesuitendramas können wir eine wiedererstarkte Orientierung des Theaters am Hof beobachten. Das wirkt sich zum einen auf die Aufführungspraxis der bisher dominierenden – und weiterhin stark vertretenen – sakralgeschichtlichen Stoffe von Märtyrern, Heiligen und biblischen Figuren aus, so z.B. wenn Huldigungsadressen die Handlung überlagern; zum andern tritt nun aber auch ein verstärktes Interesse an profangeschichtlichen Helden, besonders an

7 Die Tradition des Anderl-Stoffes auf der Bühne wurde, sicher durch das Haller Stück von 1621 angeregt, vom Volksschauspiel fortgeführt. Auf die erste bekannte Aufführung in Ambras 1648 folgten zahlreiche Wiederholungen und Bearbeitungen in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. und im 18. Jh. Später gab es noch Nachzügler bis ins 20. Jh. Die letzte, von einem Pfarrer aus Tulfes geleitete und mit Kindern inszenierte Anderl-Aufführung stammt aus dem Jahr 1954 (vgl. Hastaba 1997, 287).

Herrscherfiguren, hervor. In Innsbruck finden wir während der Zeit der jüngeren Linie der Tiroler Habsburger z.B. 1631 und 1640 Aufführungen über Kaiser Theodosius I. (reg. 379–395; Valentin, Nr. 1084, 1268), 1639 über den oströmischen Kaiser Zenon (reg. 474–491; Nr. 1238), 1658 über den bulgarischen Khan Boris I. (reg. 852–889; Nr. 1845), 1661 über den burgundischen König Sigismund (reg. 516–524; Nr. 1949) usw. Alle diese Herrscher sind im Guten oder Schlechten für das Christentum bedeutend. Überhaupt ist die Orientierung an der christlichen Zeit der Spätantike und des Mittelalters kennzeichnend. Die vorchristliche Zeit wird – noch – konsequent vermieden. Trotzdem ist ein Schritt in Richtung Verweltlichung getan, und mit dem 1638 aufgeführten Drama über die Intrigen des Rufinus am Hof der Kaiser Theodosius und Arcadius (Valentin, Nr. 1211) haben wir auch ein sehr frühes Beispiel, in dem das Christentum gar keine besondere Rolle spielt. Vielmehr scheint in diesem Fall beabsichtigt zu sein, ein abschreckendes Beispiel für Illoyalität bei Hof zu geben. Elida Maria Szarota, die die Perioche zu diesem *Rufinus* ediert hat, spekuliert sogar mit einem aktuellen Bezug zur großen Politik, indem sie den vier Jahre zuvor ermordeten Wallenstein als Vorbild für den Intriganten vorschlägt (Szarota 1979–1987, Bd. 2,2, 2353). Dieses Interesse am Hof und an weltlichen Herrschern ist ein überregionaler Trend im Jesuitendrama der Zeit, hängt aber gerade in Innsbruck und z.T. in Hall offensichtlich auch mit der Präsenz einer neuen Herrscherdynastie, ihrer Prachtentfaltung und ihren absolutistischen Tendenzen zusammen. Die Entwicklung ist hier im Kleinen ähnlich wie in Wien, wo der aus Brez im Nonstal gebürtige Nikolaus Avancini (1611–1686) mit Dramen wie der *Pietas victrix* („Siegreiche Frömmigkeit"; Wien 1659) den Typ des jesuitischen *ludus Caesareus*, der panegyrischen und spektakulär inszenierten Staatsaktion im Beisein des Kaisers, zur Vollendung führte. Jenes Innsbrucker Drama, mit dem das neue Paradigma in Tirol erstmals durchbricht und das zu seinem Erfolg wohl einiges beigetragen hat, wurde denn auch tatsächlich zu Ehren des Kaisers gegeben: Anlässlich der 1622 in Innsbruck gefeierten Hochzeit Kaiser Ferdinands II. mit Eleonore von Mantua inszenierten die Jesuiten ein Stück namens *Ovinius Gallicanus* (Valentin, Nr. 887).

Ovinius Gallicanus

Im Zentrum des *Ovinius Gallicanus* steht der gleichnamige heidnische Feldherr des christlichen Kaisers Konstantin. Wie aus den Quellenangaben der Perioche (hg. von Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 135–141) hervorgeht, ist dieser Gallicanus grundsätzlich mit dem sonst bekannten, gleichnamigen Märtyrersoldaten aus Alexandria identisch. Allerdings kommt ein Martyrium in unserem Stück nicht vor, vielleicht, um die festliche Hochzeitsstimmung damit nicht zu trüben. Die Abwandlung der Figur ist ein sinnfälliger Ausdruck dafür, dass das Märtyrerstück in der jesuitischen Dramaturgie nicht mehr allein tonangebend ist.

1. Akt: Gallicanus bittet Kaiser Konstantin um die Hand seiner Tochter Constantia. Da Gallicanus Heide ist, gerät Konstantin darüber in einen Gewissenskonflikt. Er legt die Sache seiner Tochter vor, die ihm folgenden Vorschlag macht: Sie wird Gallicanus heiraten, wenn er zuvor die in Thrakien eingefallenen Skythen besiegt. Gallicanus willigt ein, opfert den Göttern auf dem Kapitol und zieht nach Thrakien.

2. Akt: Das Kriegsglück stellt sich gegen Gallicanus. Er verliert mehrere Schlachten, wird belagert und trägt sich mit dem Gedanken an Flucht. Auf Anraten der ihm mitgegebenen christlichen Freunde Johannes und Paulus wendet er sich Christus zu. Dieser erscheint ihm mit himmlischen Soldaten und den Worten: *Accipe, Gallicane, gladium tuum et sequere me* („Nimm dein Schwert, Gallicanus, und folge mir!"). Dem folgenden Angriff des Feldherrn können die Skythen nicht standhalten, sie werden vernichtend besiegt. Die personifizierte Providentia („Göttliche Vorsehung") betont, dass das Kriegsglück des Gallicanus nicht auf Zufall, sondern auf ihrem Willen beruht, die Dinge zum allgemeinen Besten zu wenden.

3. Akt: Bei seiner Rückkehr nach Rom wird Gallicanus festlich empfangen. Er dankt in den Kirchen St. Peter und Paul dem christlichen Gott für seinen Erfolg. Der verwunderte Konstantin erfährt die Ursache der Bekehrung seines Feldherrn. Dieser will sein Leben nun ganz Gott widmen und verzichtet auf die Hochzeit. In einem Epilog verschiebt Konstantin seinerseits die Hochzeit seiner Tochter und spart alle Freude für die Hochzeit Kaiser Ferdinands II. auf. Diesem schicken die Protagonisten des Stücks Glückwünsche und Geschenke.

Ferdinand II.

Spätestens mit dem Epilog wird klar, dass das Stück ganz auf die Person Ferdinands II. zugeschnitten ist. Eine rein geistliche Interpretation, wie sie Szarota ansatzweise bietet, ist deshalb abzulehnen. Szarota betont die Wandlung des Gallicanus als „einer der schönsten Figuren des Jesuitendramas" vom weltlichen Thronprätendenten zum Diener der Armen und schließlich zum Märtyrer. Gerade dies wird in unserem Drama aber eben nicht mehr dargestellt. Wenn die Providentia am Ende des zweiten Aktes das Kriegsglück des Gallicanus mit dem allgemeinen Besten rechtfertigt, so dürfte das kaum auf ein späteres karitatives Wirken des zum Christentum bekehrten Feldherrn anspielen, sondern vielmehr auf die militärischen Erfolge Kaiser Ferdinands II. am Beginn des Dreißigjährigen Krieges – der Sieg über die böhmischen Aufständischen am Weißen Berg lag gerade erst zwei Jahre zurück. Mit dem Exempel auf der Bühne sollte die Durchschlagskraft des katholischen *miles Christianus* Ferdinand gefeiert werden. Dass für diesen Zweck das Ende der Gallicanus-Fabel mit dem Martyrium des Feldherrn nicht relevant war, leuchtet ein. Es ist in diesem Sinn also nur konsequent, wenn Gallicanus aus dem Blickfeld verschwindet und seine in der Fiktion verhinderte Hochzeit durch die reale Hochzeit Kaiser Ferdinands ersetzt wird, eine Durchbrechung der szenischen

Illusion, die für höfische Festspiele und ihre Huldigung an anwesende hohe Gäste kennzeichnend ist.

Hochzeit von Leopold V. und Claudia de' Medici

Fürstliche Hochzeiten sollten auch in Zukunft einen herausragenden Anlass für die Produktion aufwendiger und etwas ausgefallener Jesuitendramen bilden. Gleich zwei Stücke entstanden im Umfeld der 1626 gefeierten Hochzeit von Erzherzog Leopold V. und Claudia de' Medici (vgl. Weiss 2002, 59–72).

Rudolphus Habspurgicus

In der Residenzstatt Innsbruck wurde im Zuge der Hochzeitsfeierlichkeiten ein *Rudolphus Habspurgicus* aufgeführt, eine Inszenierung der Vita des ersten habsburgischen Königs Rudolf.[8] Mit großem technischem Aufwand wurde hier, nicht zuletzt auch gegenüber den zahlreich anwesenden ausländischen Gästen, die habsburgische Macht und die Fähigkeit zu deren künstlerischer Darstellung demonstriert. Im Formalen sind ein reicher mythologischer Apparat, in dem sich zu Figuren aus der klassischen Antike z.B. auch Personifikationen der von Rudolf unterworfenen Länder gesellen, die hohe Anzahl von 258 in der Perioche verzeichneten Akteuren und schließlich die durch den Hofchronisten von Ferklehen in seiner Schrift über Leopolds Hochzeit bezeugte Darbietungsweise „all'italiano" (TLMF, Dip. 803, Bl. 36^{v}), was man in der Sekundärliteratur stets auf eine musikalische Inszenierung nach Art der italienischen Oper bezieht, hervorzuheben.[9] Diese Aufführung war von ihrem Aufwand und ihrer Prachtentfaltung her ohne Zweifel ein Höhepunkt des zeitgenössischen lokalen Theaterlebens.

Absicht

Inhaltlich konzentriert sich das Stück ganz auf die Tugendhaftigkeit und staatspolitische Weitsicht seines Protagonisten. Eine Hochzeit spielt darin keine Rolle. Im Gegensatz zum vier Jahre vorher gespielten *Ovinius Gallicanus* trägt die Fabel dem äußeren Anlass also keine Rechnung. Im Prolog tritt allerdings das personifizierte Italien auf und macht Leopold einen großen Ball zum Geschenk, der ausdrücklich als Symbol im Wappen der Medici angesprochen wird, also einen der sechs Bälle in diesem Wappen darstellen soll. Aus dem Ball schlüpft der Hochzeitsgott Thalassio und hält unter Applaus von Nymphen und der personifizierten Tyrolis eine Lobrede auf das Hochzeitspaar. Die Figur Tyrolis stellt dann, zum eigentlichen Stück überleitend, Rudolf als *Christiani principis speculum* vor, als „Spiegel eines christlichen Fürsten". Die Funktion des Stücks als Fürstenspiegel ist hier also wörtlich ausgesprochen. Unverkennbar ist schließlich die Huldigung, die Leopold V. als

8 Valentin, Nr. 967; von dem Stück hat sich die mit 24 Seiten ungewöhnlich umfangreiche, rein lat. Perioche erhalten. Ein bei Valentin nicht verzeichnetes Exemplar befindet sich in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Xb 4858, eine Xerokopie davon in TLMF, FB 95441/2.

9 Freilich würde man für diese Interpretation eher ein „all'italiana" erwarten. Der Umstand, dass Claudia eine große Musikliebhaberin war, und die strukturellen Ähnlichkeiten des *Rudolphus* mit der opernhaften *Tyrolis pacifica* von 1646 (vgl. für beides weiter unten) verleihen der üblichen Deutung allerdings Wahrscheinlichkeit.

dem potenziellen Gründer einer neuen Tiroler Linie der Habsburger entgegengebracht wird. Gleich zu Beginn des Stücks wird klar, dass König Rudolf auf seinen als „Enkel" angesprochenen Nachkommen Erzherzog Leopold vorausweisen soll. So wie Rudolf das Haus Habsburg im deutschen Reich zur Herrschaft brachte, soll Leopold mit der neuen Linie Habsburg-Medici eine dauernde Herrschaft in Tirol begründen.

Simon Scharl

Im benachbarten Hall wurden 1626 zwei Stücke des Jesuiten Simon Scharl (1594–1652) aufgeführt, der von 1626 bis 1628 am Haller Kolleg tätig war.[10] Eines davon steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der landesfürstlichen Hochzeit und wendet sich speziell an Claudia de' Medici. Ein anderes, im Anschluss besprochenes, erinnert in seiner komischen Thematisierung des Schulwesens vor den Augen des Landesfürsten an die Bildungsdramen des 16. Jhs., enthält aber eine stärkere Huldigungsadresse.

De glorioso Sanctae Caeciliae […] *triumpho*

Im April 1626 spielten die Haller Jesuiten anlässlich eines Besuchs des Tiroler Erzherzogs Leopold V. mit seiner Gattin Claudia de' Medici ein Drama *De glorioso Sanctae Caeciliae virginis ac martyris triumpho* („Über den ruhmreichen Triumph der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Cäcilia").[11] Das erzherzogliche Paar war erst seit dem 19. April getraut, die Aufführung musste also wenige Tage später stattfinden und wurde wohl als Hochzeitsgeschenk verstanden. Dementsprechend wurde auch großer Aufwand getrieben. Vor allem legte man großen Wert auf eine musikalische Darbietungsweise. Das Stück enthielt zahlreiche Lieder, deren Wiedergabe ziemlich genau festgehalten wurde: Auf 73 Seiten hs. Text folgen 36 (!) Seiten Notation von Gesangsstimmen in stimmenspezifischen Schlüsseln samt Generalbass. Diese wichtige Rolle der Musik kommt nicht von ungefähr. Zunächst passt die musikalische Darbietungsweise zum Stoff, ist doch Cäcilia die Patronin der Musik. Sodann schuf man mit dem Haller Stück ein Pendant zum Innsbrucker *Rudolphus Habspurgicus*, der kurz zuvor im Rahmen der eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten „all'italiano", also vermutlich im Stil der italienischen Oper, aufgeführt worden war. Schließlich konnte man mit einem Stück solchen Zuschnitts und mit Cäcilia als Hauptfigur auch speziell der Florentinerin Claudia huldigen, die für den Import italienischer Musikkultur nach Tirol zumindest mitverantwortlich war.[12] Während

10 Vgl. Leutenstorfer 2001. Der Titel von Leutenstorfers Beitrag („Vier lateinische Jesuiten-Theaterstücke aus Hall in Tirol") ist missverständlich. Von den vier Stücken, die er behandelt und die hs. in einem Band der Kollegiumsbibliothek von St. Blasien im Schwarzwald (Da 0184) überliefert sind, wurden zwei in Hall und zwei in Burghausen gegeben.

11 Valentin, Nr. 965; Zwanowetz 1981, 135–144 (einzelne Beobachtungen), 232 (Eintrag im Spielplan); Perioche bei Szarota 1979–1987, Bd. 1,2, 1141–1148.

12 Zu Claudias persönlicher Begeisterung für Musik (sie spielte selbst Laute und Harfe) vgl. Weiss 2004, 56.

mit dem *Rudolphus Habspurgicus* Leopold V. als Gründer einer neuen Linie der Habsburger gefeiert wurde, stand nun in der *Caecilia* Claudia im Zentrum. Mit 92 Darstellern gehörte das Stück zu den aufwendigsten dieser Zeit in Hall. Auch die sehr lange, fünfseitige Begrüßung durch die personifizierte Stadt Hall fällt aus dem Rahmen einer gewöhnlichen Aufführung. Der Begrüßung entspricht am Ende ein Epilog, in dem den Erzherzogen Dank und gute Wünsche überbracht werden. Dazwischen spielt sich die eigentliche Handlung ab, die sich im Wesentlichen eng an die Cäcilienlegende hält. Bei der folgenden Wiedergabe des Inhalts wird auf einige komische Nebenhandlungen verzichtet.

1. Akt: Die bereits mit Valerianus verlobte Cäcilia empfängt vom Himmel das Geschenk ewiger Jungfräulichkeit. Sie hört Hochzeitsmusik und singt ihrem himmlischen Bräutigam dazu ein Hochzeitslied. Ihrem Verlobten gesteht sie ihre Liebe zu Gott, was dieser zunächst für Untreue hält. Cäcilia erklärt ihm, dass er sich taufen lassen müsse, um ihren Bräutigam zu sehen. Valerianus geht darauf ein. Gleich nach der Taufe übergibt ein Engel den beiden weiße und rote Siegeskränze (zum Zeichen ihres nahenden Martyriums). Die beiden bekehren auch Tiburtius, Valerianus' Bruder, zum Christentum.

2. Akt: Der römische Prätor Almachius erlässt ein Edikt gegen die Christen. Es kommt zu ersten Verhaftungen. Cäcilia, Valerianus und Tiburtius reagieren mit strenger Lebensführung und Wohltätigkeit gegenüber den Armen. Die beiden Brüder werden zum Tod verurteilt. Zusammen mit Cäcilia gelingt es ihnen aber noch vor ihrem Tod, den Kammerdiener des Almachius, Maximus, zu bekehren.

3. Akt: Valerianus verkündet Cäcilia vom Himmel herab den glorreichen Märtyrertod. Almachius verurteilt Cäcilia und lässt ihren Besitz einziehen. Die Soldaten finden bei einer Hausdurchsuchung aber nur die Evangelien und andere Devotionalien. Schließlich werden sie von Cäcilia sogar bekehrt. Dennoch führt man diese vor Gericht, wo sie standhaft bleibt. Almachius befiehlt, sie in einem siedenden Bad zu verbrühen. Cäcilia überlebt diese Strafe aber auf wundersame Weise. Wütend darüber lässt Almachius sie enthaupten. Während ihr Leichnam zu Grabe getragen wird, besingt ein himmlischer Chor Cäcilias Triumph.

Intention

Für moderne Maßstäbe scheint es unangemessen, eine solche Fabel vor einem frisch vermählten Brautpaar zu spielen. Cäcilia, in der sich Erzherzogin Claudia erkennen sollte, erteilt der irdischen Liebe ja gerade eine Absage. In der katholischen Propaganda der österreichischen Erzherzoge konnte das Motiv der heiligen Hochzeit mit Gott aber auch geradezu als Kompliment an die Sittenreinheit des Fürstenpaars verstanden werden. Die reale irdische Verbindung wird nicht verneint, sondern in ihrer christlichen Reinheit gelobt.

Vielfalt und Vitalität

Zwei kleinere Stücke können die Vielfalt und Vitalität des Jesuitendramas jener Jahre unter Beweis stellen, in denen sich an Leopold V. und die von ihm begründete

neue Linie der Habsburger große Hoffnungen knüpften. Beiden gemeinsam ist, dass sie ihre implizite Huldigung an den Landesfürsten in lustiger Form vorbringen und damit den üblicherweise gravitätischen Ton der Panegyrik brechen.

Scharl, *Misologus resipiscens*

Noch im Jahr der Hochzeit von Leopold V. und Claudia de' Medici wurde bei einem späteren Besuch des erzherzoglichen Paares in Hall Scharls *Misologus resipiscens* („Der wieder zur Vernunft kommende Lernscheu") gespielt.[13] Wahrscheinlich handelt es sich um die reguläre Herbstaufführung, da in einem Anhang noch der Text der *distributio praemiorum*, der Preisverleihung an die besten Schüler, überliefert ist. Der *Misologus resipiscens* ist eine Komödie in der langen Tradition der Schulspiele, die den Unterrichtsbetrieb selbst thematisieren (vgl. hier S. 269–270). Wie bei der *Caecilia* folgen auch hier dem Spieltext Noten für die gesangliche Darbietung, allerdings in einem bescheideneren Ausmaß: Auf sechs Seiten wird – wieder in stimmenspezifischen Schlüsseln – ein Lied der Musen in sapphischen Strophen notiert. Nach einem an Erzherzogin und Erzherzog gerichteten Prolog, in dem sich der Prologsprecher für die Niedrigkeit des Themas entschuldigt, wird in drei Akten ohne strenge Handlungsführung ein komisches Genrebild vom Schülerleben gezeichnet.

1. Akt: Die negative Hauptfigur Misologus („Lernscheu") erklärt sein Prinzip, auf die Schule zu pfeifen und stattdessen den Vergnügungen des Lebens nachzugehen. Damit macht er sich eine Schar von Anhängern. Als Kontrast dazu wird der fleißige und fromme Philomusus („Musenliebhaber") eingeführt, dem sich ebenfalls einige Schüler anschließen. Der Bauer Menalcas, der für die Züchtigung von Schülern Ruten schneidet, trifft auf das Grüppchen um Misologus und lässt sich seine Ruten abnehmen. Er fühlt sich als dummer Mensch, da mit seinen Ruten zwar Magister und Doktoren gemacht würden, er selbst aber davon nicht gescheiter werde. Auf das Angebot der faulen Schüler, ihn mitsamt seinem Sohn alsbald zum Doktor zu machen, geht er deshalb freudig ein – das Motiv erinnert an die sokratische Ausbildung, welche der Bauer Strepsiades und sein Sohn Pheidippides in den *Wolken* des Aristophanes erfahren. Philomusus findet inzwischen die richtige Auflösung für das Buchstabenrätsel, das ein Mitschüler von seinem Vater bekommen hat: P.A.O.U.E. steht für *Pietas ad omnia utilis est* („Frömmigkeit ist für alles gut": der Wahlspruch Erzherzog Leopolds V. nach 1 Tim 4,8).

2. Akt: Misologus und seine Anhänger treiben es immer bunter. Der Grammatiklehrer Priscian wurde von den bösen Schülern eingekerkert und muss nun (ungrammatisch formulierten) Spott und Schläge über sich ergehen lassen. Misologus soll über ihn richten.

13 Für diese Aufführung gibt es keine Belege in den bisherigen Verzeichnissen von Jesuitendramen. Die in dem beigefügten *syllabus actorum* angegebenen Tiroler Herkunftsorte der Schüler-Schauspieler erweisen aber die Haller Provenienz des Stücks.

Zuvor aber erscheint noch Menalcas mit seinem Sohn zur Doktorausbildung. Der Schulleiter tritt auf, um Preise an die tüchtigen Schüler zu vergeben, findet deren aber nur wenige. Da ihm Misologus als Grund des Übels angegeben wird, will er ihn verhaften lassen.

3. Akt: Menalcas bekommt von einem arglistigen Schüler den Rat, viel zu träumen, um die Poetik verstehen zu lernen. Das beherzigt Menalcas auch. Bei der Prüfung glänzt er vor der Kommission um Misologus mit seinen falschen Antworten. Der gewissenhaft vorbereitete Sohn fällt durch. Misologus wird verhaftet und abgeführt. Die Musen beklagen in einem Lied den Niedergang der Bildung. Die einstigen Kameraden verspotten den eingesperrten Misologus. Otiologus, einer seiner Gefährten, erweist sich als der leibhaftige Teufel, der ihn verführt hat. Misologus muss so lange einsitzen, bis die Schulden eines von ihm betrogenen Gläubigers bezahlt sind. Er warnt seine Mitschüler eindringlich vor der Faulheit.

Zweck

Trotz der Leichtigkeit des Stoffs sind huldigende Adressen an Erzherzog Leopold V. unverkennbar. Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass Bildung ohne Frömmigkeit nichts wert sei. Dieses Motiv gipfelt in der Entschlüsselung des Wahlspruchs Leopolds V., in dem die Frömmigkeit im Zentrum steht. Unter seinem Patronat, will das Stück also sagen, kann die wahre, christliche Bildung gedeihen. Das Ende des Stücks geht fließend in die schon erwähnte *distributio praemiorum* über, in der die besten Schüler des Jahres als Belohnung einen Buchpreis erhielten. Während im Drama, wie es im Vorspann der *distributio praemiorum* heißt, ein schlechter Schüler im Mittelpunkt stand, rücken nun die guten Schüler ins Zentrum. Jeder Gewinner wird mit ein paar persönlichen Worten bedacht. Da der Text solcher Preisverleihungen meist nicht überliefert ist (vgl. aber hier S. 299), sollen zwei kurze Beispiele gegeben werden.

Ex humanitate
Solutae orationis – Andreas Kiechel
Multo sudore opus est ad parandam victoriam. Tu nondum sudas: et tamen accipis praemium. Fabium nempe Imperatorem imitaris, qui cessando vincis.

Aus der Humanitas-Klasse
Prosarede – Andreas Kiechel
Es kostet viel Schweiß, den Sieg zu erringen. Du schwitzt noch nicht und erhältst dennoch den Preis. Du machst es nämlich wie der Feldherr Fabius:[14] durch vorsichtige Zurückhaltung kommst du zum Erfolg.

14 Quintus Fabius Maximus Verrucosus († 203 v.Chr.). Seine hinhaltende Kriegsführung im Zweiten Punischen Krieg brachte ihm den Spitznamen *Cunctator* („Zauderer") ein.

E syntaxi minore – Georg Waidman
Tametsi non leporem, nec damam nec cervum ullum veneris: merito tamen vocaris WAIDMAN. Quid ergo capis? Librum.

Aus der unteren Syntax-Klasse – Georg Waidman
Auch wenn du weder einen Hasen noch eine Gämse noch einen Hirschen jagst, so heißt du dennoch zu Recht WAIDMAN. Was also erjagst du? Ein Buch.

Balde, *Iocus serius theatralis*

Von erheblichem Interesse für das Jesuitentheater überhaupt ist ein Stück von Jakob Balde (vgl. hier S. 397–398), dem vielleicht größten nlat. Dichter deutscher Nation. Der in erster Linie wegen seiner Lyrik berühmte Balde schuf auch dramatische Werke, denen gerade in jüngster Vergangenheit wieder verstärktes Interesse entgegengebracht wurde (vgl. Stroh 2004 mit weiterer Literatur). Neben einer Reihe von Arbeiten mit dramatischen Elementen sind uns zwei regelrechte Bühnendramen aus der Feder Baldes überliefert. Zum einen handelt es sich hierbei um die in Ingolstadt 1637 erstmals aufgeführte und 1654 für den Druck überarbeitete *Jephtias*, sein dramatisches Hauptwerk; zum anderen um das in Innsbruck 1629 gespielte Frühwerk *Iocus serius theatralis* („Ein ernster Scherz auf der Bühne").[15] Nachdem Balde im Herbst 1626 am Münchner Gymnasium seine Karriere als Lehrer begonnen hatte, unterrichtete er 1628–1630 die Rhetorikklasse in Innsbruck. Mit dem *Iocus* schuf er hier eine der seltenen Komödien des Jesuitentheaters.

Überlieferung

Das Stück war lange Zeit nur durch eine auszugsweise von Westermayer 1868 mitgeteilte deutsche Perioche bekannt. Erst Valentin 1972a machte den Spieltext durch die Publikation einer in der Österreichischen Nationalbibliothek befindlichen Hs. bekannt, der überdies noch eine (von der deutschen teilweise stark abweichende) lat. Perioche beigebunden war. Allerdings haben wir, wie der Vergleich mit den beiden Periochen zeigt, in dieser Hs. wohl kaum den ursprünglichen Text vor uns. Einige fehlende Szenen und sonstige, den Handlungsablauf nicht weiter störende Lücken lassen an eine für eine spätere Aufführung gekürzte Bearbeitung denken.

Anlass

Anlass der Aufführung von 1629 war die Taufe der Erzherzogin Clara Isabella, des dritten Sprösslings des regierenden Tiroler Fürstenpaares Leopold und Claudia. Ein Bezug dazu ist wohl dadurch gegeben, dass eine Taufe und der damit verbundene Triumph des Christentums auch den krönenden Abschluss des Stücks bilden. Die betreffende Szene mit dem heidnischen Schauspieler Genesius, der sich zum Scherz taufen lässt und daraufhin tatsächlich bekehrt wird, ist zudem als einzige der

15 Valentin, Nr. 1191 und Nr. 1035. Eine (mangelhafte) Edition des *Iocus* bietet Valentin 1972a; zur Interpretation vgl. Valentin 2001, 552–555; Stroh 2004, 253–264.

vielen Einzelepisoden des Dramas in den Untertitel der Periochen aufgenommen,[16] was auf ihre herausragende Bedeutung hinweist. Gerade die Genesius-Episode hat übrigens in der Jesuitendramatik mit Bidermanns 1618 erstmals aufgeführtem *Philemon martyr* ein berühmtes Pendant. Ob Balde sich davon anregen ließ, bleibt aber fraglich, da der Stoff in mehreren Quellen überliefert ist und auch ohne Bidermanns Stück populär war.

Inhalt, Aufbau

Wie schon angedeutet, gibt es im *Iocus* keine durchgehende Handlung, sondern eine Reihe von Einzelepisoden, die von dem gemeinsamen Thema des in Ernst verwandelten Scherzes zusammengehalten werden. Die Episoden sind dabei von ganz verschiedener Länge. Der besonders bunte erste Akt bringt in sieben Szenen fünf völlig neue Settings auf die Bühne. Der zweite Akt zieht eine einzige Episode durch. Der Dritte hat deren zwei. Für Abwechslung ist also gesorgt:

> In einem *Praeludium comicum* meint der prahlerische Soldat Trisignor Ferricrepus Thraso („Dreifacher Herr Eisenklapper Bramarbas"), es finde eine Aufführung zu Ehren seiner *Trisignoreitas* statt, und erzählt aus seiner glorreichen Kriegsvergangenheit, bis er von einigen Bediensteten fortgescheucht wird. Ein Interlocutor („Sprecher") erklärt einem Spectator („Zuschauer") das bevorstehende Schauspiel. Diese beiden Figuren bleiben während des ganzen Stücks auf der Bühne und geben ihre Kommentare ab.[17]
>
> 1. Akt: Ein betrunkener Edelmann möchte sich zuhause die Stiefel ausziehen lassen und ruft dazu im Scherz statt seines Dieners den Teufel. Dieser kommt tatsächlich, zieht ihm die Stiefel aus und schlägt sie ihm um die Ohren (1). Der Teufel kommt zum Schmied Dunstan, um diesen in Gestalt einer schönen Frau zu verführen. Dunstan scheint zuerst auf das Angebot einzugehen, packt dann den Teufel aber mit einer glühenden Zange an der Nase, sodass er zum Gespött wird (2). Der bekehrte japanische Christ Ludovicus demonstriert seinem Bruder anhand eines Buches, das die eben gesehene Dunstan-Episode erzählt, die Machtlosigkeit der Dämonen (3). Ein japanischer Götzenpriester hat diese Unterhaltung mit angehört und erzählt, um Ludovicus zu widerlegen, von einem Christen, in den der Teufel gefahren sei. Ein Gehilfe des Priesters stellt diese Szene im Scherz nach, wird dann aber tatsächlich vom Teufel befallen und schließlich von Ludovicus erlöst (4). Der Diener des Spectator berichtet, ein Fass stehe vor der Tür. Es wird hereingerollt, stinkt fürchterlich und in seinem Inneren bellt etwas. Als man es öffnet, spaziert der Kyniker Diogenes heraus und preist sein Glück als bedürfnisloser Philosoph. Er brüstet sich

16 *Iocus serius theatralis seu aliquot exempla serio iocantium una cum Genesio mimo inter iocandum serio per baptismum ad Christum converso glorioso martyre* (*Iocus serius theatralis. Das ist: Etliche namhaffte Historien / in welchen zusehen / wie das Schertzen vilmahlen in Ernst verkehrt worden. Sonderlich in dem H. Genesio Mimo*).

17 Das im Jesuitendrama verbreitete Motiv des Spieler-Zuschauers (vgl. Sprengel 1987, besonders 92–106; Stroh 2004, 257 mit Anm. 51) wird hier also in seltener Deutlichkeit verwendet.

damit, dass er sogar mit Königen frei und ohne Angst sprechen kann. So ist er nun gerade am Weg zum assyrischen Hof nach Ninive, wohin er eingeladen wurde (5). In Ninive wird Diogenes seine Vorwitzigkeit zum Verhängnis. Er wird vom Assyrerkönig Ninus zum Tod verurteilt. Die Beteuerung des Philosophen, dass alles nur ein Scherz gewesen sei, hilft ihm nicht mehr (6). Semiramis, die Gattin von König Ninus, bittet diesen darum, sie einmal fünf Tage lang regieren zu lassen. Ninus geht auf diesen vermeintlichen Scherz ein und gesteht es ihr zu. Semiramis nimmt Ninus daraufhin aber sogleich gefangen und lässt ihn hinrichten. Damit hat sie die Herrschaft dauerhaft erlangt (7).

2. Akt: Der sächsische Graf Ramirus wird von seinem Lehrmeister Machiavellus davon überzeugt, dass es kein Jenseits gebe und dass deshalb hemmungsloser Lebensgenuss und politischer Betrug nur Vorteile bringen. Anschließend geht Ramirus über einen Friedhof und stößt mit dem Fuß an den Schädel des toten Soldaten Godefridus. Aus Jux lädt Ramirus diesen – wie Don Giovanni den Komtur – zum Abendessen ein (1). Godefridus steigt als ‚Untoter' mit acht anderen Verstorbenen aus dem Grab. Sie führen einen Totentanz auf (2). Im Gespräch mit Libitina und anderen Totengöttern wird ein Anschlag auf Ramirus vorbereitet (3). An der üppigen Tafel des Ramirus streiten sich zwei Parasiten. Machiavellus unterhält die Gäste (4). Dem fröhlichen Treiben wird durch den Auftritt der Toten ein jähes Ende bereitet. Alle fliehen erschreckt, nur Ramirus bleibt zurück. Er wird von Godefridus ergriffen und grausam zerschmettert (5). Ein Chorlied warnt davor, mit den Toten ein Spiel zu treiben.

3. Akt: Der byzantinische Kaiser Palaeologus ist schwer erkrankt und leidet an einer durch feuchten Schleim (Phlegma) verursachten Kälte. Seine Mediziner sehen nur mehr eine Chance auf Rettung: Man müsste den Kaiser derart in hitzigen Zorn versetzen, dass der Schleim verdampft. Mit Einwilligung der Kaiserin werden deshalb sämtliche Diener dazu angestiftet, ihren Mutwillen mit dem Kaiser zu treiben (1). Das Mittel tut seine Wirkung. Der Kaiser wird tatsächlich geheilt und belohnt seine Diener, deren Scherz er für Ernst gehalten hatte. Der Spectator bekundet sein Wohlwollen über diese (körperliche) Heilung. Darauf wird er vom Interlocutor auf die noch viel erfreulichere (geistige) Heilung des Schauspielers Genesius hingewiesen (2). Auf Verlangen einiger Höflinge äfft der römische Schauspieler Genesius die Christen nach und will sich als Höhepunkt sogar zum Scherz taufen lassen (3). Genesius wird vor den Augen des hinzugekommenen Kaisers Diokletian von einem christlichen Priester getauft. Der Schauspieler wird dadurch wirklich bekehrt und verteidigt nun aufrichtig das Christentum, was die Umstehenden zunächst noch für einen Scherz halten. Als Diokletian aber schließlich bemerkt, dass aus dem Scherz Ernst geworden ist, lässt er Genesius hinrichten. Dieser stirbt glorreich als Märtyrer (4). In einem Epilog danken Interlocutor und Spectator den Zuschauern für ihre Aufmerksamkeit und ziehen die Lehren aus dem Schauspiel.

Struktur: Interpretationen

Am Aufbau des Stücks ist nicht nur seine bunte Fülle bemerkenswert, sondern auch die assoziative Gestaltung der Übergänge zwischen den einzelnen Episoden. Tatsächlich kann man bei jeder Szene einen gewissen, manchmal sehr äußerlichen, manchmal aber auch raffinierten Anschluss an die vorhergehende Episode finden. Reizvoll ist z.B. die Fiktion in der Fiktion, wenn in I,3 die japanischen Christen plötzlich ein Buch in der Hand halten, in dem die vorausgegangene Szene I,2 erzählt wird, und daraus ihre Lehren für die Gegenwart ziehen. Man hat die eigenwillige Struktur des *Iocus*, für den das antike Drama kein Vorbild bietet, ganz verschieden interpretiert. Westermayer 1868 sprach von einem „Quodlibet tragikomischer Scenen" (274 Anm. 2) und meinte damit offenbar, dass die Beliebigkeit das letzte Prinzip sei. Valentin 1972a, 415 bezeichnete das Stück als ein „Kompendium der dramatischen Thematik der damaligen Jesuitenbühne". In seiner 1978 erschienenen Gesamtdarstellung des deutschen Jesuitendramas äußert derselbe Autor dann zusätzlich die Vermutung, Balde sei es um die Darstellung des „chaos de l'existence" gegangen (780). Zuletzt verglich Stroh 2004 das Drama gerade wegen der stark variierenden Länge seiner Episoden und wegen ihrer überraschenden Übergänge mit dem Aufbau von Ovids *Metamorphosen* und glaubte, Balde „beabsichtigte hier wohl, einmal ein Ovidius der Bühne zu sein" (263–264). All das hat etwas für sich, nichts überzeugt restlos. Wie von Stroh richtig bemerkt, war die reihende Zusammenfügung von Einzelszenen schon vor dem *Iocus* ein mögliches Aufbauprinzip jesuitischer Theaterstücke.[18] Eine besondere Aussageabsicht oder antike Vorbilder müssen Balde in diesem Punkt nicht zwingend zugeschrieben werden.

Fürstenspiegel

Bisher unbeachtet blieb eine mögliche Funktion des Stücks als – wenn auch für einmal witziger – Fürstenspiegel. In dem vor dem Tiroler Landesherrn Leopold V. aufgeführten Szenenreigen ist ja auffällig viel von Herrscherpersönlichkeiten und von Politik die Rede. Einzig die in I,2–I,4 dargestellten zwei Episoden sind offensichtlich unpolitisch. Vielleicht liegt hierin sogar ein Grund für die Auslassung der Japan-Episode I,3–4 in unserer Hs. (I,2 könnte als zu I,1 komplementäre Szene beibehalten worden sein). In allen übrigen Episoden spielen Edelmann, Graf, König und Kaiser eine Rolle. Im zweiten Akt indoktriniert Machiavellis Namens- und Geistesvetter „Machiavellus" den fürstlichen Schüler regelrecht mit seiner Theorie der egoistischen Machtausübung, deren böse Folgen als abschreckendes Exempel dienen. Im dritten Akt ergänzen sich der Kaiser des Ostens und jener des Westens. Im einen Fall dürfte hier auf den Umgang mit dem Hofstaat abgezielt sein, im

18 Stroh 2004, 262 mit Anm. 62; vgl. auch Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 33–35, die bei der Klassifizierung der Jesuitendramen eine regelrechte Untergattung des „Revuestücks" einführt. Das früheste genannte Beispiel ist der Münchner *Triumphus Divi Michaelis* von 1597; vgl. später in Tirol z.B. die weiter unten besprochene *Tyrolis pacifica* von 1646.

anderen auf den Umgang mit dem Christentum, worunter in der Aufführungssituation nur der von den Jesuiten repräsentierte Katholizismus verstanden werden konnte.

Sprache

Seinen Witz erhält das statt wie meist in jambischen Trimetern oder Senaren in Prosa geschriebene Stück in erster Linie durch die pointierte und schwungvolle Sprache. Ein einziges Element sei herausgegriffen: Zur Erzielung komischer Effekte bedient sich Balde auch einzelner deutscher Einsprengsel im Text. So flucht etwa der Edelmann von I,1 über seinen vermeintlichen Diener, der sich beim Ausziehen der Stiefel nicht richtig anstellt: „ei potz sakrament. *quid facis*, *estne hoc exuere ocreas*?" In III,2 wird der vergeblich nach Speis und Trank langende Kaiser von seiner Frau und seinen Dienern mit einem „gudigudigudi" gehänselt. Auf den im Chor vorgebrachten Ausruf „*O rex Assyriorum*" assonieren anschließend die kaum mehr verständlichen Verspottungen „Schnipf Schnepf Schnedrium" und „glinglanglorium". Der für Balde kennzeichnende spielerische Umgang mit der Sprache lässt sich schon in diesem frühen, von Valentin 1972a, 415 als „eine Summe von Versprechungen" bezeichneten Drama feststellen.

modernes Rezeptionsbeispiel

Die Bühnenwirksamkeit des in mancher Hinsicht aus dem Rahmen fallenden Stücks dürfte jedenfalls seit der 2004 erfolgten modernen Wiederaufführung des *Iocus* feststehen. Eine Theatergruppe des Münchner Wilhelmsgymnasiums unter der Regie von Martin Hann präsentierte das Stück erstmals anlässlich der zum 400. Geburtstag Baldes abgehaltenen Tagung „Jacob Balde im kulturellen Kontext seiner Epoche" in Freising. Wegen des großen Erfolgs wurde der *Iocus* dann noch im selben Jahr in Innsbruck, der Stätte seiner Entstehung, wiederholt.

Prinzen und junge Führer

Nach dem Tod Erzherzog Leopolds 1632 regierte seine Frau Claudia Tirol in Vertretung ihres ältesten, aber noch minderjährigen Sohnes Ferdinand Karl. Eine neue Verbindung zwischen dem Jesuitendrama und der erzherzoglichen Familie ergab sich dadurch, dass beide Söhne Leopolds und Claudias, Ferdinand Karl und Sigmund Franz, Schüler des Innsbrucker Jesuitengymnasiums wurden (ihr Vater Leopold hatte testamentarisch verfügt, dass sie von Jesuiten erzogen werden sollten). Wie alle Schüler spielte auch der fürstliche Nachwuchs in Theateraufführungen mit. Es ist kein Zufall, dass in einigen dieser Stücke Kinder und Jugendliche bzw. Fragen der Erziehung im Zentrum stehen. 1636 spielten der achtjährige Ferdinand Karl und der sechsjährige Sigmund Franz in einem zu Ehren von Claudias Geburtstag aufgeführten Drama *David adolescens princeps iuventutis* („Der junge David, Fürst der Jugend"). Zum Namenstag Ferdinand Karls wirkten 1642 wiederum beide Erzherzoge in einem *Salomon adolescens* („Der junge Salomon") mit (vgl. Zwanowetz 1981, 179–180; Weiss 2004, 167). Die Absicht, mit diesen Dramen die darin auftretenden Prinzen zu vorbildhaften christlichen Herrschern zu erziehen, liegt auf der Hand. Die panegyrische Absicht trifft sich also mit der didaktischen

Funktion eines Fürstenspiegels. Am Ende der Regierungszeit Claudias und am Anfang der Herrschaft Ferdinand Karls steht schließlich – wieder zum Anlass einer fürstlichen Hochzeit – ein großes patriotisches Festspiel, das an Aufwand seiner Inszenierung alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt.

Tyrolis pacifica

Die *Tyrolis pacifica* („Das friedliche Tirol") bildet den spektakulären Höhepunkt des barocken Jesuitendramas in Innsbruck (Edition von Tilg 2002; vgl. Tilg 2005c). Das Stück wurde 1646 in der Aula des Innsbrucker Jesuitengymnasiums zur Hochzeit des Tiroler Erzherzogs Ferdinand Karl (1628–1662) mit seiner Cousine Anna de' Medici (1616–1676) aufgeführt. Neben *Tyrolis pacifica* trug es auch den Titel *Spes aurei saeculi* („Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter"), was wohl die ursprünglichere und offiziellere Bezeichnung war. So wird das Drama nämlich in der Perioche genannt (vgl. Abb. 65). Der zweite Titel, *Tyrolis pacifica*, stammt vom Schreiber der einzigen erhaltenen Hs. (TLMF, Dip. 447/1). Das hervorstechende Merkmal der *Tyrolis pacifica* ist ihre weitgehende Annäherung an die damals noch junge höfische Oper. Das Stück wurde fast durchgängig zu Orchestermusik gesungen. Wenige rezitierte Partien bildeten die Ausnahme. Allerdings kann man die musikalische Vortragsweise des Dramas heute nur mehr durch Berichte von Zuschauern und durch Hinweise im Text in Form von Anweisungen für Sänger und Orchester erschließen. Die Notation der Musik, die es bei einem Stück von rund fünf Stunden Spieldauer wohl gegeben haben muss, ist verloren. Die Bedingungen für eine Rezeption der höfischen Oper im Jesuitendrama wurden in den Jahrzehnten vor dieser Aufführung mit dem Import italienischer Festkultur geschaffen, die ja, wie bereits gesehen, unter Leopold und Claudia schon zu mehreren musikalisch untermalten Aufführungen Anlass gab. Mit Leopold verbunden ist auch die Durchsetzung des für die Oper erforderlichen monodischen *stile nuovo* in der Innsbrucker Hofmusik im Gegensatz zur früher vorherrschenden Polyphonie. Ferdinand Karl schließlich, der später zum ‚Begründer' der Oper in Innsbruck wurde, entwickelte seine Begeisterung für Theater und Musik schon als Schüler des Innsbrucker Jesuitengymnasiums. Dass die Jesuiten, die dem Hof unter Leopold und Claudia enger denn je verbunden waren, zur Vermählung des neuen Regenten Ferdinand Karl mit einer regelrechten Hochzeitsoper aufwarteten, ist also kein Zufall, sondern entspricht genau den Vorlieben des Landesherren.

Friedensspiel

Ferdinand Karl, der nur wenige Monate vor der Aufführung des Stücks die Regierung Tirols übernommen hatte, war gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges ein politischer Hoffnungsträger. Zwar blieb Tirol von den kriegerischen Ereignissen weitgehend verschont, doch war es wirtschaftlich erheblich betroffen, weil etwa die Handelswege nach Bayern unterbrochen waren. In der *Tyrolis pacifica* wird aus dieser Situation heraus ein Wunschbild gezeichnet: Der Friedensfürst Ferdinand Karl herrscht in Eintracht und Frieden über das vom Krieg unberührte Land Tirol. Die

SPES AVREI SÆCVLI
In auſpicatiſſimis
FERDINANDI CAROLI
AVSTRIACI. ANNAE
MEDICEÆ, SERENISSIMORVM
Auſtriæ Archiducum Nuptijs Muſico enthuſiaſmo concepta, & in theatro cantata
à Muſis Oenipontanis.
Anno M. DC. XLVI. Jun.

DOmi nobis honorarij huius ſpectaculi argumẽtum eſt natum, FERDINANDE CAROLE Archidux & Sponſe Sereniſſime. Amabilem Patriæ Pacem, quam ſupremi Numinis fauore, & bonorum cælitum patrocinio Sereniſſim⁹ Parens tuus LEOPOLDVS glorioſiſſimæ memoriæ, pietate & fortitudine ſuâ, inter vicinum armorum ſtrepitum fundauit, & Sereniſſima Mater tua CLAVDIA, indefeſsâ vigilantiâ & prudentiâ conſeruauit, tuq; Patriæ æternâ ſtabilies, ſpectandam damus.

PERIOCHA.

Prologus.

Ophronius & Eulalius Sophi corrumpendam vaſtandæ Germaniæ formam conijciunt è fluctuante, & fugiente Rom: Imperij Pomo, mole ſua, vitioq; inteſtino laborante; non obſcuris facis bellicæ mox eruptura argumentis.

PARS PRIMA.

Scena 1.

ASTRÆA æquiſſimam Numinis iram ruenti certatim in ſcelera Germaniæ, & nouis quotidie hæreſum factionibus diſtractæ denuncijt. Bellum Bellíq; appendices, miſerias & flebiles cataſtrophas diuina canit. Bello, ſingulari Numinis fauore, eximios fore promittit Tirolenſis & Auſtriacæ Aquilæ motus.

Scena 2.

Allecta triumphis Germania, curru ſuperbo ſublimis, victis inſultans, inter ſuorum acclamationes, exultat. Sed nubila cæli facies, & Cometes bellicæ tempeſtatis nuncius gaudium omne decollat.

THEATRVM.

Prologus.

Rhe; è meæ Aloumo receſſu Globus Rom: Impera in prona proſcindi frontem prominere, cælo ſtrictu.

PARS PRIMA.

Scena 1.

Rodit è medio cælo Aſtræa, inter cælestes ſeſſus nubes.

Scena 2.

Ad Currum Germaniæ triumphalem hoſtes victi trahuntur, barbam corrigunt. Calum nubibus aſſurgit, ſolvitur, tonat. Comites fugiunt ſua bella timent.

Augent

Abb. 65: Perioche des Stücks *Tyrolis pacifica* von 1646.

im Titel *Spes aurei saeculi* ausgedrückte „Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter" erscheint im Stück tatsächlich realisiert. Damit nimmt das Drama die im Dreißigjährigen Krieg entwickelte Tradition des patriotischen „Friedensspiels" auf, in dem „der Eintritt des ersehnten Friedens antizipiert und dann gefeiert wird" (Kohlschmidt 1958, 459). Um diese Grundidee auszudrücken, wird in der *Tyrolis pacifica* auf eine durchgehende Handlung zugunsten einer Aneinanderreihung allegorischer Szenen verzichtet. Das erinnert an die Tradition der aus der italienischen Renaissance stammenden und im 17. Jh. nach wie vor beliebten *trionfi*, in denen sich mythologisch-allegorische Festzüge mitunter zu kleinen Dialogen und Spielszenen ausweiten. So bildet auch hier eine bunte Revue entweder gar nicht oder nur locker miteinander verbundener Auftritte von phantasievollen Figuren den Inhalt des Stücks:

Prolog: Die beiden Weisen Sophronius und Eulalius prophezeien aus den Windungen und Wendungen des Reichsapfels einen Krieg.

1. Akt: Die Sternenjungfrau Astraea verkündet den von Gott für Germania beschlossenen Krieg, nimmt aber Tirol davon aus (1). Germania prahlt auf ihrem Triumphwagen über ihre militärischen Erfolge. Eine Sonnenfinsternis und ein Sturm machen ihr aber das künftige Unglück bewusst (2). Sie muss eine Schlacht am Himmel als Vorzeichen ihres eigenen Schicksals mitansehen (3). Fünf Herolde des Mars heben Truppen aus und begeistern die Deutschen für den Krieg (4). Die Deutschen preisen den Krieg. Mars stürzt

in Flammen aus dem Janustempel und steckt Germania in Brand. Die Bevölkerung leidet darunter (5). Die Herolde des Mars erklären die verkommenen Sitten und den Zorn Gottes zur Ursache des Bürgerkriegs (6).

Tanz: Aus der Freundschaft der Tänzer wird tödliche Feindschaft.

2. Akt: Der aus den meisten deutschen Provinzen verbannte Frieden rettet sich auf einem Delphin an die Gestade Tirols (1). Er wird von dem auf einem roten Tiroler Adler schwebenden „Glück Tirols" herzlich begrüßt. Beide loben Gott als Schöpfer dieses ruhigen Landes (2). Berge und Hirten freuen sich über die Ankunft des Friedens und besingen ihm zu Ehren die Schätze Tirols (Wein, Fluren, Silber, Salz; vgl. Abb. 66) (3). In einem komischen Zwischenspiel legen burleske Zwergenschmiede dem „Schmied des eisernen Zeitalters", Vulkan, und seinen Gehilfen, den Zyklopen, das Handwerk (4). Inn und Etsch, die Hauptflüsse Tirols, preisen das glückliche Schicksal, das ihnen im Vergleich mit den anderen Flüssen Germanias beschert ist (5).

Tanz: Fische und Krebse freuen sich ausgelassen über den Frieden.

3. Akt: Die zwei tollpatschigen Jägerknaben Gargilius und Seriscus gehen auf Beutezug. Lob der Heimat, in der Eisen und Blei für die Wildjagd, nicht für den Krieg verbraucht werden. Ein Jägerchor begleitet die Darstellung der Jagd auf verschiedenes Wild (1). Der Bauer Mopsus büßt auf harmlose Weise für seinen begangenen Jagdfrevel (2). Der Frieden und die drei Chariten preisen den Tiroler Adler. Die Bäume („Daphniden") tanzen unter der Musik des Hochzeitsgottes Hymenaeus um den österreichisch-mediceischen Stammbaum und bilden dabei zwölf Figuren (3). Die zwei Blumenherolde Florimundus und Rosimundus preisen den ewigen Frühling im österreichisch-mediceischen Garten (4). Der Frieden und das Glück Tirols legen acht am Himmel erscheinende Sternenembleme auf das Brautpaar aus (5).

Tanz: Die österreichischen Amoren drängen Mars in den Janustempel zurück.

Licenza: Huldigung an die österreichischen Tugenden und Glückwünsche an das Brautpaar.

Die jeweils durch eine Tanzeinlage abgeschlossenen drei Akte des Stücks bilden gleichzeitig drei große inhaltliche Blöcke, die man mit den Stichworten „Krieg", „Frieden" und „Hochzeit/Hausmacht" überschreiben könnte. Im ersten Akt steht die vom Dreißigjährigen Krieg heimgesuchte Germania, das personifizierte Deutschland, im Mittelpunkt. Im Kontrast dazu wird im zweiten Akt der aus Deutschland verbannte Frieden im idyllischen Tirol gastfreundlich aufgenommen. Der dritte und letzte Akt feiert die von Leopold und Claudia begründete, in Tirol regierende Linie Habsburg-Medici, wobei das gegenwärtige Brautpaar Ferdinand Karl und Anna im Zentrum steht. Abgeschlossen wird das Stück schließlich durch eine sogenannte *licenza*, einen direkt an das hohe Publikum gewendeten Epilog, der sonst gerade in der höfischen Hochzeitsoper typisch ist.

Abb. 66: Die Schätze Tirols, Stich von Andreas Spängler aus dem Jahr 1626.

Form und Stil

Die musikalische Vortragsweise des Stücks war vielleicht mit ein Grund dafür, dass statt der üblicheren Versform die Prosa gewählt wurde. Im Stil entspricht diese Prosa der um die Mitte des 17. Jhs. voll aufkommenden *Argutia*-Bewegung, die maßgeblich von jesuitischen Theoretikern getragen wurde (Emanuele Tesauro, 1591–1675; Baltasar Gracian, 1601–1658; Jakob Masen, 1606–1681). Dabei wurde eine metaphern- und anspielungsreiche, sententiöse Schreibart zum Ideal erhoben, die sich in *concetti*, ingeniösen Pointen, verdichtete. So wird z.B. schon im Prolog der auf der Bühne dargestellte Reichsapfel im Dialog der beiden Sprecher zur Projektionsfläche ganz verschiedener Vorstellungen. Er drückt zunächst die Idee des Deutschen Reichs an sich aus. Wegen seiner goldenen Farbe symbolisiert er auch das Goldene Zeitalter. Als Sodomsapfel – eine schon von Flavius Josephus (bell. Iud. 4,484) beschriebene Frucht, die bei Berührung zu Staub zerfällt – weist er auf den nahen Verfall hin. In seinen unruhigen Bewegungen scheint sich die Empörung des Giganten Enceladus gegen die Götter zu spiegeln. Als Erisapfel und Schlangenei prophezeit er Krieg und Hass, als Spielball der Mächtigen die Ausgeliefertheit des Reichs an die Interessen Einzelner. Ein anderes Beispiel für den arguten Stil bietet die Unterhaltung zwischen den „Hauptflüssen Tirols“ *(fluviorum per Tirolim Principes),* Etsch und Inn, in der fünften Szene des zweiten Akts:

Athesis: Oene, Oene, o frater, ad votumne tibi fluunt omnia? Ego tributum domino mari pergo devolvere undam humano puram a sanguine.
Oenus: Rerum nostrarum secundus est cursus, utrique placidus, quem Rhenus nobis et Isther, vicini Reges, invident, plus prope sanguinis volventes quam fluminis. Cruor humanus decolorat alveum.
Athesis: In rubrum abeant mare cruenti fluctus!
Oenus: Cadaverum maiorem quam piscium vehunt multitudinem.
Athesis: Haec mortuo mari apta sunt portoria.
Oenus: Miserorum crescunt lacrimis.
Athesis: Dulces aquae mihi prae salsis sapiunt. Sed cadant, sed diffluant mortales, dura Pyrrhae gens, dum liberi inter haec mala fluant fluvii!

Etsch: Inn, Inn, o Bruder, fließt dir alles nach Wunsch? Ich wälze meinem Zinsherrn Meer auch weiterhin Wasser herab, das von Menschenblut rein ist.
Inn: Gut geht der Lauf unsrer Dinge, uns beiden friedlich. Rhein und Donau, Könige in der Nachbarschaft, beneiden uns darum: Wälzen sie doch beinah mehr Blut als Strom dahin. Menschenmord verfärbt ihr Flussbett.
Etsch: In ein Rotes Meer sollen die blutigen Wellen münden!
Inn: Mehr Leichen als Fische führen sie.
Etsch: Für ein Totes Meer passen diese Wegzölle.

Inn: Von den Tränen der Elenden schwellen sie an.
Etsch: Süßwasser schmeckt mir besser als salziges. – Aber sollen die Sterblichen fallen, sollen sie sich auflösen, dieses harte Geschlecht der Pyrrha,[19] solang unter diesen Übeln die Flüsse frei fließen!

Autorschaft

Leider lassen sich bezüglich der Autorschaft des Stücks nur Vermutungen anstellen. Einige Indizien weisen auf den aus Innichen im Pustertal stammenden Vitus Dinzl (1596–1654) hin, der 1646 in Innsbruck die Poesie-Klasse unterrichtete. Im dem in der *historia domus* (Bd. 1, 407) des Innsbrucker Kollegs enthaltenen Nachruf auf ihn werden seine dramaturgischen Fähigkeiten eigens hervorgehoben, was in Kurzbiographien dieser Art selten der Fall ist. Wichtiger als diese grundsätzliche Ausweisung als Dramenschreiber ist aber die Information über das Publikum, das Dinzl v.a. angesprochen habe: laut dem Nachruf hatte er „nicht so sehr beim ungebildeten Volk, als bei den höchsten Fürsten […] den erwünschten Beifall und den davon erhofften Erfolg" *(non tam apud imperitum vulgus*, *quam summos Principes* […] *et optatum plausum et speratum inde fructum tulit).* Da bei keiner anderen Aufführung eines Jesuitendramas in dieser Epoche so viel Prominenz wie bei der *Tyrolis pacifica* anwesend war (neben dem Innsbrucker Hofstaat noch eine illustre Abordnung der Medici aus Florenz), ist diese Bemerkung ein gutes Argument für die Autorschaft Dinzls. Letzte Sicherheit gibt sie allerdings nicht. Noch schwieriger ist eine Antwort auf die Frage nach dem Komponisten, nach Sängern und Musikern. Grundsätzlich war es durchaus üblich, dass die Jesuiten gerade bei Festspielen auf Künstler des Innsbrucker Hofes zurückgriffen. Seit 1663 werden die Namen der jeweiligen Hofkapellmeister in den Periochen als für die Musik verantwortlich genannt. Vielleicht war es also der damals weit über die Grenzen Tirols hinaus hoch geschätzte Johann Stadlmayr (ca. 1575–1648; Innsbrucker Hofkapellmeister 1607–1648), der für die Komposition verantwortlich zeichnete. Für Sänger und Orchestermusiker schließlich fehlt jeder Anhaltspunkt.

erste ‚Oper' in Tirol

Die *Tyrolis pacifica* steht theatergeschichtlich am Beginn der Einbürgerung der italienischen Oper in Innsbruck. Seit der Regierungszeit Leopolds V. hatte sich die Musikkultur am Innsbrucker Hof zusehends verweltlicht. Höfische Festveranstaltungen wie das unter Leopold beliebte dramaturgisch inszenierte Ballett bereiteten den Übergang zur Opernform vor. Wenige Jahre nach der *Tyrolis pacifica*, 1653, ließ Ferdinand Karl an der Stelle des heutigen Tiroler Landestheaters ein eigenes Opern-

19 In der antiken Mythologie die Stammmutter der Menschen nach der großen Flut, die Jupiter als Strafe für deren moralische Verkommenheit sandte. Auf einen Orakelspruch hin wirft sie zusammen mit ihrem Gemahl Deukalion Steine hinter sich, aus denen die künftigen ‚harten' Menschen hervorgehen (vgl. z.B. Ov. met. 1,348–415).

haus, das erste frei stehende Theatergebäude im deutschen Sprachgebiet überhaupt, bauen (vgl. Farbtafel 14). Von 1654 bis zum Tod Ferdinand Karls 1662 wurden hier und im Theatersaal der Hofburg mindestens sechs große italienische Opern, u.a. von Pietro Antonio Cesti (1623–1669), gespielt: *La Cleopatra* (1654), *L'Argia* (1655), *L'Orontea* (1656), *La Dori* (1657), *Venere Cacciatrice* (1659), *La magnanimità d'Alessandro* (1662). Diese Periode gilt heute noch als eine Glanzzeit der Musikkultur in Tirol. Die lat. *Tyrolis pacifica* stellt als letzte Vorläuferin und in wichtigen Elementen schon erste Vertreterin der Oper in Innsbruck ihren Auftakt dar.

Martin Korenjak

Beredsamkeit

Überblick, Gliederung

In dieser Epoche fehlt wie in der vorhergehenden rhetorische Fachliteratur gänzlich. Darüber hinaus sind aus ihr, was angesichts der kontinuierlichen quantitativen Zunahme des lat. Schrifttums in den ersten Jahrhunderten der Frühen Neuzeit überrascht, nicht ganz so viele Reden erhalten wie aus jener. Das dominierende Genos ist wieder die Panegyrik, innerhalb derer sich das Schwergewicht etwas von der Leichenrede auf die Festrede zu freudigen Anlässen verschiebt und neben den nach wie vor wichtigen Höfen in Trient und Innsbruck erstmals auch die Brixner Fürstbischöfe als Auftraggeber erscheinen. Daneben haben sich wiederum einige jesuitische Schulreden erhalten, die diesmal von etwas anderer Art sind als die der *Scholastica Oenipontana* (vgl. hier S. 226–231). Die Darstellung bespricht analog zum letzten Rhetorikkapitel zunächst die Trientner, dann die Brixner und die Innsbrucker Panegyrik und schließt mit der Schulberedsamkeit.

Inama, *Laudatio funebris* für Lodovico Madruzzo

Am 2. 4. 1600 starb in Rom der Trientner Fürstbischof und Kardinal Lodovico Madruzzo (vgl. Abb. 67). Zu diesem Anlass hielt der aus Fando auf dem Nonsberg stammende Magister der schönen Wissenschaften und Lehrer am Trientner Stadtgymnasium Nicolao Inama, von dem auch einige Gedichte erhalten sind (vgl. hier S. 430) und der vielleicht sogar ein verlorenes Madruzzoepos verfasst hat,[1] eine *laudatio funebris*, die noch im selben Jahr in Trient gedruckt wurde. Aus Bl. 21^{r} geht hervor, dass Inama nicht in Rom sprach – es handelt sich also um eine Trauerrede *in absentia*, vgl. hier S. 286 –, auf Bl. 5^{r} wird als Vortragsort ein „heiliger Ort" genannt; beides weist auf den Trientner Dom, der ja auch sonst häufig Schauplatz von Leichenreden war. Im Druck gehen der Rede ein Widmungsbrief an Lodovicos Neffen und Nachfolger Carlo Gaudenzio sowie ein Epigramm voran, gefolgt wird sie von zehn Gedichten von Inama selbst und anderen.

Nach einer *captatio benevolentiae*, in die u.a. ein Lob von Lodovicos Mäzenatentum eingeflochten ist (Bl. 1^{r}–2^{v}), beklagt Inama den Tod des Kardinals, der in ganz Europa und besonders in Trient Trauer ausgelöst hat (Bl. 2^{v}–4^{v}). Anschließend lobt er die Familie des Verstorbenen und stellt sie mit ihren wichtigsten Vertretern vor (Bl. 4^{v}–12^{r}, mit einem

1 Der Widmungsbrief zu seinem *Panegyricus* (s.u.) trägt auf Bl. 3^{r} die Ortsangabe „aus dem Gymnasium der großartigen Gemeinde Trient". Auf ein Madruzzoepos scheint das Epigramm auf Bl. 3^{v} anzuspielen.

Abb. 67: Porträt des Lodovico Madruzzo, aus Dominicus Custos' *Atrium heroicum*, Augsburg 1600.

auf Bl. 8^{v} eingelegten Gedicht Girolamo Fracastoros, das Karls V. Trauer über den Tod des Aliprando Madruzzo beschreibt). In der Folge wird Lodovico mit einem edelsteinbesetzten siebenarmigen Leuchter verglichen (Bl. 12^{r}–19^{r}): Den sieben Flammen entsprechen die sieben Freien Künste, die er beherrscht (Bl. 12^{v}–15^{r}), den sieben Edelsteinen seine sieben Tugenden (Bl. 15^{r}–18^{r}; Jaspis: Standhaftigkeit; Karneol: Tapferkeit; Topas: Betrachtung Gottes; Karfunkel: Nächstenliebe; Onyx: Demut; Smaragd: Keuschheit; Chrysolith: Klugheit), den sieben Armen die sieben Gaben des Heiligen Geistes, die er besitzt (Bl. 18^{r}–19^{r}: den Geist der Weisheit, der Einsicht, des Rates, der Stärke, der Wissenschaft, der Frömmigkeit und der Furcht des Herrn, vgl. Jes 11,2–3). Sicher genießt Lodovico die Seligkeit des Paradieses, ist er doch sozusagen als Märtyrer gestorben: Trotz seines schlechten Gesundheitszustands hat er den Auftrag des Papstes übernommen, durch die Lösung einer schwierigen theologischen Streitfrage die Christenheit vor dem Zerfall zu retten, und ist schließlich den zwei Jahre währenden geistigen Anstrengungen erlegen (Bl. 19^{r}–21^{r}). Seine Beisetzung erfolgte in Rom, sein Tod in einem Jubeljahr, seine letzten Stunden waren vorbildlich, und er hinterlässt in Carlo Gaudenzio einen würdigen Nachfolger (Bl. 21^{r}–22^{r}).

Struktur und Funktion

Die Rede ist klar strukturiert: Auf eine einleitende Klage folgt ein umfangreicher Lobteil, der sich in einen Überblick über die Familie Madruzzo und ein thematisch organisiertes Lob Lodovicos gliedert; Trost wird eher implizit gegen Schluss gespendet. Wie die Trauerrede auf Eufemia Madruzzo (vgl. hier S. 285–286) versucht auch die vorliegende, dem Publikum die Größe der Madruzzo insgesamt vor Augen zu führen. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine zu Beginn des Familienabschnitts (Bl. 4^{v}–5^{r}) gemachte Unterscheidung zwischen an der antiken Tradition orientierter weltlicher Rhetorik, welche bei einem Todesfall auch die Familie des Verstorbenen behandeln dürfe, und geistlicher Rhetorik, welcher das eigentlich verboten sei. Der Redner rechnet seine Rede der zweiten Art zu, ignoriert dann

aber die Beschränkung unter Berufung auf die Usancen seiner Zeit (oder auf den Konsens seiner Vorredner?). Auf welche generische Dichotomie er sich bezieht, bleibt unklar.[2]

Rätsel

Die Rede gibt noch einige weitere Rätsel auf: Bei dem siebenarmigen Leuchter, mit dem Lodovico so ausführlich verglichen wird, handelt es sich um die in Ex 25,31–40, 37,17–24 und Num 8,1–4 beschriebene Menorah, doch ist diese im AT nirgends mit Edelsteinen verziert. Unbekannter Herkunft sind auch die Gleichungen, welche die einzelnen Edelsteine zu bestimmten Tugenden in Beziehung setzen, und der Tugendkatalog selbst, der weder an die drei christlichen noch an die vier platonischen Kardinaltugenden anknüpft. Auch der Gegenstand der wichtigen Streitfrage, mit deren Lösung Lodovico seine letzten Lebensjahre zugebracht haben soll, bleibt dunkel.

Panegyricus für Carlo Gaudenzio

Dasselbe obskure theologische Problem taucht auch (Bl. 14^{v}) in einem umfangreichen *Panegyricus* auf, den ebenfalls Inama zu Carlo Gaudenzio Madruzzos Ernennung zum Kardinal 1604 verfasste, im Rahmen der betreffenden Feierlichkeiten in dessen Anwesenheit (Bl. 6^{r}) hielt und zusammen mit einem Widmungsbrief an die Trientner Konsuln (Bl. 2^{r}–3^{r}), einem Epigramm eines Antonio Gesto auf ihn selbst (Bl. 3^{v}) und einer horazischen Ode auf Carlo Gaudenzio (Bl. 20^{r}) in Trient drucken ließ.

Aufbau, Inhalt

Inama geht von den Feiern aus, die gerade abgehalten werden, und kündigt gegen Ende der Einleitung (Bl. 6^{rv}) an, er werde seine Rede in drei Teile gliedern: einen ersten zur Kardinalswürde an sich, einen zweiten zu den Personen, durch die sie Carlo zuteil geworden sei, und einen dritten zu diesem selbst. Tatsächlich wird aber nur der erste Teil so gehalten wie angekündigt (Bl. 6^{v}–11^{r}). Im zweiten kommen Papst Clemens VIII. und Kaiser Rudolf II., auf deren Initiative hin Carlo zum Kardinal gewählt wurde, nur kurz zur Sprache, der Rest des Abschnitts ist dem Preis der Madruzzo und ihrer bedeutendsten Vertreter gewidmet (Bl. 11^{r}–15^{r}): Wieder wird die Konzeption des Textes umgebogen, um ein generelles Madruzzolob zu integrieren. Anscheinend hatten die Madruzzo einen ausgeprägten Familiensinn und ein entsprechendes Bedürfnis, bei jeder Gelegenheit kollektiv ins Rampenlicht zu treten. Im dritten Teil (Bl. 15^{r}–20^{r}), in den der zweite fließend übergeht, wechseln Lobeshymnen auf Carlo mit Bezeugungen der Freude, Dankbarkeit, Liebe und Ergebenheit ab, die der Redner in seinem eigenen wie im Namen aller Untertanen vorbringt.

2 Es kann sich nicht um den Unterschied zwischen Leichenrede und Leichenpredigt handeln, da letztere u.a. dadurch charakterisiert wird, dass der Redner ein Geistlicher ist (Eybl 2001, 145–146), was auf Inama ja nicht zutrifft.

Gattung

Die Rede ordnet sich durch ihren Titel selbst dem Genus des *Panegyricus*, d.h. der Festrede zu. Obwohl dieser Begriff verschwommen ist und bereits in der Antike synonym mit „Lobrede" gebraucht werden konnte, scheint Inama sich seiner ursprünglichen Bedeutung bewusst zu sein: Neben dem zu Feiernden werden auch die prunkvollen Festlichkeiten in Trient, in deren Rahmen die Rede vorgetragen wurde, häufig erwähnt und mit vielen Details wie Salutschüssen, Triumphpforten und *last not least* zahlreichen anderen Reden beschrieben. Öfters (Bl. 2^{v}, 4^{rv}, 5^{v}, 18^{v}) spricht Inama dabei aus der Perspektive der glücklichen Untertanen, einmal (Bl. 16^{v}) sogar in Form einer Prosopopoiie der *patria*.

Kardinalswürde

Die größte Sorgfalt hat Inama auf den ersten Teil seiner Rede verwandt, der bereits im Titel durch den Zusatz *satis accurata nec parum subtilis de sacrosancto cardinalium ordine* […] *commentatio* („recht genaue und ziemlich scharfsinnige […] Abhandlung über den hochheiligen Stand der Kardinäle") hervorgehoben wird. In diesem Abschnitt argumentiert er ‚wissenschaftlicher' und gelehrter als im Rest der Rede. So erläutert er auf Bl. 6^{v}–7^{r} die Etymologie des Wortes „Kardinal", was er auf Bl. 9^{r}–10^{r} wieder aufgreift, um eine Brücke zu den Kardinaltugenden zu schlagen, die in einem Exkurs diskutiert werden und deren Besitz den Kardinälen zugeschrieben wird. Auf Bl. 7^{rv} beweist er mit den Mitteln der Bibelexegese, dass die Kardinalswürde über dem Priestertum steht: Sie übertrifft dieses insofern an Alter und damit auch an Würde und Bedeutung, als die Kardinäle im NT durch die Apostel an sich präfiguriert sind, während das Priestertum erst beim letzten Abendmahl konstituiert wird. Auf Bl. 7^{v}–8^{r} versucht er, Kardinäle schon im Rom des 3. und 4. Jhs. nachzuweisen, und stützt sich dabei u.a. auf die *Konstantinische Schenkung*, deren Unechtheit eigentlich schon seit über 150 Jahren bewiesen war, was aber innerhalb der katholischen Kirche nur zögernd anerkannt wurde. Weitere Autoritäten, auf die er sich beruft, sind Augustinus und Petrus Damianus, ein Kirchenreformer und Schriftsteller des 11. Jhs. (Bl. 9^{v}–10^{r}, 10^{v}). Das Beweisziel seiner Argumentation ist freilich kein wissenschaftliches, sondern ein panegyrisches: Um Carlo Gaudenzio zu schmeicheln, will er demonstrieren, dass „Ehre und Erhabenheit der Kardinalswürde schlechthin unvergleichlich sind" (Bl. 8^{v}).

Rede von Guarinonius

Inamas *Panegyricus* lässt sich eine weitere Rede zur Seite stellen, welche Hippolytus Guarinonius (vgl. hier S. 564–576) zum selben Anlass im Auftrag der Trientner Ärzteschaft wahrscheinlich verfasste, sicher vortrug[3] und ebenfalls in Trient drucken ließ. Obwohl er nicht wie Inama im Namen der Gesamtbevölkerung des Bistums spricht (was er auf Bl. A2^{v} auch ausdrücklich erwähnt), gibt es im Inhalt

3 Der Titel nennt Guarinonius *perorator* – ein lexikographisch nicht erfasster Ausdruck, der sich aber nur auf den Vortrag der Rede beziehen kann. Dass Guarinonius sie auch verfasst hat, ist aufgrund seiner schriftstellerischen Begabung plausibel.

seiner Rede keinen Hinweis darauf, dass er eine spezielle Klientel vertritt. Vielmehr entsprechen die vier möglichen Gesichtspunkte, unter deen man laut Guarinonius den freudigen Anlass behandeln kann – die Kardinalswürde an sich, die hinter der Wahl stehende treibende Kraft, nämlich Carlos Tugend, der Verleiher der Würde, nämlich der Papst, und der Würdenträger, nämlich Carlo, und allgemeiner die drei Kardinäle aus dem Hause Madruzzo (Bl. A2^{v}–A3^{r}) – sachlich recht genau den drei Hauptthemen Inamas. Allerdings erklärt Guarinonius gleich im Anschluss an diese Aufzählung, nur die Kardinalswürde und die drei Madruzzo-Kardinäle behandeln zu wollen. Dementsprechend ist seine Rede kürzer und zugleich dichter als die Inamas. Was den ersten der zwei eben genannten Punkte betrifft, verzichtet der Redner auf gelehrte Deduktionen und kommt schnell zu folgender Einschätzung: Vergleicht und parallelisiert man geistliche und weltliche Würden, so entspricht die Kardinalswürde als zweithöchster Rang nach dem Pontifikat der Königswürde als zweithöchstem Rang nach dem Kaisertum, wobei man noch bedenken muss, dass die geistliche Hierarchie insgesamt höher steht als die weltliche (Bl. A3^{rv}). Das zweite Thema (Bl. A4^{r}–B4^{r}) gibt Guarinonius Gelegenheit, wiederum ein helles Licht auf die Familie Madruzzo zu werfen, wobei er sich allerdings wieder stärker konzentriert als Inama und nur Cristoforo, Lodovico und Carlo erwähnt. Auch das Verhältnis zwischen Carlo und seinen Untertanen kommt wie bei jenem zur Sprache (Bl. B3^{v}–B4^{r}). Der thematische Vergleich zwischen den beiden Ansprachen zeigt, wie beschränkt das sich aus dem Zusammenspiel von rhetorischer Tradition und konkretem Anlass ergebende thematische Material für einen Panegyriker sein konnte. Wenn er nicht ein Ausnahmetalent auf dem Gebiet der *inventio* („Themenfindung") war, lagen seine hauptsächlichen Wahlmöglichkeiten diesbezüglich in der Selektion und Anordnung der einzelnen sich ihm gleichsam von selbst aufdrängenden Punkte sowie in ihrer knapperen oder ausführlicheren Behandlung.

Sprachspiele

Während Guarinonius in inhaltlicher und dispositorischer Hinsicht nur solides Handwerk bietet, ist ein anderer Aspekt seiner Rede durchaus bemerkenswert und macht sie streckenweise zu einer vergnüglichen Lektüre, nämlich sein spielerischer Umgang mit der Sprache. So sind etwa Guarinonius' Etymologien viel phantasievoller als diejenigen Inamas: *Cardinalis* wird z.B. als *cardineus ales* (Bl. A3^{v}; „Vogel von eminenter Bedeutung"), d.h. als eine Art Engel auf Erden erklärt. Im Falle des Namens *Tridentum* (Trient) werden zunächst ältere Ableitungen, etwa vom *tridens* („Dreizack") Neptuns, zurückgewiesen, dann präsentiert Guarinonius seine eigene Herleitung von *trinum ornamentum* (Bl. B3^{v}–B4^{r}; „dreifacher Schmuck", gemeint sind die drei Kardinäle). Auch die namenssymbolischen Ausdeutungen von *Carolus*, die belegen sollen, dass die Vorsehung den zu Feiernden zu Großem bestimmt hat, können als kreativ gelten: Werden z.B. die einzelnen Silben rückwärts gelesen, so ergibt das *AC-OR-SU-L*, was sich als Abkürzung für *Accendet Orbem Summo*

Lumine (Bl. B2^{v}; „Er wird den Erdkreis mit strahlendstem Licht erhellen") interpretieren lässt.

Rede von Bocenago

Nur mehr hingewiesen sei darauf, dass sich zum selben Anlass hs. noch eine dritte Rede erhalten hat: Ioannes Petrus de Albertis de Bocenago gibt auf Bl. 47^{r}–57^{r} seiner „Notizen zur Geschichte Trients" (TMLF, Dip. 457/1) seine eigene *Oratio in assumptione ad cardinalatum* […] *Caroli Madrutii* („Rede zur Erhebung Carlo Madruzzos […] in den Kardinalsrang") wieder.

Rede auf Carlo Emanuele

Schließlich enthält der bereits besprochene Band Panegyrik für Carlo Gaudenzios Nachfolger Carlo Emanuele (vgl. hier S. 427–430) in seinem ersten Teil eine anonyme panegyrische Rede auf diesen. Nach Ausweis ihres Titels bezieht sie sich spezifisch auf die Verleihung der Titularbischofswürde (doch s.u.), ihr genauer Vortragskontext lässt sich aber nicht mehr rekonstruieren.

> Sie beginnt mit einer ausführlichen *captatio benevolentiae*, in welcher der Sprecher auf die mangelnde Vorbereitungszeit und seine eigene Unerfahrenheit verweist ([5]–[7]). Seine Frage an sich selbst, womit er denn beginnen solle, beantwortet er zunächst auf eine Art, die wir bereits zur Genüge kennen, nämlich mit einem ausführlichen Überblick über die wichtigsten Vertreter der Madruzzo ([7]–[13]). Danach wird Carlo Emanuele unter dem Gesichtspunkt seiner *prudentia* („Klugheit") gepriesen, was *de facto* auf eine kurze Nacherzählung seines Bildungswegs hinausläuft ([13]–[16]). Eine knappe Erwähnung seiner *pietas* („Frömmigkeit") leitet zum Schlussteil über, der der in Trient herrschenden Freude und den Hoffnungen gewidmet ist, welche die Aussicht auf ihn als Fürstbischof erweckt; die letzten Sätze versichern ihn der Ergebenheit des Trientner Jesuitenkollegs ([16]–[21]). Die einzige kurze Erwähnung seines Titularbischofssitzes Aureliopolis, der in der Form „Aureopolis" („Goldstadt") erscheint, dient nur als Aufhänger für einen Preis seiner künftigen Herrschaft über Trient als neues Goldenes Zeitalter ([17]–[19]).

Insgesamt schreitet die Rede somit zielbewusst und lehrbuchmäßig von der Herkunft und Vergangenheit Carlo Emanueles zur Gegenwart und weiter in die Zukunft voran. Die Konzentration auf die intellektuellen Qualitäten des Gefeierten entsprechen dessen akademischer Karriere (er war Doktor beider Rechte), diejenige auf seine Bedeutung für Trient den Interessen der Hörerschaft.

Verlorenes

Wahrscheinlich stehen die erhaltenen Texte wie schon in den vorangegangenen Epochen *pars pro toto* für eine viel größere Zahl von Trientner Bischofsreden. So ist etwa eine *laudatio* des Kanonikers Beltramo Pezzano zum Amtsantritt Carlo Gaudenzio Madruzzos bezeugt (vgl. Inamas *Panegyricus*, Bl. 19^{r}; Costa 1977, 164). Ob es sich bei einem *Elogium* des Druckers Carlo Zanetti auf den verstorbenen Carlo Emanuele Madruzzo (Tovazzi, Nr. 438) um eine Rede, ein Gedicht oder eine fiktive Grabinschrift gehandelt hat, ist nicht mehr zu eruieren.

zwei Reden von Guarinonius auf Zenn

Hippolytus Guarinonius trat nicht nur als Madruzzo-Panegyriker in Erscheinung, sondern verfasste auch zwei Reden zum Amtsantritt des Daniel Zenn als Bischof von Brixen im Jahr 1627, die sich auf Bl. 358^{r}–379^{r} und 379^{v}–389^{v} der Hs. ULBT, Cod. 110,4 erhalten haben (von der zweiten fehlt der Schluss, aber wohl nicht viel mehr).[4] Beide, die erste noch mehr als die zweite, geben sich durch viele, z.T. umfangreiche Streichungen und Ergänzungen am Rand als Entwürfe zu erkennen.

Anlass und Art des Vortrags

Der genaue Anlass scheint nur bei der zweiten Rede klar, die, wohl von Guarinonius selbst, im Rahmen des Festgottesdienstes zur Investitur des neuen Bischofs vorgetragen wurde (vgl. z.B. Bl. 380^{v}–381^{r}). Die erste Rede setzt dieses Ereignis ebenfalls voraus (vgl. etwa Bl. 360^{v} *Danieli nuper* […] *electo*, *nunc* […] *coronato*, „dem neulich […] gewählten, jetzt [mit der Mitra] gekrönten Daniel"), doch bittet Guarinonius Zenn in ihr, *ut absentem velut praesentem benigne admittas* (Bl. 360^{r}; „dass du mich Abwesenden gütig aufnimmst, als ob ich anwesend wäre"). Außerdem enthält sie mit mehreren *DANIEL*-Akrosticha (z.B. Bl. 358^{r}: *Deo Auspice Nuper In Episcopum Lecte*) sowie einem Chronogramm (Bl. 362^{v}) Elemente, die nur bei der Lektüre des schriftlichen Textes erkenn- und genießbar sind. Als Publikum werden in ihr zu Beginn Zenn selbst, die Mitglieder des Brixner Konsistoriums und „andere Zuhörer" genannt. Guarinonius hat sie anscheinend zu einem nicht näher bestimmbaren Anlass kurz nach der Investitur verfasst und zum öffentlichen Vortrag übersandt, muss aber wohl auch eine gedruckte Lesefassung geplant haben, die dann nicht zustande gekommen ist.

erste Rede

Die erste Rede steht unter dem nicht ganz klaren Titel *Danieli cunctis omnium votis noviter electo novum caelum irradiat* („Dem mit sämtlichen Stimmen aller neugewählten Daniel leuchtet ein neuer Himmel") und einem Motto aus Dan 2,48, das von der Gunst Nebukadnezars gegenüber dem biblischen Daniel spricht. Sie lässt sich etwa folgendermaßen resümieren:

> Neulich ist am Himmel das Gestirn von Zenns Vorgänger untergegangen. Ohne Untergang der einen kein Aufgang der anderen Sterne: Heute wendet man sich Zenn als der neuen Sonne zu (Bl. 358^{r}–360^{r}). Die Größe der Aufgabe und das erlauchte Publikum überwältigen den Redner, doch er nimmt sich zusammen und beginnt (Bl. 360^{r}–361^{v}). Daniel Zenn gleicht seinem Namensvetter aus dem AT (Bl. 362^{r}–363^{r}). Da sich glückliche Vorzeichen am Himmel zeigen, will der Redner die Himmelssphären erklären. Die Fixsternsphäre entspricht der Kirche (Bl. 363^{r}–365^{r}); die Bischöfe sind dabei den Sternen der ersten Größenklasse, aber auch dem Orion vergleichbar; weitere Stufen der kirchlichen Hierarchie entsprechen den Sternen der zweiten bis sechsten

4 KHUI 2,1, 46 verbucht Bl. 358^{r}–389^{v} als eine einzige Rede und ist auch sonst unpräzise.

Größenklasse. Zenn ist in der Sternhierarchie steil aufgestiegen (Bl. 365^{r}–368^{v}). Nun will der Redner die heidnische Interpretation des Tierkreises durch eine christliche ersetzen: Seine zwölf Zeichen entsprechen den zwölf Teilen des Credo (Bl. 368^{v}–372^{v}); man kann sie aber auch mit den zwölf Aposteln gleichsetzen (Bl. 372^{v}–373^{v}). Die fünf Himmelskreise (die beiden Polar- und Wendekreise sowie der Äquator) entsprechen den zehn Geboten (Bl. 373^{v}–374^{r}). Eine unsichtbare Sphäre jenseits der Fixsternsphäre bzw. ihr und aller Sphären bewegendes Prinzip symbolisieren Papst und Gott (Bl. 374^{rv}). Die sieben Planeten und ihre Sphären stellen verschiedene weltliche Reiche bzw. Personengruppen dar, der Mond etwa die gemeinen Gläubigen (Bl. 374^{v}–376^{r}). Sie sind der geistlichen Sphäre untergeordnet: So unterwirft sich auch der gute weltliche Herrscher dem Prinzipat der Geistlichkeit und prosperiert; der schlechte tut es nicht und geht zugrunde (Bl. 376^{r}–379^{r}). Mit einer Rekapitulation des Gesagten schließt die Rede (Bl. 379^{r}).

eine ungewöhnliche Festrede

Es handelt sich inhaltlich und strukturell um eines der ungewöhnlichsten Beispiele für panegyrische Rhetorik aus dem Tiroler Raum. Im Gegensatz zur üblichen Praxis tritt das Lob des zu Feiernden nach der Anfangspartie in den Hintergrund. Stattdessen wird eine (natürlich vom ptolemäischen Weltbild ausgehende) Allegorese des Weltalls gegeben, die nicht nur zu diesem Anlass unerwartet kommt, sondern auch für sich genommen einfallsreich und originell erscheint. Die Idee der Entsprechung zwischen himmlischen und irdischen Zuständen und Ereignissen sowie hieran anschließend die Allegorese des Himmelsgeschehens im Hinblick auf Irdisches sind an sich geläufige Prinzipien. Doch die Dichotomie Fixsternsphäre/Kirche vs. Planetensphären/weltlicher Bereich und die Interpretation der verschiedenen Größenklassen von Sternen, des Zodiakos, der Himmelskreise und der Planeten scheinen Guarinonius' eigene Erfindungen zu sein.

zweite Rede

Die zweite Rede, „Für Daniel, der mit der Krone der priesterlichen Majestät feierlich in sein Amt eingesetzt und eingeführt worden ist", ist konventioneller aufgebaut. Sie vergleicht zuerst das Warten der Gemeinde auf Zenn mit dem Warten auf das Einlaufen eines schwerbeladenen Handelsschiffs und kommt dann auf den aktuellen Anlass, Investitur und Festgottesdienst, zu sprechen (Bl. 379^{v}–381^{r}). Der Hauptteil zählt Zenns Tugenden und Leistungen auf (hervorragender Schüler in Hall, Studium in Dillingen und Ingolstadt, Eloquenz, Bau einer prächtigen Kirche in Krems,[5] Freundschaft mit Kaiser Ferdinand II.), die in seiner Wahl zum Bischof von Brixen kulminieren (Bl. 381^{r}–388^{r}); er orientiert sich dabei an der Biographie

5 Um welche Kirche es geht, ist unklar. Zenn war Pfarrer in Krems und bedachte die Wiener Kirche Maria am Gestade mit einer Stiftung (Gelmi 1984, 155). Hat Guarinonius diese beiden Informationen miteinander vermischt?

des zu Lobenden und greift so auf das gebräuchlichste Strukturprinzip des Personenenkomions zurück. Zum Schluss kehrt Guarinonius ringkompositorisch zur Zeremonie zurück und gibt einen Ausblick auf Zenns gewiss vorbildliche künftige Amtsführung (Bl. 388^{r}–389^{v}). Mit der ersten Rede gemeinsam sind der zweiten das Motto und der Rekurs auf das Firmament, das hier allerdings nicht mehr *in extenso* thematisiert wird, sondern die Rede in Form leitmotivischer Metaphorik durchzieht. Überhaupt arbeitet Guarinonius in dieser Rede stark mit Leitmotiven: So kehren das Motto aus Dan 2,48 und der Vergleich Daniel Zenns mit dem Daniel des AT öfters wieder (das Motto wird hier also stärker funktionalisiert als in der ersten Rede), und auch sein Vergleich mit einem Lastschiff und der seiner Tugenden mit dessen Fracht werden auf diese Art behandelt.

Abb. 68: Im Dom zu St. Jakob in Innsbruck errichtetes Trauergerüst für Erzherzog Maximilian III., Stich von Andreas Spängler.

pompöser Stil

Was die Ausdrucksseite der beiden Reden betrifft, so zeigt Guarinonius sich in ihnen, wie übrigens schon in derjenigen auf Carlo Gaudenzio Madruzzo, als Stilist von barocker Exuberanz, dessen Perioden ganze Seiten füllen können und der dem Pomp seiner offiziösen Rhetorik nicht selten die Klarheit des Ausdrucks opfert. Zahlreiche Randbemerkungen zeigen dabei, wie er bei der Überarbeitung seiner Entwürfe immer neue Nachgedanken und Nebensätze einschiebt, und gewähren so Einblick in die Genese dieses ausufernden Stils.

Pansa, Leichenreden

In den Jahren 1618 und 1619 verschieden innerhalb weniger Monate zwei bedeutende Mitglieder des Hauses Habsburg, am 2. 11. 1618 Erzherzog Maximilian III. der Deutschmeister, am 20. 3. 1619 Kaiser Matthias. Obwohl beide in Wien starben und bestattet wurden, fanden jeweils auch in Innsbruck, vermutlich in der Hofkirche, aufwendige Trauerfeierlichkeiten statt, im ersten Fall am 21. 12. 1618 (vgl. Abb. 68), im zweiten 30 Tage nach dem Tod (vgl. hier S. 285), also je nach Zählung am 18., 19. oder 20. 4. 1619. Beide Male wurde dabei derselbe Mann mit einer *oratio funebris* beauftragt, nämlich der Doktor beider Rechte Caspar Pansa aus Nürnberg (1585–1657). Pansa war 1610 nach Innsbruck gekommen und dort 1615

Regimentsrat der oberösterreichischen Regierung geworden, in welcher Funktion er u.a. die Bibliothek und die Sammlungen auf Schloss Ambras verwaltete (Šubarić 2001, 123–124). Dank seiner umfassenden Bildung und seiner umfangreichen rednerischen und schriftstellerischen Tätigkeit[6] war er für die Aufgabe, Maximilian und Matthias würdig zu betrauern, der gegebene Mann. Da beide Reden sich in vieler Hinsicht ähneln,[7] bietet es sich an, sie zusammenfassend-vergleichend zu behandeln.

Vergleich des Aufbaus

Der auffälligste Unterschied zwischen den zwei Texten betrifft ihren Aufbau: Die Rede auf Matthias beginnt mit einer Klage über die Grausamkeit des Schicksals und der Aufforderung, um den Kaiser zu trauern (1–12), erläutert dann seine Tugenden (12–31) und wünscht zum Schluss seinen Nachfolgern Glück und Segen (31–35). Sie orientiert sich also an der klassischen Dreiteilung in Klage, Lob und Trost und variiert diese nur insofern, als der Trost durch gute Wünsche für die Zukunft ersetzt wird. Dagegen ist die Rede auf Maximilian ausgesprochen unstrukturiert und ‚monodisch': Pansa springt in ihr dauernd zwischen Klage, Lob und Trost hin und her, verleiht seinem Text so außergewöhnliche emotionale Intensität (vgl. hierzu die Rede von Tommaso de Fatis auf seine Mutter, hier S. 290–292) und stürzt den Hörer in ein Wechselbad der Gefühle, bis dieser sich in einem abschließenden Gebet (25) trösten und beruhigen kann. Vermutlich hängt dieser Unterschied damit zusammen, dass der Deutschmeister als bei der Bevölkerung beliebter Landesherr den Tirolern näher stand als der im fernen Wien residierende Kaiser Matthias. Sein Tod wurde deshalb, worauf wiederholt hingewiesen wird (1–2, 9–10), als besonders schwerer Schlag empfunden, und das dürfte Pansa veranlasst haben, in seinem Falle kräftigere Töne anzuschlagen.

Gelehrsamkeit, Verseinlagen, Stil

In einer Reihe anderer Charakteristika stimmen die zwei Reden dagegen weitgehend überein (wobei allerdings die Klage um Maximilian jeweils stärker dazu tendiert, die Dinge auf die Spitze zu treiben). So breitet der gelehrte Pansa in beiden Fällen große Mengen von Bildungsgut aus. In der Matthiasrede zeigt er dabei eine auffällige Vorliebe für ägyptische Bräuche, besonders Bestattungssitten (13–14, 24, 31). In der Rede für Maximilian tauchen so entlegene Anspielungen auf wie die folgende (angesprochen werden die österreichischen Erzherzöge): *Vos Heleniones iam efflorescite*, *quorum medica vis et fragrantia nos in Angeronae*, *in Volupiae templum deducat* (24; „Erblüht nun, ihr Helenionen, deren Heilkraft und Duft uns in den Tempel der Angerona, der Volupia geleiten möge"). Volupia als römische Göttin

6 Von Pansas anderen Reden hatte mit Tirol nur noch eine 1617 in Innsbruck veröffentlichte, heute verlorene Rede über die Faktoren, die zur Erhaltung eines Staates beitragen, zu tun (vgl. den Katalog der BSB unter der Signatur 4 P.o. lat. 318 Beibd. 2 [Verlust]). Zu einem Lobgedicht auf Christoph Scheiner vgl. hier S. 557.

7 Zudem spricht Pansa zu Beginn der Rede auf Matthias (1) die enge zeitliche Nachbarschaft der beiden Todesfälle an.

des Vergnügens mag dem einen oder anderen Hörer noch geläufig gewesen sein, aber mit der schattenhaften, u.a. als Sorgenlöserin gedeuteten Angerona und dem sorgenvertreibenden Kraut Helenion, das er hier personalisiert und in ein neues Genus und eine neue Deklination überführt, dürfte Pansa das Vorwissen seines Publikums doch ein wenig überstrapaziert haben. Daneben manifestiert sich seine Gelehrsamkeit auch in einer Fülle von Zitaten, besonders in der Maximilianrede, wo neben Klassikern wie der Bibel, Homer, Vergil, Horaz, Ovid, Seneca, Plinius d.J. und Juvenal auch Schriftsteller wie Albinovanus Pedo und Ausonius herangezogen werden. Da viele dieser Zitate metrisch sind und Pansa außerdem immer wieder Verse unbekannter Herkunft (möglicherweise eigene) einflicht, gewinnen die Reden streckenweise den Charakter Menippeischer Satiren. Stilistisch fällt auf, dass Pansa kaum ciceronianische Perioden baut. Er bevorzugt vielmehr eine reihende Syntax, deren Sätze sich je nach Bedarf zu einzelnen Ausrufen, Sentenzen, Fragen und Antworten verkürzen oder aber durch– parataktische Anfügung weiterer Teilsätze verlängern lassen, in welch letzterem Falle sich oft ein weitgehender Parallelismus mit Anaphern, Assonanzen, Homoioteleuta und wachsenden Gliedern beobachten lässt. Man lese etwa folgende Passage über Matthias als Befrieder Deutschlands (22):

Quis ista omnia terricula sustulit, *nisi Matthiae imperatoris felicitas?*
Quis a nostris cervicibus ista pericula repulit, *nisi Matthiae imperatoris virtus?*
Quis illud turbidum et confusum rerum omnium chaos diremit,
nisi pia imperatoris Matthiae iustitia?

Wer hat alle diese Schrecken behoben,
wenn nicht des Kaisers Matthias glückhaftes Handeln?
Wer hat von unseren Nacken diese Gefahren fortgeschoben,
wenn nicht des Kaisers Matthias Tüchtigkeit?
Wer hat jenes aufgewühlte und verwirrte Durcheinander aller Dinge geordnet,
wenn nicht des Kaisers Matthias fromme Gerechtigkeit?

Pathosformeln

Solche Passagen sind keine funktionslose Künstelei, sondern dienen als stilistische Pathosformeln: Sie helfen mit, die Hörer aufzuwühlen, und steigern die emotionale Intensität der Reden.

Druck und Widmung

Beide Reden wollten offenbar nicht nur gehört, sondern auch gelesen werden und dabei auch durch ihre äußere Gestalt wirken: Sie sind sorgfältig und aufwendig gedruckt und weisen insbesondere zu Beginn jeweils eine prunkvolle Titulatur von vier (Maximilian) bzw. zwei Seiten (Matthias) auf.[8] Diese Titulaturen erfüllen

8 Nach der Rede folgen im Falle Maximilians drei Pansas Beredsamkeit preisende Distichen eines

zugleich die Funktion von Widmungsbriefen: Die Werke werden in ihnen jeweils noch lebenden Angehörigen des Hauses Habsburg dediziert, nämlich Kaiser Matthias und den Erzherzögen Ferdinand, Leopold und Karl bzw. Kaiser Ferdinand II. und den Erzherzögen Albrecht, Leopold und Karl. Den Habsburgern sollte auf diese Weise die Treue und Anhänglichkeit Tirols vor Augen geführt werden, womit im Falle der Rede für Maximilian sicher auch der Wunsch verbunden war, möglichst bald wieder einen Regenten zu bekommen und nicht wieder wie nach dem Tod Ferdinands II. 1595 ein mehrjähriges Interregnum durchmachen zu müssen.

Übungsreden von Jesuitenschülern

Die Schulrede ist in dieser Epoche durch eine einzelne Rede und ein größeres Corpus aus dem Innsbrucker Jesuitengymnasium repräsentiert. Im Gegensatz zu den Reden aus den *Scholastica Oenipontana* (vgl. hier S. 295–303) handelt es sich bei diesen Texten nicht um von Lehrern komponierte Festreden, sondern, ähnlich wie bei Küfners *Oratiuncula* (vgl. hier S. 292–295), um Übungen, die Schüler der Rhetorikklasse im Rahmen des regulären Unterrichtsbetriebs verfassten und vortrugen. Die Studienordnung der Jesuiten machte es jedem Rhetorikschüler zur Pflicht, pro Monat mindestens eine Rede zu verfassen, und sah verschiedene Gelegenheiten vor, diese vor der eigenen Klasse oder einer größeren Hörerschaft aus Lehrern und Schülern zu halten. Auch rhetorische Wettkämpfe wurden veranstaltet, wobei die Modalitäten (Rede und Gegenrede vor einem Schiedsrichter, anschließend Urteilsverkündung durch diesen) ungefähr denen des Wettstreits aus den *Scholastica* (vgl. hier S. 298–299) entsprachen.[9] Diese schulinternen Übungstexte sind in der Regel von geringerer Qualität als die für ein weiteres Publikum bestimmten Ansprachen zu schulischen und kirchlichen Feiern. Wie diese lassen sie sich in erster Linie dem panegyrischen Genos zuordnen (auch wenn dieses bei den Wettkämpfen einen gewissen gerichtlichen Einschlag erhält), wobei die meisten der zu lobenden oder allenfalls zu tadelnden Gegenstände in diesem Fall weltlicher Art sind. Die Reden ähneln denjenigen aus den *Scholastica* auch in ihren häufigen Zitaten aus antiken Gewährsleuten, welche „das gelehrte Wissen" der jungen Autoren, ein wichtiges Unterrichtsziel (Duhr 1896, 243), belegen sollen, mit dem einen Unterschied, dass hier öfter die in der Poesie- und der Rhetorikklasse intensiv gelesenen klassischen Dichter zitiert werden. In ihrer Gesamtheit bieten die Übungsreden eine schülerzentrierte, alltagsnahe Ergänzung zu den Festreden der vorangegangenen Epoche und tragen so zu einem umfassenderen Bild des jesuitischen Rhetorikunterrichts bei.

---

unbekannten P.M. (26), bei Matthias sechs vierzeilige Epigramme auf dessen Herrschaftsinsignien und ein Ellogium (35–40).

9 Vgl. die einleitenden Notizen zu den gleich zu besprechenden Wettkampfreden aus dem Corpus des Andreas Castner ([79], [84]). Im Allgemeinen s. Duhr 1896, 243–249.

Oratio de Fortuna

In einem Aktenbündel „Tiroler Historiker 16./17. Jh." des TLA findet sich eine kurze anonyme „Rede über die Schicksalsgöttin". Der redundante und schablonenhafte Text ist nicht genauer datierbar – er könnte grundsätzlich auch vor 1595 entstanden sein –, und dass er dem jesuitischen Unterrichtsbetrieb entstammt, ist nur eine plausible Vermutung. Er reiht nach einleitender Bescheidenheitstopik und allgemeinen Bemerkungen zur Macht der Fortuna (Bl. 1^{r}) zuerst antike und mittelalterliche Beispiele für Personen, die dank ihrer Hilfe steil aufgestiegen sind (Bl. 1^{r}–2^{v}), dann solche für tief Gefallene aneinander (Bl. 2^{v}–4^{r}) und schließt mit einer Ermahnung zum geduldigen Ertragen allfälliger Schicksalsschläge (Bl. 4^{r}). Damit weist er dieselbe Zweiteilung des Hauptteils auf, die schon bei den Reden der *Scholastica Oenipontana* zu beobachten war.

Reden Andreas Castners

Gleich sechs Übungsreden, davon allerdings eine unvollständige, enthält das bereits besprochene (vgl. hier S. 400) Schulheft des Andreas Castner, der 1607/08 bei den Innsbrucker Jesuiten die Rhetorikklasse besuchte. Abgesehen von einer griechischen Weihnachtsrede ([25]–[29]), die er dem Titel nach am 26. 12. 1607 vorgetragen hat und die in Thematik, Kürze, Schlichtheit und Fehlerhaftigkeit recht genau ihrem Gegenstück aus den *Scholastica* (vgl. hier S. 302–303) entspricht, handelt es sich um lat. Lobreden, von denen zwei für sich stehen, drei ursprünglich im Rahmen rhetorischer Wettkämpfe gehalten wurden.

Oratio pro oratione

Die beiden selbständig gehaltenen Reden sind recht unterschiedlich. Die *Oratio pro oratione* („Rede für das Gebet"; [57]–[59]) ist ein kurz gefasster Preis des Gebets als Königsweg zu Gott, der in eine Aufforderung an die Hörer mündet, fleißig zu beten. Durch ihre geistliche Thematik schließt sie sich der griechischen Weihnachtsrede an und fällt etwas aus dem Rahmen der übrigen lat. Reden, in denen es primär um weltliche Dinge geht. Das Wortspiel im Titel, das die Verwandtschaft zwischen Beredsamkeit und Gespräch mit Gott und damit zwischen weltlichem Wissen und geistlichem Nutzen zu betonen scheint, könnte jedoch gerade dazu dienen, die enge Beziehung zu betonen, die zwischen diesen beiden Aspekten des jesuitischen Unterrichts besteht.

De laudibus Tirolis

Vergleichsweise ausführlich ist dagegen die „Rede über das Lob Tirols" (*De laudibus Tirolis oratio*; [68]–[76]). Castner gibt sich in ihr zu Beginn überwältigt von der Fülle des Lobenswerten, die ihm die zunächst für leicht gehaltene Aufgabe fast unmöglich zu machen scheint, und appelliert an das Wohlwollen seiner Zuhörer. Tirol stellt in seinen Augen die *nobilissima Germaniae portiuncula* („edelstes Teilchen Deutschlands") dar, ja es ist allen anderen Gegenden der Erde vorzuziehen ([68]–[70]). Er preist ohne strenge Ordnung seine natürlichen Vorzüge (gemäßigtes Klima, Berge als natürlicher Schutzwall) und Güter (Getreide, Holz, Vieh, Fische, Wein, Salz, Edelmetalle, Jagdwild) sowie seine Städte und die dort tätige Gesellschaft Jesu selbst ([70]–[74]). Den Kulminationspunkt bildet ein Lob von Tirols

guten und frommen Fürsten sowie seiner katholischen Frömmigkeit ([74]–[75]). Die Rede schließt mit einer Seligpreisung der Tiroler und einem Gebet für ihr Seelenheil ([75]–[76]). Sie ist durchaus sinnvoll, aber zwanglos disponiert und setzt, um die Hörer zu überzeugen, in erster Linie auf *varietas* („Abwechslung"). Der Redner ist sich dabei durchaus der Schwierigkeiten bewusst, die ihm aus der besonderen Kommunikationssituation erwachsen: Ein Land vor dessen eigenen Bewohnern zu loben mag leicht erscheinen, doch gerade aufgrund des unkritischen Publikums setzt man sich schnell dem Vorwurf der Schönrednerei und Schmeichelei aus. Zweimal spricht Castner dieses Problem an und verteidigt sich, indem er seine Wahrheitsliebe beteuert und das Publikum auffordert, seine Aussagen anhand der eigenen Erfahrung zu verifizieren ([68], [71]). Mit diesem Punkt, d.h. mit dem von Redner und Hörern geteilten *amor patriae* ([68]; „Vaterlandsliebe"), hängt auch das mentalitätsgeschichtliche Interesse der Rede zusammen: Sie stellt einen guten Beleg für den Regionalpatriotismus der Frühen Neuzeit dar und zeigt uns insbesondere das Tirolbild späterer Jahrhunderte *in statu nascendi*: Sowohl die Vorstellung vom Land im Gebirg als auch die vom Heiligen Land Tirol finden sich in ihr bereits vorgeprägt. Wenn am Schluss das Gebirge, das zuvor nur als Wirtschaftsfaktor und in seiner Schutzfunktion erwähnt wurde, zwar noch nicht wie später als ästhetisches Objekt, dafür aber implizit als Weg zu Gott erscheint, so führt dies die beiden eben genannten Vorstellungen elegant zusammen: Das abschließende Gebet gipfelt in dem Wunsch, dass die frommen Tiroler nach ihrem Tod *ex his montibus ad aeternos caeli montes subleventur* ([76]; „von diesen Bergen hier zu den ewigen Bergen des Himmels erhoben werden mögen").

Redewettkämpfe

In den beiden Redewettkämpfen, die uns Castners Schulheft bezeugt, geht es einmal darum, ob Katzen oder Hunden der Vorzug gebühre, einmal wird für und gegen die Musik gesprochen. Aus jenem Agon – er wurde am 27. 8. 1608 ausgetragen, wobei anscheinend ein Abraham Roh als Schiedsrichter fungierte[10] – ist die Rede für die Hunde erhalten ([79]–[84]), die auf eine offenbar zuvor für die Katzen gehaltene antwortet, aus diesem (17. 1. 1609, vgl. hier S. 298–299 und 476) die Rede für und die ersten Sätze der Rede gegen die Musik ([84]–[89]; welchen Part Castner vertrat, ist unklar). Interessanter als die Musikrede, die hauptsächlich den Topos von der psychagogischen Wirkung der Musik variiert, ist die Rede für die Hunde. Sie ist, wie etwa die Prosopopoiie der Hunde gegen Schluss ([83]) zeigt, rhetorisch recht einfallsreich gestaltet und demonstriert Castners kulturgeschichtliches Wissen mit Ausführungen über Götter und Hunde in der Antike, den Einsatz von Hunden in Schlachten, Hunde in der Heiligen Schrift und andere ähnlich entlegene Themen ([80]–[81]). Seine abwertenden Bemerkungen über die Katzen,

10 Vgl. die Notiz *I.* – d.h. wohl *Iudice – Abrahamo ROH* ([79]).

die ein kürzeres Gegenstück zu seinem Hundepreis darstellen, gewähren zudem Einblicke in den zeitgenössischen Aberglauben ([82]):

> *Dominis (ut vera fama fert) insidiantur quotidie, et nisi a canibus defenderentur, saepissime felium insidiis interimerentur. Mutantur nonnumquam in sagas, scintillant noctu oculi et cauda quasi flammas evomit.*
>
> Sie lauern, wie der Volksmund zu Recht behauptet, täglich ihren Herren auf, und wenn diese nicht von den Hunden verteidigt würden, kämen sie sehr häufig durch die Anschläge der Katzen ums Leben. Sie verwandeln sich mitunter in Hexen, nachts funkeln ihre Augen und der Schwanz speit sozusagen Flammen.[11]

Auffällig ist in beiden Redewettkämpfen, wie rüde mit dem Gegner umgesprungen wird. Wiederholt wird ihm nicht nur die rhetorische Kompetenz abgesprochen, er wird auch als Mensch der Lächerlichkeit preisgegeben. Die folgende Passage vom Beginn der Hunderede ist typisch für den Stil der Polemik ([79]; vgl. auch [82], [88]–[89]):

> *O stupidum, o insulsum, o monstrum ignorantiae, o rudem plane rabulam, ut glocitando, crocitando mugiendoque catos absque ullo fructu defendit! Imo visum huic idem quod nonnullis stupidis contigit dubitantibus num nocti praeferenda sit dies.*
>
> O der Narr, der Geschmacklose, das Ungeheuer an Unwissenheit, der völlig ungebildete Schwätzer, wie er gackernd, krächzend und muhend die Katzen verteidigt hat, ohne damit auch nur das Geringste zu erreichen! Vielmehr war er derselben Meinung wie einige Narren, die zweifelten, ob der Nacht der Tag vorzuziehen sei!.

Wird hier bewusst der Ton mancher im Unterricht durchgenommener Ciceroreden imitiert, oder haben wir es mit Auswüchsen des agonalen Prinzips zu tun, das sich die Jesuiten so gerne zu pädagogisch-didaktischen Zwecken zunutze machten (Duhr 1896, 58–64)?

11 Vgl. auch [81] über Katzen als Begleiterinnen von Hexen; Güntert 1932, 1117–1118. Die sonst anscheinend nicht belegte Vorstellung vom Flammen speienden Schwanz dürfte darauf zurückgehen, dass Katzenfell sich leicht elektrostatisch auflädt und dann im Dunkeln Funken sprühen kann. Zur Stellung der Jesuiten zum Hexenglauben s. Duhr 1907–1913, Bd. 1, 731–754 und 2,2, 481–533.

Lav Šubarić

Geschichtsschreibung

Überblick

In der Geschichte der Tiroler Historiographie gilt die erste Hälfte des 17. Jhs. gewissermaßen als Goldenes Zeitalter. Innerhalb einer Generation verfassten Marx Sittich von Wolkenstein (1563–1620), Jakob Andrä von Brandis (1569–1629) und Matthias Burgklechner (1573–1642) ihre großen Entwürfe der Landesgeschichte. Dieser deutschsprachigen, ständischen Geschichtsschreibung stehen in der lat. Literatur dieser Periode einerseits einzelne Universalgeschichten, antiquarische Studien und dynastische Geschichtswerke, andererseits eine große Fülle an Ordens- und Klostergeschichten gegenüber.

Burgklechner

Matthias Burgklechner stammte aus einer Beamtenfamilie, die 1594 in den Adelsstand erhoben wurde. Nach dem Philosophiestudium in Ingolstadt, dem Jusstudium in Padua und einer kurzen Tätigkeit am Reichskammergericht in Speyer begann seine Karriere in der Tiroler Landesverwaltung, wo er zum Vizekanzler des Regiments aufstieg. Burgklechners Tätigkeit als Historiograph und Kartograph steht in engem Zusammenhang mit seinen Aufgaben in der Landesverwaltung, durch die er ständig mit Fragen der historisch verbrieften Rechte und Grenzen befasst war, ausgedehnte Reisen unternahm und freien Zugang zu Archiven hatte. Seine 1608–1636 auf Deutsch verfasste, bis heute nicht gedruckte monumentale Darstellung der Topographie und der Geschichte Tirols, betitelt *Tyrolischer Adler*, stellt einen der wichtigsten Meilensteine der Tiroler Historiographie dar (vgl. Rangger 1906–1907; Hochenegg/Hochenegg 1975, 416–423).

Thesaurus historiarum

Die frühen lat. historiographischen Schriften Burgklechners haben einen ganz anderen Charakter als sein späteres deutschsprachiges Hauptwerk. 1602 und 1604 veröffentlichte er in Innsbruck die ersten zwei Bände seines universalgeschichtlichen *Thesaurus historiarum* („Schatzkammer der Geschichte"). Der erste Band ist Kaiser Rudolf II. gewidmet, der zweite Maximilian dem Deutschmeister. Von 16 geplanten Bänden konnte Burgklechner letztlich nur diese beiden veröffentlichen. Der dritte Band, den er im Vorwort des zweiten als schon abgeschlossen und druckfertig bezeichnet, wurde nie gedruckt und gilt heute als verschollen.

Aufbau

In seinem Werk wollte Burgklechner die Geschichte von Christi Geburt bis in die jüngste Vergangenheit nach einem festen Schema behandeln, wobei er jedem Jahrhundert einen Band zu widmen plante. Jeden Band teilte er in sechs Bücher ein: Im ersten werden die Viten aller Päpste des jeweiligen Jahrhunderts vorgestellt (beginnend mit Jesus und Petrus im ersten Band), im zweiten die der Kaiser, im

dritten Biographien und Werke von bedeutenden Schriftstellern, im vierten Häresien, im fünften Konzilien, während das sechste eine Chronik der wichtigsten Ereignisse bietet, eingebettet in eine Liste der römischen Konsuln.

Charakteristik

Für sein Werk waren Burgklechner die zwischen 1588 und 1593 erschienenen *Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198* („Kirchliche Annalen von der Geburt Christi bis zum Jahr 1198") des Kardinals Caesar Baronius (1538–1607) Inspiration und Vorbild. In seinem für seine Epoche typischen Abrücken von den Ansprüchen der humanistischen Geschichtsschreibung drängt Burgklechner die stilistische Durchformung des Stoffes zugunsten schematischer Übersichtlichkeit zurück und erhebt den Anspruch, *simplici quidem stylo*, *syncera tamen fide* (Bl. [VI]^{v}; „zwar in einem einfachen Stil, aber im reinen Glauben") zu schreiben. Seine Kompilation, in der die inhaltlichen Zusammenhänge vielfach zerrissen werden, verzichtet weitgehend auf eine Interpretation der Geschichte. Seine gegenreformatorische Position tritt, abgesehen von expliziten Äußerungen im Vorwort, v.a. durch die auf die zentrale Rolle des Papsttums gerichtete Auswahl und Anordnung des Materials zutage.

Quellen

Die Vielzahl an antiken Quellen, die Burgklechner für sein Werk ausgewertet hat, zeugt von seinem Vollständigkeitsanspruch und seinem großen Sammlerfleiß, der sich später bei der Ausarbeitung des *Tyrolischen Adlers* noch steigern sollte, und verleiht dem *Thesaurus* einen gewissen Wert als Materialsammlung. Die Darstellung orientiert sich inhaltlich neben Baronius v.a. an Johannes Cuspinianus (1473–1529). Weiters werden von den Autoren des 16. und 17. Jhs. Hieronymus Osorius (1506–1580), Benedictus Pererius (1535–1610) und Robert Bellarmin (1542–1621) herangezogen.

Nies

Antiquarische Untersuchungen, die im 18. Jh. im Kreis um Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–752) zur Blüte kommen werden, sind in dieser Zeit noch selten. Neben Burgklechners *Thesaurus*, der sich auch mit der Antike beschäftigte, ist hier nur eine Hs. des Jesuiten Johannes Nies (1583–1634) zu nennen. In diesem Werklein mit dem Titel *Capita sex de antiquitatibus Romanorum* („Sechs Kapitel über die römischen Altertümer"; Fiecht, Cod. 187,5, 1–19), das wohl in Zusammenhang mit seinen Unterrichtspflichten am Haller Jesuitengymnasium entstand, befasste er sich mit den römischen Maßen, Gastmählern und Begräbnissen sowie mit dem sagenhaften Ursprung der Römer und ihrer Zeitrechnung.

Franciscus Guillimannus

Franciscus Guillimannus (um 1565/70–1612) stammte aus Freiburg i.B. und widmete sich nach seiner Ausbildung bei den Jesuiten in Dillingen und Paris zunächst v.a. der Erforschung der Schweizer Geschichte, die er in Abgrenzung zu jüngeren protestantischen Arbeiten aus dezidiert katholischem Blickwinkel darstellte. Nach der negativen Aufnahme seiner *De rebus Helveticis* […] *libri quinque* („Fünf Bücher […] über Schweizer Geschichte"; Fribourg 1598) wandte er sich unter-

stützt von Kaiser Rudolf II. der Geschichte der Habsburger zu. Er publizierte 1605 in Mailand *Habsburgiaca* („Habsburgisches") und wurde 1606 von Maximilian dem Deutschmeister zum Professor für Geschichte an der Universität Freiburg i.B. ernannt. Eine Einladung durch den Landesherrn nach Innsbruck nutzte er 1609 für intensive Studien in der Bibliothek von Schloss Ambras, und auch in den folgenden Jahren kam es zu weiteren Forschungsaufenthalten in Tirol. In eine Reihe kleinerer Schriften, die hier nicht im Detail behandelt werden können, sind wohl auch Ergebnisse dieser Recherchen eingeflossen.

Guillimannus/ Windeck, Habsburgergeschichte

Sein großes Vorhaben einer umfassenden Habsburgergeschichte konnte Guillimannus nicht mehr selbst abschließen (Gassler 1783; ADB 10, 107–111). Mit der Fertigstellung des Werkes wurde der Freiburger Theologe Paul Windeck († 1620) betraut. Er konnte dem Landesfürsten 1617 zwei dickleibige, unpaginierte Folianten mit dem Titel *De principum Habsburgi-Austriacorum vita*, *moribus*, *rebus gestis*, *coniugiis*, *liberis et variis dominiis acquisitis* („Über das Leben, die Sitten, die Taten, die Ehen, die Kinder und die verschiedenen Besitztümer der habsburgisch-österreichischen Fürsten"; TLMF, Dip. 1349–1350) überreichen. Zu einem Druck, der wohl angedacht war, ist es offenbar nicht mehr gekommen.

> Der erste Band ist nach einer Widmung an den Deutschmeister und einigen Stammtafeln (S. A–K) in 21 Bücher eingeteilt; die Bücher gliedern sich ihrerseits in Kapitel, die jeweils bestimmten Mitgliedern der Familie Habsburg gewidmet sind. Inhaltlich umfasst der erste Band die Zeit von Rudolf I. bis zu Sigmund dem Münzreichen. Der zweite Band, für den Windeck allein verantwortlich zeichnet, ist in fünf Teile gegliedert, setzt aber zugleich die Buchzählung des ersten Bandes von Buch 22 bis Buch 31 fort. Der erste Teil behandelt die jüngeren österreichischen Erzherzöge von Maximilian I. bis Ferdinand II. Der zweite ist den Frauen der Habsburger gewidmet und stellt damit auch einen gewichtigen Nachtrag zum ersten Band dar. Im dritten werden speziell diejenigen Habsburgerinnen präsentiert, die mit mächtigen Männern verheiratet werden konnten. Im vierten werden die verschiedenen Besitzansprüche der Habsburger nach Ländern und Regionen geordnet dargestellt, während der fünfte zunächst ihre Macht in der Neuen Welt in den Blick nimmt, um abschließend ihr Reich mit dem der Osmanen zu vergleichen.

Tendenz

Im Gegensatz zu anderen Historikern, die sich mit der Geschichte der Habsburger beschäftigten, führte Guillimannus das Geschlecht nicht auf die römische oder gar trojanische Zeit zurück, sondern verortete seinen Ursprung als erster, im Wesentlichen historisch korrekt, im Aargau. Auch wenn sein zeitlicher Ansatz mit dem 7. Jh. um mehrere Jahrhunderte zu früh liegt, holte er die Habsburger damit aus dem mythischen in den geschichtlichen Raum und vollbrachte eine bahnbrechende Leistung, mit der er nicht nur bei Zeitgenossen, sondern auch noch wesentlich spä-

ter Anstoß erregte.[1] Dass er die Dynastie damit jedoch nicht etwa angreifen wollte, sondern vielmehr durchaus habsburgfreundlich gesinnt war, zeigt etwa die folgende Passage aus dem Proömium (Bl. [1]^{r}):

> *Sed animi fallor aut nulla omnino familia fuit, in qua plura omni tempore virtutum omnium exempla atque testimonia et e contrario pauciora vitia fuerunt, ut in incerto reliquisse principes Habsburgi-Austriaci videantur iustius tot et tanta regna, provincias et imperia promeruerint an gloriosius administrarint; tot adeo fortitudinis et temperantiae, benignitatis ac moderationis, clementiae et aequitatis, iustitiae atque sapientiae documenta praestiterunt et ante omnia religionis et pietatis.*
>
> Doch entweder ich täusche mich oder es gab niemals eine Familie, in der es zu allen Zeiten mehr Beispiele und Zeugnisse für alle Tugenden und auf der anderen Seite weniger Laster gegeben hat, so dass man sich nicht sicher sein kann, ob sich die österreichischen Habsburger mit größerem Recht so viele und so große Reiche, Länder und Herrschaften verdient oder sie mit größerer Ehre verwaltet haben: So viele Beweise ihrer Tapferkeit und Mäßigung, ihrer Wohltätigkeit und Beherrschtheit, ihrer Milde und Ausgewogenheit, ihrer Gerechtigkeit und Weisheit haben sie geliefert, v.a. aber ihrer Religiosität und Frömmigkeit.

Lequile

Der 1604 unter dem Namen Donatus Maria Tafuri geborene Franziskaner Diego Lequile nannte sich so nach seinem Geburtsort, dem Städtchen Lequile in Apulien. Mit der Zeit erarbeitete er sich einen beachtlichen Ruf als Prediger. Sein Lebensweg führte ihn über die Stationen Bari, Rom, Bergamo, Mantua und Genua 1651 auch nach Innsbruck, wo ihn Erzherzog Ferdinand Karl an seinen Hof berief. Hier diente er acht Jahre lang als italienischer Hofprediger, Beichtvater der Erzherzogin Anna, Hofkaplan und Haustheologe, aber auch als erzherzoglicher Geheimrat, Hofhistoriograph, Librettist und Dichter in italienischer Sprache. Der Erzherzog protegierte ihn gegen Disziplinierungsversuche, welche die Tiroler Ordensoberen wegen seines nach ihrer Ansicht skandalösen Lebenswandels unternahmen. Lequile stand auch in der Gunst Kaiser Ferdinands III., der ihn 1653 sogar zum Titularbischof ernannte. Als er 1658 in Ungnade fiel und die ihm befohlene Abreise nach Rom verzögern wollte, wurde er vom Tiroler Provinzial kurzerhand

1 Für Tirol zeigt dies etwa eine Hs. mit dem Titel *Antiquo-Habsburgum seu Avendum contra Guillimannum et quosvis, etiam neotericos, authores vindicatum* („Alt-Habsburg oder Remiremont gegen Guillimannus und alle möglichen Autoren, auch solche neueren Datums, in Schutz genommen"; OFM PA, Cod. 1057/4), die vom Beginn des 18. Jhs. stammen dürfte. Der anonyme Autor attackiert Guillimannus scharf und versucht mit Remiremont in den Vogesen und St. Trudpert im Schwarzwald zwei oberrheinische Orte, die dieser ausgeschlossen hatte, mit den Habsburgern in Verbindung zu bringen.

aus dem Innsbrucker Konvent geworfen. Letztendlich gab eine Weisung von Erzherzog Sigmund Franz den Ausschlag, dass Lequile 1659 nach Rom abreiste. Dort lebte er bis zu seinem Tod 1673 und veröffentlichte weitere Werke zur Geschichte des Franziskanerordens. Lequile war ein sehr produktiver Autor, der sich auf den Gebieten der Predigt, Theologie, Dichtung, Panegyrik, Theater und Geschichtsschreibung betätigte.[2] Im Folgenden werden nur die in Tirol entstandenen lat. Geschichtswerke vorgestellt.

Anthippolithus

Lequiles erstes Werk im Dienste der habsburgischen Geschichtspropaganda war der 1652 unter einem Pseudonym veröffentlichte *Anthippolithus seu calamus apologeticus* („Anthippolithus oder apologetische Feder"), eine Polemik gegen den berüchtigten Hippolytus a Lapide. Unter diesem Pseudonym hatte Bogislaw Philipp von Chemnitz (1605–1678), ein deutscher Jurist in schwedischen Diensten, zwischen 1640 und 1646 seine *Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico* („Abhandlung über Staatsräson in unserem römisch-deutschen Reich")[3] veröffentlicht. Die *Dissertatio*, eine der bedeutendsten staatsrechtlichen Schriften des 17. Jhs., ist ein systematisches, auf historischen Argumenten fußendes Plädoyer für die Neuverteilung der Macht im Reich und gleichzeitig eine in äußerst gehässigem Ton gehaltene Generalabrechnung mit den Habsburgern und ihrem Anspruch auf die Kaiserkrone. Die Schrift, welche sich im Dreißigjährigen Krieg während der Vorbereitungen für einen Friedensschluss rasch verbreitete, hatte enorme propagandistische Wirkung und provozierte eine Reihe heftiger Stellungnahmen, u.a eben vom neuen Innsbrucker Hofprediger. Lequile schrieb seine Replik unter dem Namen David Fratuscus. Während sich Fratuscus auf seinen Stand (*frater*, d.h. Ordensgeistlicher) und seine Herkunft (*Tuscus*, Etrusker, d.h. Italiener) bezieht, steht der Name *David* für seine Aufgabe, den neuen deutschen Goliath zur Strecke zu bringen, wofür er, dem biblischen David gleich, im Vertrauen auf Gott fünf Steine, nämlich fünf Invektiven, vorbereitet. Lequile greift mit ihnen Aspekte der gegnerischen Schrift an: Frontispiz (vgl. Abb. 69 und Abb. 70) und Titel, Schmähungen gegen die Habsburger, die Vorstellung, dass die Kurfürsten bei der Kaiserwahl völlige Freiheit hätten, Hippolytus' Verstöße gegen die historische Wahrheit und seine Polemik gegen die erzherzogliche Würde des österreichischen Hauses. Während Lequile seinen Gegner in der Tonschärfe mühelos überbietet (dass er ihn einen Hund schimpft, gehört noch zu seinen milderen Ausdrücken), kommt er ihm weder an

2 Eine autobiographische Skizze Lequiles mit einem kommentierten Schriftenverzeichnis enthält der zweite Band seiner *Hierarchia Franciscana*, Rom 1664, 549–556. Wichtige Informationen über sein Wirken in Tirol finden sich im Schwazer Franziskanerkloster (z.B. OFM SW, Cod. 3, 19 und 25).

3 Die erste Ausgabe, ohne Drucker- und Ortsangabe, trägt die Jahreszahl 1640, was jedoch bewusst in die Irre führen könnte.

Abb. 69: Frontispiz der *Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico* des Hippolytus a Lapide.

Abb. 70: Frontispiz des *Anthippolithus seu calamus apologeticus* des Diego Lequile von 1652.

argumentativer Stringenz noch an historischer Fundierung seiner Beweisführung auch nur nahe.

Festiva receptio

Am 3. November 1655 wurde der Innsbrucker Hof unerwartet Zeuge eines bedeutenden Ereignisses. Christine von Schweden, die auf ihre Krone verzichtet hatte und sich auf der Reise nach Rom befand, konvertierte in Innsbruck öffentlich zum Katholizismus, nachdem sie es heimlich schon zuvor getan hatte. Während der zwei Tage, die der Bekehrungszeremonie folgten, verfasste Lequile seinen Bericht darüber: die *Festiva receptio virginis Christinae Suetorum*, *Gothorum*, *Wandalorum reginae in hac celebri Oeniponti provinciae Tirolis urbe* („Feierlicher Empfang der Jungfrau Christine, Königin der Schweden, Goten und Vandalen in Innsbruck, dieser berühmten Stadt des Landes Tirol"; Innsbruck 1655; vgl. Pertoll 2003). Das kurze Werk (insgesamt 75 Seiten) erzählt die Ereignisse von der Planung der Ankunft Christines in Tirol bis zu ihrer Abreise detailliert nach und liefert auch Abschriften etlicher im Zusammenhang mit der Konversion stehender Briefe und Ansprachen. Noch im selben Jahr wurde eine zweite, leicht erweiterte Ausgabe veröffentlicht.

Lequiles Werk stellt einen der besten und wichtigsten Augenzeugenberichte über dieses Ereignis dar, das ganz Europa in Staunen versetzte (s. Schaffenrath 2004).

Pietas Austriaca

Lequiles Hauptwerk ist unter mehreren Bezeichnungen bekannt, so z.B. *Pietas Austriaca* („Österreichische Frömmigkeit"), *De rebus Austriacis* („Österreichische Angelegenheiten"), *Domus Austriaca* („Haus Österreich") oder *Collectanea de omnibus Austriis rebus* („Sammlung, alles Österreichische betreffend"). Dies resultiert daraus, dass der Autor den Titel im Laufe der Zeit mehrfach änderte und die einzelnen Bände mehrere Titelblätter haben. Der Haupttitel der ersten Auflage des ersten Bandes lautete schließlich *Pietas Austriaca septies sibi fortuna ac totidem suae fortunata posteritati* („Österreichische Frömmigkeit, siebenfaches Glück für sich selbst und genauso oft für ihre Nachkommenschaft gesegnet"). Ursprünglich waren von Lequile sieben jeweils einem Habsburgerfürsten gewidmete Bände vorgesehen, die verschiedene Aspekte des Hauses Österreich behandeln sollten: Abstammung, eingegangene Ehen, Besitztümer, Recht auf die Kaiserkrone, Titel, Tugenden und schließlich Treue zum katholischen Glauben. Der zentrale Gedanke des Werkes lässt sich folgendermaßen umschreiben: Die Habsburger verdanken all ihr Glück ausschließlich ihrer *pietas* (vgl. Coreth 1950, 36–38 und 1982). Zum Druck gelangten nur die zwei ersten, der Genealogie gewidmeten Bände, deren Aufbau außerordentlich verwirrend und unsystematisch ist.

Teil 1

Der erste Teil, 1655 in Innsbruck veröffentlicht, ist Kaiser Ferdinand III. gewidmet. Nach einer ausführlichen Erklärung zweier allegorischer Kupferstiche und einer Verteidigung der symbolträchtigen Zahl sieben, die für die Einteilung des Werkes gewählt wurde, widmet sich Lequile in elf Kapiteln, die wiederum vielfach unterteilt werden, der habsburgischen Genealogie. Zuerst untersucht er verschiedene Herkunftstheorien, die den Ursprung der Familie bei den Trojanern, den Franken, den Schwaben oder den Römern suchen (s. MIÖG 55, 171–245). Als Italiener entscheidet er sich für eine Abstammung vom Trojaner Aeneas über die römische Patrizierfamilie der Anicier bzw. deren Nachkommen aus der Familie Perleoni. Er versucht aber auch die Theorie von der fränkischen Abstammung, die auf Umwegen ebenfalls auf Troja zurückgeht, mit dem Konzept der römischen Herkunft in Einklang zu bringen. An Quellen verwendet Lequile ältere Historiker und Genealogen, u.a. de Roo (vgl. hier S. 324–328) und Guillimannus, deren Meinungen er einander gegenüberstellt. Im letzten Kapitel wird die habsburgische Genealogie von Rudolf I. bis in Lequiles Gegenwart dargestellt. Ein Teil der Auflage dieses ersten Bandes wurde 1660 unter dem Titel *Piissima atque augustissima Domus Austriaca una cum Borbonorum prosapia eadem in radice Itala ac regia vetustate illustris* („Das frommste und erhabenste Haus Österreich, gemeinsam mit dem Geschlecht der Bourbonen durch die gleiche Wurzel italienisch und königlich, durch seine Altehrwürdigkeit berühmt") wieder in Umlauf gebracht, mit eigenem Titelblatt und

einer Widmung an den neapolitanischen Vizekönig Don Gaspar de Bracamonte y Guzmán (um 1595–1676) versehen und durch einen vierzigseitigen zweiten Teil erweitert. Dieser ist dem französischen König Ludwig XIV. (1638–1715) gewidmet, der im Jahr zuvor die Habsburgerin Maria Theresia, die Infantin von Spanien (1638–1683), geheiratet hatte. Beeindruckt von dieser Verbindung wollte Lequile in diesem Nachtrag zeigen, dass Habsburger und französische Bourbonen die gleichen Vorfahren hätten.

Teil 2,1

Der zweite Teil der *Pietas Austriaca*, über die ehelichen Verbindungen der Habsburger, wurde 1655 und 1656 in zwei Teilbänden veröffentlicht. Der erste, betitelt *Colossus angelicus Austriacus sive Austriae sobolis admiranda moles apocalypsea*, *religione constans*, *maiestate rara*, *matrimoniis ingens* („Engelhafter österreichischer Koloss oder der österreichischen Nachkommenschaft bewundernswerte apokalyptische Größe, im Glauben beständig, an Majestät außerordentlich, durch Ehen riesig"), enthält eine ins Monströse ausgedehnte und an Allegorien überreiche Widmungsepistel an den spanischen König Philipp IV. (1605–1665), in welcher zwei beigebundene allegorische Kupferstiche erläutert werden. Bei der Behandlung des ersten erklärt Lequile dem König die Bedeutung des Kolosses des habsburgischen Geschlechts – dieser bestehe aus den durch die *pietas* bedingten Verbindungen des Hauses Österreich mit allen wichtigen Familien Europas – und webt eine kurze Geschichte des Reichs und Österreichs im 17. Jh. ein. Des Weiteren verdeutlicht er dem König Inhalt und Aufbau des ebenfalls diesem gewidmeten zweiten Teilbandes (Lequile hat durchaus Verständnis dafür, dass der König keine Zeit hat, diesen zu lesen, nimmt aber anscheinend an, er könne die ebenso umfangreiche, den ganzen ersten Teilband füllende Widmung lesen) und berichtet über Christine von Schwedens Konversion zum Katholizismus in Innsbruck, eingebettet in eine Deutung ihres Abdikationsmottos *Et sine te* („Auch ohne dich"). Die Deutung des zweiten Kupferstiches (vgl. Abb. 71) ist noch ausführlicher, aber in ihrem Aufbau einfacher: Die wichtigsten Elemente des dargestellten Triumphs der österreichischen Pietas werden nacheinander besprochen. Der Text ist reich an Zitaten aus der Bibel, den römischen Klassikern und späteren Historikern. Als Beispiel für Stil und Methode der Allegorese Lequiles möge ein kurzer Ausschnitt aus der zehnseitigen Besprechung der vor den Triumphwagen der personifizierten Frömmigkeit gespannten Tauben dienen (116–117):

> *Hisce symbolis, quamplurimis aliis derelictis, quae de columba scriptores afferunt, postremo alia columbina Austriae pietatis secreta nonnulla hoc modo per paralella enucleantur. Trepidat Austria pietas ac religio, sed regio illo timore, qui est sapientiae initium et sine quo Dei cultus tepescit, quin etiam interdum deficit ac facili negocio christiana relegatio, quam numini et ecclesiae catholicae debent sceptrorum rectores, dissolvitur. Intra Austriarum animarum pec-*

tora est sane trepidans columba orthodoxa pietas, quia sancta formidine impia dogmata instar capitalium hostium naturali odio abhorret. Idcirco oculi eius sicut columbae super rivulos aquarum, quinimo super innumerabilium populorum fluenta aequora, ut volantium avium umbram in illis videant, unguesque rapacium, qui innumeris strategemmatibus corda principum artificiose solent capere et comminuere, effugiant et oculorum perspicacia in eorum fide constantissime adhuc retenta fraudem periculi eminentis evaderent.

Wenn man vieles andere, was Schriftsteller über die Taube berichten, beiseitelässt, werden durch diese Symbole schließlich einige andere taubengleiche Geheimnisse der österreichischen Frömmigkeit durch Übereinstimmung genau erläutert. Österreichische Frömmigkeit und Glauben zittern, aber sie zittern aus jener königlichen Scheu, die der Beginn der Weisheit ist und ohne die die Gottesverehrung erkaltet, ja mitunter sogar aufhört und ohne die die christliche Sendung, welche diejenigen, die ein Szepter führen, Gott und der katholischen Kirche schulden, mühelos aufgelöst wird. In der Brust der österreichischen Seelen sitzt die rechtgläubige Frömmigkeit als zitternde Taube, weil sie in heiliger Ehrfurcht aus natürlichem Hass vor gottlosen Meinungen wie vor Todfeinden erschaudert. Deswegen sind „ihre Augen wie Tauben über den Bächen des Wassers" [HL 5,12], ja sogar über den flutenden Meeren der unzähligen Völker, damit sie auf ihnen den Schatten der fliegenden Vögel sehen und den Krallen der Raubvögel entfliehen, welche die Herzen der Fürsten durch unzählige Kriegslisten schlau einzunehmen und zu vernichten pflegen, und durch die scharfe Sicht ihrer Augen, die sie in ihrem Glauben bisher äußerst ausdauernd behalten haben, die Hinterlist der großen Gefahr vermeiden.

Teil 2,2 Der zweite Teilband und zugleich der Hauptteil des zweiten Teiles trägt den Titel *Piissima atque augustissima Domus Austriaca, splendore coniugiorum ingenua* („Das frömmste und erhabenste Haus Österreich, erhaben durch den Glanz seiner Eheverbindungen"; Innsbruck 1656). Darin werden, wiederum gemäß dem Leitgedanken, dass alle Glücksgüter der Mächtigen, also auch ihre Ehen, nur ihrer Frömmigkeit zu verdanken sind, alle habsburgischen Ehen seit Albrecht dem Reichen († 1199) behandelt. Die Habsburger bzw. Habsburgerinnen werden mit ihrer jeweiligen Gattin bzw. ihrem Gatten vorgestellt. Dann werden in den meisten Fällen die Umstände der Hochzeit, der Verlauf der Ehe und eventuell aus ihr hervorgegangene Kinder behandelt. Von besonderem Interesse ist für Lequile die Abstammung der Gattin bzw. des Gatten der besprochenen Habsburger.

Stil Nicht nur bei der Allegorese, sondern auch bei der Darstellung der relativ nüchternen Materie im ersten Band und in der zweiten Hälfte des zweiten neigt Lequile zu sprachlicher und gedanklicher Überladung, so etwa bei der Charakterisierung der zweiten Frau Ferdinands II., Anna Caterina Gonzaga (*Piissima Domus Austriaca,* 363):

Abb. 71: Triumph der Pietas, Kupferstich aus der *Pietas Austriaca* des Diego Lequile, Innsbruck 1655.

Mulier, cuius membrorum pulchritudinem sol et luna per totam fere Europam admirantes [sic], *ab omnibus magnis principibus in coniugem optabatur. Mulier ab ipsis pene incunabilis matre sibi regula et exemplum* [sic] *spiritu Dei, virtutibus christianis, exercitiis piis apud clarissas Mantuae imbuta. Mulier sancte educata, sancte patruo suo, qui per eam in rebus spiritualibus multum profecit, iuncta, sancte in gubernio reperta, sanctissime tandem obiit in domino mater et instauratrix in Germania tertii ordinis Servorum Beatae Mariae, cuius etiam habitum induit filia secundogenita Maria (primogenita Eleonora inter fasces obierat) et sub eo sancte quoque vixit et excessit.*

Die Frau, deren Glieder Schönheit Sonne und Mond über beinahe ganz Europa hinweg bewunderten, wurde von allen großen Fürsten als Gattin begehrt. Die Frau wurde sozusagen von der Wiege an, mit ihrer Mutter als Maßstab und Vorbild, bei den Klarissen in Mantua mit göttlichem Geist, christlichen Tugenden und frommen Übungen erfüllt. Die Frau, fromm gebildet, fromm ihrem Onkel verbunden, der durch sie in geistlichen Angelegenheiten große Fortschritte machte, fromm bei der Verwaltung des Landes, starb schließlich auf frömmste Weise im Herrn als Mutter und Begründerin des Dritten Ordens der Diener der Seligen Maria in Deutschland. Ihre Zweitgeborene, Maria, legte auch noch deren Tracht an (die Erstgeborene, Anna Eleonore, war noch in den Windeln verstorben), in der auch sie fromm lebte und starb.

Lequile war sich bewusst, dass er mit Grammatikregeln mitunter großzügig umging; er widmete diesem Problem sogar ein eigenes, nur mehr aus dem Schriftenverzeichnis (vgl. hier 484, Anm. 2) bekanntes Werk: *Apologeticum in criticos, qui scriptores linguae Latinae adhuc novitios minime compatiuntur, cum ipsi magistri grammatices solecismos, barbarismos, idiotismos et alios errores commiserint* („Verteidigung gegen die Kritiker, welche mit den lat. Schriftstellerneulingen kein Mitleid haben, obwohl sie selbst als Grammatiklehrer Solözismen, Barbarismen, Idiotismen und andere Fehler begangen haben").

weitere Werke

Lequile hat zumindest noch den vierten, sechsten und siebten Teil seines Hauptwerkes geschrieben, ohne sie jedoch in Druck geben zu können. Diese Hs. sind verschollen, genauso wie seine vierteilige *Iconologia Austriaca*, in der Bildnisse der Habsburger durch historische, politische und poetische Kommentare begleitet wurden.

geistliche Geschichtsschreibung

Die bisher besprochenen Werke sind als Einzelerscheinungen in Tirol zu sehen. Die Hauptmasse der lat. Historiographie wurde auf dem Gebiet der geistlichen Geschichtsschreibung produziert. In den meisten Klöstern des Landes fanden mitunter intensive Bemühungen statt, die eigene Vergangenheit zu ordnen und für die Nachwelt zu sichern, Rechte und Ansprüche der Gemeinschaft historisch zu belegen und nach außen zu präsentieren.

Schrenck von Notzing, *Historia ordinis*

Das erste zu besprechende Werk bildet insofern eine Ausnahme, als es, wiewohl eine Ordensgeschichte, nicht von einem Ordensangehörigen, sondern von einem Gelehrten bei Hof verfasst wurde. Der Autor, Jakob Schrenck von Notzing, hatte sich schon unter Ferdinand II. einen Namen als Geschichtsschreiber gemacht (vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 349–353; Lhotsky 1962, 95–96; s. hier S. 328). Im Jahr 1606 beauftragte ihn dessen Nachfolger als Landesfürst, Maximilian der Deutschmeister, eine monumentale Geschichte des Deutschen Ordens zu verfassen, welche von der Vorgeschichte des ersten Kreuzzuges bis zur Wahl Maximilians zum Hochmeister reichen sollte. Die *Historia ordinis equestris hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum in Hierusalem* („Geschichte des Ritterordens vom deutschen Hospiz der Hl. Maria in Jerusalem") ist in einer sorgfältig geschriebenen Prachthandschrift von 967 Blättern erhalten (Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB V 77; mehrere Abschriften befinden sich im Wiener Zentralarchiv des Deutschen Ordens). Während sich am Anfang des Textes viele aufwendige Farbzeichnungen finden, sind später die meisten der für Porträts und Wappen frei gelassenen Räume leer geblieben.

Nach einem an den Leser gerichteten Hexametergedicht (Bl. 7^{r}–8^{v}) beginnt das Werk mit einer allegorischen Einleitung (Bl. 9^{r}–18^{r}), in der zuerst mithilfe von Bibelzitaten für die Waffen der christlichen Soldaten eine geistliche Entsprechung gefunden wird (so lässt Schrenck beispielsweise den Glauben dem Schild entsprechen, die Gerechtigkeit dem Panzerhemd, die Reinheit dem Pfeil) und dann sechs Gründe, die Waffen zu gebrauchen, ebenfalls mithilfe von Bibelzitaten erläutert werden. Nach einer kurzen Darstellung der zwei anderen, berühmteren geistlichen Ritterorden, der Johanniter und der Templer (Bl. 19^{r}–25^{v}), beginnt Schrenck seine Geschichte mit einem Überblick über die Vorkommnisse im Heiligen Land von den Zeiten Jesu bis ins 11. Jh. (Bl. 26^{r}–33^{v}). Hieran schließt sich die Geschichte der Kreuzzüge und des Jerusalemer Königreichs bis zur Gründung des Deutschen Ordens an (Bl. 33^{v}–156^{r}). Im Folgenden steht der Orden im Mittelpunkt der Darstellung: seine Taten im Heiligen Land bis zur Zerstörung von Akkon und zur endgültigen Vertreibung der Franken durch die Mameluken, sein zunehmendes Engagement in Preußen sowie die Taten des bald mit ihm vereinigten Schwertbrüderordens in Livland. Nach einer Beschreibung der Ordensländer an der Ostsee, die auch deren Frühgeschichte und eine Kulturgeschichte der alten Preußen beinhaltet, setzt Schrenck die Ordensgeschichte fort, gegliedert nach der Amtszeit der jeweiligen Hochmeister bis zum Abfall des 1511 zum Hochmeister gewählten Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem Verlust Preußens für den Orden (Bl. 156^{v}–715^{r}). Nach einem kurzen Zwischenstück, der den Verlust Livlands an die polnische Krone behandelt (Bl. 715^{r}–751^{v}), beginnt der letzte Teil des Werks, in dem das weitere Schicksal des Ordens dargestellt wird und der mit der Wahl Maximilians (Bl. 752^{r}–967^{r}) schließt, welcher aus Bescheidenheit darauf verzichtete, seine eigenen Taten darstellen zu lassen, und diese Aufgabe späteren Historiographen überließ.

Entstehung

Die Arbeit am „Ordenswerk" (in der Korrespondenz Schrencks so genannt im Unterschied zu den als „Ehrenwerk" bekannten, für Ferdinand II. angefertigten *Imagines*) dauerte mehr als sieben Jahre und wurde 1613 in Innsbruck abgeschlossen. Der Erzherzog versorgte seinen Geschichtsschreiber mit Chroniken und Abschriften aller nötigen Urkunden aus dem Ordensarchiv in Mergentheim (vgl. Hirn 1915, 386).

Charakteristik

Große Unterschiede in der Quellenlage bringen es mit sich, dass die *Historia ordinis* ein sehr inhomogenes Werk geworden ist. Die Geschichte der Kreuzzüge besteht aus einer z.T. wörtlichen Wiedergabe älterer Geschichtsschreiber, z.B. des von Reinerus Reineccius herausgegebenen *Chronicon Hierosolymitanum* („Chronik von Jerusalem"; Helmstedt 1584), und ist somit weder literarisch noch historisch von großem Interesse. Für die ältere Geschichte des Ordens folgt Schrenck der *Chronica des hochlobwürdigen ritterlichen Teutschen ordens*, welche die Brüder Leo, Adrian und Faustin von Weiblingen nach dem Verlust Preußens auf Ansuchen des Landkomturs der Ballei an der Etsch auf der Grundlage älterer Ordenschroniken verfasst haben. Für die spätere Zeit konnte Schrenck auf unzählige Archivalien zurückgreifen; dementsprechend ist dieser Teil seines Werkes randvoll mit wörtlich zitierter Korrespondenz, Urkunden, Berichten und Protokollen, während andere Historiker nicht mehr benützt werden. Nur selten erlaubt sich Schrenck, der lieber seine Quellen sprechen lässt, explizit ein Urteil über Motive oder Folgen der dargestellten Handlungen.

Paul Gay

Unter den Tiroler Klöstern fanden die größten historiographischen Bemühungen im Stift Stams statt. Die ältere der zwei großen Stamser Klostergeschichten des 17. Jhs. wurde von Paul Gay (1587–1638) verfasst (vgl. Album Stamsense 33; Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 296–297, 304–305). Der aus einer bürgerlichen Innsbrucker Familie stammende Gay trat mit 14 Jahren in den Zisterzienserorden ein und wurde nach dem Studium in Dillingen bald zu hohen Ämtern innerhalb der Klostergemeinschaft berufen. Schon 1612 wurde er zum Prior bestellt, am 9. Juni 1631 zum Abt gewählt. Als Prior musste er sich im Dauerstreit um die Exemtionsrechte des Klosters gegen die Brixner Bischöfe engagieren, die im 17. Jh. verstärkt ihre Visitationsrechte und ihre Jurisdiktion über die Klöster ihrer Diözese durchzusetzen versuchten.[4] Die Notwendigkeit, diese Rechte, die das Kloster weitgehend dem Einfluss des Brixner Bischofs entzogen, mithilfe alter Urkunden nachzuweisen und zu untermauern, sowie die Aufgabe, die historisch verbrieften Privilegien und Besitzungen des Klosters zu bewahren, dürften dem jungen Prior

4 Sinnacher 1821–1835, Bd. 4, 523. Auch Thobias Zeyls verfasste 1677 eine Darstellung dieser Konflikte: *Apologia exedita pro quatuor iuribus praecipuis monasterii Stambs* („Verteidigung der vier wichtigsten Rechte des Klosters Stams"; ULBT, Cod. 774).

Abb. 72: Titelblatt der *Historia Stambsensis* des Paul Gay.

auch den ersten Anstoß zur Aufarbeitung der Geschichte seines Klosters gegeben haben.

Historia Stambsensis: Entstehungsgeschichte

Gay begann mit der Arbeit an seiner Geschichte im Jahr 1619. Die Hs. Stams, Cod. A1 beinhaltet unter dem Titel *Chronica Monasterii Beatae Mariae et Sancti Ioannis Baptistae in Stambs* („Chronik des Klosters zur Seligen Maria und zum Hl. Johannes dem Täufer in Stams") die Reinschrift der ersten Fassung; sie enthält auch zahlreiche spätere Zusätze, sowohl von Gay als auch von anderen Chronisten, bis zum Jahr 1672. Um das Jahr 1622 überarbeitete Gay sein Werk für die Drucklegung unter dem Titel *Historia Stambsensis* („Stamser Geschichte"; Stams, Cod. D 16). Er ließ damals schon drei Kupferstiche für seinen geplanten Folioband drucken: ein Titelblatt (vgl. Abb. 72), ein nach einem Stich von Dominicus Custos aus den *Tirolensium principum comitum genuinae eicones* („Authentische Abbildungen der gefürsteten Grafen von Tirol"; Augsburg 1599) gestaltetes Bild des Stiftsgründers Meinhard II. (vgl. Abb. 1) sowie eine Darstellung des Klosters aus der Vogelperspektive (vgl. Abb. 73). Zum Druck kam es indes nicht. Im Vorwort der endgültigen Version seiner *Historia* aus dem Jahr 1624 beklagt sich Gay, dass *in ordine nostro tot et tantae libros in lucem edendi difficultates obiiciantur* (Stams, Cod. D 17, Bl. [3]^{v}–[4]^{r}; „in unserem Orden einem so viele und so große Schwierigkeiten bei der Veröffentlichung von Büchern im Weg stehen"). Er widmet sein Werk dem Abt, der entscheiden sollte, ob das Buch gedruckt oder das Wissenswerte späteren Generationen in irgendeiner anderen Form überliefert werden sollte. 1629 übersetzte Gay die ersten zwei Bücher seiner Chronik noch ins Deutsche (Stams, Cod. C 10).[5]

5 Der folgende Überblick orientiert sich an Cod. D 17. Ein weiteres Autograph der Endfassung, Cod. C 9, ist ein Arbeitsexemplar ohne Vorwort.

erstes Buch

Die *Historia Stambsensis* besteht aus drei Büchern. Das erste (1–97) beginnt mit Genealogie und Biographie des Stifters Meinhard II. und einem Bericht der Klostergründung. Daran schließen sich alphabetische Verzeichnisse aller Wohltäter des Stiftes an, in Gruppen nach Standeszugehörigkeit (Päpste, Bischöfe, Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen usw.) eingeteilt. Weitere Kapitel behandeln die Hintergründe einer im Kloster aufbewahrten Reliquie, nämlich des Schädels des Hl. Zacharias, die Frage der Exemtion des Zisterzienserordens i.A. und des Stamser Klosters im Besonderen sowie die Privilegien, die dem Kloster von verschiedenen Päpsten, Bischöfen und weltlichen Herrschern gewährt wurden. Der Schluss des Buches handelt von den Tiroler Landesfürsten und anderen bedeutenden Persönlichkeiten, die in Stams begraben liegen.

zweites Buch

Das zweite Buch (98–161) greift zu Beginn zwar das Thema der Exemtion und, damit verbunden, das der quasiepiskopalen Befugnisse des Abtes auf, doch sein zentrales Thema sind Wunder. Nachdem zuerst Johannes der Täufer als Wundertäter i.A. sowie seine Vorzüge und sein Märtyrertod betrachtet werden, folgen die spezifischen Wunder des Heiligen, die sich in Stams, z.T. auch im Stamser Mutterkloster Kaisheim, ereignet haben. Gay ordnet die Wunder, die er teils nach älteren Berichten, teils nach Votivbildern und ihren Beischriften übernommen hat, nach ihrer Art (Wiederbelebung von Toten, Heilung von Besessenen, Wiederherstellung des Augenlichts, Heilung einzelner Glieder von Kopf bis Fuß usw.).

drittes Buch

Das dritte Buch (162–286) behandelt schließlich die Reihe der Stamser Äbte von der Gründung des Klosters bis in die Gegenwart des Autors. In einem kurzen Vorwort erklärt Gay den Aufbau des Buches und bittet um Verständnis dafür, dass er bei den frühen Äbten nur wenig zu berichten wisse, da die Stamser Mönche zwar viele Hs., aber keine historischen oder biographischen Werke hinterlassen hätten. Jedes Kapitel ist in mehrere Abschnitte eingeteilt: Zuerst wird der jeweilige Abt vorgestellt, dann der damals regierende Papst, danach der Kaiser, der Landesfürst und am Schluss die zeitgenössischen Brixner Bischöfe. Dazu kommt oftmals ein Abschnitt, in dem denkwürdige Ereignisse zur Zeit des jeweiligen Abtes erzählt werden, von Naturkatastrophen über Politik bis zu Anekdoten.

Charakteristik

Das Werk wirkt durch seinen etwas eigenwilligen Aufbau recht uneinheitlich, ist dafür aber sehr übersichtlich. Gay benützt und zitiert verschiedene Quellen, von Urkunden über Grabsteine und Grabepigramme bis zu deutschen und lat. Gedichten, meist – wie zu seiner Zeit üblich – ohne genaue Quellenangabe. Seinen *amicus lector* („freundlicher Leser“) hat er durchaus im Auge, redet ihn öfters an und versucht, seiner möglichen Kritik zu begegnen, etwa wenn er einsieht, dass dieser bei der Beschreibung der Wunder die Namen der Geheilten und Geretteten vermissen wird, da ja die meisten Berichte nur deren Herkunft angäben (161; bei den jüngeren, in seine Zeit fallenden Wundern bemüht sich Gay, möglichst präzise Angaben zu machen). Auch der sprachlichen Unausgeglichenheit, die mit der Verwendung

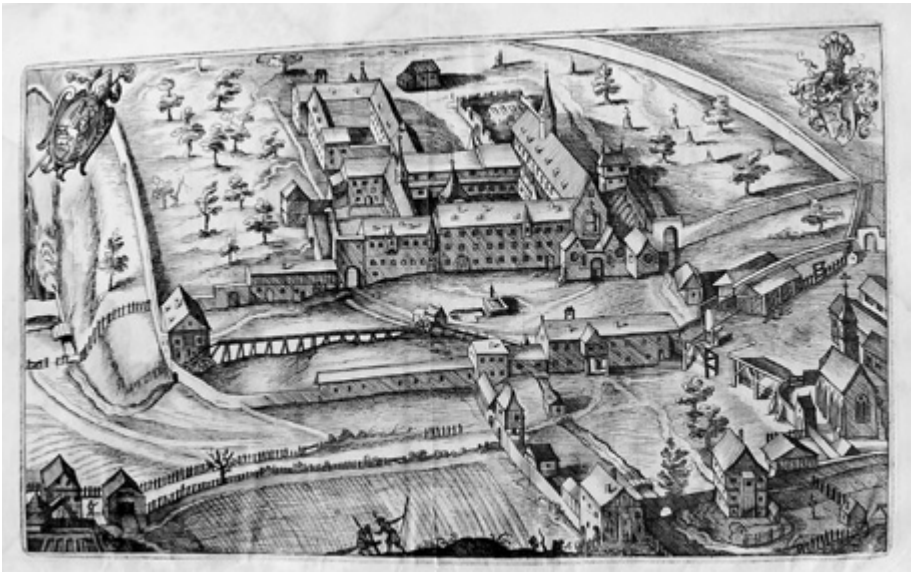


Abb. 73: Ansicht des Klosters Stams, Kupferstich für Paul Gays *Historia Stambsensis.*

seiner Quellen einhergeht, und ihres Effekts auf den Leser ist sich Gay bewusst: *Monitum hoc loco amice velim lectorem*, *ne ob styli ac verborum simplicitatem*, *qua usi sunt in narrandis veritatibus prisci patres*, *hoc tam delicato saeculo offensam aliquam patiatur* (23; „An dieser Stelle möchte ich, dass der Leser freundlich gewarnt sei, in diesem so raffinierten Jahrhundert keinen Anstoß an der Einfachheit des Stils und der Worte zu nehmen, welche die alten Väter benützt haben, um wahre Begebenheiten zu erzählen").

weitere Schriften

Während Gays Kommentare zu den aristotelischen Schriften *De caelo*, *De anima* und *Ethica* sowie seine theologischen Traktate und Evangelienerklärungen (vgl. Album Stamsense 34; Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 304), allesamt vermutlich Produkte seiner Dillinger Studienzeit, heute verschollen sind, befinden sich in Stams noch sein größtenteils auf Deutsch geführtes Tagebuch über die gesamte Zeit, die er im Orden verbracht hat (Stams, Cod. E 51), sowie zwei Kopialbücher mit seiner ausgehenden Korrespondenz (Stams, Cod. D 8 und D 9).

Lebersorg

Der zweite große Chronist der Zisterze Stams war der Stiftsarchivar und -bibliothekar Wolfgang Lebersorg († 1646). Wie Gay stammte Lebersorg aus Innsbruck, und zwar aus einer Handwerkerfamilie. Lebersorgs großes Verdienst war es, die Bibliothek und das Archiv des Klosters geordnet, signiert und katalogisiert zu haben.

Chronica monasterii

Die genaue Entstehungszeit seiner *Chronica monasterii Sancti Iohannis Baptistae in Stambs* („Chronik des Klosters zum Hl. Johannes dem Täufer in Stams";

Stams, Cod. D 40; Edition mit Übersetzung: Haidacher 2000) ist nicht bekannt. Lebersorg hat mit der Arbeit wohl entweder nach 1631, als sich abzeichnete, dass Paul Gay nach seiner Wahl zum Abt nicht mehr dazu kommen würde, Geschichte zu schreiben, oder sogar erst nach Gays Tod im Jahr 1638 begonnen. Lebersorgs Werk behandelt die Zeit von der Vorgeschichte der Klostergründung durch die Zisterzienser aus Kaisheim bis zum Beginn des 17. Jhs. Der Aufbau der Chronik ist im Vergleich zu Gays *Historia* einfacher: In rein annalistischer Form werden Jahr für Jahr Ereignisse beschrieben und Urkunden sowie andere Quellen zitiert. Das Quellenmaterial steht im Zentrum: Die Darstellung wird je nach Vorhandensein oder Fehlen von Nachweisen ausführlicher oder summarischer. Als Stiftsbibliothekar und -archivar konnte Lebersorg die Stamser Bestände mit außerordentlicher Gründlichkeit auswerten. Seine Genauigkeit geht so weit, dass er stets die Archivsignaturen der genannten Urkunden angibt, was damals keinesfalls üblich war. Das Werk nimmt in seinem Aufbau und in seiner systematischen Auswertung des urkundlichen Materials, wenn auch noch nicht in der Anwendung von Quellenkritik, die Historiographie des 18. Jhs. vorweg. Lebersorg ist als Autor sehr präsent, äußert etwa öfters Vermutungen oder gibt seine Unkenntnis bestimmter Sachverhalte zu.

Sprache

Die Sprache der Chronik variiert nicht nur bei wörtlich zitierten Quellen, sondern auch bei einer Paraphrase und in den jeweils umliegenden erzählenden Partien zwischen Lat. und Deutsch. Dabei überwiegt in der ersten Hälfte des Werkes das Lat., da die herangezogenen Quellen hauptsächlich auf Lat. abgefasst sind, in der zweiten dementsprechend das Deutsche.

Stöger

Auf der Grundlage der von Lebersorg für die Weiterführung der Chronik vorbereiteten Materialien stellte sein Nachfolger als Bibliothekar und Archivar, Martin Stöger (1592–1677; vgl. Album Stamsense 36), ein *Auctarium* („Zugabe"; Stams, Cod. D 40) zusammen, das die Chronik über das Jahr 1601 hinaus fortsetzt.

Bliemel

Auch im Stift Wilten befasste man sich mit der eigenen Klostergeschichte. Die Rolle des Historiographen übernahm dort Prior Wilhelm Bliemel († 1658), der nach seinem Gelübde und den Anfangsstudien in Wilten Theologie und Kirchenrecht in Salzburg und Dillingen studierte, nach seiner Rückkehr an der Hauslehranstalt unterrichtete und als Präses dortiger Disputationen mehrere Werke auf dem Gebiet des Kirchenrechts und der Philosophie veröffentlichte (vgl. Tovazzi, Nr. 830; Gasser 1, 88; Haidacher 1956–1962, Bd. 1, 59, 96).

Origo

Sein einziges Geschichtswerk ist eine kurze Schrift mit dem Titel *Origo et antiquitas coenobii Wilthinensis* („Ursprung und Alter des Wiltener Klosters"; Abschrift: TLMF, FB 1457).

Bliemel beklagt das Fehlen älterer Geschichtswerke im Kloster und beruft sich für die generelle Korrektheit der Darstellung auf ältere Historiker, darunter Christoph Wilhelm

Putsch (s. hier S. 321), Stephanus Pighius und Matthias Burgklechner (s.o.). Nach einem knappen Bericht über die römische Vergangenheit von Wilten, bei der er auf in Ambras aufbewahrte Inschriften verweist, befasst sich Bliemel mit der Sage vom Riesen Haymon, dem legendären Gründer des Klosters, dessen Tod er ins Jahr 878 datiert. Ausführlicher wird die Übernahme des Klosters im Jahr 1130 durch den noch jungen Prämonstratenserorden des Hl. Norbert behandelt. Nach einer Aufzählung der päpstlichen, kaiserlichen, königlichen und übrigen Wohltäter des Stiftes und einer kurzen Behandlung der inkorporierten Pfarren beginnt die Reihe der Äbte, die er bis in seine eigene Zeit fortsetzt, wobei die Errungenschaften der meisten Äbte jeweils in einem Absatz behandelt werden. Der einzige längere zusammenhängende Teil ist die früheste lat. Version der von Hippolytus Guarinonius (vgl. hier S. 564–565) erfundenen Legende vom Anderl von Rinn (Bl. 11^{r}–14^{r}). Das Werk endet mit der Darstellung der Weihe der Wiltener Kirche im Jahr 1665, deren eingestürzter Turm damals gerade wieder aufgebaut worden war.

Romer

Bei den Serviten, die sich ausgehend von Tirol seit dem frühen 17. Jh. wieder im Reich und den habsburgischen Ländern auszubreiten begannen, entstand um die Mitte des Jahrhunderts das Bedürfnis, die Erinnerung an die Gründungszeit der neuen Klöster für die Nachwelt zu sichern. 1661 wurde diese Aufgabe Augustinus Maria Romer († 1669) übertragen, der 1641 in das Innsbrucker Kloster eingetreten war und später zum Provinzdefinitor wurde (vgl. Gasser 3, 159; Tovazzi, Nr. 729).

Servitus Mariana

Nach sechsjähriger Arbeit veröffentlichte Romer sein Geschichtswerk unter dem Titel *Servitus Mariana auspiciis Austriacis in Germaniae, Hungariae et Boemiae regnis reparata seu Historia ordinis servorum B. Mariae virginis medium seculum a sui reductione continens* („Mariendienst, durch österreichische Macht in den Königreichen Deutschland, Ungarn und Böhmen wiederhergestellt, oder Geschichte des Ordens der Diener der Seligen Jungfrau Maria, die das halbe Jahrhundert seit seiner Wiedereinführung beinhaltet"; Wien 1667; vgl. Abb. 74). Im Vorwort erklärt er, die Arbeit sei sehr langsam vor sich gegangen, da er alle Unterlagen aus verschiedenen Klöstern in Briefen habe anfordern müssen. Einiges sei auch nicht mehr auffindbar gewesen. Außerdem reflektiert Romer an dieser Stelle den Aufbau des Werks: Obwohl er sich der Nachteile bewusst sei, die der Verzicht auf eine streng chronologische Darstellung mit sich bringe, habe er eine thematisch-geographische Ordnung gewählt, sowohl um der Übersichtlichkeit willen als auch, um eine Aufzählung ereignisloser Jahre zu vermeiden, die bei einer reinen Chronik unumgänglich gewesen wäre. Um dennoch die einzelnen Klostergeschichten zueinander in Beziehung zu setzen, füge er am Ende des Werkes einen chronologischen Index an, in dem die wichtigsten Ereignisse aus allen behandelten Klöstern in zeitlicher Reihenfolge aufgelistet seien.

Abb. 74: Die wunderbare Rettung des geräderten Studenten Thomas Hans, Kupferstich aus Augustinus Maria Romers *Servitus Mariana*, Wien 1667.

Das erste der elf Bücher behandelt die Frühgeschichte des Servitenordens, seine Ausbreitung im deutschen Sprachraum und sein späteres Verschwinden in Folge der Reformation. Die nächsten zwei Bücher befassen sich mit dem Leben der Erneuerin des Ordens in den habsburgischen Ländern, Anna Caterina Gonzaga (1566–1621; vgl. hier S. 510), der zweiten Frau des Tiroler Landesfürsten Ferdinand II., und ihren drei Klostergründungen in Innsbruck (dem versperrten Kloster für die Servitinnen, in dem strenge Klausur herrschte, dem Regelhaus, einem Stift für adelige Damen, welche in der Ordensgemeinschaft lebten, ohne alle Gelübde abzulegen, und dem etwas später gegründeten Männerkloster). Das vierte Buch beschreibt das von Claudia de' Medici und Leopold V. gegründete Tiroler Kloster Maria Waldrast, das fünfte die frühen Jahre der Innsbrucker und Prager Niederlassungen, das sechste die Gründung des Klosters Maria Luggau in Kärnten. Das siebte Buch behandelt den Kampf der Innsbrucker Serviten um die Jurisdiktion über das dortige Regelhaus. Die letzten vier Bücher traktieren die Gründung und Entwicklung der vier Klöster in Bonn, Wien, Maria Loretto im burgenländischen Stötzing und Maria Langegg im niederösterreichischen Dunkelsteinerwald.

siebtes Buch

Während die meisten anderen Bücher eine recht konventionelle Darstellung der Geschichte des jeweiligen Klosters bieten, wird im siebten Buch mit dem Konflikt um das Regelhaus ein damals sehr kontroverses und aktuelles Thema behandelt. Der kirchenrechtliche Status des Regelhauses war bei dessen Gründung nicht eindeutig definiert. Solange Anna Caterina Gonzaga, die als Gründerin nach dem Eintritt ins Regelhaus den Namen Anna Juliana annahm, noch lebte, genügte ihre Autorität zur Erhaltung des *status quo* in kirchenrechtlicher und wirtschaftlicher Sicht. Nach ihrem Tod brach aber zwischen den Serviten und den Regelfrauen ein Konflikt um die Jurisdiktion über das Stift aus. Während die Serviten versuchten, das Regelhaus als eine dem Orden unterstellte Einrichtung des Dritten Ordens darzustellen, bemühte sich ein Teil der Regelfrauen, jede Einmischung des Ordens in innere Angelegenheiten abzuwenden und das Regelhaus dem Brixner Bischof unterzuordnen. Der Landesfürst unterstützte die Regelfrauen weitgehend, die Serviten konnten jedoch bei der Rota Romana, dem obersten kirchlichen Gerichtshof, nach anfänglichen Schwierigkeiten eine provisorische Regelung in ihrem Sinne durchsetzen. Romer beschreibt den Konflikt im Detail und führt ihn aus der Sicht der Serviten auf persönliche Ambitionen einiger Regelfrauen und die aufrührerische Einmischung auswärtiger Querulanten zurück. Zu einem Zeitpunkt, als sich die Lage für die Serviten günstig darstellte, versucht er den Eindruck zu erwecken, der Konflikt sei gerecht und zur allgemeinen Zufriedenheit endgültig beigelegt worden, nachdem die Gegner der Serviten ihre Fehler eingesehen hätten. Tatsächlich schwelte der Streit aber weiter, bis es den Regelfrauen 1672 gelang, eine endgültige päpstliche Entscheidung in ihrem Sinne zu erwirken (vgl. Forster 2006).

Das Buch endet mit einer Rückbesinnung auf die Gründerin, deren Leichnam auf wunderbare Weise erhalten gefunden wurde, als 1649 im Laufe des Begräbnisses ihrer inzwischen verstorbenen Tochter ihre Grabstätte geöffnet wurde.

Quellen

Romers Quellen sind Aufzeichnungen, Briefe und Dokumente aus den Archiven der einzelnen Klöster, z.T. auch mündliche Überlieferung. Die Quellen werden mitunter im Wortlaut zitiert, meistens baut Romer sie jedoch nahtlos in die Erzählung ein, ohne auf sie aufmerksam zu machen. Für Berichte über Wunder, welche einen wichtigen Teil seines Werkes ausmachen, beruft er sich auf in Kirchen öffentlich ausgestellte Bilder und auf wegen ihres Alters vertrauenswürdige Bücher, also auf Hs.

Franziskaner

Während bei vielen Ordensgemeinschaften in Tirol die eigene Geschichte mühevoll aus verschiedenen Quellen kompiliert und rekonstruiert werden musste, gab es bei den Tiroler Franziskanern ein ausgeprägtes Chronistenwesen. In den einzelnen Klöstern wurden vom jeweiligen Guardian Protokolle geführt, in denen alljährlich neben der Verteilung der Ämter alle wichtigen Vorkommnisse verzeichnet wurden. Der Provinzial führte ebenfalls ein Provinzprotokoll und verfasste alle drei Jahre Berichte über seine Amtszeit (z.B. OFM PA, Cod. 2, 3, 4a). Diese Chroniken zeigen die großen Spannungen, die zu dieser Zeit zwischen den deutschsprachigen, italienischen und irischen Franziskanern in Tirol herrschten, viel offener, als es die sonstige Ordensgeschichtsschreibung tut.

Reineccius

Eine wichtige Rolle in der Tiroler Franziskanerprovinz spielte Pater Felix Reineccius († 1661; vgl. Tovazzi, Nr. 177; Gasser 3, 134–135; Greiderer, *Germania Franciscana,* Bd. 2, 177, 216 u.ö.). Gebürtig aus der Mark Brandenburg, konvertierte er in seiner Jugend zum Katholizismus und trat nach dem Studium in Padua in Innsbruck in den Franziskanerorden ein. Bis zu seinem Lebensende blieb er im Innsbrucker Kloster und genoss aufgrund seiner asketischen Lebensweise großes Ansehen. Innerhalb des Ordens bekleidete er die Ämter des Klosterguardians sowie des Definitors und des Kustos der Provinz, am Innsbrucker Hof zusätzlich lange Zeit das Amt des deutschen Hofpredigers.

Sapientia Franciscana

Sein Werk *Sapientia Franciscana* („Franziskanische Weisheit") kann in seiner ganzen Ausrichtung und in seiner komplexen Anlage nur bedingt unter die Geschichtswerke gezählt werden. Im Grunde handelt es sich um ein ausgedehntes Enkomion auf den Franziskanerorden, in dem allerdings hauptsächlich geschichtlich argumentiert und über weite Teile die Geschichte des Ordens und der mit ihm verbundenen Personen behandelt wird.

Aufbau, Druckgeschichte

Das Werk besteht aus sieben Teilen, die alle einzeln in den Jahren 1649 bis 1661 bei Wagner in Innsbruck gedruckt wurden. Während die Teile 1, 2, 4 und 7 nur auf Lat. erschienen, wurde von den Teilen 3 und 6 zuerst eine deutsche Fassung gedruckt, ein paar Jahre später eine lat., der Teil 5 liegt schließlich nur auf Deutsch vor.

Die sieben Teile sind nach den sieben griechischen Weisen benannt. Der erste, *Solon Franciscanus*, gedruckt in zwei Bänden (Innsbruck 1649 und 1650), behandelt die ruhmreichen Taten der Franziskaner, im zweiten Band besonders solche in Amerika und Asien. Der zweite Teil, *Bias Franciscanus* (Innsbruck 1650), beschäftigt sich mit den Päpsten, die entweder aus dem Franziskanerorden stammten oder nach ihrer Wahl diesem beitraten. Der dritte, *Thales Franciscanus* (Innsbruck 1650 [deutsch] bzw. 1654 [lat.]), hat die Verbundenheit der Kaiser und österreichischen Erzherzöge mit dem Orden zum Thema. Der vierte, *Cleobulus Franciscanus* (Innsbruck 1661), befasst sich mit der Beliebtheit der Franziskaner bei den französischen Königen, besonders bei Ludwig dem Heiligen (1215–1270), sowie bei den spanischen Königshäusern. Der fünfte Teil, *Pittacus Franciscanus* (Innsbruck 1652), behandelt die Königshäuser von Sizilien, Ungarn, Polen, Armenien, Dänemark, Schweden, England und Portugal. Der sechste Teil, *Chilo Franciscanus* (Innsbruck 1653 [deutsch] bzw. 1656 [lat.]) zeigt die vollkommene Übereinstimmung des Franziskanerordens mit der katholischen Kirche. Der letzte Teil, *Periander Franciscanus* (Innsbruck 1656), befasst sich mit den Taten der Kardinäle aus dem Franziskanerorden.

Reineccius und Plutarch

Die Sieben Weisen bestimmen nicht bloß die Titel der Werkteile, auch Argumentation und z.T. Thematik wählt Reineccius in Einklang mit den Äußerungen der Weisen, wie sie in Plutarchs Dialog *Gastmahl der Sieben Weisen* dargestellt sind, wo sie u.a. über die Beschaffenheit des besten Hauses diskutieren. Reineccius übernimmt diese Äußerungen im jeweiligen Teil als Leitgedanken. Als Beispiel kann die Meinung Chilons dienen, der bei Plutarch (mor. 155 D) darlegt, dass ihm jenes Haus am besten eingerichtet scheine, welches den von einem König regierten Staat nachahme. Reineccius stellt analog dazu im sechsten Teil seines Werkes die katholische Kirche als den von Gott regierten Staat dar und zeigt, dass sich der Franziskanerorden, sozusagen als Haus im Staat, in allem nach der Kirche richtet. Dabei folgt er den vom franziskanischen Gelehrten Johannes Duns Scotus (ca. 1265–1308) vorgegebenen sogenannten zehn Wegen, auf denen gezeigt wird, dass die katholische Kirche der Staat Gottes ist (z.B. die Verkündigung der Propheten, die Irrationalität der Gegner, die Beweiskraft der Wunder oder die Standhaftigkeit der Märtyrer). Reineccius legt zuerst jeweils einen Beweis in Bezug auf die gesamte Kirche dar und erweitert dann die Argumentation auf den Franziskanerorden. Beispielsweise zeige sich die Beständigkeit der Kirche, einer der zehn Wege, in der ununterbrochenen apostolischen Nachfolge; bei den Franziskanern entspreche dem die kontinuierliche Reihe der Generalminister des Ordens. In diese Argumentation eingebettet folgt eine Geschichte der Generalminister und ihrer Taten. Analog dazu werden die Geschichte der franziskanischen Wunder oder die der Märtyrer unter den Franziskanern, z.B. bei der Mission in Südamerika oder Japan, in die jeweilige Argumentation eingebettet.

Charakteristik

Wegen ihres eigenwilligen Aufbaus ist die *Sapientia* ziemlich unübersichtlich. Die ‚historiographischen' Partien sind zwar auf Grundlage der gedruckten Geschichtswerke, die Reineccius zur Verfügung standen, solide ausgearbeitet, aber durch das argumentative Korsett bedingt über das ganze Werk verstreut und ohne Bezug zueinander, was jedoch dem Buch, das in erster Linie eine Verherrlichung des Ordens und kein Geschichtswerk sein will, nicht zum Nachteil gereicht.

Tractatus

Reineccius' 1660 entstandener *Tractatus de ortu et progressu conventus Sanctae Crucis Oeniponti* („Abhandlung über die Entstehung und das Gedeihen des Klosters zum Heiligen Kreuz in Innsbruck"; OFM PA, Cod. 115a) ist hingegen ein eindeutig historiographisches Werk. Es handelt sich um eine kurze Chronik des 1563 von den Franziskanern bezogenen Innsbrucker Klosters und der Hofkirche. Sie behandelt die Zeit von 1554, als Ferdinand I. die ersten konkreten Schritte setzte, um das Vorhaben seines Großvaters Maximilian I. zu verwirklichen, neben dem Innsbrucker Hof eine Kollegiatskirche oder ein Kloster zu errichten, bis zum Jahr 1659. Der Aufbau ist rein annalistisch, allerdings behandelt Reineccius mitunter auch die Auswirkungen der dargestellten Ereignisse auf die jüngere Vergangenheit und die Gegenwart. So erwähnt er im Zusammenhang mit dem Aufenthalt des Jesuiten Petrus Canisius in Innsbruck, der öfter in der Hofkirche predigte, auch den Anspruch der Innsbrucker Jesuiten – die traditionellerweise an Feiertagen hier predigten, während dies sonst das Recht der Franziskaner war – auf die Kanzel der Hofkirche und die von ihnen zwischen 1635 und 1651 durchgesetzte tägliche Abwechslung zwischen Jesuiten und Franziskanern. Reineccius verwendet verschiedene Quellen, in erster Linie gedruckte Geschichtsbücher wie Henricus Spondanus' *Annalium Baronii continuatio* („Fortsetzung der Annalen des Baronius"; Paris 1639), Urkunden aus dem Regierungsarchiv, Notizen aus liturgischen Büchern und zahlreiche Urkunden aus dem Klosterarchiv, bei denen er den genauen Aufbewahrungsort angibt, sofern er sie nicht *in extenso* zitiert. Seine Quellen wägt er gelegentlich gegeneinander ab oder unterzieht sie historischer Kritik, wie in der Frage des angeblichen Hofpredigeramtes von Petrus Canisius.

andere Werke

An historiographischen Werken veröffentlichte Reineccius auf Deutsch noch eine Fortsetzung der Geschichte des Franziskanerordens von Marcos de Lisboa (*Vierter Theil Der Chronicken Der Mindern Brüder*; Innsbruck 1658) und eine Sammlung der Biographien von hundert hochadeligen Damen, die den Klarissen oder dem Dritten Orden des Hl. Franziskus beigetreten waren (*Hundert hohe*, *heilige*, *keyserliche*, *königliche und fürstliche Frawen*; Innsbruck 1660). Auf Lat. ließ er einen dreibändigen Kommentar zu Bonaventuras *Biblia pauperum* („Armenbibel"; Innsbruck 1658) drucken. Manuskripte mit weiteren Werken, darunter eine lat. Beschreibung der Tiroler Franziskanerprovinz und eine Verteidigung des *Chilo Franciscanus*, der vermutlich durch die Verherrlichung des Franziskanerordens in anderen kirchli-

Abb. 75: Duns Scotus, aus: Bonaventura O'Connor, *Elenchus encomiorum utriusque ecclesiae* […], Bozen 1660.

chen Kreisen einiges an Missmut verursacht haben wird, sind heute verschollen, ebenso einige Drucke über den Hl. Antonius von Padua (aufgelistet bei Tovazzi, Nr. 177).

O'Connor

Auch unter den irischen Franziskanern, deren Rolle im Tiroler Geistesleben noch weitgehend unerforscht ist, wurde historisches Schrifttum gepflegt. Pater Bonaventura O'Connor aus Kerry (vgl. hier S. 409–411 und 525), der als Theologielektor am Bozner Kloster wirkte und mehrere theologische Werke verfasste, veröffentlichte unter dem Pseudonym Mauritius Morisonus eine *Threnodia Hiberno-Catholica sive planctus universalis totius cleri et populi regni Hiberniae* („Irisch-katholisches Trauerlied oder allgemeine Klage des ganzen Klerus und des Volkes des Königreichs Irland"; Innsbruck 1659), in dem er die Verfolgung der irischen Katholiken durch Oliver Cromwell nach dem Zusammenbruch des Irischen Aufstands im Jahr 1649 beschrieb. In den Anhang seiner Schrift *Elenchus encomiorum utriusque ecclesiae, triumphantis et militantis, de Ioanne Scoto* („Verzeichnis der Lobpreisungen beider Kirchen, der triumphierenden und der kämpfenden, für Johannes Scotus"; Bozen 1660), in der er sich mit der Familie und der Herkunft von Johannes Duns Scotus (vgl. Abb. 75) befasste, fügte er eine kurze Untersuchung der irischen Geistesgeschichte ein, in der er besonders gegen die Abqualifizierung der Iren als Barbaren ankämpfte.

Tiroler Jesuiten

Am Schluss sollen noch die bedeutenden Geschichtswerke der aus Tirol stammenden Jesuiten, auch wenn sie nicht im Tiroler Kontext entstanden sind und daher nicht direkt zur Tiroler Literatur gezählt werden können, wenigstens erwähnt werden (vgl. Kagerer 2010): Der aus Innichen stammende Matthäus Rader (1561–1634), der auch zahlreiche antike und spätantike Schriften herausgab, machte sich einen Namen v.a. auf dem Gebiet der Kirchengeschichte mit seiner dreibändigen *Bavaria Sancta* („Heiliges Bayern"; München 1615), in der er die Geschichte der bayerischen (und Tiroler) Heiligen darstellte und mit Quellen untermauerte. Andreas Brunner aus Heiligkreuz bei Hall (1589–1650) verfasste unter dem Titel *Annales virtutis et fortunae Boiorum* („Annalen der Tugend und des Glücks der

Bayern"; München 1626–1637) die bis dahin ausführlichste und beste Geschichte Bayerns. Der Welschtiroler Missionar Martino Martini (1614–1661) schließlich veröffentlichte die wichtigsten Bücher seiner Zeit über die Geschichte und Geographie Chinas: *De bello Tartarico historia* („Geschichte des tatarischen Krieges"; Antwerpen 1654), einen Augenzeugenbericht über den Fall der Ming-Dynastie durch Aufstände und den Einfall der Manchus aus dem Norden, den auf jahrelangen Vermessungen der chinesischen Provinzen basierenden *Novus Atlas Sinensis* („Neuer chinesischer Atlas"; Amsterdam 1655) und die *Sinicae historiae decas prima* („Erste Dekade der chinesischen Geschichte"; München 1658), die erste in Europa veröffentlichte Darstellung der Frühgeschichte Chinas nach chinesischen Quellen.

Florian Schaffenrath

Biographie

Hagiographie

Der größere Teil der in dieser Epoche in Tirol entstandenen biographischen Texte ist hagiographischer Natur. Die erste Hälfte des 17. Jhs. war eine entscheidende Zeit für die Entwicklung der lat. Hagiographie: Als humanistische Autoren im 15. und 16. Jh. ihre Schulung an klassischen Modellen auch in die Abfassung von Heiligenleben einfließen ließen, erhob sich im Umfeld der Reformation Kritik an der bisherigen Form der Hagiographie und nicht selten Spott, dem man auf katholischer Seite durch einen neuen Ansatz begegnen musste. Auf Anregung des Jesuiten Daniel Papenbroch (1628–1714) entwickelte sich das Unternehmen der „Bollandisten", die 1643 die ersten beiden Bände der *Acta Sanctorum* veröffentlichen konnten; somit waren neue Maßstäbe der Hagiographie gesetzt (CNLS 2, 210–211).

Überblick

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass auch in Tirol in dieser Epoche bereits kanonisierte Heilige und Persönlichkeiten, die erst zur Ehre der Altäre erhoben werden sollten, die biographische Produktion dominierten: In Klöstern (z.B. in Füssen oder Innsbruck) interessierte man sich für das Leben der heiliggesprochenen Ordens- und Klostergründer; der lokal bedeutende Kult der Notburga von Eben am Achensee beispielsweise sollte durch lat. Texte überregionale Bedeutung erhalten. Daneben finden sich auch Biographien erst kürzlich verstorbener Personen, wobei auch hier ein bestimmter Bezug zur Hagiographie nicht von der Hand zu weisen ist: Wenn Cherubin O'Dale das Leben der Erzherzogin Anna Juliana beschreibt, geschieht dies nicht zuletzt in der Absicht, Material für einen späteren Kanonisierungsprozess bereitzustellen. Als Vertreter von Biographen, die ihre Helden nicht kanonisieren wollen, wird danach Vigilio Vescovi zu nennen sein. Abschließend sollen autobiographische Texte sowie lat. verfasste Diarien und Tagebücher, die in engem Zusammenhang zur Autobiographie zu sehen sind, Platz finden.

Übersetzungen

Es ist auffallend, dass beinahe alle hier zu besprechenden Texte Übersetzungsliteratur sind: Ins Lat. wurde übersetzt, wenn das Original in einer Sprache verfasst war, die der allgemeinen Verbreitung hinderlich war, aber auch wenn eine Persönlichkeit weltweit bekannt gemacht werden sollte. Doch auch der gegenteilige Prozess findet sich: Zunächst lat. geführte Aufzeichnungen wurden in eine deutsche Biographie umgewandelt. Hier wird man wohl an eine Verwendung dieser Texte zur Steigerung der regionalen Volksfrömmigkeit denken dürfen.

Hippolytus Guarinonius

Ein eifriger Biograph und Übersetzer war Hippolytus Guarinonius (1571–1654, vgl. hier S. 565). Er übertrug die Lebensbeschreibungen des Ippolito Galantini aus

Abb. 76: Bildstock der Hl. Notburga bei Jenbach in Tirol, Radierung in den *Acta Sanctae Notburgae ancillae virginis* des Johann Perierus, Antwerpen 1753.

der italienischen Fassung von Dionigi Baldocci Nigetti (Rom 1623) und die Biographie der Francesca Romana aus der Vorlage von Giulio Orsini SJ (Rom 1608) ins Deutsche (ULBT, Cod. 110,3, Bl. III^{r}–166^{v} [Francesca Romana] bzw. Cod. 110,4, Bl. 47^{r}–219^{r} [Ippolito Galantini]). Diese Arbeiten waren ihm wohl Anregung für seine ebenfalls deutsche Lebensbeschreibung der Hl. Notburga von Eben am Achensee aus dem Jahr 1622, die sich hs. erhalten hat (ULBT, Cod. 110,4, Bl. 264^{r}–283^{v}; Abschrift TLMF, FB 8721),[1] während der Druck von 1646 nicht mehr zu finden ist. Dieser Text findet hier Erwähnung, weil er nicht in seiner deutschen Form, sondern in der – freilich erst ein Jahrhundert später entstandenen – lat. Übersetzung von Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–752) weitere Verbreitung fand: Der Jesuit Johannes Perierus gab 1753 in Antwerpen die *Acta sanctae Notburgae ancillae virginis* („Taten der Hl. Notburga, der jungfräulichen Magd"; vgl. Schaffenrath 2001; s. Abb. 76) heraus und nahm darin die Übersetzung Roschmanns auf (31–239).

Martin Stämpfle

Von Anfang an auf Lat. schrieb Martin Stämpfle († 1665). Er war zunächst Prior des Benediktinerklosters Elchingen, ehe er im Oktober 1614 zum Abt des Klosters St. Mang bei Füssen gewählt wurde, und betätigte sich verschiedentlich als Schriftsteller. So ist bekannt, dass er in einem *Liber actorum* („Geschichtsbuch") die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges in Bezug auf sein Kloster festhielt. Hier zu behandeln sind zwei lat. Biographien, die er zusammen 1621 in Augsburg drucken ließ und in denen er das Leben des Hl. Magnus und des Bruders Ulrich von Binswang darstellte:[2] *Vita et miracula sancti Magni apostoli Almangaviae*, *accessit vita et miracula beati fratris Udalrici eremitae* („Leben und Wunder des Hl. Magnus, des

1 Vgl. KHUI 2, 44–45; Perierus bezeichnet in seinen *Acta sanctae Notburgae* (17) das Werk als *opus valde diffusum* („sehr disparates Werk").

2 Zu seiner eigenen Biographie vgl. dort 261; Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 5, 315 Anm. 2.

Apostels des Allgäus, außerdem Leben und Wunder des seligen Bruders Ulrich des Einsiedlers").

Vita Magni

Die *Vita Magni* beginnt mit einem kurzen Gebet des Bischofs Pierre Cordier von Paris an den Hl. Magnus in elf Hexametern aus dem Jahr 1515, an das sich eine fromme Dedikation des Buches an den Heiligen anschließt: Stämpfle habe das Buch verfasst, um dem Rückgang der Verehrung des Hl. Magnus Einhalt zu gebieten. In einer Vorrede an den Leser berichtet der Abt über seine Korrespondenz mit dem bekannten Historiker Markus Welser (1558–1614) betreffend die unsichere Datierung des Heiligen und rechtfertigt sich für die umfangreiche Einbeziehung der Biographien des Hl. Columban und des Hl. Gallus in sein Werk; diese seien in engem Zusammenhang mit dem Hl. Magnus zu sehen.[3]

Die *Vita* selbst (1–250) ist in 46 Kapitel eingeteilt, wobei zwischen Kap. 9 (44–51) und 11 (52–56) in der Zählung auf ein zehntes Kapitel vergessen wurde. Die Stoffverteilung ist traditionell: Nach der Darstellung der Kindheit und Jugend des Heiligen bis zu seinem Ordenseintritt (1–13) wird als Vorgeschichte das Wirken der Hl. Columban und Gallus eingeschoben (14–60). Magnus reist über Kempten nach Augsburg, wo ihm der Bischof den Auftrag zur Klostergründung im Allgäu erteilt (61–111). Füssen wird beschrieben (112–121; Name, Lage, Klima, Ereignisse, die sich hier zutrugen). Es kommt zur Gründung des Klosters, wobei die Frage eingeschoben wird, ob Magnus ein Benediktiner war (122–133). Sein Wirken wird bis zu seinem Tod und seiner Grablege ausgeführt (134–159). Vor den Wundern, die sich nach Magnus' Tod ereigneten, schildert Stämpfle erneut, nun aber ausführlicher, die Gründungsumstände des Klosters, das öfters zerstört wurde und wieder aufgebaut werden musste (160–196). Nach 17 detailliert beschriebenen Wundern (197–226) fügen sich abschließend Erzählungen an, die im Zusammenhang mit den Reliquien des Heiligen stehen (227–250).

Quellen

Stämpfle hat aus mehreren nicht genannten Quellen geschöpft: Immer wieder kommt es vor, dass er bei Ortschaften und Personen verschiedene Namensformen anführt und durch *vel* oder *sive* („oder") verbindet; dies kann mit unterschiedlichen Formen in seinen Quellen erklärt werden. Wörtlich zitiert werden Johannes Trithemius, *De origine gentis Francorum compendium* („Kurze Darstellung des Ursprungs der Franken"; Mainz 1515) auf S. 20, der Kirchenhistoriker Caesar Baronius (1538–1607) auf S. 32, die Columban-Vita des Jonas von Bobbio auf S. 38, der Hl. Hieronymus und Matthias Burgklechner auf S. 75. Auch aktuelle Bezüge werden immer wieder hergestellt, z.B. bei der Beschreibung des Todes des für die

3 Zur ältesten Vita des Hl. Magnus, die die Vorlage für alle weiteren Bearbeitungen darstellt, vgl. Walz 2000.

Christianisierung des Allgäus besonders wichtigen Augsburger Bischofs Wikterp (8. Jh.): Stämpfle erwähnt, dass im Jahr 1619 Reliquien des Bischofs feierlich ins Kloster überführt wurden (150–151).

Vita Udalrici

An die Biographie des Hl. Magnus schließt sich ein Verzeichnis der Äbte des Klosters an, das vom Gründer bis zum 50. Abt, Martin Stämpfle selbst, reicht (251–261). Danach beginnen die *Vita et miracula beati fratris Udalrici eremitae* („Leben und Wundertaten des seligen Bruders Ulrich des Einsiedlers") mit einem eigenen Vorwort (262–264): Bruder Ulrich habe sich durch sein heiligenmäßiges Leben ausgezeichnet, sei aber nie offiziell heiliggesprochen worden. Er liege in Binswang begraben, wo er einem Heiligen gleich verehrt werde. Deshalb habe Stämpfle nunmehr aufgezeichnet, was er über Ulrich finden konnte. Die Bedeutung der Schrift ist ganz in der regionalen Verehrung Ulrichs zu sehen.

Die Biographie Ulrichs ist deutlich kürzer als die des Hl. Magnus und umfasst die S. 265–278. Ulrich kam um 1380 nach Musau. Nach seinem Tod ereignete sich ein Wunder, wie es auch von der Hl. Notburga erzählt wird: Ulrichs Leichnam wurde auf einen Wagen gelegt, den die angeschirrten Stiere durch den reißenden Lech bis nach Binswang zogen, wo sie von selber stehen blieben. Einige Wunder, die sich dort v.a. am Beginn des 17. Jhs. ereigneten, werden beschrieben.

Cherubin Maria O'Dale

Gleich zwei lat. Biographien von Cherubin Maria O'Dale OSM (1600–1664) gingen in Druck. Bereits als Kind aus Irland vertrieben, verschlug es ihn über England und Belgien nach Rom. Durch Zufall landete er auf einer neuerlichen Reise in Innsbruck, wo sich Erzherzogin Anna Caterina (später mit Ordensnamen Anna Juliana, 1566–1621) seiner annahm und ihn ans Gymnasium der Jesuiten in Hall schickte. Dort war u.a. Hippolytus Guarinonius sein Lehrer. 1617 gehörte er zu den ersten vier Novizen, die in Innsbruck in den Servitenorden eintraten (Zinkl 1907, 38). Nach der Priesterweihe 1624 setzte er sich intensiv für die Ausbreitung des Ordens in Prag, Wien und Regensburg ein, ehe er 1664 in Luggau starb.[4]

Werk

Trotz seiner Tätigkeit in verschiedenen Städten blieb O'Dale seinem Innsbrucker Heimatkloster stets verbunden: Hier wurden seine Werke gedruckt. Zunächst schrieb er eine Biographie des Hl. Philippus Benitius (1233–1285), des fünften Ordensgenerals der Serviten, später eine Lebensbeschreibung der Erzherzogin Anna Caterina, die ihn als Knaben so wohlwollend aufgenommen hatte und die sich später selbst ins Kloster zurückzog.

4 Zu seiner Biographie vgl. seine Lebensbeschreibung des Philippus Benitius, 63–66; außerdem Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 2, 183; Spörr 1892, 437–439; Pötscher 2001, 117–121.

Abb. 77: Titelblatt von Cherubin Maria O'Dales Biographie des Hl. Philippus Benitius, Innsbruck 1643.

Hl. Philippus Benitius

Der Grund für die Abfassung der Benitius-Vita liegt in dessen Bedeutung für den Orden: Der Hl. Philippus Benitius kehrte nach einem Philosophie- und Medizinstudium aus Paris in seine Heimatstadt Florenz zurück, wo er 1253 in den erst 1233 gegründeten Servitenorden eintrat. 1267 wurde er zum Generaloberen des Ordens gewählt, dessen Satzungen er weitgehend umarbeiten ließ, weswegen er seither als zweiter Ordensgründer gilt. Philippus regte auch die Einrichtung eines weiblichen Zweiges der Serviten an, der später für Innsbruck durch die Förderung der Erzherzogin Anna Caterina besonders wichtig wurde (vgl. Toussaint 1886).

Historia vitae

O'Dale veröffentlichte seine Kaiser Ferdinand III. gewidmete Biographie des Philippus Benitius 1643 in Innsbruck unter dem Titel *Historia vitae ac rerum gestarum beati patris Philippi Benitii, patritii Florentini, ordinis Servorum beatae Mariae virginis generalis* („Geschichte des Lebens und der Taten des Hl. Paters Philippus Benitius, eines Adeligen aus Florenz, der zum General des Servitenordens wurde"; vgl. Abb. 77). Das 196 Druckseiten umfassende Werk ist in drei Bücher eingeteilt, die die Zeit von Philippus' Geburt bis zu seiner Wahl zum Generaloberen (1. Buch, 1–40), sein Wirken in der Ordensleitung bis zu seinem Tod (2. Buch, 41–154) und die Wunder behandeln, die sich nach seinem Tod auf seine Fürsprache hin ereignet haben (3. Buch, 155–196).

Charakteristik

Der bei den spärlichen Details, die aus dem Leben des Philippus Benitius bekannt sind, überraschende Umfang des Werkes erklärt sich aus der Einarbeitung zahlreicher Informationen aus der allgemeinen Ordensgeschichte, von Orts- und Kirchenbeschreibungen sowie von Parallelen aus den Lebensbeschreibungen anderer Heiliger. So wird z.B. eine längere Passage der Beschreibung eines wundertätigen Bildes der Gottesmutter in der Umgebung von Florenz gewidmet, vor dem der Heilige seine Berufungsvision hatte (20–22), eine weitere dem Ursprung des Streites zwischen Guelfen und Ghibellinen (119–122). Am Beginn und am Ende solcher Exkurse tritt der Autor als Erzähler auch in der ersten Person in Erschei-

nung, so z.B. S. 20 mit *prius quam hanc expediam* („bevor ich davon erzähle") und S. 22 mit *revertamur* („kehren wir zurück"). Ansonsten macht O'Dale seine eigene Einstellung durch die Bezeichnung der Serviten als *ordo noster* („unser Orden") oder auch des Heiligen als *noster Philippus* („unser Philippus") klar. An besonders wichtigen Stellen werden direkte Reden in die Darstellung eingebaut, um die dramatische Wirkung zu steigern.

Quellen

Bereits auf dem Titelblatt bezeichnet sich O'Dale nicht als Autor, sondern als *collector* („Sammler") des Werkes. Aus den Approbationsschreiben geht hervor, dass er sein Material aus den italienischen Quellen zur Ordensgeschichte zusammengetragen und dann ins Lat. übersetzt hat. Genannt wird im Text immer wieder (z.B. 15) ein *scriptor* („Schreiber") der Ordensgeschichte der Serviten, nämlich Arcangelo Giani (1552–1623). Genauer verfährt O'Dale bei Zitaten aus anderen Heiligenleben, v.a. wenn von dem zitierten Autor eine gewisse Autorität ausgeht. Für die berühmte Anekdote, dass Alexander der Große Achilles glücklich gepriesen habe, weil Homer zum Künder seiner Taten wurde, wird nicht etwa Plutarch (*Vita Alexandri* 15,4), sondern Hieronymus (*Historia sancti Hilarionis* 1) als Quelle angegeben (33).

Rezeption

Das Buch hatte offensichtlich den Zweck, eine für den Servitenorden wichtige Figur auch nördlich der Alpen bekannt zu machen. Speziell für den deutschsprachigen Raum erschien 1671 wieder in Innsbruck eine Übersetzung der Biographie unter dem Titel *Historia von dem Leben, Tugenden, Heiligkeit, denck- und wunderwürdigen Thaten deß H. Vatters Philippi Benitii Serviten Ordens*, übertragen von einem namentlich nicht genannten Serviten.

Vita Annae

Ein Jahr nach dieser Übersetzung erschien postum O'Dales zweite Biographie *Vita et gesta reverendissimae* […] *Annae Iulianae archiducissae Austriae* („Leben und Taten der verehrungswürdigsten […] Anna Juliana, Erzherzogin von Österreich"; Innsbruck 1672), deren Vorwort bereits 1652 verfasst worden war. Die Drucklegung besorgte Bernardinus Maria Wenzl OSM, um die Leser zur Nachahmung Annas anzuregen, wie er in seinem Vorwort ausführt. Der Grund für die lange Verzögerung ist nicht bekannt.

Das Werk gliedert sich in fünf Bücher: Das erste Buch (1–60), das als eine Art Vorgeschichte gesehen werden kann, behandelt die Ausbreitung des Servitenordens nördlich der Alpen. Die eigentliche Biographie Anna Julianas beginnt mit dem zweiten Buch, das ihr Leben bis zum Tod ihres Gatten Erzherzog Ferdinand II. darstellt (61–96). Das dritte Buch ist der Witwe bis zu ihrem Eintritt ins Kloster gewidmet (97–148), während das vierte Buch ihr Wirken im Orden behandelt (149–224). Im fünften Buch schließlich werden Wunder geschildert, die sich nach ihrem Tod ereignet haben (225–269). Ein ausführlicher Index schließt das Buch ab.

Heiligkeit

Der Zweck dieser Schrift liegt offensichtlich darin, Material für einen künftigen Heiligsprechungsprozess zusammenzutragen. So erklärt sich der Aufbau des Werkes, der sich ganz an hagiographischen Mustern orientiert (v.a. das Schlusskapitel über Wunder, die sich nach Annas Tod ereigneten). Bereits im Titel wird die Erzherzogin als *sancte vivens* („ein heiliges Leben führend") beschrieben. Wenn auch mit Einschränkungen erhält Anna bereits Epitheta einer Heiligen, etwa: *ut privatim non de nihilo credimus*, *beata* (61; „die Selige, wie wir zumindest für uns nicht ohne Grund glauben").

Quellen

Im Vorwort gibt O'Dale drei Hauptquellen für sein Werk an: seine eigene Augenzeugenschaft, verlässliche Berichte und die italienische Lebensbeschreibung, die Giovanni Maria Barchi, der Beichtvater der Erzherzogin, verfasst hat (*Breve compendio della Vita et Morte della serenissima et reverendissima Suor Anna Giuliana Gonzaga*; Innsbruck 1622). Im Werk selbst wird dann v.a. eine Quelle immer wieder genannt, O'Dales eigene, oben besprochene Biographie des Hl. Philippus Benitius, aus der mitunter seitenweise zitiert wird (z.B. 38–48).

erstes Buch

Dass das erste Buch gewissermaßen einen Fremdkörper darstellt, erkennt man daran, dass die Bücher zwei bis fünf aufeinander abgestimmt komponiert wurden: Eindeutig klar machen dies die Angaben über die geplante vierteilige Struktur im ersten Kapitel des zweiten Buches (66–67). Generell liegt der Schwerpunkt des ersten Buches auf der Ordensentwicklung in Prag (das auch im Katalog der Klöster [53] am ausführlichsten behandelt wird). Hier werden sogar Urkunden und Briefe in wörtlicher Abschrift wiedergegeben.

Anna als Landesmutter

Exemplarisch sei eine Passage aus dem zweiten Buch (91–92) angeführt, in der O'Dale Anna Caterina als gütige und verständnisvolle Landesmutter zeigt, die sich in christlichem Geist um Arme und Hilfsbedürftige, aber auch um zum Tod Verurteilte kümmert. Letztere haben sich das *odium generis humani* („Hass des Menschengeschlechts"; vgl. Sen. tranqu. 15,1, Tac. ann. 15,44) zugezogen, was Anna Caterinas Einsatz umso erstaunlicher erscheinen lässt:

> *Itaque quod magnus ille gentium doctor Paulus de se scripsit, „omnibus debitor factus sum", illa de se sic sensit, ut cum omnium mortalium ac praesertim in aerumnis animique angoribus positorum eximia charitate flagraret, omnium esset et asylon, et qua valebat plus quam humana efficacia ultimum et certissimum solatium. Enituit ea illius charitas et commiseratio erga eos etiam homines, qui propter sua facinora generis humani odium meriti societatisque publicae usura indigni ultimo supplicio addicebantur, quos omni apud maritum ope servare et e mortis faucibus eripere satagebat.*
>
> Was Paulus, jener große Lehrer der Völker, über sich selbst geschrieben hat, „allen schulde ich etwas" [nach Rom 1,14], das bezog sie [sc. Erzherzogin Anna Caterina] so auf sich,

> dass sie, weil sie in einzigartiger Liebe zu allen Menschen, besonders zu denen, die in Angst und Nöten waren, entbrannte, mit das Menschenmögliche übersteigender Kraft für alle Zuflucht und letzter, sicherster Trost war. Ihre Liebe und ihr Erbarmen wurde auch den Menschen zuteil, die wegen ihrer Verbrechen den Hass des Menschengeschlechts auf sich gezogen hatten und die, des öffentlichen Umgangs für unwürdig befunden, zum Tod verurteilt wurden; mit allen Mitteln versuchte sie bei ihrem Mann, diese zu retten und den Fängen des Todes zu entreißen.

Vigilio Vescovi

Generell steht die *Vita* der Anna Juliana zwischen Hagiographie und Biographie im engeren Sinn, zu der nun überzuleiten ist: Der bedeutendste lat. Biograph dieser Epoche war der in Vermiglio (nordwestlich von Trient) geborene Vigilio Vescovi (um 1610–1679). Nach Studien am Seminar von Trient wurde er zum Priester geweiht und trat in die Dienste des Bischofs Carlo Emanuele Madruzzo (reg. 1629–1658), für den er 18 Jahre lang arbeitete (vgl. BCT, ms. 1631, Bl. 139^{v}) und zahlreiche diplomatische Aufträge erledigen konnte. In unserem Zusammenhang wichtig ist seine Tätigkeit als Haushistoriker des Bischofs: Als solcher hatte er Zugang zu allen wichtigen Unterlagen, die vielfach in seine Schriften Eingang fanden. Nach der Zeit am fürstbischöflichen Hof wurde Vescovi Pfarrer in Mezzocorona, wo er Zeit für seine schriftstellerische Arbeit fand.[5]

Posthumae memoriae

Die früheste biographische Schrift Vescovis fand in einer größeren Arbeit Aufnahme: 1648 veröffentlichte Mario Bettini SJ (1582–1657) in Bologna die drei Bände seines *Aerarium philosophiae mathematicae* („Schatzkammer der mathematischen Philosophie", s. hier S. 561–562), in dessen erstem Band sich eine auf den 7. März 1643 datierte Widmungsepistel an Fürstbischof Carlo Emanuele Madruzzo findet. Zu Beginn des zweiten Bandes stehen als Ergänzung Vescovis zehn Seiten füllende *Posthumae memoriae illustrissimorum heroum spectatissimae Madruzziae familiae* („Postume Aufzeichnungen über die herausragendsten Helden der berühmtesten Familie Madruzzo").[6] Nach einer allgemeinen Einleitung zur Familie Madruzzo bietet die Schrift 13 Kurzbiographien wichtiger Mitglieder der Familie Madruzzo von Giangaudenzio (Nr. 1) bis zu Bischof Carlo Emanuele (Nr. 13).

Caroli Emmanuelis […] *vita*

Das bedeutendste Werk Vescovis ist seine *Caroli Emmanuelis Madrutii comitis de Challant episcopi Tridentini vita* („Leben des Carlo Emanuele Madruzzo, Graf von Challant, Bischof von Trient"), die in der Hs. BCT, ms. 1631 nicht weniger als 166 Blatt umfasst, auf denen sich Korrekturen und Randergänzungen finden. Eine Abschrift der Bl. 1^{r}–23^{v} bietet BCT, ms. 2154, wobei hier alle Korrekturen

5 Zu Vescovis teilweise widersprüchlich erzählter Biographie vgl. Gasser 4, 134–135; Ambrosi 1894, 49–50; Proner 1959, 119–121; Stenico 1970, 272.

6 Eine Abschrift bietet BCT, ms. 2154, Bl. 140^{r}–143^{r}.

und Ergänzungen eingearbeitet wurden (zu weiteren Abschriften im Rahmen der biographischen Tetralogie auf die Madruzzo-Bischöfe s.u.).

Nach einer kurzen Einleitung zu Herkunft, Jugend und Ausbildung Carlo Emanueles (Bl. 1^{r}–3^{v}) besteht der Hauptteil des Werkes nicht aus einer kontinuierlichen Erzählung des Lebens des Fürstbischofs, sondern aus einer Reihe von Episoden, in denen er Rechtsstreitigkeiten auszufechten hatte: seine umstrittene Amtseinsetzung (Bl. 4^{r}–13^{r}), sein Kampf gegen die Tiroler Landesfürsten, allen voran Claudia de' Medici, um die Herrschaft in Trient (Bl. 13^{r}–113^{v}), Auseinandersetzungen mit dem Erzbischof von Salzburg (Bl. 114^{r}–125^{r}) und mit dem Propst von St. Michael an der Etsch (Bl. 125^{r}–129^{v}). Am Ende steht der Tod des Fürstbischofs, der in prunkvoller Weise beigesetzt wurde (Bl. 130^{r}–137^{v}). Es schließt sich eine Passage über den Charakter Carlo Emanueles an (Bl. 137^{v}–140^{v}), mit dem die Familie Madruzzo ihr Ende fand – seine Ansuchen um Dispens zum Zwecke der Hochzeit wurden vom Papst nie genehmigt. Daher war die Aufteilung des Erbes (Bl. 141^{r}–143^{r}) recht kompliziert. Ab Bl. 143^{r} bringt Vescovi einige *curiositates* („Klatsch"), d.h. einen kommentierten Katalog hochrangiger Persönlichkeiten, die in Trient zu Gast waren; der meiste Platz wird dabei der abgedankten Königin Christine von Schweden eingeräumt. Ab Bl. 153^{v} werden Details aus der Zeit nach Carlo Emanuele nachgetragen, z.B. die Wahl seines Nachfolgers. Teilweise von einem neuen Schreiber werden Ereignisse bis 1670 geschildert; das Werk endet mit einer Kurzbiographie des Brixner Bischofs Sigmund Alfons von Thun (1663–1677).

Autorintention

Vescovi muss ein sehr streitbarer Mensch gewesen sein, was nicht zuletzt eine Passage seines Werkes zeigt, in der er sich selbst bei Verhandlungen in Innsbruck als unnachgiebig und störrisch schildert (Bl. 123^{v}–124^{v}). Als Grund für sein literarisches Schaffen gibt er an, er wolle als Augenzeuge, der Zugang zu den fürstbischöflichen Archiven habe, Zeugnis ablegen (Bl. 140^{v}–141^{r}) und die Mitglieder der Familie Madruzzo vor Verleumdungen schützen (Bl. 152^{r}).

Dokumente

Die Darstellung ist über weite Strecken sehr technisch: Dokumente, die in den verschiedenen Streitsachen eingebracht wurden, schreibt Vescovi wörtlich ab und kommentiert sie im Anschluss Paragraph für Paragraph. Auch Briefe, Antwortschreiben und Reden werden wörtlich aufgenommen und immer zu Gunsten des Madruzzobischofs ausgelegt. Persönliche Informationen über Carlo Emanuele gewinnt der Leser nur am Rande dieser Streitigkeiten (z.B. wird Bl. 22^{v}–23^{r} seine persönliche Sparsamkeit betont).

Continuatio

Es ist mitunter zu lesen (vgl. Gasser 4, 135; Stenico 1970, 272), dass Vescovi sich im Alter der Geschichtsschreibung zugewandt und eine *Continuatio historiae Tridentinae* („Fortsetzung der Trientner Geschichte") verfasst habe. In Wirklichkeit existiert kein Werk dieses Titels. Vescovi stellte vielmehr eine biographische

Tetralogie aller vier Madruzzo-Bischöfe zusammen: Cristoforo (reg. 1539–1567), Lodovico (reg. 1567–1600), Carlo Gaudenzio (reg. 1600–1629) und Carlo Emanuele (reg. 1629–1658), dessen eben besprochene Biographie auch ihrer Tendenz nach stellvertretend für die drei anderen stehen kann. Alle vier Werke sind in BCT, ms. 30 erhalten. Besonders interessant ist die Abschrift TLMF, Dip. 814, da sie am Rand neben Zitaten aus Giorgio Vasari und Paolo Giovio mit Kommentaren aus dem *manoscritto Ducati*,[7] einer anonymen italienischen Biographie von Bernhard Cles und den ersten drei Madruzzo-Bischöfen, versehen ist.[8]

Sprache

Vescovis Sprache ist von zahlreichen Italianismen durchsetzt; so finden sich Formen wie *clientella* (Bl. 1^{r}), *homaggio* (Bl. 57^{r}) oder *tutella* (Bl. 102^{r}). Auch das Gerundium im Ablativ findet sich öfters anstelle einer Konstruktion mit Partizip Präsens (z.B. Bl. 118^{r}). Davon abgesehen schreibt Vescovi ein sehr elegantes und gefälliges Lat.

Nepomuk Vescovi

Ein späterer Verwandter Vigilio Vescovis war Johannes Nepomuk Anton Vescovi, auch er ein Geistlicher. Er hatte die Hs. Vigilios geerbt und charakterisiert ihn in einer kurzen Schrift mit dem Incipit *Inclitam Madruciorum familiam* („Die berühmte Familie Madruzzo") als *de rebus Madruciorum familiam spectantibus*, *si umquam alius*, *apprime gnarus* („in den die Familie Madruzzo betreffenden Angelegenheiten versiert wie kein anderer"; BCT, ms. 2204).[9]

Diarien

Wichtige Vorarbeiten für später auszugestaltende Autobiographien stellen auch in dieser Epoche Tagebücher oder Diarien dar, die mitunter auch auf Lat. verfasst sind. Manchmal lassen sie sich nur mehr aus den aus ihnen hervorgegangenen Autobiographien erschließen, manchmal ist es aber auch nie zu einer Ausgestaltung gekommen, sodass das Diarium allein erhalten blieb. Vor allem bei Reisebeschreibungen haben die Autoren gerne die Form der Tag-für-Tag-Aufzeichnung beibehalten, was auch an den folgenden Beispielen deutlich wird.

Lucas Geizkofler

Als Verfasser eines Traktates über das Studentenleben ist Lucas Geizkofler (1550–1620) bereits genannt worden (vgl. hier S. 303–306). Hier ist er aufgrund seiner Autobiographie zu erwähnen, die zwar in ihrer vorliegenden Form hauptsächlich deutsch ist, jedoch auf einer lat. Vorlage fußt und diese noch an einigen Stellen durchscheinen lässt: *Historia Vnd beschreibung Lucasen Geizkoflers von Reiffenegg Ty-*

7 Benannt nach Bartolomeo Ducati, Benefiziat am Dom von Trient, dem Besitzer der Hs. zur Zeit Andreas di Paulis, der die Kommentare in TLMF, Dip. 814 anbrachte (vgl. TLMF, Dip. 814/4, Titelblatt).

8 Dass TLMF, Dip. 814 eine Abschrift ist, zeigen einige Lücken, die im Text bestehen blieben (z.B. 37), doch ist es auffällig, dass die Abschrift viel mehr Italianismen aufweist als BCT, ms. 30 (z.B. 1, 4, 41: *famiglia*; 28: *leggere*).

9 In der unpaginierten Hs. BCT, ms. 2204 sind zahlreiche kurze Schriften (Gedichte, Briefe usw.), welche die Familie Madruzzo betreffen, zusammengebunden.

rolensis, *herkomen*, *geburt*, *leben*, *studieren*, *raisen*, *diensten*, *fürnembliche verrichtung thuen und wesen*, *biß auf sein in Augspurg 1590 beschechene verheuratung und folgends weiter*, *biß auf das 1600. Jar*. Der Text ist in der Hs. TLMF, Dip.1117, Bl. 1^{r}–172^{v} in einer Abschrift von Geizkoflers Neffen Zacharias erhalten.

lat. Partien

Die größte zusammenhängende lat. Partie der Autobiographie ist ein Auszug aus Geizkoflers verlorenem lat. Tagebuch, das er 1572 in Paris führte, wo er u.a. Zeuge der Bluttaten der Bartholomäusnacht wurde. Der Text beschreibt lat. Theateraufführungen, in denen sich aktuelle politische Ereignisse spiegeln: *Summa tragoediae et comoediae atque aliorum ludorum*, *quorum ipsemet spectator fuit in collegio Navarraeo* („Zusammenfassung der Tragödie, der Komödie und anderer Schauspiele, die er selbst im Kollegium von Navarra gesehen hat"; Bl. 79^{r}–85^{r}; Ausgabe von Creizenach 1907). Ebenso etwas länger ist die Passage mit der lat. Bestätigung des erlangten Doktorates an der Universität Dôle aus dem Jahr 1578 (Bl. 160^{r}–172^{v}). In der älteren Edition von Wolf 1873 wurden diese beiden Stellen übergangen. Aus dem lat. Tagebuch wurden von Geizkofler offensichtlich nur die Passagen wörtlich übernommen, die als abgeschlossene Einheiten einem eindeutig lat. Kontext (lat. Drama, Promotionsfeier) zuzuordnen waren.[10] Anders ist es bei Reiseaufzeichnungen:

Gabriel Bucelin

Um die Vinschgauer Besitzungen seines Klosters Weingarten im Allgäu kartographisch aufzunehmen (und so Rechtsansprüche zu sichern), unternahm der bekannte Benediktinerhistoriker Gabriel Bucelin (1599–1681) vom 11. August bis zum 17. September 1642 eine Reise nach Südtirol. Die Reise führte über den Reschen, das Etschtal abwärts bis nach Lana, ins Ultental, wieder etschaufwärts, dann über Meran, Bozen, Brixen, Sterzing, Innsbruck und den Fernpass wieder zurück. Das darüber geführte Tagebuch hat er 1660 mit seinen anderen Tagebüchern in kalendarischer Form zusammengestellt (*Ephemeris Bucelini*, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB V 15), sodass unter einem Tages- und Monatsdatum die in den verschiedenen Jahren an diesem Tag geschehenen Ereignisse folgen.[11] Bucelin trägt nicht nur Material über Geographie, Geschichte, kirchliche Einrichtungen usw. zusammen, sondern stellt alles in der ersten Person dar, sodass eine Autobiographie *in nuce* entsteht.

Augustin Haas

Eine Reihe von Diarien ist auch von Äbten des Zisterzienserstiftes Stams erhalten, z.B. das des aus Meran gebürtigen Augustin Haas († 1672), der nach Tätigkeiten in Nauders und Mais 1660 zum Abt gewählt wurde.[12] Sein Tagebuch liegt im

10 Zur Frage der Sprachenwahl in diesen Passagen vgl. auch Tersch 1998, 406–407.

11 Eine Würdigung der Südtirol betreffenden Passagen bei Stump 1966.

12 Zu seiner Biographie vgl. Tovazzi, Nr. 913a; Brunner 1881, 440; Album Stamsense 40–41; Atz/Schatz 1903–1910, Bd. 4, 233; Haid 1995, 83.

Archiv des Stiftes unter der Signatur F 10. Haas hat auf die für jeden Monat vorgesehenen leeren Blätter in Abraham Seidels Werk *Der Neuen Welt Historien-Calender* (Nürnberg 1664) die wichtigsten Geschehnisse des Jahres notiert, wobei die sprachliche Gestaltung ununterbrochen zwischen Deutsch und Lat. hin- und herspringt. Auf knappstem Raum werden Fakten für spätere Biographen oder Historiker festgehalten. Zu einer solchen Ausgestaltung ist es aber nie mehr gekommen.

Martin Korenjak

Brief

Überblick

Wie in der vorangegangenen Epoche zeigt der Brief sich auch im 17. Jh. als proteische Gattung. Aus dem breiten Spektrum der möglichen Formen und Verwendungsweisen (vgl. CNLS 2, 218–228) haben im Tiroler Raum die Mechanismen und Zufälle der Überlieferungsgeschichte Beispiele für Widmungsschreiben, wissenschaftliche Briefe, eine Klosterkorrespondenz sowie einige päpstliche Schreiben anlässlich der Bekehrung Christines von Schweden bewahrt. Die meisten dieser Briefe tragen entweder amtlich-offiziösen Charakter oder sind von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt. Nur spärlich vertreten ist der überlieferungsgeschichtlich stets benachteiligte Privatbrief.

Widmungsbrief: zwei Beispiele

Allenthalben anzutreffen sind Widmungsbriefe, die einem beträchtlichen Teil aller gedruckten Werke vorangestellt werden. Als Widmungsträger treten oft geistliche oder weltliche Größen auf, deren Wohlwollen oder finanzieller Unterstützung sich der Autor versichern möchte. Die Grenzen zur nicht mehr briefartigen Widmung können durch immer weitergehende ‚Erosion' der Briefformeln zu Beginn und am Schluss verwischt werden. Hier seien nur zwei Beispiele herausgegriffen: der Brief vom 31. 7. 1600, in dem Nicolao Inama seine Leichenrede für den Trientner Fürstbischof Lodovico Madruzzo (vgl. hier S. 465–467) dessen Neffen und Nachfolger Carlo dediziert, und das vom 17. 9. 1652 datierende hs. Schreiben, in dem Benedikt Herschl, der Abt von St. Georgenberg, ein Exemplar seines *Athos Georgianus* Anton von Crosini, dem Fürstbischof von Brixen, zueignet, welcher gleichzeitig auch der offizielle Widmungsträger dieses – übrigens volkssprachlichen – hagiographischen Werkes ist (vgl. Abb. 78, 79). Ein Vergleich beider Briefe zeigt einige der soziologischen Parameter, welche die Art eines Widmungsbriefes bestimmen können, und deutet die hieraus resultierende formale und inhaltliche Bandbreite an: Während Inama sich in ausführlicher Panegyrik ergeht und dafür am Schluss durch einen Verweis auf seine bescheidenen Verhältnisse recht deutlich eine finanzielle Zuwendung einfordert, lobt Herschl Crosini weit knapper und hofft nur (unter Rückgriff auf einen antiken Topos) darauf, dass dieser seinem Werk zu größerem Ruhm und weiterer Verbreitung verhelfen werde. Er ist im Gegensatz zu Inama finanziell unabhängig und möchte mit seiner Widmung in erster Linie sein gutes Verhältnis zu Crosini ausdrücken und vertiefen. Dass dieser das zu schätzen wusste, zeigt ein von derselben Hand wie Herschls Schreiben kopierter Dankesbrief vom 22. 9. 1652, der sich zusammen mit jenem im *Athos*-Exemplar der ULBT (21.061) erhalten hat. Eine

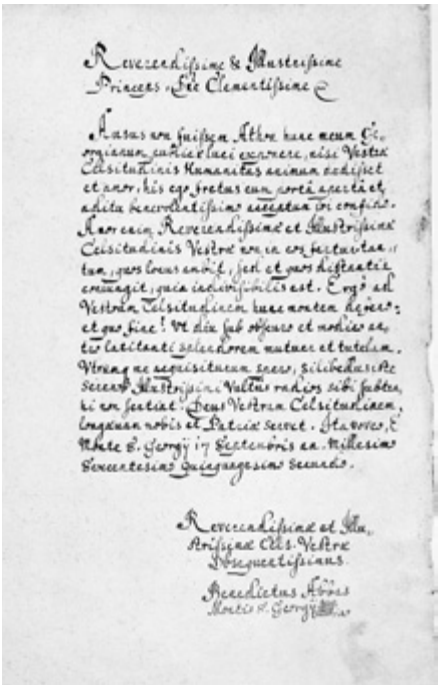


Abb. 78, 79: Titelblatt des *Athos Georgianus* des Benedikt Herschl und hs. Widmungsschreiben an Bischof Anton von Crosini, Innsbruck 1652.

formale Gemeinsamkeit von Inamas und Herschls Briefen besteht darin, dass sie sich schon weitgehend vom antiken Briefformular (Beginn mit *A B salutem dicit*, „A grüßt den B", o.ä.; Schluss mit *Vale*, „Leb wohl!") verabschiedet haben und bereits dem modernen (Beginn mit „Lieber B", Schluss mit „Grüße, Dein A") nahe stehen. Bei Inama findet sich als Relikt der alten Form am Anfang noch der Adressat im Dativ, allerdings ohne den Namen des Schreibers und die Grußformel, bei Herschl ist das Briefformular gänzlich ‚modernisiert' und zugleich barockisiert: Der Abt beginnt mit *Reverendissime et Illustrissime Princeps*, *Domine Clementissime etc.* („Verehrungswürdigster und berühmtester Herrscher, gnädigster Herr usw.") und schließt mit *Reverendissimae et illustrissimae Celsitudinis Vestrae obsequentissimus Benedictus Abbas Montis Sancti Georgii* („der Eurer verehrungswürdigsten und berühmtesten Hoheit ergebenste Benedikt, Abt von Sankt Georgenberg"). Nur das Datum steht in beiden Fällen noch wie bei vielen Cicerobriefen am Schluss.

wissenschaftlicher Brief: Staudacher an Kircher

Die antike Untergattung des Lehrbriefs oder Brieftraktats entwickelt sich im 17. Jh. zunehmend zum Medium der internationalen wissenschaftlichen Kommunikation. Hierfür finden sich zwei interessante Beispiele: Das erste ist ein Schreiben

des Jesuiten Michael Staudacher an seinen Ordenskollegen Athanasius Kircher, das dieser in seinem *Mundus Subterraneus* („Unterirdische Welt"; 10,4,11, Bd. 2, S. 246 der Ausgabe Amsterdam 1678) zitiert. Kircher lässt Anfang und Schluss weg, sodass wir kein Datum erhalten haben, doch da Staudacher *iussu principum archiducum* („auf Befehl des fürstlichen Erzherzogpaars") schreibt, muss der Brief in die Jahre zwischen 1650, als er das Amt des Innsbrucker Hofpredigers antrat, und 1662 fallen, als Ferdinand Karl starb (sein Nachfolger Sigmund Franz blieb ja unverheiratet). Thema ist der Reichtum Tirols an Edelsteinen. Der Brief zählt aber nicht nur die im Land vorkommenden Arten von Steinen auf und nennt einige ihrer Fundorte, sondern hebt auch lobend die mineralogischen Interessen des Fürstenpaares, insbesondere der Fürstin, hervor, der sogar eine eigene Theorie über die Entstehung von Edelsteinen (aus wässrigen Lösungen über das Zwischenstadium Talk) zugeschrieben wird, und verbindet so Wissenschaftlichkeit mit Panegyrik. Auffällig ist auch ein gewisser lokalpatriotischer Zug: Die Schönheit der Tiroler Steine wird in den höchsten Tönen gepriesen, und die in Tirol tatsächlich vorkommenden Arten werden um Rubine und Diamanten ergänzt, die zwar klein, aber dafür so hart seien, dass sie alle anderen Diamanten schnitten.

Polemik: Bayer, *Epistola admonitoria*

Den zweiten wissenschaftlichen Brief, eine 143 Seiten starke *Epistola admonitoria ad Franciscum Cimam medicum Venetum* („Mahnbrief an den venezianischen Arzt Francesco Cima") lässt ein Johannes Michael Bayer, Doktor der Philosophie und der Medizin, über den sonst nichts bekannt ist, der sich aber selbst als *Oenipontanus* („Innsbrucker") bezeichnet, 1662 in Padua bei Carlo Rizzardi drucken. Der medizinische Inhalt dieses offenen Briefes lässt sich in der These zusammenfassen, man dürfe die Diagnose „Podagra" und die entsprechende Behandlung nur auf ausschließlich den Fuß betreffende Erkrankungen anwenden. Seine Entstehungsgeschichte lässt sich folgendermaßen rekonstruieren: I.F. und M., zwei angesehene Ärzte und Mitglieder derselben Akademie, wurden im Fall einer adeligen Dame, die an Gelenkschmerzen litt, zu Rate gezogen, vertraten dabei aber verschiedene Meinungen. M. fasste seine Position gegen I.F. in einer kurzen anonymen Schrift zusammen. Cima, ein junger Arzt und Schüler von I.F., fand, er müsse seinen Lehrer verteidigen, und attackierte M. in einer zweiten Schrift, gegen die sich nun Bayer (vielleicht seinerseits ein Schüler M.s) wendet. Bayers Werk ist wissenschafts- und sozialgeschichtlich interessant als Zeugnis für die Organisationsformen der Medizin in Norditalien im 17. Jh. (Akademien, Behandlung wichtiger Patienten durch mehrere konkurrierende Ärzte, Lehrer-Schüler-Verhältnisse, Austragung wissenschaftlicher Fehden über Schüler). Gleichzeitig kann es als Beispiel eines wissenschaftlichen Briefes, der sich gleichzeitig als polemischer offener Brief oder als Streitschrift charakterisieren lässt, auch literarisches Interesse beanspruchen. Bayer nutzt geschickt die formalen Eigentümlichkeiten der Briefform zur eindringliche-

ren Darstellung der eigenen Position und zur Herabsetzung des Gegners. Schon mit dem Beginn, *Francisco Cimae medicinae doctori salutem et modestiam dicit Johannes Michael Bayer* („Johannes Michael Bayer wünscht Francesco Cima, Doktor der Medizin, Wohlergehen – und Bescheidenheit") variiert er wirkungsvoll das herkömmliche Briefformular. Im Folgenden bedient er sich wo immer möglich der Du-Form, wobei er Cima als unerfahren und überheblich charakterisiert, sein schlechtes Lat. und seine mageren Griechischkenntnisse anprangert und ihn herablassend-ironisch bis sarkastisch behandelt (z.B. *Nolo hic quos hinc inde dextrorsum et sinistrorsum fecisti saltus sequi* [46; „Die Gedankensprünge nach rechts und links, die du von diesem Punkt an gemacht hast, möchte ich hier gar nicht nachvollziehen"]). Die Briefform hindert Bayer auch nicht daran, selbst ein gelehrtes Werk zu verfassen: Der junge Arzt nutzt jede Gelegenheit, um durch den häufigen Gebrauch griechischer *termini technici* sowie eine Fülle z.T. umfangreicher Zitate, v.a. aus Hippokrates und Aristoteles, die eigene fachliche Kompetenz zu demonstrieren.

Stephani, *Copiae litterarum*

Während die bisher besprochenen Briefe (mit Ausnahme derer von Herschl und Crosini) von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt waren, ist das bei der einzigen größeren aus dieser Epoche erhaltenen Korrespondenz nicht der Fall. Es handelt sich um den Codex Stams, D 24, den Benedikt Stephani (1613–1672), der langjährige Prior des Klosters, mit eigenhändigen Abschriften seiner Briefe gefüllt hat (Ausgabe: Schaffenrath 2006, zu Stephanis Leben dort 11–12). Diese *Copiae litterarum ad diversos ab anno Christi 1640* („Kopien von Briefen an verschiedene Adressaten ab dem Jahr 1640", vgl. Abb. 80) sind schon rein umfangsmäßig ein eindrucksvolles Dokument: Auf 544 Seiten (272 nummerierten Blättern) zu ca. 32 Zeilen finden sich etwa 600 Briefe von durchschnittlich knapp einer Seite Länge. Sie sind mit wenigen auf Versehen zurückzuführenden Ausnahmen chronologisch geordnet und umfassen vom 9. 10. 1640 bis zum 10. 8. 1671 einen Zeitraum von gut drei Jahrzehnten. Das Datum steht jeweils zusammen mit dem Adressaten vor dem betreffenden Brief, manchmal auch nochmals am Schluss. Dass die Briefe von Stephani selbst stammen, wird trotz der immer fehlenden Unterschrift durch eine autobiographische Notiz auf Bl. 6^{v} klar: Neben einem Brief vom 26. 3. 1644 (Nr. 12) steht *Prima epistula, quam scripsi factus prior* („Der erste Brief, den ich nach meiner Ernennung zum Prior geschrieben habe"); Stephani trat dieses Amt am 9. 3. 1644 an. Allerdings schreibt er nicht immer in seinem eigenen Namen, sondern spricht oft für seinen jeweiligen Abt, was dann durch ein zu Beginn hinzugefügtes *in nomine Reverendissimi domini Abbatis nostri* („im Namen unseres ehrwürdigsten Herrn Abts") o.ä. kenntlich gemacht wird.

Adressaten, Themen

Letzteres geschieht v.a. in Briefen an Äbte anderer Klöster, denen gegenüber die Stamser Oberen es offenbar für angemessen hielten, selbst in der ersten Person zu sprechen. Weitaus am häufigsten werden die Äbte von Kaisheim angeschrieben,

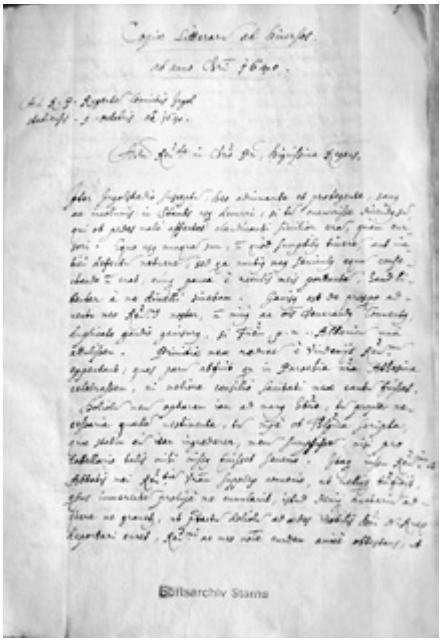


Abb. 80: Titelseite der Briefsammlung des Stamser Priors Benedikt Stephani.

dem schwäbischen Mutterkloster von Stams (Album Stamsense 5), zu dem über die Jahrhunderte hinweg stets enge Beziehungen bestanden; doch auch andere Äbte – vorwiegend, aber nicht nur solche von Zisterzienserklöstern – erhalten zahlreiche Briefe. Das Netz dieser Kontakte erstreckt sich über Tirol hinaus und greift v.a. im Norden nach Bayern, in den süddeutschen Raum und gelegentlich noch weiter (z.B. nach Schlesien: Nr. 342) aus.[1] Oft finden sich in solchen Briefen neben Nachrichten aus Stams und Äußerungen zu den bilateralen Beziehungen auch Erörterungen religionspolitischer Fragen und Probleme. Auch abgesehen von den Kontakten zu anderen Klöstern gehören die meisten Adressaten (Adressatinnen gibt es nicht) dem geistlichen Stand an, wobei die Häufigkeit der Schreiben wiederum die Enge der Beziehungen zu Stams widerspiegelt. Besonders die Vikare in der ältesten und größten der dem Kloster unterstellten Pfarreien, Mais bei Meran (Album Stamsense 122–123), werden sehr häufig angeschrieben und mit Neuigkeiten versorgt. Dasselbe gilt für temporär abwesende Angehörige des eigenen Klosters, in erster Linie für den jeweiligen Stamser Abt selbst: Wenn er, was häufig vorkommt, in Mais (dort vorzugsweise zur Weinlese), in Innsbruck oder auf Kur bei den Heilquellen von Obladis weilt, hält Stephani ihn brieflich über wichtige Ereignisse wie größere einlangende Rechnungen, anstehende Rechtsentscheide usw. auf dem Laufenden. Zöglinge des Klosters, die in Salzburg studieren, erhalten ebenfalls gelegentlich Briefe mit konkreten Anweisungen und Ermahnungen zum Wohlverhalten. Unter den Laien, mit denen Stephani korrespondiert, nehmen Ärzte eine wichtige Stellung ein; sie werden über den Gesundheitszustand der Mönche informiert, um ihre Meinung zu medizinischen Maßnahmen oder um eine Visite gebeten. Auch Tiroler Kaufleute erscheinen als Adressaten, wobei es meist um Warenlieferungen geht.

1 Hilfreich zur Identifizierung der einzelnen Klöster ist in erster Linie Brunner 1881.

Stephani als Sprecher seines Klosters

Wie man sieht, handelt es sich bei Stephanis Briefen in der Regel nicht um Privatmitteilungen. Abgesehen von wenigen, meist frühen Schreiben, die etwa Kontakte aus seiner Studienzeit in Ingolstadt fortführen oder in denen er sich an Verwandte wendet, spricht er, auch wenn er manchmal persönliche Mitteilungen einflicht, nie nur in seinem eigenen Namen, sondern immer auch für sein Kloster. Dass Stephani diese Funktion nicht einfach aufgrund seiner sprachlichen Gewandtheit zugewachsen ist, sondern dass er sie *ex officio* ausübt, legt die Tatsache nahe, dass er in einem Brief vom 16. 4. 1644 (Nr. 14) seinem Adressaten, einem Innsbrucker Arzt, verspricht, er werde ihm in Zukunft öfter schreiben, da er kürzlich zum Prior ernannt worden sei. Vielleicht waren seine epistolographischen Fähigkeiten gerade einer der Punkte, die ihn für dieses Amt empfahlen.

Briefstil

Stephani ist ein routinierter Briefschreiber, der nicht nur in einem flüssigen, nicht ängstlich ciceronianischen Lat. mühelos alle Gegebenheiten der Tiroler Lebenswelt im 17. Jh. zum Ausdruck bringt, sondern auch die Briefkonventionen seiner Zeit souverän beherrscht. Was das Briefformular im eigentlichen Sinne betrifft, so sind sowohl die Anredeformen innerhalb des Briefes als auch diejenigen zu Beginn reich differenziert. (Die Grußformel am Schluss fehlt in der Regel, nur selten begegnet ein *Vale*, „Leb wohl“). Erstere reichen von einem einfachen *tu* („du“) für jüngere Geistliche über ein *Reverentia Vestra* („Euer Würden“) für Pfarrer und Mönche bis zu einem *Reverendissima Pietas Vestra* („Eure ehrwürdigste Frömmigkeit“) für höhere Geistlichkeit, v.a. den eigenen Abt, und zu einem *Reverendissima et Amplissima Dominatio Vestra* („Eure ehrwürdigste und umfassendste Herrschaft“), das dem Abt des Mutterklosters Kaisheim vorbehalten bleibt; weltliche Adressaten figurieren in der Regel als *Excellentia Vestra* („Eure Hoheit“). Die Anreden zu Beginn sind noch differenzierter und können hier nur durch ein paar beliebig herausgegriffene Beispiele illustriert werden: Ein entlaufener Mönch wird mit *Religiose*, *in Christo dilecte fili* (Nr. 319; „Frommer, in Christus geliebter Sohn“) apostrophiert. Der Pfarrer von Kaltern erscheint als *Admodum Reverende*, *Praenobilis ac honorande Domine* (Nr. 317; „Sehr erwürdiger, ganz edler und ehrbarer Herr“). Ein Mitbruder, der sich zeitweilig als Vikar in Mais aufhält, wird als *Reverende in Christo*, *Religiose et amande Confrater* (Nr. 322; „In Christus ehrwürdiger, frommer und liebenswerter Mitbruder“) angesprochen, was durch den vorangestellten Zusatz *Reciprocam salutem et affectum benevolentiae* („[Empfange] deinerseits [meine Wünsche für dein] Wohlergehen und mein herzliches Wohlwollen“) eine noch persönlichere Note erhält; den eigenen Abt nennt Stephani meist *Reverendissime in Christo Pater*, *observandissime Domine Domine* („Ehrwürdigster Vater in Christus, mein ehrenwertester Herr“) o.ä. Einen Innsbrucker Arzt tituliert er mit *Nobilis*, *Excellentissime et Colendissime Domine* (Nr. 5; „Edler, hervorragendster und aller Aufmerksamkeit werter Herr“).

Mit diesen Anreden gelingt es Stephani in der Regel bereits, sich recht präzise auf den Adressaten und die jeweilige Briefsituation einzustellen. Dasselbe Gespür für sein Gegenüber, für verschiedene Interessen, wechselseitige Abhängigkeiten, die richtige Mischung von Höflichkeit und Offenheit usw., das man kaum besser als mit dem vagen Begriff „Takt" bezeichnen kann und das eine der wichtigsten Fähigkeiten eines guten Briefschreibers darstellt, lässt sich bei ihm auch sonst auf Schritt und Tritt beobachten. Als Beispiel sei ein (in gewisser Hinsicht atypischer, weil privater) Brief des jungen Stephani angeführt, in dem er kunstvoll seiner Enttäuschung über das Verhalten seines Adressaten Ausdruck verleiht, ohne diesen wirklich zu beleidigen und damit den eigenen Interessen zu schaden (Nr. 10). Takt

Ad patrem Malachiam Saur, cooperatorem
in Mais. 27. Octobris anno 1642
Reverende in Christo, Religiose et honorande Confrater.
Salutem Reverentiae Vestrae nomine mihi is, qui ineuntis vindemiae nuperrime nuntium tulerat, fideliter denuntiavit, cuius primo statim aspectu gaudio paene gestire caeperam, ratus fore, ut calceos ac tibialia a Reverentia Vestra promissa ocyus mihi ad manus consignaret. Verum, ut mox vidi, vota mea tunc nondum maturuerant. Audivi interea causam dilationis et spem in adventum domini Sertelii Tridento redituri coniicere iussus sum. Caeterum licet non dubitem Reverentiam Vestram nunc temporis haud parum distineri cum negotiis sacris pro suggestu tum multo maxime in collectura (quam uberem Reverentiae Vestrae et admodum pinguem exopto), confido tamen Reverentiam Vestram sponsionis ultroneae ac fraternae beneficentiae tantisper memorem fore, ut expectationis ac voti mei me brevi compotem faciat. Iam enim aestas transiit, calor abiit et recessit, nives ac hyems brevi apparebunt in terra nostra, contra quarum frigus a Reverentia Vestra transmissis tibialibus et calceis aliquatenus praemuniri percupio. Id beneficii quia e penu mea paupertina simili moneta compensare non potero, alio quocunque obsequii genere emereri studebo. Haec raptim ad lucernam.

An Pater Malachias Saur, Vikar
in Mais. 27. Oktober 1642
In Christus verehrungswürdiger, frommer und ehrbarer Mitbruder!
Die Grüße Eurer Würden hat mir der, welcher ganz kürzlich Nachricht vom Beginn der Weinlese gebracht hat, getreulich ausgerichtet. Bei seinem ersten Anblick hatte ich im Glauben, er würde mir nun sogleich Schuhe und Stiefel aushändigen, die Euer Würden mir versprochen hatten, vor Freude beinahe herumzuhüpfen begonnen. Doch wie ich bald sah, waren meine Wünsche damals noch nicht zur Reife gelangt. Inzwischen vernahm ich den Grund für die Verzögerung und wurde geheißen, auf die Ankunft des Herrn Sertel zu hoffen, der aus Trient zurückkehren würde. Zweifle ich im Übrigen auch nicht daran, dass Euer Würden zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht wenig sowohl durch geistliche Beschäf-

tigungen, wie sie zur Vorbereitung der Predigten vonnöten sind, als auch besonders durch die Kollekte, die, so hoffe ich, für Euer Würden reichlich und sehr üppig ausfallen wird, in Anspruch genommen werden, so vertraue ich dennoch darauf, dass Euer Würden sich wenigstens soweit Ihres bereitwilligen Versprechens und Ihrer brüderlichen Wohltätigkeit erinnern werden, dass Sie mich meiner Erwartung und meines Wunsches in Kürze werden teilhaftig werden lassen. Schon ist nämlich der Sommer vorüber, die Wärme vergangen und entschwunden, und in Kürze werden sich in unserem Land Schnee und Winter zeigen. Gegen ihre Kälte mich mithilfe der mir von Euer Würden übersandten Stiefel und Schuhe bis zu einem gewissen Grade im Voraus zu schützen ist mein sehnlichster Wunsch. Da ich diese Wohltat aus meiner ärmlichen Habe nicht mit gleicher Münze werde zurückzahlen können, werde ich mich bemühen, sie durch jede denkbare andere Art von Gefälligkeit zu verdienen. Dies in Eile bei der Lampe.

Würdigung

Stephanis Briefe stellen eine wertvolle Quelle einerseits zur Tiroler Kloster-, Religions- und Wirtschaftsgeschichte, andererseits zu Thematik und Stilistik des Gebrauchsbriefs im 17. Jh. dar. Darüber hinaus handelt es sich bei ihnen um literarisch ansprechende Texte eines begabten Schriftstellers.

Alexander IV. zur Bekehrung Christines von Schweden

Viele Briefe, sowohl lat. als auch volkssprachliche, müssen schließlich anlässlich des Übertritts Christines von Schweden zum Katholizismus im November 1655 in Innsbruck verschickt worden sein. Erhalten sind hiervon durch den Abdruck auf den S. 29–40 von Diego Lequiles *Festiva receptio* (vgl. hier S. 485–486) vier Schreiben von Papst Alexander IV. vom 10. 10. dieses Jahres an Ferdinand Karl, Anna de' Medici, Christine von Schweden selbst und seinen eigenen Sonderbeauftragten Lukas Holstenius, welche die Adressaten während deren Aufenthalt in Innsbruck erreicht haben dürften. Formular, Titulaturen und Stil entsprechen den Usancen der päpstlichen Kanzlei. Das Schreiben an Holstenius war als Beglaubigung von dessen Autorität gedacht und wurde im Rahmen der Übertrittsfeierlichkeiten öffentlich verlesen (Lequile, *Festiva receptio* 37; vgl. Schaffenrath 2004).

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Theologie und kirchliches Schrifttum

Überblick

In der vorliegenden Epoche wird im Zeichen von Konfessionsstreit, Gegenreformation und Katholischer Reform immer mehr theologisches und allgemein kirchliches Schrifttum verfasst und deckt eine immer größere Fülle von Subdisziplinen und Teilbereichen ab: So ist etwa die Exegese durch Arbeiten wie Leomann Schillers *Psalterii Davidici* […] *explicatio* („Erklärung […] des Psalters Davids"; Innsbruck 1600, ²1609) vertreten. Neben Überblicksdarstellungen der Dogmatik wie den hs. *Prolegomena in universam theologiam* („Vorwort zur gesamten Theologie"; BCT, ms. 1720) eines Arcangelo a Clesio stehen Traktate zu Teilbereichen, etwa zur Trinitätslehre (*Tractatus de trinitate*; BCR, ms. 53.68) oder zur Sakramentenlehre (*De sacramentis*; Innichen, VIII d5). Für die Moraltheologie können etwa die *Casus conscientiae* („Gewissensfälle"; PBBZ, I 44) eines Thomas Anton, für die zahlreichen Werke aus dem Bereich Erbauung/Aszetik/Meditation z.B. Ignaz Maria Erndlins *Oratio mentalis* („Geistiges Gebet"; Innsbruck 1643; vgl. Abb. 81) oder Ferdinand Troyers *Exercitia spiritualia* („Geistliche Übungen"; Innsbruck 1645) stehen. Was die Liturgik betrifft, kann man auf den *Ordo administrandi sacramenta iuxta ritum dioecesis Brixinensis* („Ordnungsgemäße Verabreichung der Sakramente nach dem Ritus der Diözese Brixen"; Innsbruck 1610) verweisen. Ein Beispiel für die aufblühende Marienliteratur ist Bonaventura O'Connors (vgl. hier S. 409–411 und 503) *Quintuplex pentekaedekyris Mariana* („Fünffache Marianische Fünfzehnschaft"; Trient 1658). Dem Lehrbetrieb der Orden und Klöster entstammen schließlich Vorlesungsmanuskripte wie die 1640 gehaltenen *Praelectiones philosophicae et theologicae* („Philosophische und theologische Vorlesungen") eines Hermann Horst (Innichen, VIII d6) sowie theologische Thesen und Disputationen wie Albert Danners 1607 in Innsbruck gedruckte *Disputatio theologica de conscientia* („Theologische Disputation über das Gewissen").

Auswahl, Gliederung

In der Folge seien aus dieser Fülle eine Reihe von Werken herausgegriffen und etwas genauer betrachtet, in denen die kirchengeschichtlichen Entwicklungen der Epoche besonders klar zum Ausdruck kommen. Den Anfang machen zwei im weiteren Sinne dogmatische Schriften zu den damals besonders intensiv diskutierten Themen Eucharistie und Prädestinationslehre. Mit einem erbaulichen ‚Kalender', einer Anweisung für Prediger und einer Predigtsammlung folgen einige Texte, die der Seelsorge bzw. der Hebung der allgemeinen Frömmigkeit dienen. Den Abschluss bilden zwei in Tirol entstandene, in ihrer Bedeutung aber über die Lan-

desgrenzen hinausweisende Werke, in denen sich neue religiöse Vereinigungen der Zeit der katholischen Reform gegen Anfeindungen aus dem eigenen, katholischen Lager verteidigen.

Eucharistie

Mit der Reformation war die Eucharistie ins Zentrum theologischen Interesses gerückt. In den Augen Martin Luthers war ihr Verständnis als Opfer bei den Katholiken ein arger Irrglaube, der das Kreuzopfer in seiner einmaligen Bedeutung herabwürdigte (Iserloh 1979, 341–343; LThK 3, 948). Das Konzil von Trient verurteilte die reformatorische Position, erließ aber selbst kein positiv gefasstes Lehrdekret (HdK 4, 494), weshalb die dogmatische Situation in der Schwebe blieb. Dennoch lässt sich die Eucharistie im Sinne des Tridentinums ungefähr bestimmen als sakramentale Vergegenwärtigung des Leidens Jesu, ein Opfer, das neben dem Kreuzopfer steht, aber von diesem nicht unabhängig ist (Iserloh 1979, 346–348, 357–359). Parallel zur theologischen Diskussion entwickelte sich in den katholischen Gebieten, besonders in Österreich, eine in den Dienst der katholischen Reform gestellte, obrigkeitlich geförderte eucharistische Frömmigkeit, die als konstitutives Merkmal der *pietas Austriaca* („österreichische Frömmigkeit") gilt. Gerade aus der Diözese Brixen liegen hierfür viele Zeugnisse vor (Oberhofer 1974, 25–40). Gleichzeitig fehlte allerdings vielen Geistlichen das einschlägige theologische Grundwissen, und für die Mehrzahl der Menschen war die Hostie mehr Anbetungsobjekt als Heilsmittel (Oberhofer 1974, 70–74, 88–91).

Seefelder Bluthostie

Ein Zentrum eucharistischer Frömmigkeit war Seefeld: Dort war 1384 als Folge des Fehlverhaltens eines Ritters namens Oswald Milser im Gottesdienst eine blutbefleckte Hostie erschienen. Einem bekannten Muster entsprechend (LThK 2, 539) entwickelte sich der Ort in der Folge zur Wallfahrtsstätte, was der Erhebung der Kuratie zur Pfarre im Jahr 1431 förderlich war (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 93). Besondere Wohltäter der Gnadenstätte waren die Landesfürsten Sigmund von Tirol, Maximilian I. und Ferdinand II. Letzterer errichtete 1575/76 eine neue Blutskapelle (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 102–104) und gab 1580 bei Johann Mayr in Dillingen den Druck einer anonymen Beschreibung der dort vorgekommenen Wunder unter dem Titel *Von dem hoch un weitberhuempten Wunderzeichen* in Auftrag; das Vorwort dazu hatte Petrus Canisius verfasst (Baumstark 1997, 556–557). Vorausgegangen war der Druck eines Auszugs der Bullen über die in Seefeld verliehenen Gnadenmittel bei Höller in Innsbruck (vgl. Dörrer 1932, 421). Bei einer 1602 abgehaltenen bischöflichen Visitation wurde dann allerdings festgestellt, dass die Hostie in schlechtem Zustand war, und eine Restaurierung empfohlen. 1604 wurde die Pfarre Seefeld dem Augustinerorden inkorporiert, was nicht zuletzt aus dem guten Einvernehmen zwischen dem Tiroler Landesfürsten Maximilian dem Deutschmeister und Felice Milensio, dem damaligen Generalvikar des Ordens in Deutschland, resultierte (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 107–110).

Abb. 81: Titelblatt der *Oratio mentalis* des Ignaz Maria Erndlin, Innsbruck 1643.

Abb. 82: Frontispiz von Felice Milensios *De quantitate hostiae contra errorem Oswaldi*, Trient 1604.

Milensio, *De quantitate hostiae*

In diesem Zusammenhang verfasste Milensio ein 122 Seiten starkes, in 24 Kapitel gegliedertes Buch mit dem Titel *De quantitate hostiae contra errorem Oswaldi* („Über die Größe der Hostie: gegen den Irrtum Oswalds"), das noch 1604 bei Zanetti in Trient im Druck erschien (vgl. Abb. 82). Widmungsempfänger war der Deutschmeister, der im Vorwort als Vertreter habsburgischer eucharistischer Frömmigkeit und als Kämpfer gegen die Osmanen gepriesen wird. Der 1568/69 in Laurino bei Salerno geborene, um 1589 zum Priester geweihte und 1593 zum Bakkalar der Theologie promovierte Milensio hatte 1602 das Generalvikariat für die deutschen Augustinerprovinzen erhalten, wozu auch Tirol gehörte; diese Funktion bekleidete er bis 1608 (Gavigan 1970/71, 201–235). Auf die weiteren Stationen seiner bis 1646 reichenden Biographie kann hier nicht eingegangen werden, weil Beziehungen zu Tirol nicht mehr erkennbar sind (Gavigan 1970/71, 247–253; 1972, 235–259).

Bedeutung

Der Arbeit über das Seefelder Hostienwunder gebührt v.a. deshalb Beachtung, weil ihre Implikationen weit über den Anlassfall hinausreichen: Milensio beschränkt sich nicht auf eine Darstellung der Seefelder Verhältnisse, und sein Werk ist auch weit mehr als die von ihm in topischer Bescheidenheit angekündigte Darstellung seiner persönlichen Sicht der Dinge. Vielmehr spiegelt es die damalige Diskussion

zum Thema Eucharistie auf eine Weise, die es zu einer interessanten theologiegeschichtlichen Quelle macht.

Wunder

Nach einer geschichtlich-landeskundlichen Einleitung, in der lokalhistorische Fakten in Beziehung zu alttestamentlichen Ereignissen gesetzt werden (Kap. 1–3), referiert Milensio den Hergang des Wunders selbst (Kap. 4). Dieser sei hier zunächst kurz nacherzählt:[1]

> Um seinem Vorrang vor dem Volk Ausdruck zu verleihen, lässt sich der Ritter Oswald Milser im Jahr 1384 die Osterkommunion in Gestalt einer großen, eigentlich dem Priester vorbehaltenen Hostie reichen. Die Bedenken des Geistlichen überwindet er durch Drohungen. An der linken Seite des Altars stehend und bedeckten Hauptes empfängt er die Kommunion. Kaum hat er die Hostie berührt, als er bis zum Knie in den Boden einsinkt; der Altarstein, an dem er sich zu halten versucht, wird weich, so dass sich seine Finger eindrücken wie in Wachs. Reuig bittet er Gott um Verzeihung und ersucht den Priester, ihm die Hostie aus dem Mund zu nehmen: An dieser wird Blut sichtbar. Der Boden gibt Oswald wieder frei. Um sein Vergehen zu büßen, unterwirft er sich im Stift Stams strenger Askese; dort stirbt er zwei Jahre später. Seine Frau, die der Kirche ferngeblieben ist und daher von einem Boten über den Vorfall unterrichtet wird, schenkt diesem keinen Glauben: Eher, sagt sie, werde der Hackstock neben ihr Rosen tragen, als dass die Erzählung wahr sei. Auf der Stelle erblühen die besagten Rosen, doch die Frau reißt sie ab und zertritt sie. Für ihren hartnäckigen Unglauben wird sie mit Wahnsinn bestraft; in den Wäldern wie ein Tier umherschweifend, geht sie elend zugrunde.

ordo-Gedanke

Bei seinem Kommentar zu dieser Geschichte setzt Milensio im Anschluss an Fragen, die man sich damals zum Thema Bluthostien häufig stellte (LThK 2, 539), zwei Schwerpunkte, einen politisch-gesellschaftlichen und einen im engeren Sinne theologischen. Jener verdichtet sich im Begriff des *ordo* („Stand"). Was Milensio Oswald Milser vorwirft, ist sein Versuch, den Unterschied zwischen Priester und Laien in Frage zu stellen, der in Milensios Augen von allen hierarchischen Abstufungen die grundlegendste ist: In dieser Hinsicht müsse unter den Laien jene Gleichheit herrschen, die Jesus unter den Aposteln zum Prinzip erhoben habe, obwohl diese ganz unterschiedlichen Gesellschaftsschichten angehörten. So sehr sich Oswald als Herrschaftsträger über die Untertanen erheben könne, als Christ sei er ihnen

1 Ausführlichere Darstellungen finden sich im Dillinger Druck von 1580, in einem von einem Stamser Stiftsbruder 1581 verfassten lat. Epitaph (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 97–98), in der Chronik Wolfgang Lebersorgs (s. hier S. 495–496; vgl. Haidacher 2000, 174), im Abdruck einer 1884 zum fünfhundertjährigen Jubiläum gehaltenen Festpredigt von Johann Baptist Hittaler, bei Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 93–96, Bader 1909, 9–11 und Oberhofer 1974, 38.

gleichgeordnet (Kap. 10, S. 43). Mit der Eucharistie steht dieser Gedanke insofern in Zusammenhang, als die Kommunion auch die Zusammengehörigkeit der an der Eucharistie Teilnehmenden darstellt und bestärkt (LThK 6, 219–220). Um seine Argumentation zu untermauern, referiert Milensio alttestamentliche Ereignisse, so z.B. die Geschichte von Korach, Datan und Abiram, die sich gegen Moses und seine Vorrangstellung erhoben und zur Strafe in der Erde versanken (Nm 16,1–35; Kap. 9, S. 34–35). Gerade dieses Beispiel soll auch kontrastiv wirken, denn anders als die drei Rebellen wurde Oswald von der Erde nur teilweise verschlungen und erhielt so die Chance zur Umkehr. Dem Priester, der sich durch besonderes Wissen auszeichnet, schreibt Milensio geistliche Leitungsfunktionen zu, mit denen Verantwortung für die ihm Anvertrauten aller Stände verbunden ist (Kap. 5, 6, 9, 20).

Wesen der Eucharistie

Der Abschnitt, in dem sich Milensio der im engeren Sinne theologischen Frage nach dem Wesen der Eucharistie widmet, beginnt mit einer kenntnisreichen Darlegung der Formen des Opfers in alttestamentlicher Zeit (Kap. 15), ein Zugang zum Thema, der auch bei Thomas von Aquin vorkommt (Wohlmuth 2002, 95). Die in der Zeit des Gesetzes gegebene Vielfalt (s. dazu Hahn 1983) wird durch die Hostie des Evangeliums ersetzt, wodurch die früheren Formen den Charakter des Vorläufigen erhalten (Kap. 16). In den folgenden Kapiteln erklärt Milensio die Eucharistie nach tridentinischem Verständnis, wobei er sachlich korrekt zentrale Wesensmerkmale hervorhebt.[2] In der somatischen Realpräsenz, welche die Folge der durch die Konsekration bewirkten Transsubstantiation ist, verdichtet sich die Gegenwart Christi und seiner Heilstaten. Die Konsekration beschreibt Milensio als Trennung von Substanz und Akzidens (Kap. 18), wobei er betont, dass die Substanz nichts physikalisch Dinghaftes, sondern das intelligible Wesen eines Seienden sei: Nicht die Akzidentien, also die Materien Brot und Wein, würden gewandelt – diese blieben Symbol –, sondern die Substanz als Wesen. Es gebe daher viele *spirituales hostiae*, aber nur eine *sacramentalis hostia* (Kap. 18, S. 80; „Hostien im spirituellen Sinn" bzw. „Hostie als Sakrament"). Vor der Konsekration hätten die Gaben als natürliche, d.h. dem Menschen eignende Substanzen eine Vielzahl symbolischer Bedeutungen, die nach diesem Akt zu einer einzigen würden.

Größe der Hostie

Aus diesem Verständnis leitet Milensio in der Folge seine auf den Anlassfall bezogenen Überlegungen zur Hostie ab: Der Leib Christi sei in einer größeren und einer kleineren Hostie im selben Maße enthalten, in beiden stecke dieselbe Kraft, denn *quantitas dividitur in quantitatem molis et quantitatem virtutis* (Kap. 21, S. 102; „Größe ist zweifach zu verstehen: als Größe im materiellen Sinn und als Größe der Tugend"). Da es nach der Konsekration nur mehr die eine Hostie gebe, seien Unterscheidungen hinsichtlich der Substanz nicht mehr möglich: Die unter-

2 Vgl. etwa Iserloh 1979, 349–351; Schneider 1983; LThK 3, 947; LThK 10, 180; Wohlmuth 2002.

schiedliche Größe der Hostie des Priesters und der Laien sei ein bloßes Akzidens (Kap. 20, S. 95). Dass man in der Messe dennoch mit großen und kleinen Hostien operiert, erklärt Milensio so, wie es der tatsächlichen historischen Entwicklung in der lat. Kirche seit dem 9. Jh. entspricht, die vom ursprünglichen, das Wesen der Eucharistie besser zum Ausdruck bringenden Usus, ein Brot zu brechen, aus praktischen Gründen Abstand nahm und zur Herstellung kleiner Hostien überging (Kap. 19, S. 89–91; vgl. LThK 5, 289). Am Altar werde der Akt des Brotbrechens angedeutet, und dies könne mit einer größeren Hostie besser dargestellt werden. Weiters könne eine solche dem Volk auch besser durch Erheben gezeigt werden und sei leichter zu handhaben, wohingegen sich eine kleine, dünne Hostie besser einnehmen lasse. Schließlich würden beim Brechen großer Hostien für alle auch viele Krümel verloren gehen, was eine Sünde wäre (Kap. 20, S. 97–100). Unter zahlreichen weiteren Argumenten, die für die Kleinheit der Laienhostie angeführt werden (Kap. 19, S. 92–93), sei nur noch die Ansicht erwähnt, die Kleinheit weise auf die Kostbarkeit der Hostie hin, da alles Kostbare nur in kleinen Mengen vorkomme. Eine Absage erteilt Milensio schließlich der an sich nahe liegenden Vorstellung, die verschiedene Größe der Hostien könnte die unterschiedliche Würde symbolisieren, die dem Empfänger in seiner Eigenschaft als Priester bzw. Laie zukomme: Es sei vielmehr sogar denkbar, dass ein Laie die kleine Hostie würdiger empfange als ein Priester die große. Worauf es ankomme, sei nur, *ut quanta potes dignitate accedas*, *ut sumas*, *non ut praesumas* (Kap. 22, S. 111; „dass du mit größtmöglicher Würdigkeit [sc. zu ihrem Empfang] schreitest, sie annimmst, nicht dir anmaßt").

Prädestination

Ein weiteres theologisches Problem, das im Zeitalter der Konfessionalisierung intensiv diskutiert wurde, betraf die göttliche Prädestination. Luther und Calvin vertraten die Auffassung einer „doppelten Prädestination", d.h. einer Zurüstung des Einzelnen zu definitivem Verderben oder definitivem Heil (LThK 2, 900–904), während auf katholischer Seite die in Röm 11,23–24 festgeschriebene Zuversicht dominant blieb, Gott werde am Ende die Umkehr der Verstockten bewirken. Das Tridentinum verwarf demgemäß die doppelte Prädestination und betonte den Heilsplan Gottes, der sich im Zusammenwirken von göttlicher Gnade und freiem Willen des Menschen erfülle (LThK 8, 467 und 471).

Boroi, Leben und Werk

Diesen Ansatz vertritt auch ein bislang kaum erforschtes Werk (knapp Pecher 2007, 59–60), das 1607 in Venedig, 1612 in zweiter, erweiterter Auflage in Verona erschien:[3] die drei Bücher *De divina civium civitatis Dei praedestinatione* („Über die von Gott verfügte Vorbestimmung der Bürger des Gottesstaates") von Lodovico Boroi (vgl. Abb. 83). Boroi, geboren in Gavazzo bei Riva, trat in der venezianischen Provinz in den Franziskanerorden ein und war nach eigener Angabe im Vorwort des

3 Dem Folgenden liegt diese zweite Auflage zugrunde.

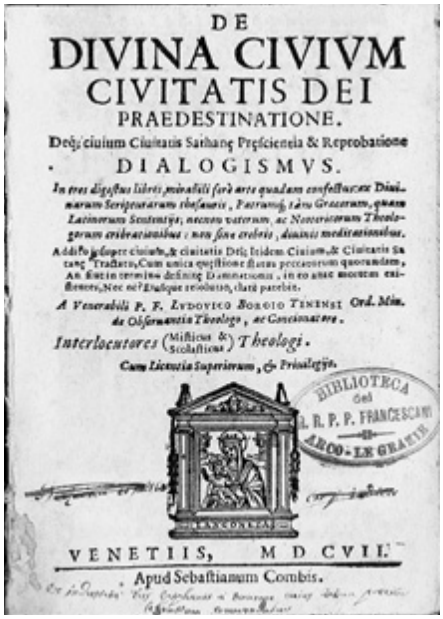

DE
DIVINA CIVIVM
CIVITATIS DEI
PRAEDESTINATIONE.
DIALOGISMVS.
A Venerabili P. F. LVDOVICO BOREIO TENENSI Ord. Min. de Obſeruantia Theologo, ac Concionatore.
Interlocutores (Mifticus &) Scholaſticus Theologi.
Cum Licentia Superiorum, & Priuilegio.
BIBLIOTECA del R. P. P. FRANCESCANI ARCO-LE GRAZIE
VENETIIS, M D CVII.
Apud Sebaſtianum Combis.

Abb. 83: Titelblatt von Lodovico Borois *De divina civium civitatis Dei praedestinatione*, Venedig 1607.

genannten Werkes Doktor der Heiligen Schrift und Professor der Theologie. In seinem Orden genoss er als Theologe und Prediger hohes Ansehen. 1570–1571 war er Guardian des Innsbrucker Klosters und gehörte als solcher zu den Vertrauten Ferdinands II. Seit etwa 1590 hielt er sich in Trient auf, wo er wahrscheinlich zwischen 1609 und 1612 starb (Pecher 2007, 43–53). Seit den späten 1580er-Jahren publizierte er auf Italienisch und Lat., wobei er sich wiederholt mit dem Thema der Prädestination befasste (Werktitel bei Gasser 1, 105–106; vgl. Pecher 2007, 56–62).

De praedestinatione

Bei *De praedestinatione* handelt es sich, wie schon die Betonung des Katholizismus im vollen Titel andeutet *(opus* […] *catholicum),* um ein klassisches Werk der Kontroverstheologie, in deren Themenkanon die mit der Prädestinationslehre Hand in Hand gehende Rechtfertigungslehre eine zentrale Stellung einnahm (LThK 6, 334). Die Franziskaner bildeten neben Augustinern und Dominikanern auf diesem Gebiet eine eigene Schule aus (HdK 4, 491). Was inhaltliche Vorbilder betrifft, verweist zwar der Titel auf Augustinus und sein *De civitate Dei* („Vom Gottesstaat"), der Text selbst jedoch bezieht sich noch häufiger auf Johannes Duns Scotus (1265/66–1308), den bedeutendsten Theologen und Philosophen der Franziskaner im Mittelalter. In formaler Hinsicht handelt es sich um einen im Jahr 1605 spielenden Dialog zwischen einem der Scholastik verpflichteten Magister der Theologie aus dem Franziskanerorden, der von seinem Vorgesetzten aus Verona zur Erholung aufs Land geschickt wird, und einem *mysticae devotus senex* (1; „der Mystik hingegebener Greis"). Während dieser das Thema vorgibt, liegen Gesprächsführung und Argumentation selbst weitgehend in den Händen des theologisch versierten, unschwer als Autorfigur zu erkennenden Franziskaners; der Beitrag des Mystikers beschränkt sich meist auf präzisierende Nachfragen. Der Gedankengang ist wenig stringent. Anstatt geradlinig fortzuschreiten, umkreist er sozusagen das Thema und kommt in immer neuen Anläufen auf dieselben Fragen zurück. Daran ändert auch die erwähnte Einteilung in drei Bücher (1–53, 55–142, 143–183) nichts, deren erstes angeblich das *esse* („Sein")

der Prädestination, d.h. diese als Faktum beschreibt, während sich das zweite ihrem Wesen (*essentia*), das dritte ihrem Grund und Zweck widmen soll (53): Tatsächlich wird eine solche inhaltliche Verteilung des Stoffes nämlich nicht durchgehalten; der wahre Grund für die Dreiteilung scheint eher die Absicht gewesen zu sein, der Dreifaltigkeit symbolisch Rechnung zu tragen (vgl. 52). Voran gehen den drei Büchern Lobesschreiben und -gedichte, ein Vorwort des Autors an den Leser und Indizes (unpaginiert), den Abschluss bilden ein wie der Hauptteil dialogischer Anhang (183–188) sowie eine Abhandlung über den Zustand des verworfenen Sünders (188–214), die beide offen gebliebene Fragen nachtragen, und ein letztes Gedicht (215).

Sprachbewusstsein

Im Folgenden wird nicht versucht, den Gedankengang des Werkes nachzuvollziehen, was aus den schon genannten Gründen wenig zielführend wäre. Stattdessen sollen zwei Aspekte hervorgehoben werden: zum einen Borois hohes Sprachbewusstsein, zum anderen die Offenheit, mit der er auf die Schwierigkeiten der Thematik eingeht. Mit welcher Sorgfalt sich Boroi den Problemen von der sprachlichen Seite her nähert, lässt sich beispielhaft an seinem Umgang mit dem Schlüsselwort *praedestinatio* aufzeigen (56–57). Zunächst bestimmt er die Bedeutung des Präfixes *prae-* („vor-"): Es *designat ordinem in finem futurum* („bezeichnet die Anordnung auf ein künftiges Ziel hin"). Sodann bespricht er das semantisch vielfältige Verb *destinare* („bestimmen") bzw. das Substantiv *destinatio* („Bestimmung"), deren weitere Bedeutungen in die Richtung „schicken", „lenken", „verfügen", „abordnen" gehen können. Hieraus schließt er dann: […] *sic praedestinatio dici poterit missio*, *directio*, *deliberatio*, *animi determinatio sive propositum*, *ordinatio*, *deputatio et iudicatio ad finem determinatum* („[…] so wird man Vorbestimmung paraphrasieren können als Schickung, Ausrichtung, Erwägung, Bestimmung des Geistes oder Vorsatz, Anordnung, Hinsendung und Beurteilung zu einem bestimmten Ziel"). Das *prae-* sei dabei nicht tautologisch, weil das Simplex *destinatio* zu allgemein wäre: Es lasse sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf andere Lebewesen und auf Dinge anwenden. Da die Menschen aber im Gegensatz zu diesen ein übernatürliches Ziel verfolgten, müsse *praedestinatio* ihrer Rettung vorbehalten bleiben.

philologische Schriftlektüre

Ein weiteres Beispiel kann zugleich den sensiblen Umgang mit dem Text der *Vulgata* illustrieren, den Boroi vielfach an den Tag legt: Zur Stelle 1 Tim 2,4 *qui omnes homines vult salvos fieri* („nach dessen Willen alle Menschen heil werden sollen") merkt er an, dies bedeute nicht genau, dass Gott uns alle *salvare* („retten") wolle. Die Rettung liege nämlich nicht bei Gott allein, sondern die Menschen müssten als *cooperatores* („Mitarbeiter") durch gute Werke und Gebete auch selbst einen Beitrag leisten (85). Damit kommt ein zentraler Aspekt der durch das Konzil von Trient vorgenommenen Präzisierung der katholischen Position gegenüber den Lutheranern und Calvinisten zum Ausdruck.

Problembewusstsein: Gnade und Verdienst

Unter den sachlichen Schwierigkeiten der Prädestinationslehre wiegt am schwersten das Problem des Verhältnisses zwischen Gnade und menschlichem Verdienst: Agiert der freie Wille des Menschen neben der Gnade oder wird er von ihr geleitet? Was ist Ursache, was Folge? Gibt es eine Wechselseitigkeit? Ihre Dringlichkeit beziehen diese Fragen aus der Grundannahme, der Mensch sei ein Geschöpf eines barmherzigen Gottes, dessen Willen alles umfasse und dessen Plan grundsätzlich als Heilsplan zu gelten habe. Wie kann ein solcher Gott einige erwählen, andere aber nicht?

Gegensätze

Boroi stellt sich diesen Fragen bewusst, wobei er das gedankliche Umfeld weiträumig ausleuchtet. Zwei Möglichkeiten, mit dem Problem umzugehen, scheinen ihm die Omnipräsenz des Gegensatzes in der Welt sowie die Annahme von Abstufungen im Grad der Seligkeit bzw. Verdammnis zu bieten. Was jene betrifft, sieht Boroi die ganze Welt durch Antinomien strukturiert, die sich wechselseitig bedingen, sodass der positive Teil eines Paares nicht ohne den negativen existieren kann: So gibt es beispielsweise ohne Tod kein neues Leben. Von vielen in diesem Zusammenhang zitierten Schriftstellen sei nur 2 Tim 2,20 erwähnt, wo Boroi in Klammern gleich die eigene Deutung mitliefert: *Non solum sunt vasa aurea et argentea (id est boni), sed et lignea et fictilia (id est mali)* (127; „Es gibt nicht nur Gefäße aus Gold und Silber – das sind die guten Menschen –, sondern auch solche aus Holz und Ton – das sind die schlechten Menschen"). Ähnlich verhalte es sich auch mit Verworfenen und Erwählten, wobei es die Aufgabe jener sei, diesen einen Dienst zu erweisen: ohne Judas kein Erlösungswerk (127).

Abstufungen

Abmildern lässt sich das genannte Problem in Borois Augen weiters durch die Annahme, dass Seligkeit und Verworfenheit vielfältige Abstufungen kennen. Dabei operiert er mit den geläufigen Vorstellungen von Paradies, Fegefeuer und Hölle: In welchem dieser Räume bzw. an welchem Punkt zwischen ihnen der Einzelne seinen Platz findet, hängt nach Boroi auch von seinem eigenen Tun ab. Obwohl Gottes Gerechtigkeit schwerer wiege als Menschenwerk, habe man sich auch an das Pauluswort „Die Stunde ist für uns gekommen, vom Schlaf aufzustehen" zu halten (Röm 13,11), denn Gott trete nicht als Rächer auf, bevor es die Sünde gebe (149).

Aporie

Letztlich lassen sich die Schwierigkeiten jedoch, wie Boroi selbst bereitwillig konzediert, nicht befriedigend lösen. So wird denn schon einleitend betont, dass der Mensch in die *finalis iustitia* (13; „Gerechtigkeit des Jüngsten Tages") nicht einzudringen vermag, und hervorgehoben: *Magna et inscrutabilia sunt iudicia eius* (16; „Groß und unergründlich sind seine [d.h. Gottes] Ratschlüsse"). Letztlich münden Borois Anstrengungen in die Einsicht, eigentlich dürfe man die Frage nach dem Sinn von Prädestination und Verwerfung gar nicht stellen, weil man ihre Ursache nicht wirklich kenne. Vielmehr habe man sich mit dem zu begnügen, was *de facto* (68; „als Tatsache") gegeben sei. Diese Haltung entspricht dem im 17. Jh. weit ver-

breiteten Bild des *Deus absconditus* („verborgener Gott"), um welches die mystische Theologie in besonderem Maße kreist (LThK 7, 594).

Seiser, *Calendarium*

Im Jahr 1657 erschien in erster, 1659 in zweiter Auflage (die dem Folgenden zugrunde liegt) bei Wagner in Innsbruck das *Calendarium politico-Christianum* („Bürgerlich-christlicher Kalender") des Jesuiten Georg Seiser. Mit diesem Werk fand das Genre des Kalenderschrifttums, das seit der Kalenderreform Gregors XIII. im Jahr 1583 eine Blüte erlebte, Eingang in die Tiroler Literatur – allerdings, wie bald klar werden wird, mehr dem Namen als der Sache nach. Georg Seiser, 1602 in Freiburg i.B. geboren und 1620 in den Jesuitenorden eingetreten, verstarb nach langjähriger erfolgreicher Tätigkeit als Lehrer der Rhetorik und der Logik sowie als Prediger an verschiedenen Orten 1665 in München (Zedler 1732–1754, Bd. 36, 1558). Zu Tirol hat sein Werk neben dem Verlagsort auch durch seine Widmung an den Landesfürsten Ferdinand Karl (reg. 1646–1662) einen Bezug.

Aufbau

Das über 300 Seiten starke *Calendarium* beginnt mit einem recht ausführlichen (unpaginierten) Vorspann, der Ellogia auf Maria und Ferdinand Karl, ein Widmungsschreiben, ein Vorwort an den Leser und ein detailliertes Inhaltsverzeichnis enthält. Danach gliedert es sich in 14 Kapitel, die als Titel sämtlich Zeitbegriffe tragen, welche absteigend angeordnet sind: *aeternitas* („Ewigkeit"), *saeculum* („Zeitalter"), *aetas* („Zeitabschnitt"), *annus* („Jahr"), die vier Jahreszeiten, *mensis* („Monat"), *hebdomas* („Woche"), Tag und Nacht, *hora* („Stunde"), *momentum* („Augenblick"). Jedem dieser Begriffe wird nun ein Motto in Gestalt eines Bibelzitates beigefügt, in dem er vorkommt. Auf das Bibelzitat wiederum bezieht sich dann der *Exegesis* („Auslegung") überschriebene, in mehrere Paragraphen eingeteilte Inhalt des jeweiligen Kapitels.

> Konkret steht etwa Kap. 1 ausgehend von seinem Titelwort *aeternitas* unter dem Motto *Incurvati sunt colles mundi ab itineribus aeternitatis eius* (Hab 3,6; „Es mussten sich bücken die Hügel der Welt vor den Wegen seiner Ewigkeit"), und diese „Wege seiner Ewigkeit", verstanden als unergründlicher Ratschluss Gottes, bilden das Leitthema der folgenden Ausführungen. Auf analoge Weise kann es dann in Kap. 2 um die göttliche Vorsehung und in Kap. 3 um die Pflicht gehen, Gott zu dienen. In Kap. 4 ist die Eitelkeit alles Menschlichen Thema, in Kap. 5 Gottes Allmacht, in Kap. 6 das Weltende, in Kap. 7 die Zahl der Erwählten, in Kap. 8 die Gefahr, die im Aufschieben guter Vorsätze liegt. Kap. 9 und 10 behandeln die Betrügereien der Astrologie, Kap. 11 und 12 den Ruhm der Erwählten und die Qualen der Verdammten. Kap. 13 warnt vor der Ungeheuerlichkeit der Sünde, während Kap. 14 das Jüngste Gericht schildert und mit einer Ermahnung an den Leser schließt.

Erbauungsbuch statt Kalender

Offensichtlich handelt es sich hier um alles andere als um einen Kalender im eigentlichen Sinn. Die Kapitelüberschriften sind zumindest noch chronologischer Natur,

doch die eigentlichen Themen der Kapitel haben in der Regel weder mit ihnen (eine Ausnahme bilden Kap. 11 und 12, wo Himmel und Hölle mit Tag und Nacht korrelieren) noch mit Zeit i.A. viel zu tun. *De facto* handelt es sich um ein Erbauungsbuch mit frommen Reflexionen, die – ohne stringenten Gedankenfortschritt im Detail – mit Gott als Ursprung alles Seienden beginnen und mit dem Jüngsten Gericht enden.

Wann kommt das Weltende?

Mitunter kommen allerdings doch auch im eigentlichen Sinne chronologische Themen zur Sprache. In besonderem Maße ist dies in Kap. 6 (129–138) der Fall, wo die Frage nach der Dauer der Welt und dem Zeitpunkt des Weltendes diskutiert wird. Seit dem frühen Mittelalter weit verbreitet waren Vorstellungen von einer Weltdauer von insgesamt sechs Jahrtausenden, je zwei vor dem mosaischen Gesetz, unter dem Gesetz (d.h. zwischen Moses und dem Messias) und unter dem Messias (Borst 1990, 32; Brincken 2000, 86–87). Dieser Ansicht gesteht Seiser eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu, wobei er freilich nur von ungefähren Werten sprechen möchte (134; *non praecise*, *sed circiter aut plus minus*). Andere Berechnungen weist er zurück (129–134), so etwa die These eines Anonymus, der den Weltuntergang auf 1656 festsetzt. Er bedient sich dabei nicht nur astrologischer Überlegungen, sondern weist auch auf die im NT vertretene Ansicht hin, die Welt könne nicht untergehen, bevor die christliche Botschaft zu allen Völkern vorgedrungen sei (Mt 24,14; Mk 13,30).

Predigt

Ein hoher Stellenwert wurde bei sämtlichen Initiativen zur Verbesserung des Zustands der Kirche und zur Hebung der Volksfrömmigkeit, die im Spätmittelalter und im Zeitalter der katholischen Reform gesetzt wurden, stets der Predigt bescheinigt. Was Tirol betrifft, so weiß man von manchen Brixner Bischöfen und Weihbischöfen, dass sie auch selbst die Kanzel bestiegen, die Hauptlast lag indes bei den Pfarrern (Trenkwalder 1984, 147–156). Die inhaltlichen Vorgaben, die auf Diözesansynoden gegeben wurden, waren allerdings bescheiden: In erster Linie ging es um die Vermittlung religiösen Elementarwissens; dazu kam Belehrung über die rechte Lebensweise. Ein anspruchsvollerer Verkündigungsbegriff (LThK 8, 528) dürfte eine eher theoretische Größe gewesen sein. Die Homilie, in der eine Bibelstelle ausgelegt wurde, dominierte zumal in der Volkspredigt gegenüber dem thematisch definierten *sermo* (wörtlich „Gespräch"; Trenkwalder 1984, 156–163; LThK 8, 529–530). In der Diözese Brixen war mit dem sogenannten Postillieren (Erwähnung der jeweiligen Obliegenheiten des Sonntags, volkssprachliche Lesung aus dem Evangelium, Darlegung einer Besonderheit aus diesem, Verkündung der weiteren Feste der Woche) eine besonders anspruchslose Form der Predigt weit verbreitet (Trenkwalder 1984, 165). Im 16. Jh., als es darum ging, das konfessionelle Profil des Katholizismus zu schärfen, verlagerte sich der Schwerpunkt insofern ein wenig, als man das Ziel der Predigt nun mehr darin sah, die Hörer zu bewegen (*movere*) als zu unterrichten (*docere*; vgl. LThK 8, 530–531).

Predigt als Zankapfel: *Instructio*

Der hohe Stellenwert der Predigt erhellt nicht zuletzt aus der Tatsache, dass das Recht zu predigen zum Zankapfel zwischen verschiedenen Instanzen werden konnte, die darauf Anspruch erhoben. Diese Tatsache dokumentiert etwa die im Archiv des Innsbrucker Jesuitenkollegs hs. erhaltene *Instructio pro concionatore Sancti Iacobi apostoli parochiae Oenipontanae* („Anweisung für den Prediger der Kirche des Hl. Jakob, des Apostels der Pfarre Innsbruck"; ohne Signatur) aus dem Jahr 1609 (mit Nachträgen bis ins späte 18. Jh.). Dieser rund 40 Seiten starke, in zehn Kapitel gegliederte Leitfaden für den jeweiligen Prediger der Gesellschaft Jesu beleuchtet das spannungsreiche Verhältnis, das diesbezüglich zwischen dem Jesuitenorden und dem Pfarrklerus bestand und in das auch der Stadtmagistrat als Patron (Lentze 1957, 11) sowie die Regierung involviert waren.

> Das erste Kapitel gibt einen geschichtlichen Rückblick auf das Predigeramt in der Stadtpfarrkirche St. Jakob seit der Ankunft der Jesuiten in Innsbruck 1561. In den folgenden geht um den Festkalender (Kap. 2), um Predigttermine (Kap. 3) und Uhrzeiten (Kap. 4), weitere liturgische Aspekte (Kap. 5–7), die Ansage kirchlicher Termine (Kap. 8), die liturgischen Gewänder (Kap. 9) und schließlich um Termine und Zielorte von Wallfahrten und Bittgängen (Kap. 10).

Die Rivalitäten zwischen Jesuiten und Pfarrgeistlichkeit betrafen das Recht, Termine anzusagen, und die Kleidungsfrage, v.a. jedoch die Frage, wer in St. Jakob predigen dürfe (vgl. Oberhofer 1974, 96–97). Am besten kann dies eine Zusammenfassung des ersten Abschnitts verdeutlichen, der das Problem, wie erwähnt, aus jesuitischer Perspektive historisch aufrollt:

> Schon die Gründung des Innsbrucker Kollegs war wesentlich von dem Wunsch mitbestimmt, für die dortige Seelsorge einen ständigen Prediger aus der Gesellschaft Jesu zu haben. Der Landesfürst Kaiser Ferdinand I. gab den Jesuiten von Anfang an die Zusicherung, dass die Predigerstelle immer einem vom Ordensoberen ausgewählten Mitglied ihres Ordens zustehen sollte. Die Predigten der Jesuiten begannen zu Weihnachten 1561 und erfreuten sich sofort großen Zulaufs. Widerstände von Seiten der Pfarrgeistlichkeit und des Innsbrucker Stadtrates blieben zunächst trotz entsprechender Initiativen beim Bischof von Brixen wirkungslos, doch 1570 verfügte Ferdinand II. unter großem Druck von verschiedenen Seiten, die Predigten sollten alternierend von Jesuiten und Pfarrgeistlichen gehalten werden. Bereits 1572 sicherte er dem Orden aber wieder das alleinige Recht auf die Predigerstelle zu. Nach weiteren Kontroversen gelang es 1595, auch das Brixner Ordinariat zu vorbehaltlosem Eintreten für die Jesuiten zu bewegen.

Rast, Predigten in St. Martin

Ein großes Problem der Predigtgeschichte stellt der Umstand dar, dass die Primärquellen oft sehr dünn gesät sind. In Tirol haben sich neben den bereits diskutierten Cusanus-Predigten (vgl. hier S. 180–181) nur wenige einschlägige Texte erhalten. Umso höherer Stellenwert kommt in der vorliegenden Epoche der lat. Niederschrift von sechs im August und September 1601 in der Schwazer Kirche St. Martin von Bernhard Rast OFM gehaltenen Ansprachen zu, die sich in der Hs. OFM SW, QI/3-082–QI/3-087 erhalten haben. Der in Dillingen geborene Reformat Rast, der 1595 als Guardian des Bozner Klosters gewirkt hatte, starb 1621 in Schwaz (Weis 1946, 110). Was er in St. Martin vortrug, kann allerdings kaum als paradigmatisch für die insgesamt herrschenden Gepflogenheiten des Predigens gelten. Er sprach dort nämlich nicht im Rahmen einer pfarrlichen Struktur, sondern in einem Kloster von in strenger Klausur lebenden Augustiner-Eremitinnen, also in einem Raum exklusiver Frömmigkeit.

Inhalte

Die im Folgenden dargelegten Beobachtungen stützen sich auf zwei der besagten Predigten, die am 26. August bzw. am 10. September 1601 vorgetragen wurden: Thema der ersten sind die *humilitas* („Demut“) und ihr Gegenteil, die *superbia* („Hochmut“).

> Als erster Gewährsmann der Demut wird Christus angeführt, den Gott zu den Menschen gesandt hat, auf dass er ihnen durch sein Leiden ein Beispiel gebe. Ihre Voraussetzungen sind die Kardinaltugenden, die einzeln erläutert werden. Hochmut dagegen ist deshalb zu meiden, weil er die Wurzel aller anderen Sünden ist, den Abfall der Menschen von Gott zur Folge hat und große Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Er drückt sich in einem ungerechtfertigten Gefühl von Glück und Sicherheit sowie in Überschätzung des Menschenwerks mit damit einhergehender Selbstherrlichkeit aus. Die Folgen zeigen sich im Sturz der Menschen aus hohen Positionen, in Gottes Zorn und im Verlust der seelischen Ausgeglichenheit bis hin zum Wahnsinn.

Die zweite Predigt war auf ein besonderes Ereignis abgestimmt: Sie wurde – in Gegenwart von Vertretern des Hauses Habsburg – aus Anlass der Profess einer Ordensfrau gehalten.

> Nach einem Lob des monastischen Lebens i.A. werden in Gestalt einer Klimax drei Voraussetzungen für die Berufung zum Ordensstand genannt: die im Vaterunser zum Ausdruck kommende natürliche Gotteskindschaft, die Befreiung von der Erbsünde durch die Taufe und die Nachahmung Christi. Auf diese rund ein Viertel der Ansprache umfassende Einleitung folgt die Darlegung zunächst allgemeiner, dann besonderer Aspekte des Lebens im Orden.

sermo

Beide Ansprachen sind inhaltlich geschlossen und weisen eine scholastisch wirkende vielschichtige Gliederung des Stoffes auf. Diese Kennzeichen machen sie zu Musterbeispielen der Gattung *sermo*. Ihr Vortrag dürfte jeweils rund eine Stunde gedauert haben, was bei dem seit dem 15. Jh. geltenden Standard (Niederkofler 1964, 120) keineswegs außerhalb der Norm liegt.

Bildungswissen

Der beachtliche Umfang ist in erster Linie eine Folge hoher Redundanz, die ihrerseits auf das Streben nach Eindringlichkeit zurückzuführen ist, sowie des Prinzips, die Aussagen durch biblische Beispiele, v.a. durch solche aus dem AT, zu illustrieren. Meist wird auf sie nur angespielt, entweder weil die (flüchtig geschriebene) lat. Fassung nur ein Konzept für einen freien Vortrag in der Volkssprache war, oder aber – plausibler – weil die genaue Kenntnis der Inhalte vorausgesetzt wurde: Der Prediger sprach zu einem Publikum von Insidern. Neben so bekannten Erzählungen wie jener vom Sündenfall, von Sodom und Gomorrha oder vom verlorenen Sohn sowie Persönlichkeiten wie Abraham, Saul und David werden auch weniger geläufige Stellen bzw. Personen wie die Heerführer Asarja und Gorgias (1 Makk 5,55–68) oder das sündige Paar Hananias und Saphira (Apg 5,1–11) zitiert. Darüber hinaus werden auch die Namen großer Theologen (Thomas von Aquin, Bonaventura, Martinus von Biberach) sowie weltliches Bildungswissen vorausgesetzt, wie die Anspielung auf den Streit der sieben Städte zeigt, die alle die Heimat Homers sein wollten.

Schoppe und Forer

Seit den frühen 1630er-Jahren entwickelte sich der berühmte katholische Philologe, Kontroverstheologe und Publizist Caspar Schoppe (1576–1649; vgl. Jaumann 1998; BBKL 18, 1261–1297) zu einem erbitterten Gegner des Jesuitenordens. Innerhalb weniger Jahre publizierte er unter verschiedenen Pseudonymen auf Deutsch und v.a. Lat. rund 30 polemische Werke gegen die Gesellschaft Jesu, der er u.a. die Schuld am Dreißigjährigen Krieg gab. Diese Attacken riefen Mitglieder des Ordens wie Adam Contzen und Paul Laymann auf den Plan, die sich mit einer ganzen Reihe von Schriften gegen Schoppe zur Wehr setzten. Zum wohl wichtigsten Zentrum des jesuitischen Gegenangriffs entwickelte sich jedoch Innsbruck, wo Laurenz Forer das Banner der Gesellschaft hochhielt (wofür ihn Schoppe seinerseits immer wieder persönlich attackierte: Strosetzki 1998, 349–353). Forer (1580–1659) trat in Landshut in die Gesellschaft Jesu ein, wo er u.a. unter Laymann studierte, und unterrichtete danach an verschiedenen Niederlassungen v.a. im süddeutschen Raum, bevor er 1650 Rektor des Kollegs seiner Heimatstadt Luzern wurde. Die Jahre 1632–1643 verbrachte er in Tirol, wohin er sich vor den Wirren des Dreißigjährigen Krieges zurückgezogen hatte. Einen schriftstellerischen Namen machte er sich in erster Linie als fruchtbarer und vielseitiger Kontroversialist (ADB 7, 155; CE 6, 134–135).

Forers Schriften gegen Schoppe

Gegen Schoppe richtete Forer in den Jahren 1633–1636 nicht weniger als fünf Schriften: den deutschen *Anti-Melander* (München 1633; „Philoxenus Melander" war eines von Schoppes Pseudonymen); die gleich näher zu besprechende *Anatomia Anatomiae Societatis Jesu sive Ant-Anatomia* („Anatomie der Anatomie der Gesellschaft Jesu oder Gegen-Anatomie"; Innsbruck 1634); die *Mantissa Ant-Anatomiae Jesuiticae* („Zugabe zur jesuitischen Gegen-Anatomie"; Köln/Innsbruck 1635); den *Grammaticus Proteus* („Grammatiker Proteus"; Ingolstadt 1636); und schließlich die *Appendix ad Grammaticum Proteum* („Anhang zum Grammatiker Proteus"; Ingolstadt 1636).

Anatomia Anatomiae

Forers Polemik gegen Schoppe ist ebenso wie die übrigen beiderseitigen Beiträge zur Kontroverse noch nicht genauer untersucht (erste Einblicke: Strosetzki 1998; Jaumann 1998, 465–481). Ihre Analyse im Rahmen des gesamten Streites wäre schon deshalb eine lohnende Aufgabe, weil dieser weitreichende Folgen hatte: Er führte einerseits zum faktischen Ende von Schoppes glänzender Karriere und zum Verlust seiner einflussreichen Position und trug andererseits wesentlich dazu bei, ein negatives Jesuitenbild zu tradieren, auszubauen und zu verbreiten. An dieser Stelle kann mit der *Anatomia Anatomiae* nur ein einzelner Beitrag Forers herausgegriffen und andiskutiert werden. Wie sein Titel schon andeutet, richtet er sich spezifisch gegen eine bestimmte antijesuitische Schrift Schoppes, nämlich die *Anatomia Societatis Jesu* („Anatomie der Gesellschaft Jesu"), die dieser unter dem Pseudonym Sanctius Galindus mit dem Zusatz *e Societate Jesu* („aus der Gesellschaft Jesu") 1633 an verschiedenen Orten hatte drucken lassen.

Nach einer achtseitigen Vorrede an den Leser, in der Forer sein Buch mit dem Recht des Angegriffenen auf Selbstverteidigung rechtfertigt, legt ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis die Gliederung des Werkes in zwölf Kapitel und einen Epilog dar: Kap. 1 (S. 1–11) spürt der Identität des pseudonymen Autors der *Anatomia* nach.[4] Kap. 2 (S. 12–15) wendet sich gegen Schoppes Strategie, die Fehler einiger weniger Mitglieder der ganzen Gesellschaft anzulasten, Kap. 3 (S. 15–47) gegen seinen Vorwurf, die Jesuiten seien Schüler des Antichristen. Kap. 4 (S. 47–53) bestreitet, die Gründung neuer Kollegien (laut Schoppe mit dem Ziel der Weltherrschaft) stehe im Widerspruch zu einem diesbezüglichen Verbot der zweiten Generalkongregation der Jesuiten. Kap. 5 (S. 53–66) besteht auf deren Recht, vakante Klöster älterer Orden zu übernehmen – eine Praxis, die damals besonders viel böses Blut verursachte. Die Kap. 6 (S. 66–80) und 7 (S. 80–118) diskutieren und verneinen die Echtheit zweier von Schoppe gegen die Gesellschaft ins Treffen geführter

4 Forer identifiziert ihn korrekt mit Philoxenus Melander (s.o.), gibt aber vorerst nicht zu erkennen, dass er die reale Person hinter den Pseudonymen kennt. Erst ganz am Schluss (Kap. 12, S. 258) lässt er durchblicken, dass er sehr wohl um Schoppes Autorschaft weiß.

Geheimdokumente, der berüchtigten *Monita secreta* („Geheime Anweisungen") und eines dem spanischen Jesuiten Juan de Mariana zugeschriebenen Buches. Kap. 8 (S. 119–132) widmet sich dem Unterricht der Jesuiten, Kap. 9 (S. 132–167) bestreitet, dass sie ein luxuriöses, lasterhaftes Leben führen. In Kap. 10 (S. 167–209) wird der Vorwurf widerlegt, sie wollten zugleich Gott und der Welt dienen. Kap. 11 (S. 209–247) listet vermischte Argumentationsfehler, Lügen und sprachliche Fehler Schoppes auf. Kap. 12 (S. 247–258) versucht zu erweisen, dass Schoppe sich vielfach selbst widerspricht. Der Epilog (S. 259–266) konzediert nochmals Fehler einiger weniger Jesuiten, beharrt aber darauf, dass deswegen die Gesellschaft als Ganzes nicht zu verurteilen sei.

Polemik auf hohem Niveau

Wie immer man den Streit zwischen Schoppe und den Jesuiten moralisch beurteilen mag – Forers Schrift ist auf alle Fälle ein gutes Beispiel für das hohe Niveau, das die religiöse Polemik seit Beginn der Reformation in technischer Hinsicht erreicht hat. Das beginnt bereits bei dem übersichtlichen Druckbild, das den Leser durch Marginalien vororientiert und es ihm ermöglicht, auf den ersten Blick zwischen normal gesetztem Haupttext und kursiven Zitaten zu unterscheiden. Letztere stammen von Schoppe selbst, aus der Bibel, den Kirchenvätern und anderen religiösen Autoritäten, umfassen aber auch Briefe und Urkunden und sind durch die Angabe von Kapitel-, Vers- und Seitenzahlen jeweils leicht auffindbar. Die eigentliche Polemik kombiniert persönliche Angriffe und Beschimpfungen mit einer Vielzahl sachlicher Argumentationsmuster, sodass sowohl weniger feinsinnige Gemüter als auch gebildete Leser auf ihre Kosten kommen.

persönliche Polemik

Was Ersteres betrifft, hält Forer sich mit ganz kruden Beschimpfungen eher zurück. Den Ton, den er gewöhnlich anschlägt, kann etwa der Beginn von Kap. 1 illustrieren, wo er Schoppe einen *auctor infamis* […] *et criminatricis satyrae* (S. 1; „Autor einer schmählichen […] und verleumderischen Satire") nennt. Gerne greift er zum Stilmittel der Ironie, so z.B., wenn er angebliche Barbarismen Schoppes mit *elegantissime scilicet* (S. 237; „natürlich höchst elegant") kommentiert oder eine Stilblüte als *lectissimam phrasin* (S. 238; „höchst exquisite Redewendung") bezeichnet. Besonders raffiniert ist schließlich die Camouflage der Polemik als christliche Nächstenliebe. So bittet Forer Gott abschließend nicht etwa um Schoppes Bestrafung, sondern vielmehr darum, *ut* […] *pro tot malis*, *quae Societati inferre maximis conatibus nititur*, *animam illius integro oceano coelestium divitiarum inundet et locupletet tantorumque scelerum poenitentia donet* (S. 260; „er möge […] für die so zahlreichen Übel, die er der Gesellschaft mit größter Anstrengung zuzufügen versucht, seine Seele mit dem gesamten Ozean des himmlischen Reichtums überschwemmen und bereichern und ihn mit Reue über seine gewaltigen Frevel beschenken").

Sachargumente

Auf der eigentlich argumentativen Ebene hat Forer eine Vorliebe für Billigkeitsargumente, die auf die menschliche Schwäche i.A. rekurrieren, und weist seinem

Gegner besonders gerne Selbstwidersprüche nach. Darüber hinaus beruft er sich, wie schon erwähnt, immer wieder auf Autoritäten wie die Bibel oder die Kirchenväter und argumentiert mit Vorliebe historisch, noch häufiger jedoch philologisch.

philologische Argumentation

Letzteres lag Forer, der das sprachzentrierte Curriculum der Jesuiten durchlaufen hatte, von vornherein nahe; darüber hinaus mussten es Schoppes Attacken auf ebendieses Curriculum und die Tatsache, dass Schoppe selbst ein bedeutender Philologe war, als besondere Herausforderung erscheinen lassen, ihn gerade auf diesem Gebiet zu schlagen. Eine zentrale Rolle spielen philologische Argumente bei der Entlarvung des Autors (Kap. 1), bei der Echtheitskritik der *Monita* und der angeblichen Schrift Marianas (Kap. 6, 7) sowie bei der Diskussion der sprachlichen Seite der *Anatomia* (Kap. 11). Um zu illustrieren, wie durchdacht Forer in dieser Hinsicht argumentiert, sei abschließend ein Abschnitt aus seinem Beweis der Identität des *Anatomia*-Autors mit Philoxenus Melander zitiert. Bevor er seine These durch akribische sprachliche Detailvergleiche erhärtet, schickt er folgende methodologische Betrachtung voraus, welche die Werke einander unter dem Gesichtspunkt der vier aristotelischen Ursachen gegenüberstellt (S. 2):

> *Certe si materiam et argumentum libri spectes, videbis tam hic quam illic maximam partem esse eiusdem omnino furfuris ac farinae, adeo quidem, ut plurimis locis verbum verbo redditum conspiciatur; si modum ac formam scribendi in trutina suspendas, nec lac lacti est tam simile; si denique finem consideres, ad eundem utrobique scopum (nempe ad extirpationem Societatis) collineant universa. Quis ergo dubitet, quin et efficiens utriusque causa sit Anatomicus Melander et Melander Anatomicus?*
>
> Betrachtet man Stoff und Thema des Buches, wird man gewiss sehen, dass es in dieser wie in jener Hinsicht zum größten Teil ganz vom selben Schrot und Korn ist, und zwar so sehr, dass man an zahllosen Stellen erkennen kann, wie Wort mit Wort wiedergegeben wird; legt man Schreibart und -weise auf die Waage, so ist nicht Milch Milch so ähnlich; betrachtet man schließlich den Zweck, so läuft in beiden Fällen alles auf dasselbe Ziel, nämlich auf die Vernichtung der Gesellschaft [Jesu], hinaus. Wer wird also daran zweifeln, dass auch die wirkende Ursache beider Werke [dieselbe, dass] der Anatom Melander und Melander der Anatom ist?

Bartholomäus Holzhauser

Einer weit kleineren Glaubensgemeinschaft als der Gesellschaft Jesu stand um die Mitte des 17. Jhs. Bartholomäus Holzhauser vor (Arneth 1993). Holzhauser wurde 1613 als Sohn eines Schusters vermutlich im schwäbischen Laugna geboren. Nach Theologiestudium in Ingolstadt und Priesterweihe begann er 1640 mit dem Aufbau einer Gemeinschaft von Weltpriestern, die nach ihm als „Bartholomäer" bezeichnet wurden. Seine Kongregation wurde 1647 von Innozenz X. anerkannt, war aber

zugleich schon früh Anfeindungen ausgesetzt, insbesondere seit 1643 von Seiten der erzbischöflichen Kurie in Salzburg. Dennoch bestand sie über eineinhalb Jahrhunderte hinweg weiter, ehe sie um 1800 erlosch. Holzhauser selbst war ab 1642 Pfarrer und Dekan von St. Johann in Tirol. 1655 wurde er auf Initiative des Mainzer Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn Pfarrer und Dekan von Bingen am Rhein, wo er 1658 im Ruf der Heiligkeit verstarb.

Werke

Holzhauser war nicht nur ein charismatischer Glaubensführer und tüchtiger Organisator, sondern auch ein fruchtbarer Schriftsteller. Von seinen in der Regel lat. verfassten Werken bzw. Werkgruppen dürften die drei wichtigsten ganz oder größtenteils in Tirol entstanden sein: Einen Teil der hs. erhaltenen aszetischen und organisatorischen Schriften ließ Innozenz XI. unter dem Titel *Instructiones de via perfectionis* („Anweisungen zum Weg der Vervollkommnung") 1682 in Rom drucken. Bei der über 300 Druckseiten starken *Interpretatio Apocalypsis* („Interpretation der Apokalypse") handelt es sich um eine höchst subjektive Auslegung des Bibeltexes, die nur bis Apk 15,5 gediehen ist; sie wurde erstmals 1784 als Beigabe zu einer Holzhauser-Biographie in Bamberg und Würzburg gedruckt. Ebendort erschienen 1793 auch die zehn ekstatischen, teils endzeitlichen, teils zeitkritischen *Visiones venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser* („Visionen des ehrwürdigen Gottesdieners Bartholomäus Holzhauser"). Die genannten Werke sind der modernen Forschung in groben Zügen bekannt (vgl. Arneth 1993, 141–191 und 284–296, wo auch weitere Literatur angegeben wird und die restlichen Schriften zumindest kurz genannt sind). Deshalb sei hier statt ihrer auf einen bislang kaum beachteten Text eingegangen, der jedoch anscheinend als einziger zu Lebzeiten Holzhausers gedruckt wurde und im vorliegenden Zusammenhang zudem als ganz andersartiges Gegenstück zu Forers Verteidigung der Jesuiten interessant ist: die *Epistola fundamentalis* („Grundlegender Brief") aus dem Jahr 1644.

Epistola fundamentalis: Druckgeschichte

Die *Epistola fundamentalis* richtet sich an die Mitglieder von Holzhausers junger Gemeinschaft und ist, wie ihre Datierung nahelegt, wohl als Reaktion auf die Anfeindungen aus Salzburg verfasst. Sie kam in Rovereto und Mainz zum Druck,[5] wobei jedoch in beiden Fällen unklar ist, ob dieser noch im selben Jahr erfolgte: die Datumsangabe auf dem Titelblatt bezieht sich nämlich jeweils nicht auf den Druck, sondern auf die Abfassung des Briefes. Die Druckorte legen es nahe, die Roveretaner Ausgabe jedenfalls in Holzhausers Tiroler Zeit zu datieren, in der Mainzer Ausgabe dagegen ein Resultat seiner Kontakte zu Schönborn zu sehen, die sich nicht vor 1653 nachweisen lassen. Auch die schlechtere Absatzgliederung und z.T. sinnstörende Zeichensetzung des Mainzer Drucks passen zu dieser

5 Arneth 1993, 285 Anm. 591 kennt nur die Mainzer Ausgabe.

Annahme und lassen vermuten, dass es sich bei ihm um einen nicht besonders sorgfältigen Nachdruck der Tiroler Erstausgabe handelt. Nach dieser wird im Folgenden zitiert.

> Zu Beginn der *Epistola* drückt Holzhauser seine Sorge um die durch die Anfeindungen verunsicherten Mitglieder seiner Gemeinschaft aus (3–5). Danach nennt und expliziert er vier *fundamenta* („Grundlagen"; nach ihnen ist der Brief betitelt), auf die sie sich stützen können und sollen: erstens das Vertrauen auf ihre Berufung (5–9); zweitens das Wissen um den Endzweck ihrer Anfechtungen (9–13); drittens ihre Freiheit in Gott (13–16); viertens die Überzeugung, dass der Mensch die Mittel, durch die Gott seine Ziele erreicht, nicht von vornherein kennen kann (16–21). Nach einer überleitenden Passage (21–22) macht den Schluss ein *§ finalis* („Schlussparagraph") mit Anweisungen zur Lebensführung und weiteren Ermahnungen zur Standhaftigkeit (22–26).

Kontrast zu Forer

Holzhausers Brief sticht in seiner ganzen Anlage scharf von Forers *Anatomia Anatomiae* ab. Diese ist ganz auf den Gegner ausgerichtet und betreibt mit großem Aufwand dessen moralische und intellektuelle Vernichtung. Holzhauser dagegen redet von seinen Widersachern nur in ganz allgemeinen Begriffen (z.B. 6–7, 20) und spricht dem Briefcharakter seines Werkes gemäß ausschließlich die Mitglieder seiner eigenen Gemeinschaft an. Ein gelehrter Apparat fehlt gänzlich. Die Gliederung ist sachlich wenig stringent; in Wahrheit geht es Holzhauser in allen Abschnitten prinzipiell um das Gleiche, nämlich darum, das Gottvertrauen und den Durchhaltewillen seiner Adressaten zu stärken. All dies entspricht dem Umstand, dass sein Argumentationsziel zwar grundsätzlich demjenigen Forers ähnelt (ein Angriff auf die eigene religiöse Gemeinschaft ist zurückzuschlagen), er sich dabei jedoch in einer weit schwächeren Position befindet als jener: Seine Gemeinschaft verfügt nicht über die finanziellen, personellen und intellektuellen Ressourcen des mächtigen Jesuitenordens.

rhetorische Strategien

Dennoch ist die *Epistola* auf ihre Art ein rhetorisch effizienter Text. Holzhausers wiederholte Aufrufe zu Gottvertrauen und gegenseitiger Solidarität, sein Insistieren auf dem Prüfungscharakter der aktuellen Probleme sowie die Beteuerung der Liebe und Sorge, die er für seine Adressaten empfindet, sind durchaus geeignet, diese moralisch zu stärken. Darüber hinaus zeigt aber schon die Publikation des Briefes, dass es auch darum geht, der Umwelt ein bestimmtes Bild der Gemeinschaft zu vermitteln: das einer frommen, tiefgläubigen Vereinigung, die auf die Anfeindungen ihrer Umwelt nicht mit Gegenangriffen, sondern vielmehr mit Demut und Geduld reagiert und damit zentrale Werte des Urchristentums verwirklicht, das ausdrücklich als Vorbild genannt wird (10):

Ergo adversa, etsi secundum praesentem instantiam prorsus destructura subinde exurgentem nostram plantulam videantur, nullo modo destruunt, sed magis aedificant et vos omnes in virtutibus et scientia depurant. Quae facies erat exurgentis Ecclesiae Christi? Secti sunt, distenti sunt, lapidati sunt, combusti sunt.

Auch wenn es also im gegenwärtigen Augenblick scheint, als würden die Widerstände unser allmählich aufsprießendes Pflänzlein gänzlich zerstören, zerstören sie es keineswegs, sondern bauen es vielmehr auf und reinigen euch alle in den Tugenden und im Wissen. Wie war denn die Lage der aufsprießenden Kirche Christi? Sie wurden geschnitten, auf die Streckbank gespannt, gesteinigt, verbrannt.

Selbstbild

Schließlich zeichnet Holzhauser in seinem Brief auch ein einnehmendes Bild seiner eigenen Person. Er erscheint als jemand, der vom Bewusstsein seines Unwertes und seiner Sündhaftigkeit durchdrungen,[6] gleichzeitig aber aufgrund einer Vision fest davon überzeugt ist, von Gott zur Gründung einer neuen Gemeinschaft berufen zu sein (*vocatio* ist ein häufig wiederkehrendes Schlüsselwort des Briefes). Dieses Selbstverständnis weiß er in Sätzen wie dem folgenden auch einprägsam zu verdichten: *Quae vocatio mihi quidem revelatione divina per fidem certe constat, de qua plura litteris consignare humilitatis modestia et personae meae peccatricis vilitas non sinunt.* (5; „Diese Berufung ist für mich eine sichere Glaubenstatsache aufgrund einer göttlichen Enthüllung [vgl. hierzu auch 18]; die Bescheidenheit meiner Demut und der Unwert meines sündigen Selbst gestatten es mir jedoch nicht, hiervon ausführlicher zu schreiben.“)

6 Bezeichnenderweise unterschreibt er den Brief mit *Bartholomaeus peccator* (22; „der Sünder Bartholomäus“).

Stefan Tilg

Philosophie

Übersicht

Während der ersten Hälfte des 17. Jhs. wurden die Jesuitengymnasien in Innsbruck und Trient sowie einige Tiroler Klöster zu literarisch produktiven Trägern der aristotelisch-scholastischen Schulphilosophie. Eine originelle ‚Philosophenphilosophie' (vgl. Blum 1998) ist daneben nicht zu erkennen. Wie gegen Ende der vorigen Epoche sind die typischen Produkte der Schulphilosophie für den Anlass einer Disputation gedruckte Dissertationen (vgl. hier S. 351–353), nur sind sie jetzt nicht mehr nur für ein heimisches Publikum bestimmt, sondern entstehen auch in Tirol und werden dort gedruckt. Insgesamt haben sich aus dem vorliegenden Zeitraum vierzehn philosophische Dissertationen erhalten, die meisten aus dem Jesuitengymnasium Innsbruck (4), gefolgt vom Jesuitengymnasium Trient und dem Kloster Neustift (je 2). Sämtliche Beispiele aus den Jesuitengymnasien sind der Logik gewidmet: Sie gingen aus dem neuen gymnasialen Logikkurs hervor, der im Folgenden näher dargestellt wird.

Jesuitengymnasium Innsbruck

Ein Markstein für die ‚Einbürgerung' der Schulphilosophie in Tirol ist die Einführung von Logik-Vorlesungen am Innsbrucker Jesuitengymnasium 1606. Damit war zwar noch kein voller *cursus philosophicus* etabliert, in dem nach der Logik noch Physik und Metaphysik zu belegen gewesen wären; die Schüler konnten aber nach Absolvierung der philologischen *studia inferiora* („untere Studien") bereits den grundlegenden Kurs der *studia superiora* („höhere Studien"), also den ersten Teil ihrer späteren universitären Studien, in Tirol besuchen.

Logikunterricht

Man kann den Unterricht in der Logik, aus dem in den folgenden Jahren gedruckte Disputationen hervorgingen, wahrscheinlich nicht besser charakterisieren als durch eine Paraphrase der recht präzisen Regeln für den Professor der Philosophie in der *Ratio studiorum* („Studienordnung") von 1599 (Lukács 1965–1992, Bd. 5, 397–401):

> Zweck des Philosophiestudiums überhaupt ist die Vorbereitung auf die Theologie. Man hat stets Aristoteles zu folgen, außer dort, wo er mit der christlichen Lehre nicht vereinbar ist. Aristoteles-Interpreten, die aus christlicher Perspektive anrüchig sind, namentlich Averroes und Alexander von Aphrodisias, sollten nur mit Vorbehalt und bewusst lustlos vermittelt werden. Im Gegenzug soll man Thomas von Aquin besonders hervorheben. Im ersten Jahr des dreijährigen Philosophiestudiums steht die Logik auf dem Programm, und zwar nach folgenden Vorgaben: Der Stoff soll v.a. durch Erklärung der Werke des Fran-

cisco de Toledo und des Pedro da Fonseca gelehrt werden.[1] In den Prolegomena zur Logik kommt zur Sprache, inwiefern sie eine Wissenschaft ist und von welchem Gegenstand sie handelt. Das Universalienproblem soll nicht erschöpfend behandelt und das Schwierigere davon für die Metaphysik aufgespart werden. Es schließt sich die Behandlung der aristotelischen Kategorien an. Die folgenden Schriften des *Organon* werden nur auszugsweise und kursorisch gelehrt: das zweite Buch von *De interpretatione* sowie beide Bücher der *Analytica priora* mit Ausnahme der ersten acht oder neun Kapitel des ersten Buchs. Die Frage der Kontingenz (vgl. das 13. Kapitel der *Analytica priora*) sollte nur ganz kurz angesprochen und das Problem des freien Willens dabei nicht erwähnt werden – offensichtlich wird diese Frage auf das Theologiestudium vertagt. Die *Topik* und die *Sophistischen Widerlegungen* lehrt man nur vereinfacht und summarisch am Beginn des Kurses. Am Ende des Jahres leitet man zur Physik über. Besonders berühmte und in den Disputationen oft behandelte Textabschnitte sollten zusammen mit bekannten Interpretationen ausführlich besprochen werden. Zur Lösung von Problemen rekurriert man entweder auf den griechischen Originaltext, auf Parallelstellen, auf die Autorität von Interpreten oder auf gute Gründe, die sich aus der Sache selbst ergeben. Man soll eine Fülle von Fragestellungen behandeln. Fragen, die nicht unmittelbar aus dem aristotelischen Text hervorgehen, sollen didaktisch sinnvoll eingestreut werden. Am Ende werden noch einige Regeln für die regelmäßigen und die feierlichen Disputationen gegeben. Daraus geht u.a. deren streng formalisierter Ablauf hervor. Die Argumente müssen grundsätzlich syllogistisch vorgebracht werden. Zuerst greift ein Gegner eine der zu verteidigenden Thesen an, worauf der Respondent die gesamte Argumentation des Gegners wiederholen muss. Daran fügt er dann *nego* bzw. *concedo maiorem* / *minorem* / *consequentiam* („ich verneine“ bzw. „bejahe den Obersatz / den Untersatz / die Schlussfolgerung“). Gelegentlich darf er auch den Inhalt eines der Sätze näher definieren (*distinguere*), um ihm so bedingt zuzustimmen oder ihn bedingt abzulehnen. Dieses Verfahren wiederholt sich dann bei jedem Einwand des Gegenredners, bis sich dieser zufrieden gibt und zur Kritik der nächsten These übergeht.

Propositiones logicae

Man darf davon ausgehen, dass der Druck logischer Disputationen des Innsbrucker Jesuitengymnasiums bald nach dem Beginn des Logik-Kurses einsetzte. Die ersten

1 Francisco de Toledo SJ (1532–1596): *Introductio in dialecticam Aristotelis* („Einführung in die Logik des Aristoteles“; Rom 1560) in fünf Büchern; *Commentaria una cum quaestionibus in universam Aristotelis logicam* („Kommentare zusammen mit Abhandlungen zur gesamten Logik des Aristoteles“; Rom 1572). Pedro da Fonseca SJ (1528–1599): *Institutionum dialecticarum libri octo* („Acht Bücher Unterricht in der Logik“; Lissabon 1564); *Isagoge philosophica* („Philosophische Einführung“; Lissabon 1591). Die angeführten Werke Toledos und Fonsecas brachten es auf zahlreiche Auflagen und wurden, wie ja gerade auch die Passage aus der *Ratio studiorum* beweist, zu Standardwerken des jesuitischen Logikunterrichts.

Titel sind allerdings erst für das Jahr 1636 überliefert.[2] Zu den ersten erhaltenen Texten gehören die 1641 von den Brüdern Paul und Kaspar Weinhart (1623–1710 bzw. 1624–1692) unter dem Vorsitz von Georg Seiser disputierten *Propositiones logicae ex prolegomenis*, *praedicabilibus*, *praedicamentis* („Logische Lehrsätze aus Prolegomena, Prädikabilien und Prädikamenten"; Innsbruck 1641; BS 4, 620, Nr. 24 [unter: Speiser!] und 7, 1105, Nr. 1). Bei den Respondenten handelte es sich um Söhne des bekannten Arztes Paul Weinhart d.Ä., die später auch ihrerseits den Beruf des Vaters ergriffen und im Dienst der Tiroler Erzherzöge standen (vgl. Hye 1970, 9; s. hier S. 583). In ihrer Disputation, die im Folgenden exemplarisch behandelt wird, finden wir viele theoretische Grundsätze der *Ratio studiorum* in die Praxis umgesetzt.

In der Widmung an Ferdinand Karl und Sigmund Franz werden deren körperliche und geistige Vorzüge sowie ihr Kampf gegen die Häresie hervorgehoben. Dem Hinweis auf den langjährigen Dienst des Vaters für die Tiroler Erzherzöge folgt die Bitte um eine gütige Aufnahme der Schrift. Im Hauptteil werden 53 Lehrsätze in den im Titel angekündigten drei Abschnitten disputiert. Jedem dieser Abschnitte steht eine kurze allgemeine Einleitung von einigen Zeilen voran:

1. *prolegomena:* In der Einleitung wird auf den didaktischen Brauch hingewiesen, vor dem aristotelischen *Organon* einführende Gedanken zu äußern und die *Isagoge* des neuplatonischen Philosophen Porphyrios (ca. 234–305/10) zu behandeln. Damit ist der Gesamtplan skizziert: Prolegomena – Prädikabilien nach Porphyrios – Kategorien nach dem *Organon*. Da die *Isagoge* auch ins Problem der Universalien einführt, deckt sich dieser Aufbau mit der Empfehlung der *Ratio studiorum*, zuerst Einleitendes zu sagen, dann das Universalienproblem anzureißen und schließlich zum *Organon* überzugehen. Die Propositionen der Prolegomena befassen sich in Übereinstimmung mit dem Lehrplan mit der Logik i.A., ihrer Seinsweise, ihren Zielen, ihrem Verhältnis zu anderen Wissenschaften usw.

2. *praedicabilia*: Unter diesem Begriff versteht man die fünf grundlegenden und universalen Weisen, in denen Prädikate von ihren Gegenständen ausgesagt werden können, nämlich in der Weise von *genus*, *species*, *differentia specifica*, *proprium* und *accidens* („Gattung,

2 Rudolf Biecheler (Präses)/Johann Franz Clement (Respondent): *Mutatio triplex ad substantiam, qualitatem et quantitatem* („Dreifache Änderung bezüglich der Substanz, der Qualität und der Quantität"; Innsbruck 1636; BS 4, 620, Nr. 19); Theodor Botsch (Präses)/Johann Lintner (Respondent): *Disputatio logica de selectis difficultatibus* („Logische Disputation über ausgewählte Schwierigkeiten; Innsbruck 1636; BS 4, 620, Nr. 20). In der Bozner Propsteibibliothek ist eine auf 1626/27 datierte, vielleicht von Thobias Castner verfasste (vgl. hier S. 402) Einführung in das aristotelische *Organon* mit Ausnahme der *Topik* und der *Sophistischen Widerlegungen* erhalten (PBBZ, X 40). Möglicherweise ging auch sie aus dem Innsbrucker Gymnasium hervor. Jedenfalls taucht Castner 1625 als ein *humanitatis studiosus* auf.

Art, artbildender Unterschied, Eigenschaft, Hinzutretendes"). Porphyrios hatte, aufbauend auf Aristoteles' Kategorien, diesen Kanon von Prädikabilien in seiner *Isagoge* festgeschrieben und der Logik des Mittelalters und der Neuzeit als Grundlage überliefert. Da Porphyrios u.a. auch eine (nicht erhaltene) polemische Schrift gegen die Christen verfasste und die *Ratio studiorum* Distanz zu Autoren mit zweifelhafter Reputation fordert, geht auch unsere Schrift auf dieses Problem ein (7):

Homo caetera doctus et perspicacis ingenii, sed turpis a Christiana Religione transfuga; quia tamen nullus veterum succinctius et ad mentem Aristotelis conformius de hac materia (cuius cognitio Philosopho est apprime necessaria) scripsit, quam iste Malchus, passim receptus est in scholis.

Er ist ein im Übrigen gelehrter und scharfsinniger Mensch, aber ein schändlicher Abtrünniger von der christlichen Religion. Da trotzdem niemand von den Alten konziser und mit dem Geist des Aristoteles übereinstimmender über diesen Gegenstand (dessen Kenntnis für einen Philosophen ganz besonders wichtig ist) geschrieben hat als dieser Malchus,[3] ist er in den Schulen allgemein aufgenommen.

Die folgenden Lehrsätze behandeln zunächst generelle Probleme der Universalien und der Prädikation, schließlich die Prädikabilien im Einzelnen.

3. *praedicamenta*: Die Prädikamente sind die aristotelischen Kategorien. Als Gegenstand der Kategorien werden die Sachen selbst bezeichnet, *quatenus recte apprehendi et apte praedicari debent* (13; „insofern sie richtig aufgefasst und passend ausgesagt werden sollen"). Die hier ausgedrückte, schon bei Aristoteles vorgegebene Vermischung von Ontologie und sprachlicher Aussage fordert eine Klärung der Kompetenzen von Metaphysik und Logik (13) wie sie auch in der *Ratio studiorum* angeschnitten wird:

Nos Logicorum instituto parce hanc materiam libabimus, nisi in quibus temporum licentia aliud concedit: quaedam enim ex hoc praecipue Metaphysicorum patrimonio non tam iure, quam necessitate ad Dialecticos devoluta videmus.

Wir werden mit unserem logischen Vorhaben nur sparsam von dieser Materie schöpfen, außer in den Fragen, in denen uns die frei bleibende Zeit anderes gestattet: Einiges aus diesem v.a. den Metaphysikern gehörenden Erbe sehen wir ja nicht so sehr aus rechtlichen Gründen als aus solchen der Notwendigkeit auf die Dialektiker abgewälzt.

3 Die Eltern des Porphyrios waren Syrer, und er selbst soll ursprünglich den syrischen Namen seines Vaters Malchus („König") getragen haben.

Die folgenden Lehrsätze behandeln die zehn aristotelischen Kategorien im Einzelnen.

Form

Im Unterschied zu den zwei im letzten Philosophiekapitel vorgestellten Disputationen (vgl. hier S. 352–353) wird hier der Stoff – zumindest teilweise – im vollen Sinn disputiert, d.h. nach verschiedenen Gesichtspunkten und Lehrmeinungen erörtert. Das stimmt wiederum mit den Vorgaben der *Ratio studiorum* überein, die ja konkrete Empfehlungen zur erörternden Lösung von Problemen gibt, so den Vergleich mit dem Originaltext, das Heranziehen von Parallelstellen, von autoritativen Interpreten sowie von Gründen aus der Sache selbst. Vergleiche mit dem Originaltext kommen in unserem Beispiel nicht vor und sind in Disputationen dieser Zeit überhaupt sehr selten. Alles Übrige findet sich reichlich. Der Text ist gespickt mit Belegen aus Aristoteles sowie alten und neuen Autoritäten, unter denen besonders Thomas von Aquin und zeitgenössische jesuitische Autoren hervorragen. Neben den von der *Ratio studiorum* als Grundlage empfohlenen Toledo und Fonseca handelt es sich dabei v.a. um Vertreter der wirkmächtigen spanischen Barockscholastik wie Francisco Suárez (1548–1617), Pedro Hurtado de Mendoza (1578–1651) oder Rodrigo de Arriaga (1592–1667). Teilweise unter Berufung auf solche Autoritäten, teilweise auch nur auf die Sache selbst konzentriert, werden die einzelnen Lehrsätze in dem typischen sprachlich trockenen, gedanklich dichten und voraussetzungsreichen Stil der Disputationen erörtert.

Gratulationsgedichte

Den Abschluss der Disputation bilden zwei Gratulationsgedichte. Das kürzere der beiden besteht aus nur fünf jambischen Trimetern und unterstreicht die ‚familiäre' Note dieser Schrift: Es stammt nämlich von Ignaz Weinhart (1617–1684; vgl. Hye 1970, 63–69), einem weiteren Bruder des disputierenden Bruderpaars. In seinen Versen ist vom „Gordischen Knoten" (*nodus Gordius*) und von den „Tücken der Sophisten" *(Sophistarum dolos)* die Rede, welche Paul d.J. und Kaspar überwunden haben: *Sed has minas ridete*, *vos Fratres duo* („doch diese Bedrohungen verlacht, ihr beiden Brüder"). Das längere der Gedichte ist in Hexametern verfasst und stammt von anonymen Mitschülern. Der Ruhm in der Wissenschaft wird wetteifernd dem Ruhm im Krieg zur Seite gestellt, die Disputation wird zu einer theatralisch ausgemalten und siegreich bestandenen Schlacht mit Worten stilisiert. Schließlich kommt es zu einer reizvollen Variation des Diktums von den glücklichen österreichischen Hochzeiten: *Regna alii sua conservent formidine Martis*, / *Austriaci vestris subdent sua regna Camaenis* (V. 30–31; „Andere mögen ihre Reiche durch Kriegsangst bewahren, die Österreicher aber werden ihre Reiche euren Camenen unterwerfen"). Beide Gedichte lassen das praktische Anliegen der gedruckten Disputation gut erkennen: Die Unterstützung durch den Bruder Ignaz Weinhart zeigt zusammen mit dem im Vorwort gegebenen Hinweis auf die Verdienste des Vaters, dass oft eine ganze Familie hinter der durch die Disputation bekräftigten Empfehlung bei potenziellen

Arbeitgebern steht. Die Betonung des Wertes der Wissenschaft und der glanzvollen Bewährung auf ihrem Feld weist allgemein auf die hohen Qualifikationen der Disputanten hin.

Trient: *Isagoge scientiarum*

Während im Gymnasium von Hall die *studia superiora* nie eingeführt wurden, eröffnete man in dem erst 1625 gegründeten Gymnasium von Trient schon zehn Jahre später einen Kurs für Logik. Die erste überlieferte Disputation wurde 1652 von einem Franz Mahlknecht aus dem damals noch bayerischen Braunau unter dem Vorsitz von Sigmund Lannser[4] (1621 Bozen–1689 Amberg) geführt. Sie trägt den Titel *Isagoge scientiarum seu universalia in genere et in specie* („Einführung in die Wissenschaften oder Universalien i.A. und im Besonderen") und wurde bei Zanetti als vergleichsweise umfangreiches Büchlein von 93 Seiten gedruckt. Dieses Werk erweist in manchem, dass die Regeln der *Ratio studiorum* auch Spielraum für Auslegung boten oder gar durchbrochen werden konnten.

In der Widmung an Maximilian Graf Kurz von Senftenau, den Obersthofmeister des bayerischen Kurfürsten, lässt der Respondent sein Anliegen mit ungewöhnlicher Offenheit erkennen (Bl. A2^{rv}):

> *Inter caeteros nobilissimos Scientiarum fructus semper mihi potissimus esse visus est, Illustrissime et Excellentissime Domine Comes etc., quod earum suffragio et ductu aditum nobis aperiri videam ad oscula manuum, a quarum reverentia alioquin Summorum virorum Maiestas et germana nos modestia quam longissime submovisset.*[5]
>
> Unter den übrigen Früchten der Wissenschaften schien mir immer jene die beste zu sein, mein durchlauchtigster und hervorragendster Herr Graf usw., dass ich sehe, wie durch ihre Unterstützung und ihre Führung uns ein Weg zum Küssen der Hände eröffnet wird, von deren Verehrung uns sonst die Hoheit der höchsten Männer und aufrichtige Bescheidenheit sehr weit entfernt hätte.

Widmung

Nach einer Reihe weiterer topischer Schmeicheleien drückt Mahlknecht die Hoffnung aus, dass dieses Jugendwerk einmal weiteren, „erwachseneren" Werken (Bl. A4^{r}; *adultioribus aliquando laboribus*) im Dienst des Grafen den Boden ebnen könnte.

Universalien

Inhaltlich wird das Universalienproblem für eine Disputation sehr detailliert behandelt. Trotzdem beteuern die abschließenden Sätze des *argumentum* die Selektivität. Nachdem der Gesamtplan ausgebreitet wurde, heißt es (Bl. A5^{r}):

---

4 Lannser trat ein weiteres Mal als Präses hervor (*Disputatio philosophica de causa efficiente, efficientia et effectu*; „Philosophische Disputation über Wirkursache, Wirksamkeit und Wirkung"; Freiburg i.B. 1655) und betätigte sich sonst als Übersetzer italienischer Erbauungsbücher ins Deutsche.

5 Der Druck hat *submonisset*.

> *Quem ordinem* […] *sequemur nos non quidem omnia posituri (iuxta pagellarum angustias), quae circa hanc materiam docemus in scholis, sed excerpturi hinc inde propositiones maioris ponderis ac difficultatis.*
>
> Diese Reihenfolge […] werden wir beachten, dabei aber (wegen der Enge der beschränkten Seitenzahl) nicht alles darstellen, was wir über diesen Stoff in den Schulen lehren, sondern nur hier und da Lehrsätze von größerem Gewicht und größerer Schwierigkeit herausgreifen.

Widerspruch zur *Ratio studiorum*

Der Widerspruch zur *Ratio studiorum* lässt sich damit allerdings nicht beseitigen: Dort steht geschrieben, man solle die Universalien im Logikkurs nicht zu ausführlich behandeln und gerade die schwierigeren Fragen erst in der Metaphysik unterrichten. Hier ist das Gegenteil der Fall.

Gliederung

Das Werk ist in zwei Hauptteile gegliedert. Der erste Teil handelt von den Universalien i.A. Hier werden Probleme erörtert, die mit der Abstraktionsleistung des Geistes beim Bilden universaler Begriffe zusammenhängen, so das Problem der metaphysischen Grade des Seins, der *distinctio* („Unterscheidung") oder *praecisio* („Präzision") von Begriffen. Der zweite Teil widmet sich den Universalien im Besonderen. Die hier behandelten Fragen der Prädikation laufen auf eine detaillierte Auseinandersetzung mit Porphyrios und seinen fünf Prädikabilien hinaus.

Form

Die einzelnen Lehrsätze werden in diesem Werk ungewöhnlich ausführlich erörtert. Für 21 Lehrsätze werden 93 Seiten verwendet, was im Vergleich zu anderen Disputationen sehr viel ist. Die Darstellung ist gleichzeitig aber auch didaktisch und aufbauend, sodass das Werk ein wenig vom Charakter eines Lehrbuchs erhält. Damit hängt es vielleicht zusammen, dass die Berufung auf Aristoteles-Interpreten zugunsten einer sachlichen Argumentation ganz in den Hintergrund tritt. Das sonst oft übliche *name dropping* mit ganzen Zeilen voller Belegstellen fehlt.

Gratulationsgedichte

Den Schluss der Disputation bilden wieder zwei Gratulationsgedichte an den Respondenten. Das erste, in elegischen Distichen, stammt von Franz Hohenhauser, einem Kommilitonen im Logikkurs, das zweite, in sapphischen Strophen, von Johann August Baumgartner, einem Freund des Respondenten und Schülers der Poesie-Klasse. Wie üblich wird in beiden Gedichten der Kampf mit und der Sieg über die Logik thematisiert. Baumgartner treibt die Kampfmetaphorik dabei auf die Spitze, indem er ein aufgeregtes Schlachtgetümmel ausmalt, wo etwa die Zunge des Respondenten Speere schleudert und ein Manipel von Syllogismen tot auf dem Feld zurückbleibt (V. 19 und 30).

Klöster

Wie einleitend bemerkt, fand auch der Philosophieunterricht in den Tiroler Klöstern gelegentlich Niederschlag in gedruckten Disputationen. Die Widmungen dieser Schriften, die im öffentlichen Schul- und Universitätswesen normalerweise

an weltliche Herren gehen, sind hier in der Regel an hohe Geistliche gerichtet. Das Ziel der Empfehlung für zukünftige Dienste bleibt dasselbe, wenn auch die Karrieren der Professen absehbarer sind und ihre Bitten deshalb nicht so dringlich wirken wie die angehender Beamter. Während die Jesuiten in Tirol zu dieser Zeit nur Logik unterrichteten, lehrte und disputierte man in den Klöstern aus der ganzen Philosophie, so z.B. in der unter dem Vorsitz von Tobias Zigl in Stams geprüften *Pharetra ex praecipuis difficultatibus universae philosophiae repleta* („Mit den vornehmlichsten Schwierigkeiten der ganzen Philosophie gefüllter Köcher"; Innsbruck 1664). Außerdem gab es für die Vermittlung des Stoffs in den Klöstern keine einheitlichen Vorgaben wie in der *Ratio studiorum*. Aus diesen Gründen ist die Vielfalt der Themen und Methoden größer als bei den Jesuiten. Das kann aber auch bedeuten, dass der Zugang zur Logik selektiver ist und sich auf spezielle formale Probleme konzentriert, wie z.B. in den im Augustiner-Chorherrenstift Neustift unter dem Vorsitz von Ulrich Arsenius von vier Professen disputierten *Centum syllogismi* („Hundert Syllogismen"; Innsbruck 1624). In dieser Analyse von, wie es in der Vorrede heißt, „guten" und „schlechten" Syllogismen sollten die Studenten eine Richtschnur für die Schärfung ihres Urteilsvermögens erhalten. Auch in der Disputation aus dem Innsbrucker Servitenkloster – unter dem Vorsitz von Hyazinth Grandl – über die *Philosophia rationalis sive decisiones ex universa logica desumptae* („Dialektische Philosophie oder Entscheidungen, die aus der gesamten Logik genommen sind"; Innsbruck 1650) erscheint die Logik stark formalisiert. Schwerpunktmäßig werden hier Begriffe und Zeichen untersucht. Eine weitere Besonderheit klösterlicher Disputationen ist, dass die an öffentlichen Schulen und Universitäten recht streng durchgeführte Trennung von Philosophie und Theologie nicht so genau genommen wird und also theologische Fragen auch im philosophischen Diskurs größeres Gewicht bekommen können. Hierzu sei ein auch in anderer Hinsicht interessantes Beispiel etwas genauer besprochen:

Bliemel, *CXV controversiae philosophicae*

Im Wiltener Prämonstratenserstift präsidierte 1655 der Chorherr Wilhelm Bliemel einer Disputation über *CXV controversiae philosophicae* („115 philosophische Kontroversen"), deren Stoff dem Leben des Hl. Norbert, des Gründers des Prämonstratenserordens, entnommen wurde und die im selben Jahr in Innsbruck im Druck erschienen (vgl. Abb. 84). Bliemel trat u.a. auch als Verfasser historiographischer, kanonistischer und theologischer Werke hervor (vgl. hier S. 496–497 und 584–586). Vielleicht kommt von daher die originelle Grundidee des Werks, eine Verbindung von Hagiographie und Philosophie zu schaffen. Sie wird in einer Anmerkung am Beginn der Disputation erklärt (Bl. 3^{r}):

> *Cum nihil in rerum natura sit vel fiat, quod non ad Philosophicam incudem revocari et examinari possit, placuit honoris et debitae observantiae ergo, qua in sanctum patrem et Fun-*

datorem nostrum NORBERTUM ferimur, eius qui et ipse liberalibus disciplinis a primis adolescentiae annis fuit imbutus, vitam XXXVIII. paragraphis conclusam afferre atque ex quolibet unam alteramve Philosophicam difficultatem depromptam examinare nostramque desuper mentem aperire.

Da nichts in der Natur der Dinge ist oder wird, was nicht auf den Amboss der Philosophie gebracht werden kann, gefiel es wegen der Ehre und der geschuldeten Ehrfurcht, die wir unserem heiligen Vater und Gründer NORBERT zollen, sein Leben – war er doch selbst seit den ersten Jugendjahren mit den freien Wissenschaften vertraut – in 38 Paragraphen darzustellen und aus jedem die eine oder andere philosophische Schwierigkeit herauszunehmen und zu untersuchen und unsere Ansicht darüber kundzutun.

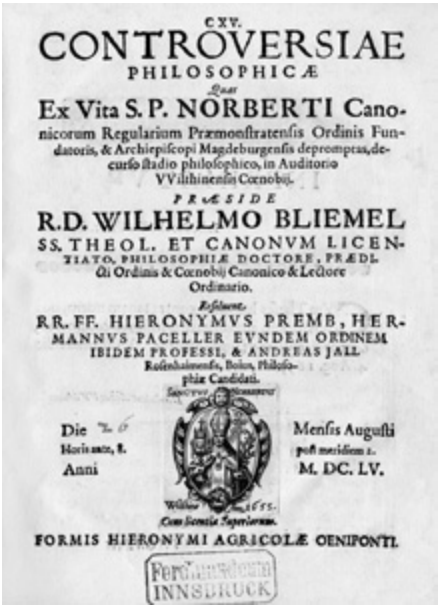

CXV.
CONTROVERSIAE
PHILOSOPHICÆ
Ex Vita S. P. NORBERTI Canonicorum Regularium Præmonstratensis Ordinis Fundatoris, & Archiepiscopi Magdeburgensis depromptas, decurso studio philosophico, in Auditorio VVilhinensi Cœnobij.
PRÆSIDE
R.D. WILHELMO BLIEMEL
SS. THEOL. ET CANONVM LICENTIATO, PHILOSOPHIÆ DOCTORE, PRÆDI. Ci Ordinis & Cœnobij Canonico & Lectore Ordinario.
Respondente
RR. FF. HIERONYMVS PREMB, HERMANNVS PACELLER EVNDEM ORDINEM IBIDEM PROFESSI, & ANDREAS JALL
Die
Anni
Mensis Augusti
M. DC. LV.
FORMIS HIERONYMI AGRICOLÆ OENIPONTI.
Ferdinandeum INNSBRUCK

Abb. 84: Titelblatt von Wilhelm Bliemels Disputation *CXV controversiae philosophicae*, Innsbruck 1655.

Dass der Konnex zwischen dem Leben des Hl. Norbert und den sich daran anschließenden philosophischen Fragen sehr locker ist, zeigt gleich der erste Paragraph, der beispielshalber herausgegriffen sei:

Problem der Vaterschaft

In einem kurzen hagiographischen Abschnitt wird nach Laurentius Surius und anderen hagiographisch-historischen Quellen die Geburt des Hl. Norbert in Xanten erzählt. Daran knüpfen sich zwei wesentlich umfangreichere philosophische Fragen, die keineswegs eine Auslegung der Historie sind, sondern abrupt ein allgemeines philosophisches Problem damit assoziieren. Die erste Frage lautet: *Quomodo homo hominis pater dici possit, cum homo generans nec materiam, utpote ingenerabilem, nec formam, utpote spiritualem et a solo Deo producibilem, producat* („Wie ein Mensch Vater eines Menschen genannt werden kann, wenn doch ein zeugender Mensch weder Materie, die ja nicht zeugbar ist, noch Form, die ja geistig ist und nur von Gott hervorgebracht wird, hervorbringt"). Darauf folgt eine Diskussion verschiedener Lehrmeinungen mit Zitaten vieler Autoritäten von Aristoteles über Thomas von Aquin bis zu den zeitgenössischen, v.a. jesuitischen Scholastikern. An letztere, namentlich Hurtado de Mendoza, Arriaga und Oviedo, schließt sich auch die gebotene Lösung an: Der Mensch zeuge keine Materie, sondern stelle der Natur

ein kleines Quantum zur Verfügung. Aus dem auf diese Weise natürlich entstehenden Fötus entstehe erst dadurch ein Mensch (so sage es auch die Medizin), dass er nach ca. einem Monat von göttlicher Seite eine rationale Seele erhalte.

Kontingenz

Die zweite Frage beschäftigt sich mit dem schon bei Aristoteles (vgl. *De interpretatione* 9, an. pr. 13) gegebenen Problem der Kontingenz: *Unde nam proveniat, quod haec numero causa producat hos numero et non alios effectus;* […] *cur haec numero rana hic in Tyroli, et non potius in Suevia producatur* (Bl. 3^{v}; „Woher es kommt, dass diese bestimmte Ursache diese bestimmten Wirkungen und keine anderen hervorbringt; […] weshalb dieser bestimmte Frosch hier in Tirol und nicht vielmehr in Schwaben hervorgebracht wird"). Der Autor schließt sich wieder den spanischen Barockscholastikern der Gesellschaft Jesu an, nach denen die Individuation der Wirkungen stets durch die erste Ursache, durch einen *concursus Dei* („Unterstützung Gottes") ermöglicht wird. Diese okkasionalistische Lösung des Kontingenzproblems werde auch von der Bibel gestützt, wo es heiße, dass Gott bestimmte Menschen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten erzeugt werden ließ. Ähnliches hätten die Kirchenväter ausgedrückt, die von einer Gnade Gottes sprächen, wenn man als Kind katholischer Eltern geboren werde. Dem Einwand, Gott sei in diesem Modell auch Ursache der Sünde, wird vorgebeugt: Der Mensch fasse im Geist einen freien Entschluss, der *concursus Dei* beziehe sich nur auf die Ausführung, auf die Physis. Derselbe physische Akt könne in verschiedenen Fällen einmal gut bzw. unbedenklich und einmal schlecht sein. So sei es ein großer Unterschied, ob man im Wissen um die einschlägigen Verbote oder ohne Wissen am Freitag Fleisch esse. Das Thema wird im Anschluss an die zweite Historie aus dem Leben des Hl. Norbert fortgeführt, in dem es um seine Bekehrung geht: War sie wirklich frei oder handelte Norbert durch die Prädetermination Gottes notwendig so? Es dürfte klar geworden sein, dass sich hier theologische Fragen aufs Engste mit philosophischen verbinden. Die Diskrepanz zum betont ‚untheologischen' jesuitischen Logikkurs ist dabei gerade bei der Behandlung des Kontingenzproblems augenfällig, fordert doch die *Ratio studiorum*, dass dieses nur knapp behandelt und von der Frage des freien Willens getrennt werden soll.

Martin Korenjak

Naturwissenschaft

Überblick

Vor der Gründung der Universität Innsbruck war es im Tiroler Raum kaum möglich, naturwissenschaftlichen Unterricht zu erhalten. An den Jesuitengymnasien wurde maximal das erste Jahr des *cursus philosophicus*, d.h. die Logik, unterrichtet (vgl. hier S. 545–546), die Priesterseminare und klösterlichen Hauslehranstalten boten ebenfalls keine einschlägige Lehre an. Demgemäß ist im Tirol dieser Epoche noch kaum eigenständige naturwissenschaftliche Forschung nachweisbar – abgesehen von der Medizin, die in einem eigenen Kapitel behandelt wird. Was diesbezüglich vorhanden ist, fällt in der Hauptsache mit den einschlägigen Werken eines aus dem Ausland kommenden Gelehrten zusammen, der sich nur für wenige Jahre in Tirol aufhielt. Von zwei weiteren wichtigen Texten wurde der eine einem Tiroler Potentaten nur gewidmet, der andere verdankt seine Existenz einem außergewöhnlichen Ereignis, nämlich einer Sonnenfinsternis.[1] Dass alle Autoren sicher oder wahrscheinlich der Gesellschaft Jesu angehören, entspricht der Führungsrolle, die diese damals im katholischen Teil Europas auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften innehatte.

Scheiner

In den Jahren 1617–1620 wirkte in Innsbruck mit Christoph Scheiner (1573–1650; vgl. Daxecker 2004) einer der wichtigsten Naturwissenschaftler, die der Jesuitenorden in der ersten Hälfte des 17. Jhs. hervorgebracht hat. Gebürtig aus der vorderösterreichischen Markgrafschaft Burgau, absolvierte Scheiner, der 1595 dem Orden beitrat, seine Studien hauptsächlich in Ingolstadt, wo er 1610 Professor für Mathematik und Hebräisch wurde. Sein Ruf wuchs durch den von ihm entworfenen Pantographen, ein Gerät zum maßstabgetreuen Kopieren, Vergrößern und Verkleinern von Zeichnungen, und durch seine Entdeckung der Sonnenflecken im Jahr 1611. Auch der Tiroler Landesfürst Erzherzog Maximilian III., der großes Interesse an den Naturwissenschaften zeigte, wurde auf Scheiner aufmerksam und stand seit 1614 in intensivem Kontakt mit ihm. Nachdem er Scheiner wiederholt zu kürzeren Aufenthalten nach Innsbruck geholt hatte, bewirkte er 1617 seinen Transfer ans dortige Jesuitenkolleg. Auch Maximilians Nachfolger Erzherzog Leopold V. schätzte den gelehrten Jesuiten außerordentlich, wie die Korrespondenz belegt, die sich nach Scheiners Abgang aus Innsbruck zwischen den beiden entwi-

1 Ein mineralogischer Brief von Michael Staudacher SJ an Athanasius Kircher ist im Briefkapitel besprochen (s. hier S. 519).

ckelte (übersetzt bei Daxecker 1995). Mit seinen Innsbrucker Mitbrüdern scheint sich Scheiner allerdings weniger gut vertragen zu haben, so dass ihm ein Ruf auf den Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Freiburg i.B. im Jahr 1620 wohl gelegen kam. Nach einer Zwischenstation am Kolleg in Neisse weilte Scheiner in den Jahren 1624–1633 an der Ordenszentrale in Rom, wo er in der Affäre um seinen Rivalen Galileo Galilei eine eher unglückliche Rolle spielte, später wieder in Neisse, wo er auch verstarb.

Scheiners Tirolensien

Von Scheiners wissenschaftlichen Publikationen stehen vier mit Tirol in Verbindung:[2] die *Exegeses fundamentorum gnomonicorum* („Erläuterungen zu den Grundlagen der Sonnenuhren"), der *Sol ellipticus* („Elliptische Sonne"), die *Refractiones coelestes* („Himmlische Refraktionen") und der *Oculus*, *hoc est fundamentum opticum* („Das Auge als Grundlage der Optik"). Die ersten drei entstanden noch während Scheiners Zeit in Ingolstadt, sind aber Maximilian III. gewidmet, der *Oculus* stammt aus den Innsbrucker Jahren.

Exegeses fundamentorum gnomonicorum

Bei den 1615 in Ingolstadt gedruckten *Exegeses* (vgl. Daxecker 2004, 116–117) handelt es sich um eine Dissertationsschrift. Defendent war mit Johann Georg Schönperger passend zur Widmung an den Deutschmeister ein Innsbrucker. Der Text selbst dürfte von Scheiner stammen. Das knapp 90 Seiten starke Werk behandelt Geometrie und Optik der Sonnenuhren und gibt praktische Anleitungen zu ihrer Herstellung.

Sol ellipticus

Das schmale Bändchen mit dem Titel *Sol ellipticus* erschien ebenfalls 1615 in Augsburg (Übersetzung: Daxecker/Šubarić 1998). Scheiner behandelt darin die von ihm erstmals beobachtete Tatsache, dass die Sonne in der Nähe des Horizontes vertikal gestaucht und dadurch elliptisch erscheint, und erklärt sie prinzipiell zutreffend als Resultat der (damals bereits bekannten) astronomischen Refraktion, der Ablenkung des Lichtes beim Durchgang durch verschiedene Luftschichten: Sie ist bei niedrigem Sonnenstand am unteren Rand der Sonne signifikant größer als am oberen und jener erscheint dadurch stärker gehoben als dieser, wodurch die erwähnte Verformung zustande kommt.

Refractiones coelestes

Die *Refractiones coelestes* (vgl. Daxecker 2004, 118) wurden 1617 wieder in Augsburg publiziert. Wie ihr mit demjenigen des *Sol* praktisch identisches Titelbild, eine elliptisch abgeflachte Sonne (vgl. Abb. 85), ihr Alternativtitel *Solis elliptici phaenomenon illustratum* („Das Phänomen der elliptischen Sonne erhellt") und das wieder an Maximilian gerichtete Widmungsschreiben klarmachen, sind sie als Fortführung und Verallgemeinerung der im *Sol* begonnenen Arbeit zu verstehen. In 57

2 Zu Scheiners aus den Jahren 1615–1621 stammenden unpublizierten Plänen und Erläuterungen zur Innsbrucker Jesuitenkirche (die dann 1624 einstürzte und von Grund auf neu errichtet werden musste) vgl. Daxecker 2004, 22–27.

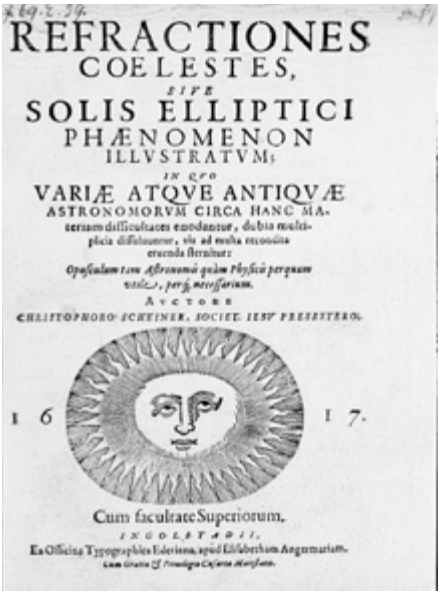

REFRACTIONES
COELESTES,
SIVE
SOLIS ELLIPTICI
PHÆNOMENON
ILLVSTRATVM;
IN QVO
VARIÆ ATQVE ANTIQVÆ
ASTRONOMORVM CIRCA HANC MA-
teriam difficultates enodantur, dubia multi-
plicia diffoluuntur, vbi ad multa recondita
arcenda ſternitur
Opuſculum tam Aſtronomis quàm Phyſicis pergratum
vtile, imò neceſſarium.
AVCTORE
CHRISTOPHORO SCHEINER, SOCIET. IESV PRESBYTERO.
16 17.
Cum facultate Superiorum.
INGOLSTADII,
Ex Officina Typographica Ederiana, apud Elizabetham Angermariam.

Abb. 85: Titelseite von Christoph Scheiners *Refractiones coelestes*, Augsburg 1617.

Kapiteln und auf 133 Seiten wird eine detaillierte, systematische Darstellung der Refraktion und ihrer Bedeutung für die Astronomie gegeben. Das Buch enthält auch Anleitungen zur Beobachtungspraxis. Eine griechische Preiselegie auf Scheiner ([134]) und ein umfangreicher Index ([135]–[161]) bilden den Abschluss.

Oculus

1619 erschien in Innsbruck der über 250 Seiten starke *Oculus*.[3] Scheiner scheint an dem Buch, das er König Ferdinand II. widmete, schon seit einigen Jahren gefeilt zu haben, doch wurde die Drucklegung wegen seiner Weigerung, es den zuständigen Zensoren vorzulegen, immer wieder verschoben. Das Werk war zu seiner Zeit bahnbrechend. Nicht nur ein hexametrisches Preisgedicht von Caspar Pansa (vgl. hier S. 473–476) zu Ende des Bandes (249–254) verkündet seinen Ruhm, auch zwei Nachdrucke, 1621 in Freiburg i.B. und 1652 in London und Amsterdam, zeugen von seiner Bedeutung. In drei Büchern untersucht Scheiner, wie das Gesehene zu einem Bild wird. Das erste Buch liefert die Grundlage, nämlich die Anatomie des Auges, ergänzt durch verschiedene Experimente, welche seine Funktionsweise und seine diversen Unzulänglichkeiten beleuchten. Das zweite Buch analysiert die Lichtbrechung, zuerst i.A., dann im Besonderen im Auge, wobei auch untersucht wird, welcher Teil des Auges das Bild empfängt. Das dritte Buch befasst sich mit der Aufnahme des Gesehenen auf der Retina sowie mit dem von Scheiner postulierten visuellen Winkel, unter dem sich die von den Rändern eines Körpers ausgehenden Lichtstrahlen in der Linse schneiden, und der Lösung verschiedener optischer Probleme mithilfe dieses Konzeptes.

Titelkupfer

Scheiner war nicht nur ein bedeutender Physiker, sondern auch ein talentierter wissenschaftlicher Schriftsteller, der seinem Publikum komplexe und neue Sachverhalte in attraktiver Form, verständlich und packend nahezubringen vermochte. Sein Bemühen, den Leser anzusprechen und für die Sache zu interessieren, zeigt sich bereits in seinen sorgfältig durchdachten und gestochenen Titelkupfern. Von

3 Übersetzung in Auswahl: Rohr 1919; vgl. weiters Rohr 1920; Daxecker 2004, 119–124.

Sol ellipticus und *Refractiones* war diesbezüglich schon die Rede. Noch eindrucksvoller ist das Frontispiz der Innsbrucker Ausgabe des *Oculus* (vgl. Abb. 86): Ein komplexes Ensemble aus heraldischen und emblematischen Symbolen, Versuchseinrichtungen und kryptischen Motti, das am linken und rechten Rand als *Compendium hieroglyphicum totius operis* („Hieroglyphische Kurzfassung des ganzen Werkes")[4] bezeichnet wird. Seine Entschlüsselung wäre eine lohnende interdisziplinäre Forschungsaufgabe (vgl. einstweilen Daxecker 2000). Auf den zeitgenössischen Leser wird es jedenfalls einen erhaben-geheimnisvollen Eindruck gemacht und seine Neugierde geweckt haben.

Widmungsschreiben

Auch die Widmungsschreiben sind sorgfältig und zweckmäßig konzipiert. Zum Beispiel bemüht sich Scheiner zu Beginn des *Sol ellipticus* sichtlich, seinen hohen Adressaten Maximilian III. für sich einzunehmen, indem er ihn nicht nur über die Absicht des Werkes ins Bild setzt, sondern ihn auch erheitert. Er kleidet die Widmung in die Fiktion, die Sonne selbst habe sich den Erzherzog als Schirmherren gewünscht, aus Schüchternheit aber zunächst nicht gewusst, wie sie ihr Ziel erreichen sollte. Schließlich habe sie folgenden Weg ersonnen: *Ausu igitur magno Sol gravioribus Serenitatis Vestrae occupationibus intercedere formidans Ovi speciem induit, quo commodius tantis se mensis sistat* […] (Bl. A2^{v}; „Also nahm die Sonne, da sie sich fürchtete, mit ihrem großen Wagnis die wichtigeren Beschäftigungen Eurer Durchlaucht zu unterbrechen, die Form eines Eis an, um so leichter zu so gewaltiger Tafel zu gelangen […]"; Übersetzungen aus dem *Sol* hier und im Folgenden mit kleineren Abweichungen nach Daxecker/Šubarić 1998).

Klarheit

In den Abhandlungen selbst ist für Scheiner Klarheit oberstes Gebot: Sie sind stets durch Zwischenüberschriften in überschaubare Abschnitte gegliedert und zusätzlich durch Marginalien, Zusammenfassungen und Inhaltsverzeichnisse erschlossen. In den *Refractiones* und im *Oculus* lässt die Unterscheidung zwischen Normal- und Petitsatz das Wichtigste auf einen Blick erkennen. Präzise Stellenangaben verweisen auf früher behandelte Voraussetzungen der aktuellen Argumentation. Wo nötig, arbeitet sich Scheiner streng syllogistisch von Prämissen zu Schlüssen vor und entwirft saubere geometrische Beweise. Solche Passagen werden dann, ebenso wie Berichte über Experimente, häufig mit geometrischen Zeichnungen und anderen Abbildungen illustriert (vgl. Abb. 87). Auch von Tabellen macht Scheiner großzügig Gebrauch, um seine Beobachtungsergebnisse übersichtlich zusammenzustellen.

Sprache

Die Grundlage für Scheiners wissenschaftsdidaktische Bemühungen ist ein klares Lat. ohne syntaktische Komplikationen. In lexikalischer Hinsicht ist es natürlich fachsprachlich, doch werden die *termini technici* sorgfältig eingeführt und definiert.

4 Die ägyptischen Hieroglyphen galten in der Frühen Neuzeit als geheimnisvolle Symbolschrift, in der eine uralte Weisheit ihren Niederschlag finde.

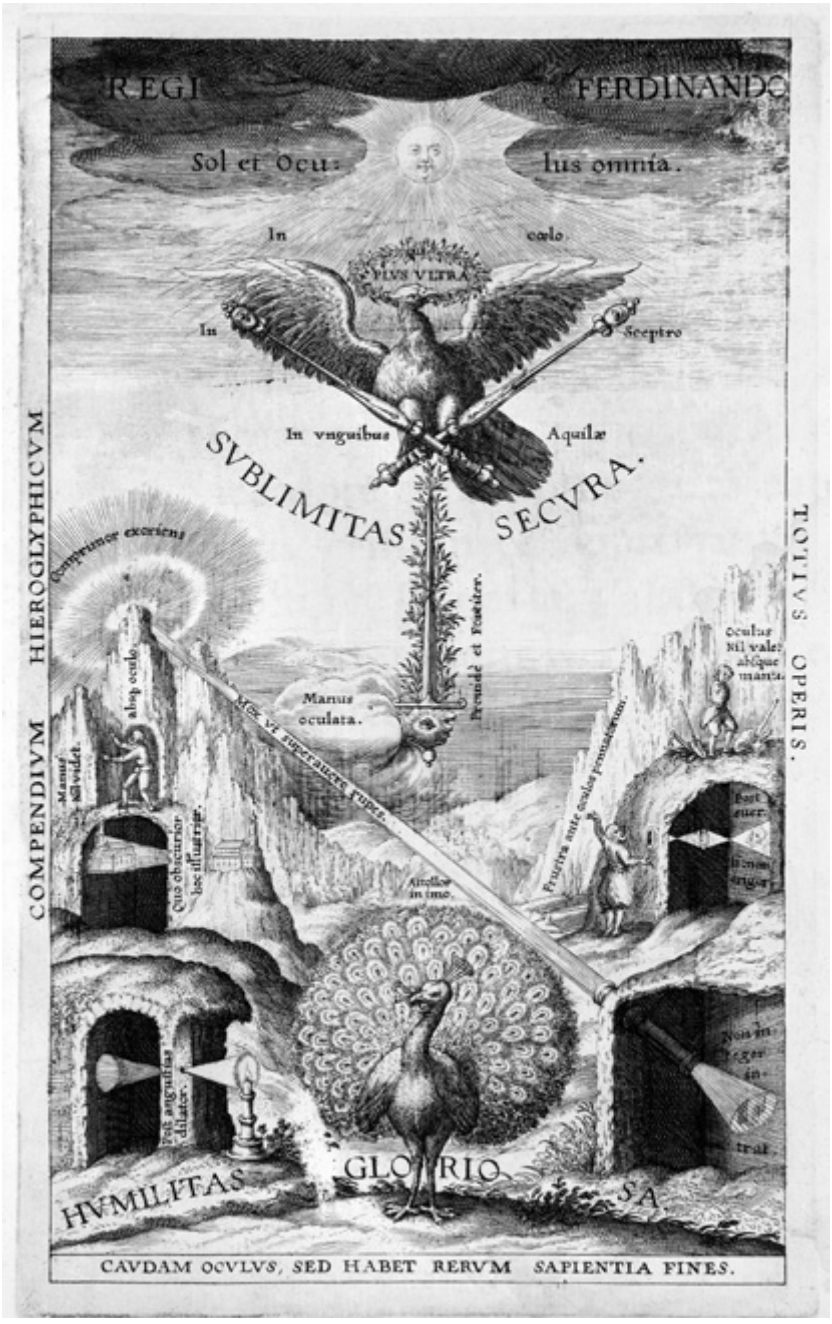


Abb. 86: Frontispiz von Christoph Scheiners *Oculus* in der Ausgabe Innsbruck 1619.

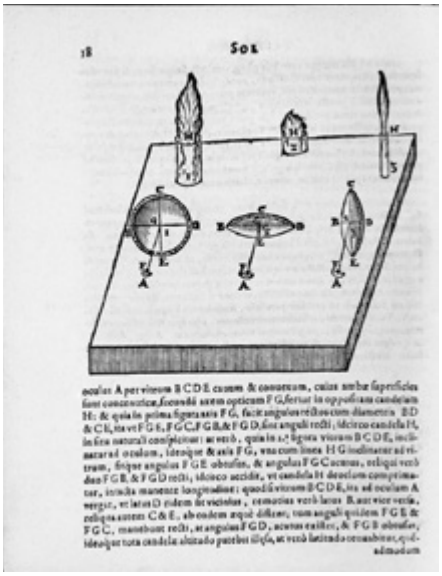


Abb. 87: Illustration aus Christoph Scheiners *Sol*, Augsburg 1615: Eine Kerze erscheint je nach Stellung einer davor gehaltenen Glaslinse in ihrer wahren Gestalt, gestaucht oder gelängt.

Wenn man sich ein wenig eingelesen hat, kann man der Argumentation bald gut folgen. Einen Eindruck von dieser Wissenschaftssprache mag der folgende Abschnitt vermitteln, in dem es darum geht, was unter der Größe der Refraktion zu verstehen ist (*Refractiones*, 20):

Cum refractio sit lineae in aliud diaphanum incidentis ad angulum continendum incurvatio, huius autem incurvationis quantitas nihil aliud sit quam angulus minor, quem linea refractionis cum linea incidentiae intra diaphanum sequens protracta comprehendit, hinc factum est, ut recte tractatores optici hunc angulum appellarent angulum refractionis. Qui ergo refractionis magnitudinem indagat, anguli huius quantitatem investigat. Quae quidem investigatio duplici via iniri potest: absolute et comparate.

> Da die Refraktion die Ablenkung eines Strahls ist, der in ein anderes durchsichtiges Medium einfällt, so dass er einen Winkel bildet, die Quantität dieser Ablenkung aber nichts anderes ist als der kleinere Winkel, den der Refraktionsstrahl mit dem Eintrittsstrahl bildet, wenn man diesen im zweiten durchsichtigen Medium gerade weiterführt, so hat sich daraus ergeben, dass die Verfasser von Schriften zur Optik diesen Winkel mit Recht Refraktionswinkel nannten. Wer also die Größe der Refraktion untersucht, erforscht die Quantität dieses Winkels. Und zwar kann man diese Erforschung auf zweifachem Wege angehen: absolut und relativ.

Physikotheologie und Fortschrittsglaube

Scheiners Darstellungen erschöpfen sich aber nicht in trockener Technizität, sondern erscheinen vielmehr getragen von einer Ergriffenheit und Begeisterung, die immer wieder durchbricht und sich auch dem willigen Leser mitteilt. Diese Begeisterung ist theologisch, genauer physikotheologisch begründet: Scheiner ist davon überzeugt, mit seiner Forschung in die Wunder Gottes einzudringen, dessen Wirken in der Schöpfung immer klarer zu begreifen und damit selbst ein gottgefälliges Werk zu vollbringen. So schreibt er etwa zu einer Methode, die runde oder ellipsenförmige Sonne mithilfe von Linsen auf Papier abzubilden und nachzuzeichnen: *Et hoc demum est meo iudicio vel solem et lunam coelo deducere vel*

mortales e terra in coelum ad mirabilia Dei opera contemplanda adducere (*Sol*, 23; „Und das heißt schließlich meiner Meinung nach, entweder Sonne und Mond vom Himmel zu entführen oder die Sterblichen von der Erde in den Himmel zu führen, damit sie dort die wunderbaren Werke Gottes betrachten können"). Aus dieser Sicht des eigenen Tuns resultiert auch Scheiners Glaube an den – von ihm selbst wesentlich mitgestalteten – wissenschaftlichen Fortschritt, den er gelegentlich emphatisch formuliert: *Et plane mihi persuadeo intra paucos annos nos plurima iam obscura explorate rescituros* (*Sol*, 27; „Und ich bin fest davon überzeugt, dass wir schon in wenigen Jahren sehr vieles, was jetzt noch verborgen liegt, erforscht haben und genau wissen werden").

Bettini, *Aerarium philosophiae mathematicae*

Nur kurz sei ein mathematisches *opus magnum* eines weiteren jesuitischen Gelehrten erwähnt, das in seiner Art, Wissenschaft zu präsentieren, in vielem Scheiners Werken ähnelt (Titelkupfer, literarische Paratexte, Illustrationen), aber zu Tirol nur über seinen Adressaten in Beziehung steht: das 1648 in Bologna erschienene *Aerarium philosophiae mathematicae* („Schatzkammer der mathematischen Philosophie") des Mathematikers und Astronomen Mario Bettini SJ (1582–1657), dessen Name u.a. im Mondkrater Bettinus verewigt ist.[5] Das drei Bände und rund 2000 Seiten umfassende, durch insgesamt 36 Indizes erschlossene Riesenwerk, eine Synthese des plani- und stereometrischen Wissens der Zeit, orientiert sich an den Büchern 1–6 und 10–13 von Euklids *Elementen*. Es präsentiert diese jedoch, wie der vollständige Titel ankündigt, *applicata et ornata usibus eximiis in omni scientiarum et artium genere*, *novis praxibus*, *paradoxis*, *locis Aristotelicis et aliorum philosophorum et scriptorum*, *corollariis*, *scholiis*, *eruditionibus*, *moralitatibus*, *demonstrationibus novis*, *facillimis et universalissimis confirmata* („geschmückt mit außergewöhnlichen Anwendungen in allen Arten von Wissenschaften und Künsten, neuen Übungen, Paradoxen, Stellen aus Aristoteles sowie anderen Philosophen und Schriftstellern, Korollaren, Anmerkungen, Bildungsgut, moralischen Lehren sowie bekräftigt durch neue, ganz leichte und allgemeingültige Beweise"). Gedacht ist das *Aerarium* für *matheseon* […] *studiosis*, *praesertim publicis lectoribus* (Bd. 3, zweite Seite des unpaginierten Vorworts an den Leser; „solche, die sich um die mathematischen Disziplinen […] bemühen, insbesondere solche, die sie öffentlich vortragen"), d.h. konkret wohl für Professoren an Kollegien und Universitäten. Gewidmet ist es dem Trientner Fürstbischof Carlo Emanuele Madruzzo, dem zu Beginn in einer ausladenden Anrede gehuldigt wird (Bd. 1, Bl. b^{r}–$c2^{v}$). Den Grund für die Widmung – der Fürstbischof hat den Druck der ersten beiden Bände finanziert – nennt Bettini ohne Scheu beim Namen, wobei er mit dem Titel seines Werkes spielt: *Ac merito argenteas et canoras*

5 Einige weitere Informationen zu seiner Person finden sich bei Brizzi 1980, 150, 154–157, 171–173 und 209 sowie verschiedenenorts im Internet. Eine gedruckte Biographie scheint nicht zu existieren.

tuae famae tubas tuum procudit aerarium, sine quo et meum hoc Mathematicum exiguum esset Aerarium, cuius praecipua moles geometrica stetit aureis tuae munificentiae nixa fundamentis. (Bd. 1, Bl. c^{v} [vgl. auch Bl. $c2^{v}$]; „Und mit Recht schmiedet sie silberne, klangschöne Trompeten deines Ruhmes, deine Schatzkammer, ohne die auch diese meine Mathematische Schatzkammer gering wäre, deren geometrische Hauptlast sich auf die Grundfesten deiner Freigebigkeit stützt.")

Eclipsis solaris

Am Vormittag des 30. 3. 1661 war in Innsbruck eine partielle Sonnenfinsternis zu beobachten, ein Ereignis, das sich Erzherzog Ferdinand Karl nicht entgehen ließ. Ein astronomisch versierter Anonymus (möglicherweise ein Jesuit), der bei der Beobachtung anwesend war und das Phänomen genau dokumentierte, fasste seine Resultate anschließend in einem zwölfseitigen Schriftchen mit dem Titel *Eclipsis solaris* („Sonnenfinsternis") zusammen, das er noch im selben Jahr in Innsbruck erscheinen ließ und dem Erzherzog widmete.

> Das kleine Werk zeigt nach einem elaborierten Titelblatt (1; s.u.) zunächst Skizzen dreier Phasen der Finsternis vom ersten Kontakt bis zur Maximalbedeckung (2–4). Danach wird in einem Diagramm samt Begleittext erklärt (5–6), dass der scheinbare Mondradius in diesem Falle etwas größer war als der scheinbare Sonnenradius (16' 40" : 16'). Auf dieselbe Art wird anschließend die Bahn des Mondes in ihrem Verhältnis zur Ekliptik erläutert (7–9). Ein weiteres Diagramm veranschaulicht den gesamten Verlauf der Finsternis (10). Auf den letzten Seiten (11–12) werden aus der Höhe des Sonnenstandes Beginn, Ende und Dauer errechnet.

Naturwissenschaft, Literatur, Panegyrik

In noch auffälligerer Weise als Scheiner und Bettini kombiniert der Anonymus ‚harte', z.T. recht anspruchsvolle Wissenschaft (v.a. 5–6, 11–12) mit literarisch ambitionierten Passagen. Auch das panegyrische Element, in dessen Dienst Letztere stehen, tritt noch stärker hervor als bei jenem. So spinnt z.B. das Titelblatt nach dem eigentlichen Titel die Widmung an Ferdinand Karl in auffälliger rhetorischer Pointierung und graphisch im Stil eines Ellogium, einer Inschrift auf Papier, aus:

SISTO	ICH LASSE STILL STEHEN
SOLEM SOLI	DIE SONNE DER SONNE
Coelestem Terrestri	Die himmlische der irdischen
Obscuratum Serenissimo	Die betrachtete dem Betrachter
Spectatum Spectatori	Die verfinsterte der glänzendsten
[…]	[…]

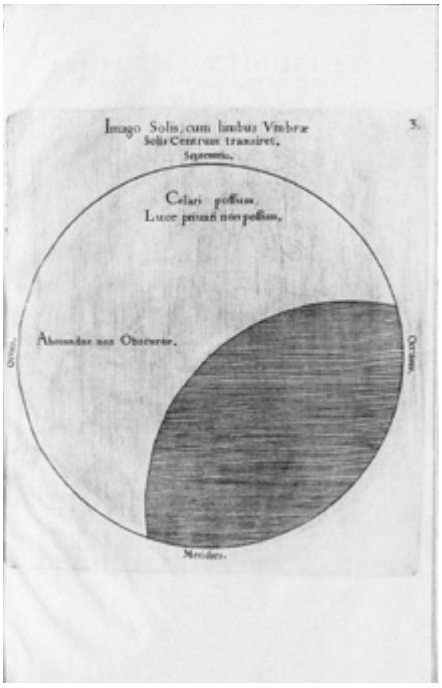


Abb. 88: Skizze aus der anonym 1661 in Innsbruck erschienenen *Eclipsis solaris*: Die Sonne kommentiert ihre eigene Verdunkelung.

emblematische Skizzen

Die ansonsten wissenschaftlich klaren und präzisen Abbildungen des Verlaufs der Finsternis sind mit Elementen versetzt, die der Emblematik der Zeit entstammen: Zum Bild gesellen sich jeweils Sinnsprüche, die es interpretieren und ihm eine allgemeingültige Botschaft abgewinnen. So spricht etwa die Sonne bei zunehmender Verfinsterung (vgl. Abb. 88): *Celari possum*, *lumine privari non possum* („Ich kann verfinstert, aber nicht meines Lichtes beraubt werden") und *Abscondor non obscuror* („Verborgen werd' ich, aber nicht verdunkelt") – Maximen, die sich auch gut auf einen absolutistischen Fürsten anwenden lassen.

Sonne und Fürst

Sonnenfinsternisse boten ab der Mitte des 17. Jhs. des Öfteren Anlass zu wissenschaftlichen Gelegenheitsschriften.[6] Die *Eclipsis solaris* ist zwar das einzige bekannte Beispiel, das sein wissenschaftliches Anliegen so konsequent in Panegyrik ummünzt, doch ihre Konzentration auf den Vergleich zwischen Sonne und Fürst lag gewiss im Trend der Zeit: In ihrem Erscheinungsjahr übernahm in Frankreich der Mann die Regierungsgeschäfte, der bald als Sonnenkönig berühmt werden sollte.

6 Vgl. etwa die *Eclipsis solis observata Gedani anno a nato Christo 1649* („In Danzig im Jahr 1649 n.Chr. beobachtete Sonnenfinsternis") eines Johannes Hevelius.

Lav Šubarić

Medizin

Galenismus

Die gelehrte medizinische Literatur dieser Epoche ist bestimmt vom sogenannten Galenismus. Diese traditionelle Lehre, welcher der größte Teil der akademisch gebildeten Ärzteschaft anhing, fußte auf den Schriften Galens und auf aristotelischen erkenntnistheoretischen Grundlagen. Korrekturen am überlieferten Gedankengut waren innerhalb dieses Rahmens aber durchaus möglich. Neuerungen wurden als Weiterführung oder Vervollständigung in das bestehende Wissenssystem integriert. Während sich im 16. Jh. durch die Zunahme von Leichensektionen an den Universitäten bzw. durch die Beschäftigung mit außereuropäischen Pflanzen große Veränderungen auf den Gebieten der Anatomie und Pharmakologie vollzogen hatten, blieb die medizinische Theorie weitgehend von der galenischen Humoralpathologie bestimmt: Gesundheit wurde als Gleichgewicht der vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle und der diesen zugeordneten Qualitäten gesehen, Krankheiten als Störung dieses Gleichgewichts interpretiert und Therapien auf dessen Wiederherstellung ausgerichtet.

Paracelsismus

Eine weitere wichtige Strömung war der Paracelsismus. Während Paracelsus (wohl 1493–1541) zu Lebzeiten in der Ärzteschaft keine Anerkennung fand, verbreitete sich seine Lehre nach seinem Tod durch sukzessive Veröffentlichung seiner Schriften rasant. Mitte des 17. Jhs. erlebte der Paracelsismus (auch „Chemiatrie" genannt) in seiner Ausbreitung einen Höhepunkt. Während Paracelsus' theoretische Überlegungen außerhalb seiner unmittelbaren Anhängerschaft und alchemistisch interessierter Kreise kaum Anklang fanden, konnten sich chemiatrische Heilmittel – die von mineralischen Stoffen über Destillate bis zu alten alchemistischen Präparaten reichten – mit der Zeit durchsetzen und traditionelle pflanzliche Heilmittel z.T. verdrängen.

Überblick

Zu diesen beiden gelehrten Strömungen sind uns zeitgenössische Tiroler Texte erhalten, im Gegensatz zum sonstigen medizinischen Angebot im Tirol des 17. Jhs. (Bader, Chirurgen, Hebammen, Star- und Steinstecher, Wunderheiler, als Hexen verrufene Naturheilerinnen usw.), das nur durch indirekte Zeugnisse fassbar ist. Diese Schriften gelehrter Tiroler Ärzte entstanden hauptsächlich im höfischen Umkreis. Nach dem wichtigsten Tiroler Arzt dieser Epoche sollen im Folgenden verschiedene Arten des in Tirol verbreiteten medizinischen Schrifttums (Dissertationen, Traktate, Gebrauchstexte) vorgestellt werden.

Guarinonius

Der bekannteste und bedeutendste Arzt dieser Epoche in Tirol, der schriftstellerisch tätig war, ist Hippolytus Guarinonius (vgl. Abb. 89). Seine Bekanntheit ver-

Abb. 89: Porträt des Hippolytus Guarinonius aus seiner *Chylosophia*.

dankt er der Neigung, medizinische Inhalte breitenwirksam mit lehrhaften und moralisierenden Anliegen zu verknüpfen. Als Schriftsteller beschränkte er sich keinesfalls auf medizinische Themen, sondern veröffentlichte auch volkssprachliche religiöse Werke.

Leben

Guarinonius wurde 1571 in Trient geboren.[1] Sein Vater Bartholomäus wurde als Leibarzt an den Hof Kaiser Maximilians II. und später an den Rudolfs II. berufen. Der junge Guarinonius folgte seinem Vater 1580 nach Wien und dann weiter nach Prag, wo ihn die Schulbildung bei den Jesuiten in religiös-moralischer Hinsicht entscheidend prägte. Seine ärztliche Ausbildung bekam Guarinonius in Padua, an der renommiertesten medizinischen Fakultät jener Zeit. Unter den dortigen Lehrern hatten die orthodoxen Galenisten Alessandro Massaria, Girolamo Fabrizi d'Acquapendente und Emilio Campolongo den größten Einfluss auf ihn. Nach seiner Promotion 1597 praktizierte er kürzere Zeit in Trient. Seinen eigenen Angaben zufolge wurde ihm an verschiedenen Höfen die Stelle als Leibmedicus angeboten. Auf Anraten seines Vaters entschied er sich um 1600 für eine weniger angesehene, dafür ruhigere und sicherere Anstellung als Arzt des 1567 gegründeten königlichen Damenstiftes in Hall, einer v.a. für adelige Töchter bestimmten habsburgischen Stiftung, und, damit zusammenhängend, als Stadtphysikus von Hall. Zusätzlich übertrug man ihm die ärztliche Betreuung der Arbeiter in der Haller Saline und im Schwazer Bergwerk (wo man mit seinen Leistungen während der Pest 1611 so unzufrieden war, dass er das Amt verlor und erst 14 Jahre später wieder erlangte) und ab 1631 die Leitung des Haller Spitals. Bis zu seinem Tod im Jahr 1654 praktizierte er in Hall.

1 Die biographische Skizze folgt hauptsächlich Grass 1954, Ergänzungen und Berichtigungen aus archivalischen Quellen finden sich bei Moser 1996, 42–56. Weiterführendes zu Guarinonius, v.a. zu seinem gleich zu nennenden deutschsprachigen Hauptwerk, bieten die Sammelbände Dörrer u.a. 1954, Locher 1995 und Siller 2007.

Grewel

Guarinonius war ein sehr produktiver Schriftsteller.[2] Er schrieb lat., deutsch und italienisch und übersetzte aus dem Italienischen ins Deutsche. Sein *opus magnum* ist ein in deutscher Sprache verfasstes Werk, der 1610 in Ingolstadt erschienene, 1330 Seiten starke Folioband *Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts*, in dem das menschliche Leben von medizinischen und moralischen Standpunkten her beleuchtet und der heutzutage v.a. als Fundgrube für die Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit geschätzt wird.

Gegenreformator

Als Schriftsteller und Übersetzer stellte sich Guarinonius entschieden in den Dienst der Gegenreformation. Ein wichtiges Thema seines Schaffens waren Heilige und Personen, die ein heiligmäßiges Leben geführt hatten: Unter anderem entdeckte er die Hl. Notburga wieder, erfand nach dem Vorbild Simons von Trient sein Nordtiroler Pendant Anderl von Rinn (vgl. hier S. 826–828) und propagierte neue, erst kurz zuvor kanonisierte Heilige, nämlich Francisca Romana und Karl Borromäus. Letzterem ließ er an der Volderer Brücke nach eigenen Plänen auch eine Kirche errichten. In seinen Werken stellte er die katholische Orthodoxie als einzigen Weg zur Seligkeit dar und lehnte es stets ab, so zu schreiben, dass „man kaum erkennen kann, ob ein heidnisches Buch einen belehrt, ob es von einem Katholiken oder von einem Ketzer geschrieben wurde" (*Chylosophia*, [VIII]; *num gentilis docuerit liber*, *a catholico an haeretico scriptus sit*, *haud facile animadvertas*).

lat. Schriften

Im Unterschied zur seiner Rolle als ‚Volksschriftsteller' hatten Guarinonius' lat. Schriften auf dem Gebiet der Medizin ein kleineres, dafür aber gebildeteres Zielpublikum, vor welchem er die ganze Subtilität seiner Gelehrsamkeit entfalten konnte, sei es in der Polemik, sei es in der Darstellung medizinischer Entdeckungen oder auch bei der Lösung an ihn herangetragener praktischer Probleme.

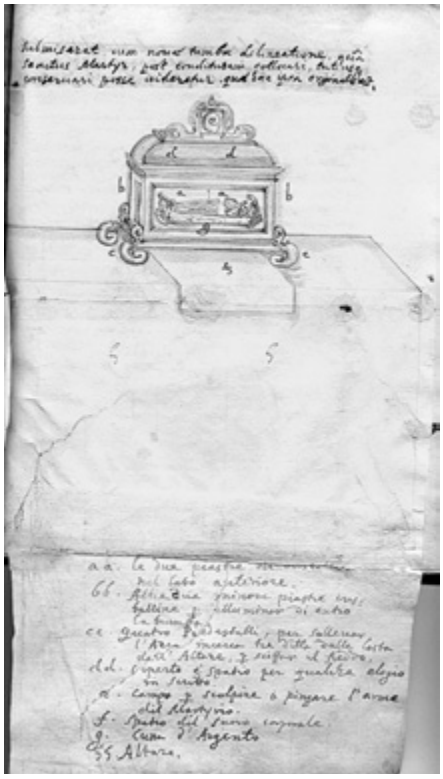
Reliquienkonservierung

Die 1638 verfasste Schrift mit dem langen und sperrigen barocken Titel *Sancto Simoni* […] *trium medicorum B.S.*, *P.L.*, *H.G. medela* […] *curato actam medendi methodum de tribus infimus* […] *vovet* („Dem durch Hilfe dreier Ärzte, B.S., P.L. und H.G. […] geheilten […] Hl. Simon widmet […] der niedrigste von den dreien die durchgeführte Methode der Heilung"; Autograph in BCT, ms. 1935, zeitgenössische Abschrift in TLMF, Dip. 272/1; vgl. Abb. 90, 91) kann zwar nur bedingt zu den medizinischen Schriften gezählt werden – sie zeigt Guarinonius in der Rolle des Heilers eines längst Verstorbenen, nämlich als Konservator der Reliquie des Simon von Trient (vgl. hier S. 67–69) –, sei aber der Einfachheit halber an dieser Stelle erörtert.

Anlass und Entstehung

1636 entdeckten zwei Trientner Würdenträger, der Domherr Giovanni Francesco Gentilotti und der Weihbischof Giovanni Paolo Ciurletta, dass sich der einbalsa-

2 Vgl. für das definitive Schriftenverzeichnis Neuhauser 2008, wo auch die Überlieferungsfrage ausführlich behandelt wird.



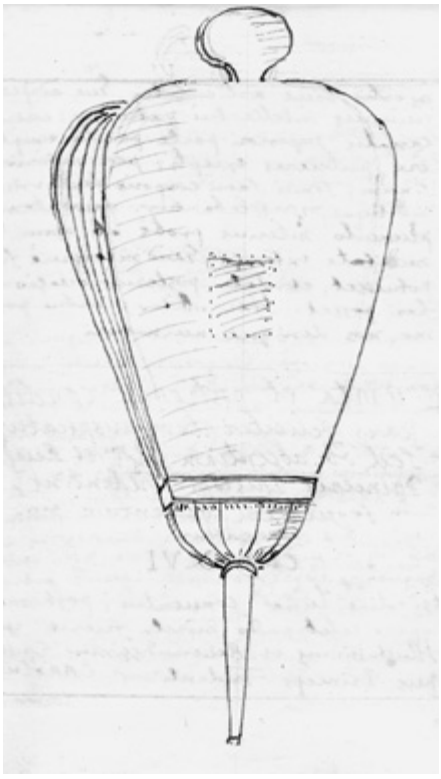


Abb. 90, 91: Zeichnungen Guarinonis aus der 1638 verfassten Schrift über die ‚Heilung' des Simon von Trient.

mierte Körper des Stadtheiligen in sehr schlechtem Zustand befand. Nach einer Beratung mit dem Stadtphysicus Paulus Lenner (*P.L.* des Titels) schickten sie an zwei berühmte aus Trient stammende Ärzte die Anfrage, wie die Reliquie vor dem Verfall bewahrt werden könne. Während sein Kollege Thomas Crosina nicht reagierte (und wenig später, wie Guarinonius beteuert, ohne Zweifel als Strafe dafür, trotz bester Gesundheit starb), antwortete Guarinonius mit einer längeren *Dissertatio*, in welcher er aus allgemeinen Überlegungen über das Wesen von Mumien konkrete Vorschläge für die Konservierung der Trientner Reliquie entwickelte. Seine Schrift wurde zusammen mit der ursprünglichen Anfrage zur Begutachtung an Bernardus Sylvaticus (*B.S.* des Titels), Professor an der medizinischen Fakultät in Padua, geschickt. Dieser billigte die meisten Vorschläge des Haller Arztes, verwarf aber z.T. seine theoretischen Überlegungen, sodass sich Guarinonius zu einer Replik genötigt sah. Nach längerem Zögern rief man Guarinonius 1637 nach Trient und übertrug ihm die volle Verantwortung für die Konservierungsarbeiten. Nachdem

die Reliquie vor dem Verfall gerettet und Guarinonius nach Hall zurückgekehrt war, beauftragte ihn der Domherr Gentilotti, den ganzen Prozess zu dokumentieren, und überließ ihm zu diesem Zweck alle den Fall betreffenden Schriftstücke.

Charakteristik

Die Schrift hat die Form einer Chronik, in welcher der Reihe nach alle Ereignisse erzählt und Dokumente vollständig zitiert werden. Neben Guarinonius' und Sylvaticus' Abhandlungen sind dies zahlreiche lat. und italienische Briefe, die zwischen den Beteiligten kursierten, sowie Rezepte für konservatorische Präparate. Guarinonius redet von sich wie von anderen Beteiligten in der dritten Person und lässt im ersten Teil der Schrift überhaupt nicht erkennen, dass Autor und Figur Guarinonius ein und dieselbe Person sind. Erst allmählich eröffnet sich dem Leser der Zugang zu Guarinonius' innerer Perspektive, zu Motiven, Überlegungen und Zweifeln, welche den Arzt bei der verantwortungsvollen Aufgabe, einen Heiligen zu ‚heilen', bewegen. Besonders eindrucksvoll gelingt das in der dramatischen Szene, als Guarinonius zum ersten Mal direkt vor der mumifizierten Leiche steht. Nach einem innigen Gebet – in indirekter Rede wiedergegeben – schlägt Guarinonius die Seidenhülle um den Märtyrer zurück und entdeckt mit Entsetzen, dass sich die Mumie in einem viel schlechteren Zustand befindet, als er aufgrund der Briefberichte angenommen hat. In seiner Verzweiflung überlegt er kurz, heimlich aus Trient zu fliehen, entschließt sich dann aber, auf göttliche Hilfe zu warten, mit der allein die Aufgabe bewältigt werden könne. Tatsächlich weist ihn im weiteren Verlauf der Schrift eine himmlische Eingebung auf die richtige Konservierungsweise hin.

Kirche und *res publica litteraria*

Neben interessanten Einblicken in die technische Seite des Umgangs mit Reliquien zeigt die Schrift durch die enthaltenen Anfragen, Gutachten und Gegengutachten, Briefe und Beratungen, wie Kirche und *res publica litteraria* im 17. Jh. kommunizierten und kooperierten.

Selbstporträt

Sich selbst zeichnet Guarinonius einerseits als selbstbewussten Fachmann, der auch im theoretischen Disput mit Sylvaticus, dem berühmten Paduaner Professor der theoretischen Medizin, seine Ansichten erfolgreich verteidigen kann – dessen Autorität als *oracula Patavina* („Paduaner Orakel") gibt er leichter Ironie preis –, andererseits als demütigen und tieffrommen Mann.

Konflikt mit Clauß

Guarinonius war stets ein streitbarer Geist, immer bereit, mit seiner Feder öffentlich gegen jedes Laster und jede Abweichung von der Wahrheit i.A. sowie gegen Protestanten und Paracelsus-Anhänger im Besonderen zu Felde zu ziehen, aber auch stets geneigt, sich gegen unliebsame medizinische Konkurrenz – meist auf dem Behördenweg (Moser 1996, 43–44) – zu wehren. Seine Schrift *Hydroenogamia Triumphans* („Triumphierende Hochzeit von Wasser und Wein"; Innsbruck 1640) ist ein Produkt des fachlichen Konflikts mit dem Innsbrucker Arzt Matthäus Clauß (ausführlich dargestellt bei Šubarić 2007). Im Unterschied zu seinem Streit mit dem ehemaligen Bozner Lateinlehrer, Rosenkreuzer und Heiler Adam Haslmayr

(vgl. Gilly 1994), welcher durch beiderseitige Eingaben bei den Behörden und dem Landesfürsten ausgetragen wurde, fand der Konflikt mit Clauß vor der ganzen Gelehrtenwelt statt, da beide Kontrahenten ihre stark polemischen Schriften auch drucken ließen.

Clauß

Über Clauß' Leben ist wenig bekannt. Nach einigen Jahren des Wanderlebens war er 1628 als Leibarzt in den Dienst Erzherzog Leopolds V. getreten. Da ihn seine Verpflichtungen dem Fürsten gegenüber daran hinderten, sonstige Patienten gegen Bezahlung zu behandeln, hatte er als alleinerziehender Vater ohne Verwandte bei der schlechten und notorisch unpünktlichen Entlohnung durch die Kammer Schwierigkeiten, seine Kinder zu ernähren, und suchte schließlich um Entlassung aus dem fürstlichen Dienst an. Nach dem Tod des Erzherzogs blieb Clauß in Tirol und betrieb eine einträgliche Praxis, wobei er auch weite Wege zu entfernten Patienten nicht scheute.

Oenohydromachia

1638 veröffentlichte Clauß in Innsbruck seine Schrift *Oenohydromachia sive vini et aquae certamen* („Oinohydromachie oder Kampf des Weins mit dem Wasser"). Sie entstand als Reaktion auf das Buch *Aloe amari sed salubris succi, ieiunium* („Aloe mit bitterem, aber gesundem Saft, das Fasten"; München 1637) des Münchner Hofpredigers Jeremias Drexel SJ. Pater Drexel, einer der bedeutendsten und bekanntesten aszetischen Schriftsteller seiner Zeit, hatte die von Guarinonius im vierten Buch der *Grewel* entwickelten Thesen über Wasser und Wein in sein Werk eingearbeitet und ihnen dadurch zu indirekter Verbreitung verholfen. Guarinonius war der Meinung, Wasser sei als Getränk besser und gesünder als Wein, mit Wasser gemischter Wein gesünder als reiner, leichte Weine seien besser als starke und Tresterweine weniger schädlich als Krätzerweine. Clauß bezog in allen Punkten die Gegenposition. Vor allem an der Empfehlung, den Wein zu verdünnen, stieß er sich: Verwässerter Wein sei nur in wenigen Fällen, etwa für Jugendliche, gesund, in allen anderen sehr schädlich. Anhand von Zitaten aus Drexels Schrift suchte Clauß Fehler seiner Gegner – des Guarinonius und der angeblich ebenfalls weinfeindlichen Münchner Hofärzte – nachzuweisen: Sie würden die medizinische Terminologie unpräzise bzw. falsch verwenden, Zitate, v.a. aus Galen, aus ihrem Kontext reißen und verfälschen und die fundamentale Regel der Heilkunst, *contraria contrariis* („Gegensätzliches durch Gegensätzliches [heilen]"), verkennen. Clauß sah sich als orthodoxer Galeniker und lehnte alle Neuerungen, die von der ursprünglichen Lehre Galens abwichen, ab. Er sparte nicht mit Zitaten aus Galen und Hippokrates, um zu beweisen, dass seine Meinung mit den humoralpathologischen Grundsätzen im Einklang stand. Auch die Bibel lieferte ihm Belege für die Vorzüge ungemischten Weins. Dabei betonte Clauß jedoch immer wieder die Notwendigkeit, beim Weinkonsum Maß zu halten und die Dosis je nach Lebensalter und Temperament an den Patienten anzupassen. Clauß' Schrift ist eine Polemik in rauem Ton, in der sachliche Argumente stets

mit der Bestrebung verquickt sind, die Gegner als ungebildet und unglaubwürdig der Lächerlichkeit preiszugeben. Während Pater Drexel nur vorgeworfen wird, als medizinischer Laie unter den Ärzten gerade die schlechtesten Berater gewählt zu haben, ist Guarinonius das eigentliche Angriffsziel seines Kollegen. Seine Aggressivität stellt Clauß als bewusst gewähltes Mittel dar, durch welches sein Gegner zum Widerspruch gereizt werden sollte, damit die Streitfrage, so oder so, ein für alle Mal geklärt werde.

Hydroenogamia

Die von Clauß beabsichtigte Provokation war erfolgreich: Guarinonius machte sich daran, eine ausführliche Antwort zu verfassen. 1640 ließ er seine *Hydroenogamia* in Innsbruck drucken und widmete sie den jungen Tiroler Erzherzögen und dem inzwischen verstorbenen Pater Drexel.

Aufbau und Inhalt

In diesem Werk, das die Clauß'sche Schrift an Länge um mehr als das Dreifache übertrifft, verwendet Guarinonius eine eigenwillige, metaphernreiche Einteilung in vier *congressus* („Zusammenkünfte") zwischen Wasser und Wein von unterschiedlicher Länge. Die längeren zwei, der zweite und dritte *congressus*, werden ihrerseits in mehrere *lavacra* („Bäder") eingeteilt, die einzelnen Kapitel als *dilutum* („Verdünnung") bezeichnet. Der erste *congressus* analysiert das Titelblatt der *Oenohydromachia* in ‚physiognomischer' Weise: Anhand der laut Guarinonius anmaßenden Titulatur des Autors, des Wortlautes des Titels, des Erscheinungsorts (*Oeniponti* wird für ein Wortspiel mit dem latinisierten griechischen Wort für Wein genützt) und des Fehlens einer *approbatio* („obrigkeitliche Genehmigung") wird demonstriert, um was für ein verwerfliches und verderbliches Werk es sich bei der Clauß'schen Schrift handelt (39–54). Im zweiten *congressus* wird die *Oenohydromachia* zuerst Kapitel für Kapitel umfassend untersucht und widerlegt, um anschließend als Ganzes verworfen zu werden (55–278). Der dritte *congressus* bietet eine Synthese der Ansichten von Guarinonius über Wasser und Wein (279–415). Im letzten und kürzesten *congressus* lässt der triumphierende Guarinonius Gnade walten und bietet seinem Gegner Vergebung an, unter der Bedingung, dass Clauß seine Ansichten und Lebensweise zum Besseren ändere (416–428).

Polemik

Guarinonius nimmt die Position des klar Überlegenen ein, sowohl in moralischer Beziehung (Verteidigung des heiligmäßigen Pater Drexel und der Tugend i.A. gegen die Laster der Völlerei) als auch in fachlicher Hinsicht (langjährige Erfahrung und allgemeines Ansehen). Das Werk ist ein Ausbund an eristischen Untergriffen, Sarkasmus, Beleidigungen und Unterstellungen. Seinen Gegner, der nicht mit Namen, sondern in vornehmer Verachtung nur als *doctor* oder *scriptor* („Skribent") bezeichnet wird (obwohl sein Name durchaus für Kalauer genützt und dabei graphisch herausgestrichen wird), stellt Guarinonius als Alkoholiker dar: All seine Argumente werden darauf zurückgeführt, dass Clauß dem Wein verfallen und sein Verstand vom Alkohol verwirrt sei. Am Ende jedes Kapitels wird in

einigen deutschen Versen dessen Inhalt zusammengefasst oder der Gegner ganz allgemein geschmäht. Unter den Zitaten kommen neben zahlreichen, manchmal arg aus dem Kontext gerissenen und umgedeuteten Stellen aus Galen und Hippokrates recht oft auch Sentenzen aus Cicero, Plautus und Terenz vor, welche moralische Maximen bieten.

Rezeption

1706 untersuchte der Innsbrucker Professor Ferdinand Karl Weinhart (vgl. hier S. 866–868) aus einer durchaus noch humoralpathologischen Position die medizinischen Argumente im Streit zwischen Guarinonius und Clauß. Seine Dissertation mit dem Titel *Conflictus medicus inter merophilum et hydroenobibum* („Medizinischer Streit zwischen dem Liebhaber reinen und dem Trinker verwässerten Weines"; Innsbruck 1706; s. hier S. 867–868) erklärt zwar Guarinonius zum fachlichen Sieger, doch muss dieses Urteil mit Vorsicht genossen werden: Weinhart war ein Nachkomme Paul Weinharts d.Ä., der viele medizinische und moralische Ansichten von Guarinonius teilte und einer seiner besten Freunde war.

Chylosophia

1648 erschien zum letzten Mal eine Schrift aus Guarinonius' Feder im Druck. Wie schon der Titel dieses Dialogs, *Chylosophiae academicae* […] *tomi duo* […] *primique tomi pars prima* („Zwei Bände […] der akademischen Weisheit vom Speisebrei […] und zwar der erste Teil des ersten Bandes"; Innsbruck 1648) zeigt, wurde damit nur der Anfangsteil eines als wesentlich länger geplanten Werkes veröffentlicht (vgl. Abb. 92). Allein der veröffentlichte Teil umfasst über 450 Seiten, sodass der Umfang des ganzen Werks vermutlich an den der *Grewel* herangereicht hätte, wenn Guarinonius sein Vorhaben zu Ende geführt hätte. Guarinonius plante die *Chylosophia*, die Papst Innozenz X. (1644–1655), gewidmet war, offensichtlich als Krönung seines Lebenswerks, als wissenschaftliche und literarische Leistung, für die ihn die Nachwelt in Erinnerung behalten würde. Sie darf auf jeden Fall als das literarisch ambitionierteste und formvollendetste seiner Werke gelten.

gegen Galen

Mit seiner Schrift wollte Guarinonius die Wahrheit über die physiologischen Vorgänge der Verdauung verkünden und die damals in der gelehrten Medizin geltenden Ansichten widerlegen. Während er in der *Hydroenogamia* noch genau wie sein Kontrahent versucht hatte, sich als orthodoxer Galeniker darzustellen, und nur die richtige Interpretation der Autoritäten strittig war, nicht aber die Autoritäten selbst, musste Guarinonius hier dem Widerspruch begegnen, der sich zwischen seinem Anspruch, etwas Neues zu offenbaren, und seinem Selbstverständnis als akademisch gebildeter und der Tradition verpflichteter Arzt ergab. Guarinonius fand eine moralisch-religiöse Lösung: Die Vorsehung habe gewollt, dass der Ruhm einer so bedeutenden Entdeckung einem Christen, und zwar einem Katholiken, vorbehalten bleibe, daher müssten antike Autoritäten in diesem Punkt notwendigerweise irren.

galenische Position

Gemäß der damals vorherrschenden, auf Galen fußenden Lehrmeinung wird die Nahrung im Magen einem Kochvorgang unterworfen. Während die Abfallpro-

Abb. 92: Titelblatt der *Chylosophia* von Hippolytus Guarinonius, Innsbruck 1648.

dukte, die Exkremente, durch den Darm ausgeschieden werden, übernehmen Gekrösevenen die wertvollen Teile der Nahrung in Form des *chylus* („Nahrungsbrei") aus dem Darm und transportieren sie in die Leber. Diese verwandelt nun in einem weiteren Kochvorgang den *chylus* in Blut, wobei als Abfallprodukte diesmal Urin und Galle entstehen. Das Blut wird schließlich in Körpergewebe verwandelt, während die Abfallprodukte in Form von Atem und Schweiß ausgeschieden werden.

Plan der *Chylosophia*

Guarinonius plante im ersten Band seines Werkes nachzuweisen, dass *chylus* keinesfalls aus dem Darm durch die Venen in die Leber gelangen kann. Nach der gründlichen Widerlegung dieser Lehre, die er *Apochylia* nennt, wollte er im zweiten Band seine eigene Lehre, die *Chylosophia*, offenbaren und den wahren, „königlichen" Weg des *chylus* in die Leber zeigen.

Vorgeschichte

Nach Guarinonius' Darstellung wurde dieser Weg zum ersten Mal 1560 vom italienischen Pharmakologen und Anatomen Andrea Marini entdeckt (der v.a. durch seinen Traktat über Einhörner Berühmtheit erlangt hatte). Über den Leibarzt Kaiser Rudolf II. und der Tiroler Landesfürsten Ferdinand II. und Maximilian des Deutschmeisters, den Roveretaner Battista Ferrari († 1613), gelangten die Lehre Marinis sowie seine hs. Aufzeichnungen 1603 an Guarinonius, der sie auf Ferraris Wunsch bekanntmachen sollte. 1630 machte sich Guarinonius schließlich daran, die im Manuskript Marinis nur skizzenhaft enthaltene Lehre der Welt zu offenbaren und sie ausführlich zu begründen.

Entstehungsgeschichte

Unter Guarinonius' Autographen in der ULBT hat sich ein Entwurf der *Chylosophia* aus den 1630er-Jahren erhalten (Cod. 110,3, Bl. 167^{r}–334^{v}). Diesem Entwurf, der einen Teil des später gedruckten Textes beinhaltet, aber nicht die Grundlage des Druckes war und von diesem v.a. in der Anordnung des Materials abweicht (Neuhauser 2006), sind interessante anonyme Anmerkungen eines geistlichen Zensors vorangestellt, der Guarinonius' allzu scharfe Ausfälle gegen die Geistlichkeit, Obrigkeit und Frauen tadelt und auf deren Bereinigung vor der Drucklegung insistiert. 1640 schickte Guarinonius eine heute leider verschollene Zusammenfassung der ganzen *Chylosophia* zur Begutachtung an Johannes Vesling (1598–1649), den Anatomie- und Chirurgieprofessor der Universität Padua. Veslings positive Antwort ermunterte Guarinonius, sein Werk drucken zu lassen, doch der Streit mit Matthäus Clauß verzögerte die Veröffentlichung wieder um ein paar Jahre. Als 1648 endlich der erste Teil der inzwischen gründlich überarbeiteten *Chylosophia* erschien, bedauerte Guarinonius im Vorwort, dass er wegen der Umstände in diesen kriegerischen Zeiten nicht das ganze Werk auf einmal veröffentlichen konnte. Es ist jedoch nicht sicher, ob die übrigen Teile der *Chylosophia*, mit Ausnahme jener Kapitel aus dem Entwurf, die nicht in den Druck übernommen wurden und vermutlich im zweiten Teil des ersten Bandes Platz gefunden hätten, je vollständig ausformuliert wurden.

wissenschaftlich überholt

Einen Grund dafür, dass Guarinonius davon abließ, weitere Teile zu veröffentlichen (vielleicht auch überhaupt zu schreiben), könnten die damaligen Entwicklungen in der Anatomie sein. Zwar lässt sich Guarinonius' Theorie in den Diskurs jener Zeit nicht mehr klar einordnen, da er sie für den zweiten Band aufsparte und peinlich jede Anspielung vermied, die seine epochale Entdeckung zu früh hätte verraten können. Es ist aber davon auszugehen, dass die 1627 durch Gaspare Aselli (1581–1674) entdeckten Chylusgefäße in seiner Theorie eine Rolle spielten (gerade Aselli wird in dem Brief, mit welchem sich Vesling bei Guarinonius für die Zusendung der Zusammenfassung der *Chylosophia* bedankt, als Zeuge dafür angeführt, dass die traditionelle Lehre irrig sein muss: Vesling, *Observationes anatomicae*, 212–213). Kurze Zeit nach Guarinonius veröffentlichte Jean Pecquet (1622–1674) seine *Experimenta nova anatomica* („Neue anatomische Versuche"; Paris 1651). Ausgehend von Asellis Entdeckungen beschrieb Pecquet den Lymphkreislauf bzw. den Kreislauf des *chylus* und zeigte, dass der *chylus* nicht direkt in die Leber, sondern über den *ductus thoracicus* in den Blutkreislauf gelangt. Dies dürfte die Entdeckung von Guarinonius obsolet gemacht haben, sei es, dass sein bisher unentdeckter Weg des *chylus* in die Leber ebenfalls über Blutgefäße führte, sei es, dass er an einen anderen, durch die Darlegungen Pecquets falsifizierten Weg glaubte. Ein großer Nachteil für Guarinonius bei seiner Auseinandersetzung mit dem *chylus*-Problem war, dass er an ein nicht zuletzt anatomisches Problem nur als praktizierender Arzt und medizinischer Theoretiker, nicht aber als Anatom heranging. Im Unterschied zu Aselli und Pecquet betrieb Guarinonius selbst keine Sektionen und stützte sich offenbar nur auf anatomische Hinweise in Marinis Hs. und Meinungen einiger Ärzte, mit denen er das Problem diskutiert hatte.

platonischer Dialog

Die *Chylosophia*, formal ein Dialog, orientiert sich am platonischen Muster: Es gibt bei dieser Fiktion eines langen Gesprächs im freundlichen Ton keine einleitende Erzählung, die Umstände des Gesprächs erfährt das Lesepublikum nur aus den Äußerungen der Teilnehmer. Diese Umstände und den zeitlichen und örtlichen Rahmen, in dem die Gesprächsfiktion angesiedelt ist, das Setting des Dialogs, beschreibt Guarinonius immer wieder mit viel Aufwand.

Personal

Als Gesprächspersonen kommen mehrere angesehene Fachleute aus Medizin, Philosophie und Theologie vor. Sie werden unter sprechenden Namen eingeführt, wobei bei manchen die wahre Identität explizit angegeben wird: Neben dem unter dem Namen Chylosophus („Nahrungsbreiweiser") auftretenden Guarinonius sind dies der Theologe Theotimus („Gottehrender"), die Ärzte Prochylus („Freund des Nahrungsbreis", Paul Weinhart d.Ä.) und Antichylus („Gegner des Nahrungsbreis", Leonardo Panzoldi) sowie die Philosophieprofessoren Castologus („Keuschheitsredner") und Cosmosophus („Weltweiser"). Die Diskutanten aus den verschiedenen Fachrichtungen ermöglichen es Guarinonius, sein Wissen auf allen

diesen Gebieten in Szene zu setzen, sowohl durch Beleuchten des Problems aus verschiedenen fachlichen Perspektiven als auch durch Einbau diverser Exkurse. Neben diesen Hauptdiskutanten führt Guarinonius auch die *iuventus academica* („studentische Jugend") ein, einige Tiroler Studenten von verschiedenen deutschen und italienischen Universitäten auf Ferienaufenthalt in der Heimat, die das Publikum des Gesprächs darstellen und dieses durch ihre Wissbegierde erst in Gang bringen. Durch Einführung der Jugend als Publikum in die Fiktion kann Guarinonius dem Lesepublikum auch die für Laien bestimmten Erklärungen liefern, die in einem Gespräch unter Fachleuten sonst fehl am Platz wirken würden.

An einem Sommertag treffen sich die Dialogteilnehmer zufällig bei der Loretto-Kirche: Von Hall her kommen Guarinonius und der Theologe Theotimus, von Innsbruck her die anderen. Nach einer spontan gefeierten Messe lässt sich der unwillige Guarinonius überreden, auf die schon lange an ihn herangetragenen Bitten endlich einzugehen und seine großartige neue Lehre, die *chylosophia*, zum Wohl der Allgemeinheit zu erklären, unter der Bedingung, dass dies in geordneten akademischen Bahnen geschieht. Zu diesem Zweck wird im Hof von Guarinonius' Haus eine Akademie mit Theotimus als Rektor eingerichtet, in welcher jeden Vormittag und Nachmittag Vorlesungen stattfinden sollen. Die Regeln für den akademischen Betrieb werden festgelegt und die Rolle des Anhängers der neuen Lehre Prochylus, die des Anhängers der irrigen alten Doktrin Antichylus zugeteilt.

Dialoghandlung

Im Folgenden wechseln dialogische Partien und monologische Vorlesungen, immer aufgelockert durch abwechslungsreiche Übergänge und lebhafte Digressionen. Guarinonius widmet dieser Ausschmückung und Belebung des Textes nicht wenig Aufmerksamkeit. Wenn die Teilnehmer z.B. die Meinung einer Autorität für ihre Argumentation brauchen und diese in einem Buch nachschlagen wollen, muss zuerst jemand ins Haus geschickt werden, um es zu holen. Das Gespräch läuft weiter, bis das Buch gebracht wird und die Argumentation fortgesetzt werden kann. Die Teilnehmer unternehmen auch eine Exkursion, auf der sie als Analogie zu den Verdauungsvorgängen das Funktionieren einer Mühle beobachten können.

Exkurse

Auch inhaltlich bemüht sich Guarinonius um Abwechslung: Die Widerlegung der irrigen alten Lehre von den Verdauungsvorgängen wird immer wieder von einer Vielfalt an Themen unterbrochen: So präsentiert er z.B. aus dem Gebiet der Kosmologie und Astronomie eine Beschreibung eines eigenwilligen geozentrischen Systems, Kritik am Gebrauch der Fernrohre sowie später eine Apologie der guten, modernen Fernrohre und eine chiliastische Berechnung, nach der die Welt nur noch 272 Jahre bestehen werde. Aus dem Gebiet der Medizin wiederum kommen u.a. eine Kritik an teuren und nutzlosen Medikamenten, Anweisungen zur Ernäh-

rung von Kindern oder Erklärungen zur Herkunft und zum therapeutischen Gebrauch von Mumien.

weitere Schriften

Von sechs weiteren medizinischen und diätetischen Schriften aus Guarinonius' Feder sind nur die Titel überliefert. Erhalten sind hingegen panegyrische Reden auf den Trientner Fürstbischof Carlo Gaudenzio Madruzzo und den Brixner Fürstbischof Daniel Zenn (vgl. hier S. 468–473) sowie diverse biographische und hagiographische Schriften (vgl. hier S. 505–506).

Dissertationen

Eine sehr verbreitete Form des medizinischen Schrifttums waren akademische Dissertationen. Es entsprach den Gepflogenheiten des Universitätsbetriebes dieser Zeit, dass die Examenskandidaten die von ihren Professoren vorgegebenen Thesen, über die sie öffentlich zu disputieren gedachten, im Voraus veröffentlichten, entweder in Form einer knappen Aufzählung auf einem Thesenblatt oder etwas ausführlicher in einer Thesenbroschüre bzw. Dissertation. Heute sind zwar größtenteils nur mehr die gedruckten Dissertationen erhalten, häufig aber wurden sie wegen der mit der Drucklegung verbundenen hohen Kosten nur in wenigen Exemplaren hs. verbreitet. Diese Abschlussarbeiten bieten oft eine Synthese großer Teile der an der jeweiligen Hochschule gültigen Lehre und sind insofern als Zeugnis und systematische Darstellung der allgemein verbreiteten medizinischen Ansichten wertvoll. Dies gilt auch für zwei an der Universität Padua verfasste Tiroler Dissertationen.

Gattrer

Christoph Gattrer, der Autor der ersten, wurde in Innichen in den 70er-Jahren des 16. Jhs. geboren. Aus sehr einfachen Verhältnissen stammend, fand er als Knabe in Freiherr Karl von Wolkenstein (1557–1611), dem Vizestatthalter und späteren Präsidenten der oberösterreichischen Regierung, einen einflussreichen Gönner, der ihm den Besuch zuerst des Innsbrucker Jesuitengymnasiums und ab 1593 der Ingolstädter Artistenfakultät ermöglichte. Nach seiner Rückkehr nach Innsbruck vermittelten ihm Wolkenstein und der Tiroler Hofkanzler Friedrich Altstetter († 1625) ein Stipendium des Landesfürsten Maximilian III., durch das es ihm möglich war, in Padua Medizin zu studieren. Nach dem Studium übernahm er zunächst die Stelle des Stadtarztes von Brixen. 1629 trat er als Physicus in den Dienst der Oberösterreichischen Regierung in Innsbruck und übernahm von Paul Weinhart d.Ä. (der sich ab diesem Zeitpunkt ganz seinen Aufgaben als Leibarzt der Landesfürstin Claudia und ihrer Kinder widmete) die Funktion des Kontagionsarztes. Gattrer blieb bis zu seinem Tod 1646 im Regierungsdienst.[3]

3 Über seine Ausbildung berichtet Gattrer selbst in den Widmungsepisteln seines einzigen Werkes. Der von Tovazzi, Nr. 908 angenommene Geburtsort Schwaz wird durch die Angaben in der Matrikel der Ingolstädter Universität zu Innichen korrigiert (Pölnitz 1937–1939, Bd. 1, 1284, Nr. 23). Zu seinem Eintritt in die Dienste der Regierung s. Dienstrevers vom 4. 2. 1629 (TLA, Dienstreverse II, 885).

Theoremata

Am Ende seines Medizinstudiums veröffentlichte Gattrer sein einziges Werk, die Dissertation *Theoremata ex tota ac universa medicina* („Lehrsätze aus der ganzen und gesamten Medizin"; Padua 1606). Das Werk besteht aus drei separat foliierten Büchern. Es beginnt mit einer Widmungsepistel an Gattrers Gönner, Erzherzog Maximilian den Deutschmeister. Es folgen drei Gratulationsgedichte von Freunden (unter ihnen sticht das vom belgischen Arzt Hermann Rasius in griechischen Hendekasyllabi verfasste hervor). Das erste Buch trägt den Titel *Ex tota physiologia* („Aus der gesamten Physiologie") und behandelt in sechs Traktaten in grundlegender Weise verschiedene Themen wie Elemente, Temperamente oder Reproduktion. Die fünf Traktate des zweiten Buches sind den Krankheiten i.A. und deren Diagnose gewidmet (z.B. mittels Harnschau). Dem dritten Buch, *Theoremata de universa medendi ratione* („Lehrsätze über die gesamte Vorgangsweise beim Heilen"), gehen ein eigenes Titelblatt, eine Widmungsepistel an Gattrers Gönner Wolkenstein und Altstetter sowie ein kurzes Gedicht voran. Es befasst sich mit der Heilung i.A. sowie mit den speziellen Verfahren des Aderlasses und der Purgierung. Die Behandlung der Themen schreitet in scholastischer Manier übersichtlich voran und bietet durch eine große Anzahl an Definitionen einen guten Zugang zur medizinischen Begrifflichkeit des frühen 17. Jhs. Besonders auffallend ist der konsequente Verzicht auf Zitate und Belege aus den Schriften medizinischer Autoritäten (außer in den Widmungsepisteln).

Panzoldi

Leonardo Panzoldi (1591–1651; vgl. Perini 1908, 2–4, mit falschem Todesjahr) wurde als Sohn des Roveretaner Stadtarztes Bonifacio Panzoldi in Sacco bei Rovereto geboren. Sein Studium absolvierte er zuerst in Parma, dann in Padua. Obwohl er in Rovereto aufgewachsen war, bezeichnete er sich in seiner Jugend als Brescianer, da seine Familie, eine alte Ärztedynastie, aus Bogliacco am Gardasee im Gebiet von Brescia stammte und er erst 1631, als Dank für die Dienste, die er seiner Vaterstadt während einer Pestepidemie geleistet hatte, das Bürgerrecht von Rovereto feierlich verliehen bekam. Erzherzogin Claudia stellte Panzoldi zuerst als ihren Leibarzt, später auch als Arzt ihrer Söhne an und verlieh ihm den Ratstitel. Auch Kaiser Ferdinand III. schätzte ihn und ernannte ihn zu seinem Kammerarzt. Nach dem Tod der Erzherzogin zog er sich vom Innsbrucker Hof nach Rovereto zurück, wo er den Rest seines Lebens verbrachte.

Promptuarium medicum

Beim Abschluss seines Medizinstudiums in Padua, im Sommer 1618, verfasste Panzoldi sein Werk *Promptuarium medicum sive praxis compendiosa* („Medizinische Vorratskammer oder kurz gefasste Praxis"; BCR, ms. 53.1; vgl. auch Perini 1908, 4 zu einer Abschrift aus dem Jahr 1647). In Unterschied zu den meisten anderen erhaltenen Dissertationen aus dieser Zeit wurde Panzoldis *Promptuarium* nicht gedruckt.

Das Werk beginnt mit einer kurzen methodischen Anmerkung. Panzoldi bietet dem Leser eine Methode zur Bestimmung von Wesen und Ursache der Krankheit, der Symptome und verschiedenen Indikationen, zur Erstellung von Prognosen und zur Therapiewahl. Zuerst bringt er allgemeine Regeln, dann exemplarisch Vorschriften zu Fiebererkrankungen und schließlich zu allen anderen Krankheiten. Nach jedem Schritt demonstriert er die Anwendung der vorgestellten Regeln an konkreten Beispielen (z.B. werden die Regeln, mit deren Hilfe man errät, ob ein Aderlass nötig ist, am Fall eines Drei-Tage-Fiebers mit Durchfall verdeutlicht). Im Anschluss werden zudem vier konkrete Fallbeispiele ausführlicher vorgestellt, an denen die ganze Methode durchexerziert wird.

Methodik

Der Autor versucht gar nicht, alle Gebiete der Medizin systematisch abzudecken (so wird z.B. von den Heilmaßnahmen nur der Aderlass ausführlich behandelt). Das Vorgestellte soll aber genügen, in der Praxis *per analogiam* jedes medizinische Problem in den Griff zu bekommen. Panzoldis Konzentration auf Methodik und Überlegung geht zurück auf den bestimmenden Einfluss seines Lehrers Santorio Santorio, der seit 1611 den Lehrstuhl für theoretische Medizin in Padua innehatte, und seines berühmten Erstlingswerks *Methodi vitandorum errorum omnium, qui in arte medica contingunt, libri quindecim* („Fünfzehn Bücher über die Methode zur Vermeidung aller Fehler, die in der Heilkunst vorkommen"; Venedig 1602). Das *Promptuarium* ist fest in galenischer Tradition verankert, wenn auch Galen und Hippokrates eher selten ausdrücklich zitiert werden.

andere Werke

Panzoldi ließ zwar nie eine Schrift drucken, war aber als Schriftsteller durchaus produktiv. Leider sind seine hs. Werke heute nicht mehr auffindbar. Unter ihnen befand sich z.B. eine pharmakologische Schrift mit dem Titel *Tractatus de medicina pauperum sive de medicamentis facile parabilibus* („Abhandlung über Medizin für die Armen oder über leicht zuzubereitende Medikamente"; vgl. Perini 1908, 4).

Traktate

Der Behandlung medizinischer Einzelfragen pflegten Ärzte kurze Traktate zu widmen, in denen sie ihre Ansichten und ihre Gelehrsamkeit demonstrieren konnten. Mitunter profilierten sich Autoren in solchen Schriften durch scharfe Kritik an Werken ihrer Kollegen und Konkurrenten.

Gislimbertus

Eine interessante Abhandlung dieser Art stammt vom gebürtigen Trientner Joseph Gislimbertus. Über seine Eltern und Jugend lassen sich keine sicheren Aussagen treffen. Aus der Familie ist im Bistum Trient in der ersten Hälfte des 17. Jhs. noch ein weiterer Arzt namens Joseph hervorgegangen, vielleicht der Vater des Schriftstellers (Morizzo 1889, 54). Dieser wurde vermutlich in den späten 20er-Jahren des 17. Jhs. geboren. Sein Lebensweg führte ihn zunächst nach Prag, wo er an der medizinischen Fakultät 1652 das Doktorat erwarb (Kucera/Truc 1968, XXV–XXVI) und Mitglied des angesehenen Ärztekollegiums wurde. Danach begab er sich nach Deutschland, wo ihn einer der wichtigsten katholischen Kirchenmän-

ner jener Zeit, der einer Nebenlinie der Wittelsbacher entstammende Fürstbischof von Osnabrück und Regensburg, Franz Wilhelm von Wartenberg (1593–1661), zu seinem Leibarzt ernannte. In seinen medizinischen Ansichten war Gislimbertus, der sich seiner Erfahrung auf dem Gebiet der Chirurgie rühmte, ein orthodoxer Galeniker. Bei der Veröffentlichung seiner Werke pflegte er stolz auf seine Herkunft zu verweisen und sich auf den Titelblättern als *Tridentinus* zu bezeichnen. Nach dem Tod seines Herrn verlieren sich Gislimbertus' Spuren.

Viperntraktat

Gegen Ende seines Dienstes in Regensburg widmete Gislimbertus dem Brixner Bischof Anton von Crosini die Neuausgabe seines zuerst 1567 im Osnabrück erschienenen *Brevis tractatus, quo pulvis viperinus a quadam contracta calumnia liberatur* („Kurze Abhandlung, durch die das Vipernpulver von einer gewissen ihm anhaftenden Verleumdung befreit wird"; Regensburg 1660). Vipernfleisch und Vipernpulver (pulverisiertes getrocknetes Vipernfleisch) fanden seit der Antike in der Medizin Verwendung. Besonders wichtig waren sie bei der Herstellung des kostbaren, als präventives Gegengift verwendeten Theriaks. Aufgrund der ebenfalls seit der Antike verbreiteten Vorstellung, der Verzehr von Vipernfleisch sei förderlich für ein langes Leben, wurde es im 18. Jh. zum begehrten Mittel zur Bewahrung der weiblichen Schönheit, ja sogar zum Wundermittel, das Verjüngung versprach.

Der erste Teil der Schrift (1–5) versucht die verbreitete Meinung zu widerlegen, nach welcher Vipernfleisch und Vipernpulver Aphrodisiaka seien, um so die moralischen Bedenken, die Patienten bei der Anwendung der wertvollen Heilmittel haben könnten, zu zerstreuen. Seine Behauptungen stützt Gislimbertus einerseits auf das Fehlen der üblichen Charakteristika von Aphrodisiaka bei Vipernfleisch und -pulver, andererseits auf die Wirkung Letzterer bei der Behandlung von Krankheiten, die der von Aphrodisiaka entgegengesetzt sei. Im zweiten Teil (5–21) werden die Eigenschaften der besagten Substanzen im Sinne der galenischen Lehre von den vier Qualitäten untersucht. Entgegen der Meinung der meisten medizinischen Schriftsteller seiner Zeit behauptet Gislimbertus, dass Vipernfleisch von seiner Wirkung her warm und keinesfalls kalt sei. Nach einer Klärung der Begriffe widmet er seine Aufmerksamkeit den wenigen Aristoteles- und Galenstellen, auf welche die falsche Meinung anderer zurückgehe, und zeigt, dass diese auf einer Überinterpretation der Stellen beruhe, die durch den Wortlaut des Textes nicht gedeckt werde. Zahlreiche zeitgenössische und ältere Autoren werden zitiert, um seine Behauptung zu untermauern.

Colombo, Blatterntraktat

Die kurze, nicht gedruckte und nur als Autograph erhaltene Schrift *Opinio ac praxis Columba in variolarum curatione* („Colomb'sche Meinung und Vorgangsweise bei der Heilung von Blattern"; ÖNB, Cod. 1162) steht in Zusammenhang mit dem Tod des Tiroler Landesfürsten Erzherzog Ferdinand Karl. Ihr Autor, Alessandro

Colombo, diente im Lauf seines Lebens als Protomedicus dem Trientner Bischof Kardinal Carlo Emanuele Madruzzo, als Rat und Kammerarzt dem bayerischen Kurfürsten Maximilian I. bzw. seinem Sohn Ferdinand Maria und als Leibarzt dem Tiroler Landesfürsten Ferdinand Karl. Nachdem Ferdinand Karl 1662 in Kaltern an den Blattern gestorben war, machte Leopold I. Colombo zum Leibarzt des kaiserlichen Paares. In seiner Heimatstadt Trient war er ein hochangesehener Bürger, der es fünfmal zur Konsulwürde brachte.[4]

In einer Anrede an den Kaiser wird der Anlass der Schrift erklärt: Um sich für die erwiesene Gnade erkenntlich zu zeigen, will Colombo vor seinem Abgang vom Hof auf Aufforderung des Kaisers seine Vorgangsweise bei der Heilung der Blattern mitteilen, die er auch beim Tod Ferdinand Karls vorgeschlagen hatte, aber nicht hatte anwenden können, da er nicht zugegen gewesen war (Bl. 2^{r}). Nachdem er die Ursachen von Blattern und Masern kurz genannt hat (während der Schwangerschaft infiziert die Unreinheit im Blut der Mutter das Kind, und diese schädliche Materie sucht sich irgendwann den Weg an die Oberfläche, d.h. die Haut) und bekräftigt hat, dass diese bis zu drei Mal im Leben auftreten können (Bl. 2^{r}–3^{r}), widmet sich der Rest der Schrift ausführlich den Heilungsmaßnahmen für einzelne Phasen und Varianten der Krankheit (Bl. 3^{r}–7^{r}). Colombo differenziert die Behandlung auch je nach Alter der Patienten: So empfiehlt er für Kinder unter vier Jahren die Anwendung von Schröpfköpfen, für Kinder unter vierzehn von Blutegeln, für ältere Kranke einen Aderlass. Colombo beruft sich bei der Begründung der Maßnahmen vereinzelt auf Hippokrates und Galen, meistens aber auf seine Erfahrung und die Heilerfolge, die er mit den genannten Maßnahmen erzielt hat. Die vorgeschriebenen Medikamente sind meist pflanzlicher Herkunft. Ausnahmen bilden Eidotter zur Verhinderung von Narben sowie die aus der Hofmedizin nicht wegzudenkenden Mittel Bezoarstein – steinähnliche Gebilde aus den Mägen von Wiederkäuern –, gemahlene Perlen und Edelsteine sowie Goldblättchen.

Sprache und Stil

Colombos Anweisung ist in einem sehr eigenwilligen, die Regeln der Grammatik manchmal schlichtweg ignorierenden Lat. verfasst. Dies verwundert, da seine zweite erhaltene Schrift (*De facultatibus acidularum*; „Über die Wirkung von sauren Bädern") keine solchen Auffälligkeiten zeigt. Da letztere gedruckt vorliegt (Trient 1640), wurde sie vermutlich vor der Drucklegung korrigiert. Während die einleitenden Teile umständlich formuliert sind, ist der Hauptteil des Blatterntraktates klar und leicht nachvollziehbar. Da der primäre Adressat der Schrift der Kaiser war, überraschen die vielen Abkürzungen in den Rezepten auf den ersten Blick. Es ist

4 Seine ärztliche Karriere ist nach den Angaben rekonstruiert, welche Colombo selbst in seiner Schrift liefert. Näheres zu seinen Konsulaten bei Morizzo 1889, 56.

jedoch bekannt, dass Leopolds Interessen breit gefächert und gerade im naturwissenschaftlichen Bereich stark entwickelt waren, sodass er mit den Angaben sicher etwas anfangen konnte. Vermutlich verwendete Colombo die Abkürzungen aber auch mit Blick auf andere Ärzte des Kaisers, die wohl das eigentliche Publikum seiner Schrift waren und seine Methode bei der Behandlung der Nachkommenschaft des Kaiserpaares übernehmen sollten.

ärztliche Gebrauchsliteratur

Zur ärztlichen Gebrauchsliteratur gehören Aufzeichnungen von Krankengeschichten und Behandlungsvorschlägen. Sie wurden v.a. für den eigenen praktischen Bedarf verfasst, sowohl volkssprachlich als auch lat., wurden aber oft auch an Kollegen verschickt, wenn eine interessante Krankheit behandelt oder eine neue Therapie ausprobiert wurde. Leider haben sich solche Werke nur selten erhalten. Von den Sammlungen derartiger Aufzeichnungen, die wohl viele Ärzte angelegt haben, sind aus Tirol einige nur mehr aus zweiter Hand bekannt. Unter den heute verschollenen Werken finden sich etwa die vier Foliobände von Hippolytus Guarinonius' *Consilia medica ad personas illustres data cum variis morborum curis* („Medizinische Ratschläge, erteilt an hochstehende Personen, mit verschiedenen Behandlungen der Krankheiten"; s. Kemter, *Vita Guarinonii* [hier S. 779], 7) und das medizinische Tagebuch des Trientner Arztes Nicolaus Bevilacqua aus den Jahren 1662–1667, eine sechshundertseitige Foliohandschrift, in welcher er in einem rohen Lat. Tag für Tag seine Visiten und die den Patienten vorgeschriebenen Heilmittel verzeichnete (Tovazzi, Nr. 911; Morizzo 1889, 62). Mitunter konnten derartige Schriften jedoch auch einen hochoffiziellen Charakter bekommen (was entscheidend dafür war, dass sie sich in den Archiven erhalten haben): So war es für den Kaiser von höchster Bedeutung, rechtzeitig über den Gesundheitszustand der Mitglieder des österreichischen Erzhauses informiert zu sein, und daher wurden ihm im Falle ihrer Erkrankung oft Berichte und Prognosen zugesandt.

Krankengeschichte Erzherzog Leopolds

In einer aus der Ambraser Bibliothek stammenden Hs. (ÖNB, Cod. 1156) ist als zeitgenössische Abschrift eine Dokumentation der Erkrankung Erzherzog Leopolds erhalten, welche diesen im Herbst des Jahres 1622 während eines Aufenthalts in den Vorlanden befallen hatte. Die ausführliche *Historia morbi* („Krankengeschichte"; Bl. 1^{r}–11^{r}) dokumentiert Tag für Tag den Verlauf der Krankheit, alle Symptome und die angewandten oder – weil sich Leopold weigerte, dem ärztlichen Rat zu folgen – nicht angewandten Therapien, z.T. auch Überlegungen der Ärzte zur Auswahl von Medikamenten. Das Werk ist in schlichtem und sachlichem Ton gehalten. Als Verfasser der *Historia morbi* werden vier den Erzherzog behandelnde Ärzte genannt: Den Anfang machte Johannes Remus Quietanus. Dieser hatte zuvor schon Erzherzog Maximilian III. als Leibarzt gedient. Quietanus war, wie viele in fürstlichen Diensten stehende Ärzte seiner Zeit, Anhänger eines gemäßigten, mit der Lehre Galens in Einklang gebrachten Paracelsismus. So finden sich unter

den Autoritäten, auf die er sich bei seinem Therapievorschlag (s.u.) beruft, Galen und sein heftigster Kritiker Paracelsus nebeneinander. Nach und nach wurden zur Behandlung weitere Ärzte hinzugezogen: der angesehene Freiburger Medizinprofessor Johannes Caspar Helbling, der Freiburger Stadtarzt und spätere Nachfolger Quietanus' als Leibarzt Leopolds, Johann Jacob Metz, und der Physicus der Vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim, Johannes Schaller. Auch der Schweizer Arzt und Alchemist Johann Friedrich Eggs, ehemaliger Leibmedicus Erzherzog Ferdinands II. und Rat Leopolds, beteiligte sich an der Behandlung und lieferte Medikamente, v.a. eine vom Erzherzog sehr geschätzte Opiumtinktur (Laudanum), schrieb aber an der Krankengeschichte nicht mit.

Prognosticon, Consilia

Die *Historia morbi* wird ergänzt durch ein *Prognosticon* („Vorhersage des Krankheitsverlaufs") aus der Frühphase der Krankheit (Bl. 11^{v}), das Quietanus an die Brüder Leopolds, Kaiser Ferdinand II. und Erzherzog Karl, richtet, durch ein weiteres, später verfasstes und ebenfalls an den Kaiser gerichtetes *Prognosticon* (Bl. 12^{rv}), unterschrieben von Quietanus, Helbling, Metz und Schaller, sowie durch ein von Quietanus entworfenes *Consilium* („Behandlungsvorschlag"; Bl. 13^{r}–15^{v}), das sich an Leopold selbst wendet. Ein weiteres, im Text erwähntes *Consilium* von Johann Jacob Metz wurde nicht in die Abschrift aufgenommen. Da diese Ergänzungen argumentierende, primär an hochgestellte Persönlichkeiten gerichtete Texte sind, unterscheiden sie sich in ihrem Stil wesentlich von der rein deskriptiven Krankengeschichte. Die beiden Vorhersagen beginnen mit der Feststellung, dass eine sichere Prognose bei akuten Krankheiten besonders schwierig ist, und belegen dies mit Zitaten aus Hippokrates und Galen.

medizinische Vielfalt

Die Dokumentation zeigt die volle Breite an Heilmaßnahmen, die hochstehenden Personen zu dieser Zeit zur Verfügung standen. Die verabreichten Medikamente reichen von *simplicia* und traditionellen pflanzlichen oder mineralischen Pharmazeutika (wie Nelkenpulver, Mastixöl oder Laudanum) über chemiatrische Präparate (wie Weinsteinkristalle oder Kupfervitriol) bis zu exklusiven Heilmitteln (wie gemahlenen Korallen und Perlen, Theriak, Lebenselixieren usw.). Besonders beliebt waren die seit dem Mittelalter gebräuchlichen Bezoarsteine und *aurum potabile* („trinkbares Gold"), ein alchemistisches Elixier, das als Allheilmittel galt. Dazu kamen Klistiere, Aderlässe, Purgative und Brechmittel. Diese Vielfalt wird durch Mittel aus der Sphäre der Frömmigkeit, wie z.B. das Wasser des Hl. Landelinus oder die Berührung mit dem Kopf des Hl. Valentin, ergänzt. Den Rat seiner Ärzte ignorierend griff Leopold, der an medizinisch-alchemistischen Fragen sehr interessiert war, öfters selbst in die Therapie ein. So verweigerte er z.B. die Applikation von Blutegeln oder ließ sich statt der vorgeschlagenen Medikamente *aurum potabile* geben, aus der Überzeugung heraus, dass Angehörige des Erzhauses daran gewöhnt seien und es ihnen besonders gut tue.

Weinhart, Obduktionsbericht

Über den Tod des letzten Erzherzogs der Tiroler Habsburgerlinie, Sigmund Franz, wurde von seinem Kammerarzt, dem späteren Physicus der oberösterreichischen Wesen Kaspar Weinhart (1624–1692; vgl. Hye 1970, 9; Oberrauch 2006) ein kurzer Bericht verfasst. Er trägt den Titel *Relatio historica anatomica fatalis morbi, quo Sigismundus Franciscus Archidux Austriae et Comes Tyrolis die 25. Iunii anno 1665 est extinctus* („Historisch-anatomischer Bericht über die tödliche Krankheit, an der Sigmund Franz, Erzherzog von Österreich und Graf von Tirol, am 25. Juni 1665 starb"; TLMF, Dip. 882/2, Bl. 3^{r}–4^{r}).

Im ersten Teil befasst sich Weinhart mit der Konstitution und dem Gesundheitszustand des Erzherzogs. Zur Sprache kommen dessen schlechte Gewohnheit, eisgekühlten Wein zu trinken, sowie eine alte Kopfverletzung, die er sich 1649 durch einen unabsichtlich ausgelösten Gewehrschuss zugezogen hatte. Im zweiten Teil werden der Verlauf der kurzen Krankheit und die erfolglosen medizinischen Maßnahmen (u.a. die Anwendung von Herzmitteln aus Bezoarstein und gemahlenen Edelsteinen) vom Auftreten der ersten Symptome bis zum Tod beschrieben. Den Schluss bildet ein Bericht über die Obduktion, bei welcher Schäden am Herzen und am Gehirn festgestellt wurden.

Obduktion

Bei den Habsburgern und vielen anderen Herrscherhäusern diente eine Obduktion nicht in erster Linie der Feststellung der Todesursache. Vielmehr gewannen die fürstlichen Leibärzte Einblick in den inneren Zustand des Verstorbenen bei der Erfüllung ihrer Pflicht, die Leiche des Potentaten zu mumifizieren bzw. zu konservieren. Dies war schon wegen der ausgedehnten Trauer- und Begräbnisfeierlichkeiten notwendig, bei denen der Verstorbene im offenen Sarg aufgebahrt lag (Sigmund Franz wurde z.B. erst am 18. September, fast drei Monate nach seinem Tod, begraben). Auch wegen der bei den Habsburgern üblichen Mehrfachbestattung (Körper, Herz und Innereien wurden voneinander getrennt und oft an verschiedenen Orten bestattet; s. Hawlik/van de Water 1989) mussten die Leichname geöffnet werden.

Briefe

Von den Innsbrucker Hofärzten im Dienste Erzherzog Leopolds V., Matthäus Clauß (s.o.) und Paul Weinhart d.Ä. (1570–1648; s. Hye 1970, 34–62), haben sich mehrere kurze Briefe erhalten, davon 13 lat. aus dem Jahr 1629, in denen sie dem Erzherzog über den Gesundheitszustand und das allgemeine Befinden seiner Kinder berichten (TLA, AL I/228 und KS II/742).

Christine Lehne

Rechtswissenschaft

Einleitung

Während des 17. Jhs. schritt die Kodifikation vieler Rechtsbereiche immer weiter fort (Baltl/Kocher 2004, 152–155). Gleichzeitig bot die Verwaltung, wie noch genauer auszuführen sein wird, immer mehr Rechtsgelehrten Auskommen und Aufstiegsmöglichkeiten. Beides führte zur Entstehung eines immer umfangreicheren rechtspragmatischen Schrifttums: Statuten, Prozessakten, Schriftsätze und Konsilien sind uns aus der vorliegenden Epoche in beträchtlicher Zahl erhalten. Juristisches Schrifttum, das über den konkreten Anlassfall hinausgeht und sich zumindest im weiteren Sinne als wissenschaftlich bezeichnen lässt, kommt dagegen zwar ebenfalls vor, nimmt sich aber quantitativ noch bescheiden aus. In geographischer Hinsicht verlagerte sich der Schwerpunkt ein wenig nach Norden. War in den Jahrhunderten zuvor Trient das wichtigste Zentrum gewesen, so finden sich jetzt in zunehmendem Maße auch Schriften aus Brixen und Nordtirol.

Gliederung

Im Folgenden wird auf das schon in den vorhergehenden Epochen zur Sprache gekommene pragmatische Schrifttum nicht mehr näher eingegangen. Stattdessen werden zunächst zwei kirchenrechtliche Schriften zum Thema Beichte sowie eine dritte behandelt, die sich der damit verwandten Ablassthematik annimmt. Danach folgen die Arbeiten zum weltlichen Recht, welche die beiden Tiroler Kanzler Wilhelm Biener und Johann Paul Hocher hinterlassen haben.

Beichtliteratur

Eine weit verbreitete kirchenrechtliche Gattung bildeten Werke zur Beichtjurisprudenz. Die Beichtliteratur prägte durch ihre Definition der einzelnen Delikte und ihrer Wertigkeit die rechtlichen Vorstellungen der Gesellschaft und half mit, die jeweiligen Straftatbestände auszubilden (vgl. Stintzing 1867, 489–493). Innerhalb ihrer kann man zwischen Beichtsummen – kasuistischen Handbüchern für angehende Beichtväter, die juristische Grundkenntnisse voraussetzten und stark von der Moraltheologie beeinflusst waren – und *confessionalia* unterscheiden, die einen geringeren juristischen Gehalt hatten, sich am Ablauf der Beichte orientierten und die einzelnen *causae* weniger eindringend behandelten (Bergfeld 1977, 999–1015; Grosse 1994, 175–176); allerdings lassen sich diese beiden Unterarten nicht immer leicht voneinander abgrenzen. Bei den im Folgenden angeführten Werken handelt es sich eher um *confessionalia*.

Bliemel, *Casus reservati*

Denjenigen schwerwiegenden Sünden, von denen man nur durch einen hochrangigen Geistlichen losgesprochen werden konnte, widmete Wilhelm Bliemel eine Abhandlung mit dem Titel *Casus reservati summo pontifici*, *episcopis*, *praecipue Brixi-*

nensi et Tridentino, *aliisque regularium praelatis* („Fälle, die dem Papst, den Bischöfen, speziell denen von Brixen und Trient, und den Prälaten vorbehalten sind"). Die Schrift wurde 1649 in der Hauslehranstalt des Klosters Wilten von Augustin Holzer und Ambrosius Schrott verteidigt und mit einer Widmung an den Brixner Bischof Anton von Crosini in Innsbruck gedruckt. Bliemel, den wir bereits als Geschichtsschreiber und Philosophen kennengelernt haben (vgl. hier S. 496–497 und 552–554), wurde in Brixen geboren und studierte Theologie und Kirchenrecht in Wilten, Salzburg und Dillingen. 1644 wurde er Professor in Wilten und lehrte hier bis zu seinem Tod 1658 (Tovazzi, Nr. 830). Mit dem Thema Beichte hatte er sich schon als Respondent in Dillingen befasst, als er dort 1643 Heinrich Wagnerecks *Iurisdictio confessarii* („Rechtssprechung des Beichtvaters") defendierte.

Die gut gegliederte Darstellung beginnt mit einem Kapitel über die Gerichtsbarkeit für die Beichte i.A. (1–16) und die *casus reservati* im Besonderen (16–43). Da es sich hierbei, wie erwähnt, um schwere Sünden handelte, konnte die Absolution nur in Todesgefahr oder von kirchlichen Würdenträgern wie Bischöfen und Äbten, die auch Hoheitsgewalt (*iurisdictio*) hatten, gewährt werden (16–29). Bereits für die Abnahme der Beichte war, außer in Todesgefahr, die bischöfliche Approbation *(approbatio pro cura)* zwingend vorgesehen; es existierten allerdings Sonderregeln für einzelne Orden, und die Befugnisse konnten mitunter delegiert werden (29–36). Die abgeleistete Buße wurde zwar bei weltlichen Gerichten nicht berücksichtigt, bei kirchlichen jedoch sehr wohl (36–43).[1] Im Anschluss hieran geht Bliemel als Erstes näher auf die Untergruppe der *casus papales* ein, Delikte, die als so schwer gewertet wurden, dass einen nur der Papst davon freisprechen konnte (44–64). Diese werden anhand der Rechtsgrundlagen, nämlich der gegen alle Arten von Ketzerei gerichteten Bannbulle *In coena Domini*, des *ius commune* und der Dekretalensammlung des sogenannten *Liber extra*, einzeln erörtert. Vermutlich aus praktischen Gründen wird neben den 20 genannten Delikten selbst (u.a. Häresie, Piraterie, Verstoß gegen die kirchliche Gerichtsbarkeit; 44–55) auch die Delegation der Gerichtsbarkeit an die Bischöfe besprochen. Diese war zulässig, wenn das Delikt versteckt, d.h. weder allgemein bekannt noch aktenkundig, und der Papst nicht erreichbar war (55–64). Noch ausführlicher als die *casus papales* behandelt Bliemel danach die zwölf Delikte, die der Gerichtsbarkeit der Bischöfe vorbehalten waren (64–116), und die *casus praelatis reservati* (116–151; „Äbten vorbehaltene Fälle").

1 Der Kirche kam seit dem Mittelalter das *privilegium fori* („Privileg des Gerichtsstandes") zu, d.h. sie hatte eigene Gerichte für die Geistlichen. Zusätzlich beanspruchte sie auch die Gerichtsbarkeit über *causae spirituales* („geistliche Angelegenheiten") wie z.B. Ehestreitigkeiten, Wucher und Glaubensdelikte (Baltl/Kocher 1997, 99–100, 106–107).

Fallbeispiel

Bliemels Vorgehen soll beispielhaft anhand des Deliktes der Abtreibung, eines *casus episcopo reservatus* („dem Bischof vorbehaltener Fall") illustriert werden (77–79, in Auszügen). Am Anfang steht eine Definition des Vergehens:

> *Procurare aborsum est ex proposito seu studio mediate vel immediate aliquid agere, ut foetus humanus iam animatus praemature eiciatur ex utero matris.*
>
> Eine Abtreibung vornehmen heißt aus Vorsatz oder mit bewusster Anstrengung mittelbar oder unmittelbar etwas tun, damit der schon beseelte menschliche Fötus vorzeitig aus dem Leib der Mutter ausgeschieden wird.

In der Folge werden die Voraussetzungen dafür aufgezählt, dass der Tatbestand auch wirklich gegeben ist:

> *Ad hoc autem, ut hic casus in sua specie perfectus et consummatus dici possit, requiritur 1. ut foetus sit animatus anima rationali* […]. *2. ad substantiam huius casus requiritur, ut caussa expellens foetum in hunc et non alium finem applicetur* […].
>
> Damit dieser Fall in seiner Art vollständig und vollendet genannt werden kann, ist es jedoch nötig, dass erstens der Fötus mit einer vernünftigen Seele beseelt ist […]. Zweitens ist es für den Sachverhalt dieses Falles nötig, dass die Ursache, welche den Fötus austreibt, zu diesem und keinem anderen Zweck angewandt wird […].

Nach einer Auflistung von Ausnahmen wird schließlich im Detail aufgezählt, auf welche Weisen man sich der Abtreibung schuldig machen kann:

> *Incurrunt 1. omnes illi, qui vel quae potionibus, venaesectionibus, medicamentis, percussionibus, saltationibus, magnis laboribus* […] *utuntur* […]. *2. Eodem casu constringuntur, qui auxilium vel consilium ad procurationem aborsus praebent.*
>
> Schuldig machen sich erstens alle Männer und Frauen, die Tränke, Aderlässe, Heilmittel, Schläge, Sprünge, große Anstrengungen […] benutzen. […] Zweitens fallen unter denselben Tatbestand alle, die zur Vornahme der Abtreibung Hilfe leisten oder Rat erteilen.

Crosini, *Euthynon*

Anton von Crosini, dem Bliemel sein Werk dedizierte, wurde 1581 in Trient geboren und erwarb in Bologna das Doktorat sowohl der Rechtswissenschaften als auch der Theologie. Noch während seiner Studienzeit wurde er Domherr in Brixen. 1619 wurde er zum Generalvikar, 1624 zum Weihbischof und 1648 zum Bischof von Brixen ernannt. Das Bischofsamt hatte er bis zu seinem Tod im Jahr 1663 inne (Tovazzi,

Nr. 804; Gelmi 1984, 163–166). Dass er für die *Casus reservati* der richtige Adressat war, erhellt daraus, dass er mit dem *Euthynon seu synoptica instructio omnibus animarum curam habentibus in praxi utilissima* („Richtlinie oder zusammenfassende Anleitung, die allen Seelsorgern in der Praxis höchst nützlich ist") selbst einen Leitfaden der Beichtpraxis vorlegte (vgl. Abb. 93). Allerdings erschien dieser erst längere Zeit nach seinem Tod: Ein Georg Stier gab ihn 1679 mit einer Widmung an Crosinis zweiten Nachfolger Paulinus Mayr in Brixen heraus.

Abb. 93: Frontispiz des *Euthynon* des Brixner Bischofs Anton von Crosini, Brixen 1679.

Der *Euthynon*, der von einer längeren unpaginierten Vorrede Stiers und einer Vorbemerkung Crosinis (3–4) eingeleitet wird, ist durch Zwischenüberschriften recht kleinteilig und nicht immer einleuchtend strukturiert. Er beginnt mit einem Abschnitt, der grob dem Ablauf der Beichte folgt: Behandelt werden die nötigen Vorbereitungen, die Beichte selbst und die Bedingungen für die Absolution (5–22). Ein zweiter Block behandelt nach verschiedenen Gliederungsschemata die Gattungen der Sünden: *casus reservati* und andere, Sünden in Gedanken, Worten und Werken, Hochmut, Zorn und Neid, unterlassene Hilfeleistung (22–52). Es folgt ein unsystematischer Abschnitt, in dem es um weitere Aspekte der Beichte wie Beichtgeheimnis, Wiedergutmachung und Instruktion des ungebildeten Beichtlings, aber auch um anderes, z.B. um Simonie oder Ehehindernisse, geht (52–71). Danach werden *casus papales* und andere *casus reservati* aufgezählt (71–74) und Absolutionsformeln angeführt (74–77). Als Anhang druckt Stier eine Reihe von Beichtproblemen zu *casus reservati* samt Lösungen ab, die auf eine Neustifter Disputation des Jahres 1672 zurückgehen (77–97).

Ablass, Jubeljahr

In inhaltlichem Zusammenhang mit der Beichte steht in der katholischen Kirche der Ablass, d.h. der Nachlass zeitlicher Strafen für Sünden, für die man durch die Beichte bereits grundsätzliche Vergebung erlangt hat. Besondere Aufmerksamkeit galt diesem Thema damals im Zusammenhang mit den sogenannten Jubeljahren, die regelmäßig alle 25 Jahre, darüber hinaus aber auch zu außerordentlichen Anläs-

sen gefeiert wurden und an denen allen Gläubigen, die bestimmte Voraussetzungen erfüllten, ein vollkommener Ablass gewährt wurde. Zu diesen Anlässen erschienen jeweils zahlreiche volkssprachliche wie lat., populäre wie gelehrte Schriften.

Georges Gobat

Zu denjenigen Autoren, die sich aus kanonistischer Perspektive am intensivsten mit dem Thema auseinandersetzten, gehört Georges Gobat SJ (BS 3, 1505–1512; CE 6, 607; BBKL 20, 1556). Gobat wurde 1600 im französischen Charmoille im heutigen Departement Doubs geboren. Er trat 1618 in die Gesellschaft Jesu ein und war in der Folge als Professor der Theologie bzw. Rektor in Fribourg (1631–1641, 1654–1656), Hall i.T. (1641–1644, 1647–1651),[2] München (1644–1647), Regensburg (1651–1654) und schließlich Konstanz (1656–1660) tätig, wo er 1679 verstarb. Einen Namen machte er sich in erster Linie als profilierter Vertreter des Probabilismus (vgl. hier S. 810); seine Werke wurden noch zu Beginn des 18. Jhs. nachgedruckt und hitzig diskutiert. Im Zusammenhang mit dem Jubeljahr 1650 publizierte er in Innsbruck 1649 und 1650 auch zwei umfangreiche Werke zu diesem Thema: den *Sensus et consensus doctorum de iubileo duplici* („Ansicht und Einverständnis der Kirchenlehrer über die beiden Arten von Jubeljahren") und den *Thesaurus ecclesiasticus indulgentiarum* („Kirchlicher Ablassschatz"). Im Folgenden sei das erste dieser Bücher kurz vorgestellt.

Der *Sensus et consensus* beginnt nach Titelblatt und Approbation kaum zufällig mit einer Widmung an den Mann, den wir bereits als Adressaten und Autor von Beichtspiegeln kennengelernt haben: Bischof Anton von Crosini. Es folgen ein Vorwort an den Leser, in dem Gobat u.a. auf seine gründliche historische Arbeitsweise und auf Aspekte verweist, in denen er über seine Vorgänger hinausgekommen ist, sowie ein Literaturverzeichnis. Danach werden als grundlegende Quellentexte die drei Bullen *Appropinquat*, *Cum nos nuper* und *Inter plurimas* von Innozenz X. abgedruckt, die sich auf das Jubeljahr 1650 beziehen. Der Hauptteil (S. 1–331) diskutiert dann in 47 Kapiteln 121 Fragen zum Thema. Ein Inhaltsverzeichnis und *Errata* machen den Schluss.

Sensus et consensus: Gelehrsamkeit

Wie die Inhaltsübersicht schon andeutet, handelt es sich um ein gelehrtes Werk, das sich über weite Strecken ausgesprochen technisch liest. Gobat hat sich bemüht, alle erreichbaren älteren Arbeiten zum Thema zu berücksichtigen, und entwickelt seine Ansichten stets in Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur. Seine wichtigsten Bezugstexte sind jedoch die drei eingangs abgedruckten Bullen. Obwohl Gobat mitunter über das dort Erwähnte hinausgeht, liest sich seine Darstellung streckenweise wie ein Kommentar zu diesen päpstlichen Schreiben. So versteht er sie auch selbst, wenn er auf der zweiten Seite des Widmungsbriefes erklärt:

2 Die CE spricht von „Halle", doch das Widmungsschreiben des gleich zu besprechenden Werkes nennt als Abfassungsort eindeutig Hall i.T.

At huius thesauri quae utilitas, nisi in lucem protrahatur, summorum, inquam Praesulum obscuriora de Iubilei natura et adiunctis oracula explicationis lumine illustrentur?

Aber welchen Nutzen hat dieser Schatz [d.h. der im Jubeljahr gewährte Ablass], wenn er nicht ans Licht gezogen wird, d.h. die allzudunklen Orakel der Päpste über Natur und Attribute des Jubeljahrs durch den Schein der Erklärung erhellt werden?

Bei der Interpretation der Bullen erweist sich Gobat als präziser und scharfsinniger Exeget. Darüber hinaus verfügt er auch über ein klares historisches Verständnis seines Gegenstandes und begreift das Jubeljahr als ein Phänomen, das geschichtlicher Veränderung unterliegt. Bereits im dritten Paragraph des Vorworts an den Leser erklärt er, der Dissens unter den Gelehrten, die sich zum Thema geäußert hätten, rühre zu einem guten Teil daher, dass sich die einen auf ältere, die anderen auf jüngere Bullen bezögen, ohne dies klarzumachen. Deshalb habe er, Gobat, versucht, alle einschlägigen Bullen einzusehen. In dem juristischen Adagium *Distingue tempora et concordabis iura* („Halte die Zeiten auseinander, und du wirst die Rechtsverhältnisse in Übereinstimmung bringen") fasst er seine Position zusammen.

praktischer Nutzen

Trotz seines gelehrten Charakters will der *Sensus* aber kein rein wissenschaftliches Werk sein, sondern auch praktischen Nutzen bieten. Dies zeigt schon die Rede von der *utilitas* im angeführten Zitat, und das Titelblatt präzisiert, das Buch sei *in gratiam praecipue dominorum parochorum et confessariorum* („als Hilfestellung insbesondere für die Herren Pfarrer und Beichtväter") verfasst: Man kann sich gut vorstellen, wie schwierig es für diese Geistlichen war, die zahlreichen Anfragen kompetent zu beantworten, die ihre von der Chance, einen Aufenthalt im Fegefeuer zu vermeiden, begeisterten Schützlinge an sie richteten. Die menschenfreundliche Grundhaltung, die in dieser Zweckbestimmung zum Ausdruck zu kommen scheint und die gut zu Gobats Ruf als toleranter Probabilist passt, findet sich in der Behandlung vieler Einzelfragen wieder, so etwa, wenn abschließend (*quaestio CXXI*, S. 331) die gegenwärtige Häufigkeit der Jubeljahre und Generalablässe ausdrücklich begrüßt und gegen Kritiker verteidigt wird.

quaestio LXI

Ein Überblick über die zahlreichen, vielfach ungemein komplexen Einzelfragen muss hier unterbleiben. Stattdessen sei Gobats Darstellungsweise an einem vergleichsweise simplen Problem exemplifiziert, das in der *quaestio LXI* (S. 159–160) behandelt wird. Zunächst wird die Frage dargelegt: Der Papst hat als Voraussetzung für das Erlangen des Ablasses ein 40-Stunden-Gebet genannt, in den hiesigen Jesuitenkonventen ist man aber gewohnt, bei solchen Gelegenheiten 60 Stunden zu beten: Wird ein so Betender nach den ersten 40 Stunden des Ablasses würdig? Dann benennt Gobat die *ratio dubitandi* („Grund zu zweifeln"): Wer nach 40 Stunden weiterbetet, verrichtet eben strenggenommen kein 40-Stunden-Gebet. Seine

responsio („Antwort") hierauf führt gegen diese Sicht der Dinge zwei Argumente ins Feld: Erstens impliziert der juristische Grundsatz *Plus semper in se continet quod est minus* („Das Mehr enthält in sich immer das Weniger"), dass der, der 60 Stunden betet, auch 40 Stunden betet. Zweitens ist bei jeder Verordnung primär auf die *intentio disponentis* („Absicht dessen, der sie erlässt") zu achten; der Papst wollte aber gewiss nicht die Betzeit auf 40 Stunden beschränken, sondern diese Zahl als Mindestwert verstanden wissen. Abschließend merkt Gobat an, er habe dieses Problem aus gegebenem Anlass behandelt und selbständig gelöst: *Atque in hunc sensum respondi meam ista de re sententiam rogatus.* („Und in diesem Sinne antwortete ich, als man mich um meine Meinung in dieser Sache fragte.")

Juristen bei Hof

Wie bereits angedeutet, hatte im Tirol dieser Zeit schon seit längerem der Aufstieg der Juristen zur Macht und die Bildung eines Beamtenadels eingesetzt. Die bessere Erreichbarkeit der Universitäten, das höhere Ansehen der Bildung und die Professionalisierung der Verwaltung hatten dazu geführt, dass die weltlichen und geistlichen Machthaber sich ihre Berater nun weniger nach deren Stand als vielmehr nach ihren beruflichen Qualifikationen aussuchten. Insbesondere die Verwaltungsreform von Kaiser Maximilian II. hatte immer mehr Juristen in den Dienst der Regierung treten lassen; diese genossen in ihren Ämtern außerdem zunehmenden Handlungsspielraum. Auch die meisten Kanzler Tirols waren geschulte Juristen. Zwei von ihnen, von denen sich auch juristische Schriften erhalten haben, sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Biener

Der berühmteste Kanzler Tirols überhaupt war der aus Oberschwaben stammende Wilhelm Biener (vor 1590–1651). Als kompetent und unbestechlich, aber auch als undiplomatisch und streitbar bekannt, stieg er unter Claudia de' Medici schnell zu hohen Ehren auf. Als ihr Sohn Ferdinand Karl an die Macht kam, begann Bieners Einfluss nachzulassen. Von seinen Beratern, darunter Isaak von Volmar, dem Erzfeind Bieners, wurde Ferdinand Karl dazu gedrängt, einen Prozess gegen den Kanzler zu initiieren, der mit dessen Verurteilung und Hinrichtung endete. Dieses oft als „Justizmord" bezeichnete Verfahren hat zu zahlreichen literarischen Bearbeitungen Anlass gegeben (Hirn 1898; BBKL 32, 83–92).

Deductiones

Bieners Verteidigungsschriften im Prozess gegen ihn wurden später von Andreas di Pauli zu einer zusammenhängenden Darstellung verarbeitet (vgl. hier S. 1058–1060). Im vorliegenden Zusammenhang ist eine Schrift zu nennen, die sich der Gattung der *deductiones* („Schlussfolgerungen") zuordnen lässt, gutachtenähnlichen Äußerungen, die im Auftrag eines Landesherren in einem die Regierung betreffenden Rechtsstreit verfasst wurden (vgl. Gehrke 1974, 6–7). Es handelt sich um eine im TLMF unter der Signatur W 931 erhaltene Hs. mit dem Titel *Deductiones historico-legales concernentes nexum episcopatuum Tridentini et Brixinensis cum provincia Tyrolensi et ius Augustae domui competens collectandi terras his episcopatibus subiectas*

(„Juristisch-historische Schlussfolgerungen betreffs der Verbindung der Bistümer Trient und Brixen mit dem Land Tirol und des dem Kaiserhaus zukommenden Rechts, in den diesen Bistümern untertanen Gebieten Abgaben einzuheben"). Das 95 Seiten umfassende Dokument dürfte im Zusammenhang mit dem sogenannten Steuerstreit entstanden sein, der sich in den 1630er-Jahren zwischen Claudia de' Medici und den Hochstiften Trient und Brixen entspann, weil die Landesfürstin Geld brauchte, um sich militärisch gegen die Bedrohungen des Dreißigjährigen Krieges zu wappnen (Riedmann 2001, 120–121). Es demonstriert beispielhaft Bieners energisches Eintreten für die Stärkung der landesfürstlichen Macht.

> Konkret stellt und beantwortet Biener zwei Fragen: 1. Können die Bischöfe von Trient und Brixen auch abgesehen vom Fall der Landesverteidigung zur Zahlung von Abgaben an den Landesfürsten verpflichtet werden? 2. Kann ein niederer Kleriker dazu verpflichtet werden, im Fall der Landesverteidigung eine größere Summe zu zahlen als sein Vorgänger? Die erste Frage wird mit der Begründung bejaht, die Bischöfe von Trient und Brixen hätten schon bei etlichen Gelegenheiten Abgaben an den Landesherrn gezahlt, ohne dass es sich um einen Fall von Landesverteidigung gehandelt hätte. Sie schuldeten dem Landesfürsten eine Gegenleistung für dessen Schutz- und Treuepflichten, und dies beziehe sich auch auf jene Gebiete, die ihrer direkten Gerichtsbarkeit unterstünden. Die Übertragung von Regalien, zu denen auch die Steuereinnahmen gehörten, sei erlaubt und üblich, weshalb die Bischöfe nicht behaupten könnten, immun zu sein oder über der Grafschaft Tirol zu stehen. Dass auch die zweite Frage zu bejahen ist, ergibt sich aus diesen Ausführungen dann praktisch von selbst: Da der Landesherr das Recht hat, vom Klerus Steuern einzuheben, hat er auch das Recht, diese Steuern, falls nötig, zu erhöhen.

Hocher

Da Johann Paul Hocher (1616–1683; vgl. Farbtafel 15) sich sehr für die Gründung der Universität Innsbruck eingesetzt hat, in deren Zeichen die folgende Epoche stehen wird, kann eine Diskussion der juristischen Literatur Tirols bis 1669 passend mit seiner Person schließen. Der aus Freiburg i.B. stammende Hocher flüchtete 1635 vor den vorrückenden Schweden nach Tirol, wo er zuerst als Advokat in Bozen arbeitete. 1652 wurde er Regierungsrat, 1655 Vizekanzler Erzherzog Ferdinand Karls, 1660 Hofrat und Hofkanzler des Brixner Bischofs, 1662 Kanzler der Tiroler Regierung. 1665 ging er nach Wien, wo er zuerst als Hofvizekanzler, dann als Hofkanzler bis zu seinem Tod eine der einflussreichsten Persönlichkeiten war (Gschliesser 1938; NDB 9, 287–288).

Apparatus quaestionum

Vermutlich während seiner Zeit als Vizekanzler in Innsbruck verfasste Hocher eine Sammlung von insgesamt 355 juristischen Problemen, in der auch seine gleichzeitige Anwaltstätigkeit in Bozen ihren Niederschlag gefunden haben dürfte. Sie ist unter dem Titel *Apparatus quaestionum practicarum doctoris Hocheri cum decisioni-*

bus doctissimisque allegationibus clarissimi doctoris et consiliarii regiminalis Domini Christophori Frölichii a Frölichpurg („Sammlung praktischer Fragen von Doktor Hocher mit Entscheidungen und sehr gelehrten Ausführungen des hochberühmten Doktors und Regierungsrats Herrn Johann Christoph Fröhlich von Frölichburg") in der Hs. TLMF, FB 3681 enthalten. Anders, als der Titel erwarten lässt, scheint sich der Beitrag Fröhlichs (vgl. zu diesem hier S. 880–881) meist auf das Einfügen von Querverweisen und die Auflösung von Abkürzungen zu beschränken. Die einzelnen *quaestiones*, die keiner ersichtlichen Ordnung folgen, sind eher allgemein gehalten und befassen sich v.a. mit Erb-, Familien- und Kaufrecht. Bei ihrer Beantwortung orientiert sich Hocher am *ius commune*; in einem Anhang zitiert er die zahlreichen Autoren, die er jeweils zu Rate gezogen hat. Die folgenden zwei Beispiele (S. 68, 86) mögen den Stil des Werkes illustrieren:

> *Q(uaestio): An curator mulieris maiorennis teneatur de redditione* [Ergänzung von Fröhlich: *ratiocinii*]? – *R(esponsio): Quod non, nisi praeter qualitatem curatoris in se suscepisset aliquam administrationem, quia omnis administrator tenetur ad rationem reddendam administrationis suae.*

> F(rage): Ist der Sachwalter einer erwachsenen Frau dazu verpflichtet, [Rechenschaft] abzulegen? – A(ntwort): Nein, außer wenn er über seine Eigenschaft als Sachwalter hinaus noch irgendeine Art von Verwaltungstätigkeit übernommen hat, weil jeder Verwalter dazu verpflichtet ist, Rechenschaft abzulegen.

> *Q: (ad titulum 36) An iste titulus etiam comprehendat equites Sancti Johannis et Teutonicos? – R: Quod sic, quia quod semel ab ipsis acquisitum, manet in proprietate ordinis.*

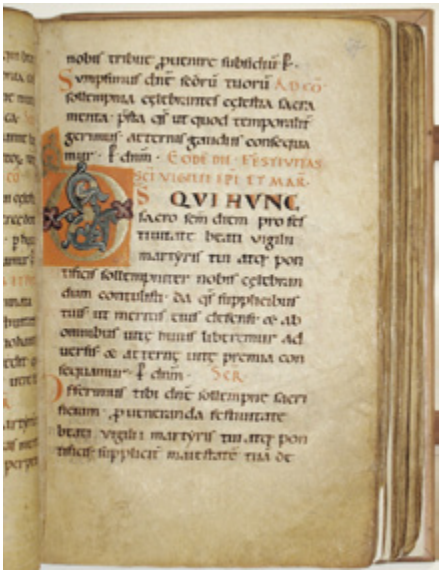
> F: (zu § 36 [des Tiroler Landrechts]) Bezieht sich dieser Paragraph auch auf die Malteserritter und die Deutschordensritter? – A: Ja, weil, was einmal von ihnen selbst erworben wurde, im Eigentum des Ordens verbleibt.

Rezeption

Wohl ebenso sehr aufgrund ihres berühmten Verfassers wie wegen ihres praktischen Nutzens erlangte die Sammlung einen gewissen Bekanntheitsgrad und wurde gerne kopiert und zu Rate gezogen. Wir kennen nicht weniger als sechs Abschriften unter verschiedenen Titeln sowie eine deutsche Übersetzung.[3]

3 Abschriften: TLMF, FB 3630 und W 954; TLA, 91; BCT, ms. 800, ms. 1637 und ms. 1680. Übersetzung: *Konsult über etliche Titul Tyrollischer Landes-Ordnung*, hs. Anlage zum Exemplar ULBT, 204.402 von Hans Leopold Ranzovius, *Commentatio academica de iure coniugum in bona*, Kiel 1714.

Farbtafel 1: Abbildung aus dem *Innicher Evangeliar,* der ältesten erhaltenen Tiroler Handschrift: der Evangelist Lukas



Farbtafel 2: *Sacramentarium Udalricianum*: Beginn des Abschnitts über den Feiertag des Trientner Patrons Vigilius.

Farbtafel 3: Rad der Fortuna aus den *Carmina Burana*.

Farbtafel 4: Leonhard von Görz und Paula Gonzaga (links unten) als Stifterpaar auf dem Fresko „Tod Mariens“ des Simon Taisten auf Schloss Bruck.

Farbtafel 5: Nicolaus Cusanus, Öl auf Leinwand, 2. Hälfte des 19. Jhs.

Farbtafel 7: Bernhard von Cles, Öl auf Leinwand, 2. Hälfte des 19. Jhs.

Farbtafel 6: Ausschnitt aus dem Pestregimen des Udalricus de Tridento.

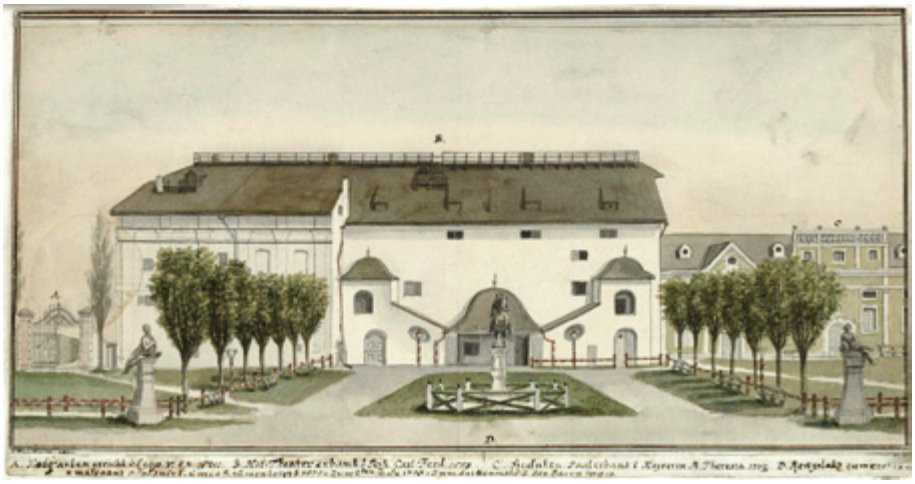
Farbtafel 8: Kenotaph Maximilian I. in der Innsbrucker Hofkirche.

Farbtafel 9: Ferdinand I. im Kreis der Kurfürsten, aus Georg Roner, *Austria carmine illustrata*, 1553.

Farbtafel 10: Wappen der Familie Geizkofler.

Farbtafel 11: Cristoforo Madruzzo, Öl auf Leinwand.

Farbtafel 12: Horoskop des Cyprianus Leovitius für Erzherzog Ferdinand II.



Farbtafel 14: Ansicht des ehemaligen Hoftheaters Erzherzog Ferdinand Karls (Joseph Leopold Strickner, 1801).

NOMINA. 113

MESPILVS vulgaris, Græcis [illegible] Arabibus, *Zaroz zaroz, & Azarol.* Italis, *Nespole.* Germanis, *Nespel.* Hispanis, *Nesperas.* Gallis, *Nesples.*

MESPILVS VULGARIS.

FORMA.

Folijs est mali, sed minoribus: flores fert albicantes, Coronoq; mali armatos: fructum rotundum, latiore umbilico, quinque acutis processibus coronato. *Matt.*

LOCVS.

Habetur in vineis, hortis, & sepibus.

QVALITATES.

Fructus acerbi admodum sunt, & frenno constringentes, multò fortius quàm sorba. *Gal. 8. de simp. fac.*

VIRES.

Adstringunt vehementer, alvum fluentem cohibent. ¶ Sicca folia in pulverem aspersa, recentia vulnera glutinant, & sanguinis profluvium sistunt. *Dioscor. Matt.* Danatur vtiliter sanguinem reticientibus. Mespilorum offucula in pulverem contrita, renum calculos valenter pellunt, vbi cochlearis mensura ex vino, in quo vulgatis Petroselini radices decoctæ fuerint, exhibentur.

I iij

Farbtafel 13: Beschreibung des Mispelstrauchs in Pietro Andrea Mattiolis *Compendium de plantis omnibus*, Venedig 1571.

Farbtafel 15: Johann Paul Hocher (Brixner Maler, 1660).

Farbtafel 16: Mariahilfbild des Lucas Cranach d.Ä. im Dom zu St. Jakob in Innsbruck.

Farbtafel 18: Leopold von Spaur, Öl auf Leinwand, 18. Jh.

Farbtafel 19: Josef Freiherr von Sperges (Gemälde von Johann Baptist Lampi d.Ä., 1784).

Farbtafel 20: Ignaz von Spaur, Öl auf Leinwand, 18. Jh.

Farbtafel 17: Der Prophet Daniel, aus der anonymen *Aquila Tyrolensis*.

Farbtafel 21: Der Kirchturm von Alt-Graun im Vinschgauer Reschenstausee.

Farbtafel 22: Simon Aichner (Gemälde von Thomas Walch, 1895, Öl auf Leinwand).

Farbtafel 23: Maria von Mörl (Gemälde von Friedrich Wasmann [?], um 1860).

Farbtafel 24: Russula elegans Bres(adola) aus den *Fungi Tridentini* des Giacomo Bresadola

Die vorliegende Geschichte der lateinischen Literatur im historischen Tirol stellt den ersten Versuch dar, das lateinische Schrifttum einer Region von den Anfängen bis zur Gegenwart vollständig zu erfassen und aufzuarbeiten. Neben Belletristik werden auch wissenschaftliche Werke sowie Gebrauchstexte aller Art behandelt. Sämtliche lateinische Textbeispiele sind übersetzt. Das Werk ist dadurch für Vertreter zahlreicher historischer Disziplinen von Interesse.

ISBN 978-3-205-78868-3 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM